

DIE TEHUELICHE

EIN ETHNOHISTORISCHER BEITRAG
ZU EINER JAHRHUNDERTELANGEN NICHT-BEGEGNUNG

DISSERTATION

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
an der Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften
der Universität Wien

eingereicht von
Christine Papp

Wien, Juni 2002

ÜBERBLICK

VORWORT	2
EINLEITUNG	3
PATAGONIER – TEHUELCHER	15
QUELLENLAGE	43
SPRACHE	60
HISTORIE – Begegnungen und Nicht-Begegnungen	75
ÄUSSERES ERSCHEINUNGSBILD	242
SUBSISTENZ	292
SOZIOÖKONOMISCHES GEFÜGE	369
SOZIOPOLITISCHES GEFÜGE	454
ZUSAMMENFASSUNG	554
LITERATURVERZEICHNIS	559
RESUMEN	574
SUMMARY	576
LEBENS LAUF	578
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	579
INHALTSVERZEICHNIS	580

VORWORT

„Ich bin zu Fuß und zu Pferd gereist, und habe dabei, unserem Brauch folgend, fast täglich den Aufenthaltsort gewechselt; ich habe den Lastwagen und das Auto kennengelernt – solange mein Mann einen Lastwagen gehabt hat; ich bin mit dem Dampfschiff von Comodoro nach Madryn gefahren und mit dem Zug von Madryn bis Trelew. Nun möchte ich nicht sterben, ohne vorher mit dem Flugzeug geflogen zu sein.“¹ Diesen Wunsch äußerte die hochbetagte Doña Agustina Kéltchamn immer wieder. Sie war eine der letzten Repräsentantinnen der Tehuelche. In ihrer Kindheit hatte sie noch den traditionellen Nomadismus erlebt, danach die massenweise Vernichtung der Indianer im „Wüstenfeldzug“ von 1879 –1883, in der Folge den Zwang zur Sesshaftigkeit. Trotz dieser Schicksalsschläge war sie nicht verbittert, sondern nahm ungebrochen am Leben teil.

Ich bewundere diese Einstellung zum Leben, die Flexibilität und Weisheit, die dahinter steht und finde es schade, dass das Interesse an diesen Indianern so spät erwacht ist. Bei der Literatursuche stellte sich nämlich sehr bald heraus, dass es zwar eine lange Liste von Quellen gibt, die beobachtenden Autoren sich aber mit der Beschreibung einiger auffälliger Merkmale wie z.B. der Größe begnügten.

Es bleiben auf Grund der Quellenlage weiterhin viele Fragen offen, obwohl ich versucht habe, möglichst alle für dieses Thema zur Verfügung stehende Literatur zu bekommen. In den letzten Jahren sind einige Bearbeitungen zur argentinischen Geschichte erschienen, die zwar manche Unklarheiten erhellen und ein geschlosseneres, aber noch immer nicht ganz befriedigendes Bild ermöglichen.

Die Anregung zu diesem interessanten Thema habe ich Herrn Univ. Prof. Dr. Karl Wernhart zu verdanken. Ihm und allen, die mir bei dieser Arbeit hilfreich zur Seite

¹ Eigene Übersetzung. „He caminado a pie y a caballo, [...] mudando de paradero casi todos los días, siguiendo la costumbre nuestra antigua; he conocido el camión y el automóvil – hasta mi marido ha tenido camión – ; he andado en barco a vapor desde Comodoro hasta Madryn y en tren desde Madryn hasta Trelew. Ahora no quisiera morir sin andar en aeroplano.“ (Escalada 1949:300)

standen, möchte ich an dieser Stelle herzlich danken: Mag. Angel Borda Zugasti, Helga Holzinger, Dr. Elke Mader, Dr. Erika Neuber, Dr. Ervin Papp, Dr. Traude Pillai-Vetschera, Dr. Gabriela Rasuli-Paletschek, Dr. Karl Schweitzer, Rudolf Voit und Clara Zaunscherb.

EINLEITUNG

„Die Patagonier, die Leute mit den langen Füßen, sind groß, stämmig und schwer und haben große Köpfe.“ – „Pu patagón, fúta namun, fúta witrún; faneche ka fúta lonko.“¹, beschrieb Martín Collió Huaiquillaf, ein araukanischer Indianer 1941 das Aussehen der in Patagonien lebenden Indianer.

Die langen Füße waren ausschlaggebend für den Namen des Landes und seiner Ureinwohner. Deren Angewohnheit, ihre großen, kräftigen Körper in Felle zu hüllen, trug dazu bei, dass die bis zu 2m großen Menschen noch größer wirkten als sie tatsächlich waren. Ihr rasches und für ihre Beobachter plötzliches und überraschendes Verschwinden samt ihren „Hütten“ trug neben ihrem Aussehen zu Legendenbildungen bei. Pigafetta beschrieb sie als „Riesen“. Das passte zu den Vorstellungen der europäischen Leser, die sich die überseeische Welt von Monstren und Fabelwesen bevölkert dachten.

„Auch in den wissenschaftlichen Debatten der Zeit nahmen insbesondere jene Zwitterbildungen und halb menschlichen Lebewesen breiten Raum ein, über deren Existenz von den Reisenden immer wieder Belege erbracht worden waren und die von den Naturhistorikern und Philosophen als die noch fehlenden Zwischenglieder zwischen Tier- und Menschenreich in der ‚großen Kette des Seins‘, dem in sich harmonischen, lückenlosen und kontinuierlich abgestuften göttlichen Schöpfungsplan, angesehen werden konnten. Zu dieser Klasse der Halbmenschen, für die Linné in seinem Klassifikationsschema der Arten die Kategorien des *homo sapiens ferus* und *monstruosus* freigelassen hatte, zählten neben den ‚Waldmenschen‘ Javas und den Zwergen Innerafrikas auch die Riesen Patagoniens, über deren erstaunliche körperliche Ausmaße schon Pigafetta, der Chronist der ersten Reise um die Welt, berichtet hatte, und dessen Angaben selbst noch von Byron, dem Kapitän eines britischen Schiffes, das um 1764 die feuerländische Küste befuhr, bestätigt wurden.“ (Kohl 1983:9)

Byron brachte zum Beweis sogar „Riesenknochen“ mit, die sich bei genauer Überprüfung jedoch als Elefantenknochen herausstellten. (Rawson 2001:345, Fußnote 182) Zu dieser Zeit, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, änderte sich bereits die Auffassung über die Menschen des amerikanischen Kontinents. Die Monster waren literarisch zu „Wilden“ mutiert, solange sie allerdings mit den Völkern des Altertums verglichen wurden, war das laut Kohl keineswegs eine

¹ In: Brand 1941:40. Ein Auszug aus dem Text folgt auf der nächsten Seite.

Herabsetzung. Der Franzose Buffon sah die Wilden als Vertreter für das „zeitlich früheste Stadium der Gattungsgeschichte“ an, gekennzeichnet „durch ihre soziale und physische Undifferenziertheit“. (Kohl 1983:148f.) Bougainville bewunderte in den „hochgewachsenen Patagoniern den Grad an physischer Vollkommenheit [...], den nur ein im reinen Naturzustand lebendes und sich selbst überlassenes Volk zu erreichen imstande sei“. (Kohl 1983:207)

Dass die Tehuelche damals trotzdem nicht als vollwertige Menschen angesehen wurden, zeichnet sich in den Berichten der Jesuiten ab. Sie wurden gerufen, um die Indianer zu missionieren und zur Sesshaftigkeit zu bringen. Dass diese beiden Intentionen widerstanden, war mit ein Grund, dass die bislang als „gute Wilde“ angesehenen zu „bösen Wilden“ wurden. Da damit die humane Gleichwertigkeit in Frage gestellt war, war der moralische Anspruch faktisch minimiert und setzte die Skrupellosigkeit für die Verfolgung und letztlich Vernichtung frei. Gegen „böse Wilde“ oder gar rohe, ungehauene „Primitive“ konnte man ungehemmt vorgehen.

Diese Einstellung bestimmte in der Folge die Vorgangsweise gegen die Indianer. Allein die Wahrnehmung der fremden Kultur ist „wesentlich durch den begrenzten Erfahrungshorizont der eigenen Kultur bestimmt“ und es stellt sich die zentrale Frage, „ob eine von Eurozentrismen freie Betrachtung fremder Kulturen grundsätzlich möglich ist“. (Kohl 1987:4,5) Des Weiteren betonte Kohl die unvermeidliche Selektivität des „ethnographischen Blicks“.

„Er vermag immer nur einen bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit der fremden Kultur wahrzunehmen. Gelenkt wird das ethnographische Auge von individuellen Erfahrungen und Wunschvorstellungen ebenso wie von den einem historischen Wandel unterworfenen kollektiven Erfahrungsstrukturen und Konflikten der eigenen Gesellschaft. Ethnologen sind zwar oft auf der Suche nach dem Anderen unserer Kultur; doch selten sind sie in der Lage, die Andersartigkeit des Anderen in seinem ganzen Ausmaß zu erfassen und auch sprachlich wiederzugeben.“ (Kohl 1987:4)

Wenn schon ausgebildete Ethnologen mit ihrer Bewusstseinslage vor diesem Problem stehen, um wieviel mehr treffen jene Zweifel des objektiven Blicks auf die früheren Reisenden zu. Sie nahmen das Auffallendste, von der eigenen Kultur stark Abweichende wahr und betonten es in ihren Beschreibungen, ihnen nicht wichtig Erscheinendes ließen sie weg. So musste in mehrfacher Hinsicht ein

verzerrtes Bild der patagonischen Kultur entstehen. „Was sie an einer fremden Kultur wahrnahmen, war wesentlich durch den begrenzten Erfahrungshorizont der eigenen Kultur bestimmt.“ (Kohl 1987:4)

Die ersten Seereisenden fanden in Patagonien eine Jäger und Sammlerkultur vor, deren Hauptressourcen Guanako und Strauß waren, und zwar nicht nur für die Nahrung, sondern auch für Bekleidung und Behausung. Ursprünglich hatten die Patagonier die autonome Kontrolle über ihre Kultur (Art der Jagd, Nahrungszubereitung, Form der Zelte, Bekleidung, Bemalung, Haartracht, das wirtschaftliche, soziale und religiöse Gefüge). Bonfil Batalla spricht in diesem Zusammenhang von der „control cultural“. Er spricht weiters von der „**cultura autónoma**“. „La unidad social (el grupo) toma las decisiones sobre elementos culturales que son propios porque los produce o porque los **c o n s e r v a c o m o p a t r i m o n i o p r e e x i s t e n t e**.“ (Bonfil Batalla 1987:28) Es ist anzunehmen, dass die Kulturform der Tehuelche sich vor den einschneidenden Veränderungen in einer ausgewogenen Kontrolle befand.

Die gewollte und nicht von außen aufgezwungene Aneignung fremder Kulturelemente nennt Bonfil Batalla „**cultura apropiada**“ (ebd.). Im Falle der Tehuelche ist hier an erster Stelle die Nutzung des Pferdes¹ zu nennen, mit dessen Hilfe sich bei den Indianern ein starker Kulturwandel vollzog.

- Sie wurden mobiler, vergrößerten ihre Zelte und kamen durch Tauschhandel auch zu kulturfremden Artikeln wie Silber oder Perlen, die sie in eigenständiger Weise für die Schmückung ihrer Körper und ihrer Gegenstände verwendeten.
- Durch interethnische Kontakte übernahmen sie Kulturelemente der Araukaner, wie z.B. das Herstellen von gewebten Bändern, das 1833 vom Missionar Coan bei den Aónikenk beobachtet wurde.

Die „grundlegende Erkenntnis, daß die Kulturkonstanz nicht anzunehmen, sondern anhand historisch-konkreter Fakten in diachronischer Folge, also in

¹ Martinic (1995:73) spricht sogar von einer „Cultura del Caballo“.

Quellensequenz unter Zeit- und Raumbezug, zu erarbeiten ist, zeigt uns folgendes:

Das Verharren bzw. Nichtverändern von Kulturformen stellt eine spezielle historische Situation dar;

in logischer Konsequenz darf auch die Dynamik, also der ‚Wandel‘ nicht angenommen, sondern muß ebenso anhand historischer Abfolge von Daten bewiesen werden;

‚Konstanz‘ und ‚Wandel‘ stehen synonym für den Geschichtsansatz und –prozeß, der für die Sozial- und Kulturanthropologie von grundlegender Bedeutung ist. Dieser kann nun – wie einleitend festgehalten –entweder in einem methodisch enger ausgerichteten Konzept (z.B. Ethnohistorie und Kulturgeschichte) oder in einem evolutiven weiteren Ansatz zur Rekonstruktion und Interpretation historischer Abläufe herangezogen werden.“ (Wernhart 1993:13f.)

Bonfil Batalla führt weiters noch den Begriff der „**cultura impuesta**“ ein. Hier handelt es sich um von anderen Gruppen aufgezwungene Kulturelemente. Nach dem Wüstenfeldzug 1878 - 1883, bei dem ein Großteil der argentinischen Indianer beseitigt wurde, verloren die verbliebenen Indianer in rascher Folge ihre Identität und dazu die „control cultural“. Den Tehuelchen wurden Land und Ressourcen entzogen, sie wurden nach und nach zur Sesshaftigkeit gezwungen, Christianisierung und Anpassung an die Zivilisation wurden von ihnen gefordert. Statt in Freiheit der Jagd nachzugehen, mussten sie sich als Viehhirten verdingen.

Bei den Patagoniern handelt es sich laut Escalada um den sogenannten „Tehuelche-Komplex“. Er versteht darunter im wesentlichen die Südtehuelche oder Aónikenk, die Nordtehuelche oder Gününa Küne und die Feuerländer oder Ona bzw. Selk’nam. Meine Arbeit handelt von den beiden erstgenannten Ethnien. (Auf die hervorragende Monographie Martin Gusindes über die Selk’nam muss gerade in Wien nicht extra hingewiesen werden.) Aónikenk und Gününa Küne unterschieden sich in der materiellen Kultur kaum, die soziale und spirituelle Kultur sind bei beiden Gruppen viel zu wenig belegt. An dieser Stelle ist festzustellen, dass den Aónikenk am meisten Aufmerksamkeit gewidmet wurde, vor allem durch die genaue Darstellung George Musters’. Die Gününa Küne gingen eher im Zusammenhang mit ihren Überfällen auf weiße Siedlungen in die Geschichte ein, als von ihrer Lebensweise berichtet wurde.

Überfälle übten die Tehuelche ab jenem Zeitpunkt auf die spanischen Siedlungen aus, als die Anzahl der wilden Pferde nicht mehr so frei zur Verfügung stand. Die

Günuna Küne und auch die Araukaner, die von der anderen Seite der Kordillere kamen, waren es durch längere Zeit gewohnt, sich der verwilderten Pferde in den Sierran Tandil und Volcan zu bedienen. Sie nützten die Pferde nicht nur als Transportmittel und zum Verkauf, sondern das Fleisch der Tiere bereicherte häufig auch ihren Speisezettel. Als die Kolonisatoren sich ebenfalls der wilden Pferde bedienten und den Indianern den Tauschhandel verweigerten, kam es zu den von den Spaniern sehr gefürchteten „Malones“ genannten Überfällen. Immer häufiger kam es zu Konflikten um die verknüpften Ressourcen. Aus kulturökologischer Sicht erklären sich die Überfälle als „Bevölkerungs- und Ressourcendruck“, der zu Krieg führt, „und es ist die adaptive Funktion des Kriegs, die aus dem Gleichgewicht geratene Mensch-Umwelt-Relation wieder herzustellen.“ (Orywal 1996:15)

Die aus dem Gleichgewicht geratene Relation konnte nicht wieder hergestellt werden. Die Konflikte nahmen zu. Der aufstrebende, argentinische Staat wollte das Land nutzbar machen, dazu musste man es aber zuerst „den eingeborenen Amerikanern, die es besiedelten, wegnehmen und dann in lukrativen Grundbesitz umwandeln.“ (Wolf 1986:21) Die Jäger und Sammler nutzten das Land sowieso „schlecht“ und brauchten große Landstriche. Die gegensätzlichen Kulturvorstellungen können im Sinne der Pluralismus-Hypothese auch als Kriegsursache angesehen werden. „Je größer die kulturellen Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen innerhalb eines Staates, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit inter-ethnischer Konflikte.“ (Orywal 1996:32)

Die Tehuelche hatten nicht nur mit Kolonisatoren, Reisenden und Missionaren interethnische Kontakte, sondern auch mit den ursprünglich im Westen der Anden beheimateten Araukanern und hier besonders mit den südlich angesiedelten Huillichen, einfachen Ackerbauern. Diese bildeten mit den in Neuquen beheimateten Indianern ein Hybrid, die Pehuenche, bei denen sich sprachlich das Araukanische durchsetzte, in der materiellen Kultur aber die jägerische Lebensweise den Vorrang einnahm.

„Hybridisierung steht immer in Zusammenhang mit einer Umgestaltung und einer neuen Definition von kultureller Identität. Das Verhältnis zwischen dem Eigenen und dem Fremden wird dabei von verschiedenen Faktoren bestimmt: Bei seiner

Analyse muß der asymmetrische Charakter der Beziehungen, die oft Teil eines Herrschaftsverhältnisses bilden, in Betracht gezogen werden, aber auch die aktive Rolle aller Beteiligten bei der Gestaltung und Instrumentalisierung kultureller Verflechtungen.“ (Mader 2001:14)

Kulturkontakte der Tehuelche konnten bis in prähistorische Zeiten nachgewiesen werden, sie konnten also zu keiner Zeit als ein „in sich geschlossenes und streng umgrenztes System“ aufgefasst werden, „das sich von anderen, ebenso abgezielten Systemen abhebt“. (Wolf 1986:18) Kulturkontakte gab es

- mit den mit ihnen verwandten prähistorischen Selk'nam, von denen sie durch Klimaveränderung getrennt wurden.
- in verringertem Maß zwischen Aónikenk und Alakaluf.
- wahrscheinlich zu den Araukanern in Richtung Norden, wie die Quechua-Zahlen bei den Aónikenk beweisen.
- in weit größerem Maß zwischen den Gününa Küne und den Araukanern. Das wird am deutlichsten bei der Verbreitung des Pferdes. Das Pferd wurde angeblich durch die Araukaner verbreitet, aber die Ressourcen lagen im Osten in den Sierras Tandil und Volcan. Die Zeit, in der die Gününa Küne sich der Pferde „bemächtigten“, ist nicht dokumentiert. Für die Kolonisten waren erst die berittenen Indianer von Interesse. Die Periode, in der durch das Pferd der kulturelle Wandel erfolgte, ist nicht dokumentiert. Die Aónikenk erwarben Pferde sicher öfter durch Tausch, raubten aber auch in der Sierra (Hinweis durch die Jesuiten), was Fehden zur Folge hatte.
- in zunehmendem Maße nach der Konquista mit den Europäern durch Handel (Pfeifen, Silberschmuck, Ponchos, Alkohol¹). Der Tauschhandel von Guanakos (Felle, Quillangos,...) führte zu einer gesteigerten Verringerung der Guanakovorkommen. Frauen, die aus den Fellen der Tiere die „Quillangos“ – traditionelle Fellumhänge herstellten, wurden laut Martinic (1997:124) derart in den Herstellungsprozess eingespannt, dass man von Vorformen der Lohnarbeit sprechen könnte. Auf jeden Fall lief die Verbindung über einen „ungleichen Tausch“ (Wolf 1986:44), denn die Aónikenk nahmen viele

¹ Martinic (1995:101) spricht von einer „Cultura del Alcohol“.

Elemente der Siedler in ihre Kultur auf, während umgekehrt kaum Interesse bestand.

Die erheblichen Kulturunterschiede und Weltbilder zwischen den Indigenen und Europäern lassen das Bild einer Nicht-Begegnung trotz zahlreicher realer Begegnungen zu. Zwei Vorstellungswelten prallten aufeinander.

Beim Symposium: Literatur und Migration: Indien. schilderte der Inder Pravu Mazumdar am 7. November 2001 die bei Mircea Eliade dargestellte „Nicht-Begegnung“ zweier Gruppen: der indianischen Tupí-Guraraní und der spanischen Conquistadoren. Beide suchten das gelobte Land. Die Tupí-Guraraní waren auf der spirituellen Suche nach einem Land ohne Leid, die Conquistadoren befanden sich auf der Suche nach einem materiellen Paradies, einer unerschöpflichen Goldquelle, dem El Dorado. Keine der beiden Gruppen verstand die Motive der anderen; die Indianer verstanden nicht, dass man den Wert des Goldes so hoch einschätzen konnte, die Weißen waren überzeugt, dass die Indianer einem unerfüllbaren Traum nachliefen. Dieses Zusammentreffen der beiden unterschiedlichen Gruppen endete in einem gegenseitigen Nichtverstehen, einer „Nicht-Begegnung“.

Solche „Nicht-Begegnungen“ fanden im Laufe der Jahrhunderte zwischen Tehuelchen und Christen immer wieder statt. Beispiele:

- Im 18. Jahrhundert wollten die Jesuiten die Indianer missionieren, die Aónikenk regten sie sogar zur Gründung einer Mission an. Das Interesse der Indianer hatte seinen Grund darin, dass sie im Schutz der Priester sozusagen im geschützten Ambiente handeln konnten.
- Im 19. Jahrhundert ersuchte der Kazike Casimiro den Salesianer Borgatello, seine Söhne im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Seine Intention war, den Söhnen im Umgang und Handel mit der weißen Bevölkerung bessere Zukunftsaussichten zu sichern. Für den Missionar war die Sprache eine Krücke zur Vermittlung der einzig wahren Religion.
- Nur 15 Jahre nach der ersten Begegnung (Magellan) wurde 1535 von den Europäern Buenos Aires gegründet. Bei dieser Gelegenheit wurden Infektions-

krankheiten eingeschleppt, denen, Schätzungen zufolge zwei Drittel der Indianer zum Opfer fielen.

- Die Migrationswellen im 19. Jahrhundert von Europa nach Übersee, wobei bis etwa 1900 das Hauptziel Südamerika war, nahmen in erschreckend hohem Maße zu.

„In den siebziger Jahren schwoll der Strom der Daueremigranten auf 360 000 Menschen an, von ihnen gingen bereits etwa 12 000 nach Argentinien und Brasilien. Zwischen 1881 und 1901 stieg dann die Zahl der Daueremigranten um das Sechsfache auf mehr als 2 Millionen Menschen. Insgesamt haben zwischen 1861 und 1911 mehr als 4 Millionen Italiener ihrem Land für immer den Rücken gekehrt. [...] Zwischen 1880 und 1899 war ihr Hauptziel Südamerika. Nach Brasilien und Argentinien zog es dreimal so viel Menschen wie in die Vereinigten Staaten.“ (Wolf 1986:513)

- Die zeitweisen Rachezüge „Malones“ der Tehuelche waren von den weißen Siedlern gefürchtet. Hatten die Indianer die Eindringlinge zunächst noch vorwiegend mehr mit Neugier und Interesse verfolgt, wurde ihnen nach und nach bewusst, dass sie nicht mehr frei über ihr Land verfügen konnten, sondern ihr Lebensraum von Generation zu Generation eingeeignet und beschränkt wurde.
- Andererseits führten diese gefürchteten „Malones“ zu mörderischen Vorgehensweisen des technisch weit überlegenen argentinischen Militärs, was letztlich zur Auslöschung der Tehuelche führte.

Ausgehend von Hirschbergs ethnohistorischem Ansatz, historische Dokumente chronologisch zu verknüpfen, habe ich versucht, an Stellen, wo es die Quellenlage erlaubte, diesen Ansatz im Sinne Wernharts durch Vermittlung von Strukturen und durch Fokussierung auf soziales Handeln zu erweitern.

So wird in den jeweiligen Kapiteln „Äußeres Erscheinungsbild“, „Subsistenz“, „Sozioökonomisches Gefüge“ und „Soziopolitisches Gefüge“ versucht, einen historischen Bogen über jeweilige Veränderungen im materiellen und sozialen Handeln zu spannen und dem sich jeweils daraus ergebenden Strukturwandel in sozioökonomischer Hinsicht Rechnung zu tragen.

- Äußeres Erscheinungsbild: Gesichtsbemalung, Haartracht, Kleidung, Schmuck,...
- Subsistenz: Änderungen bei der Jagdmethode, bei den Waffen, bei der Ernährung
- Sozioökonomisches Gefüge: Jagdmethode, Nomadismus, Größe der Zelte, Werkzeuge, Geräte, Behälter, Art des Handels,...
- Soziopolitisches Gefüge: Änderungen bei Ritualen und Zeremonien, Änderungen bei Spiel und Sport, Änderungen im Familiengefüge nach dem Wüstenfeldzug

Die Einbeziehung der anderen Ethnien im gleichen Raum war mir ein Anliegen, um kulturelle und soziale Verflechtungen deutlich zu machen. Obwohl meine ethnohistorische Arbeit hauptsächlich den Tehuelche gewidmet ist, ist eine ethnohistorische Betrachtungsweise ohne den Blick über die Ethnie der Tehuelche hinauszuerwerfen, meiner Meinung nach (auch im Sinne Wernharts) nicht möglich.

„Von einem Ganzen kann nicht gesprochen werden, da das Ethnos keine abgeschlossene Einheit darstellt, sondern mit anderen Gruppen (auch Ethnien) in Kontakt steht. Deshalb wurde es auch von uns als Rahmenbegriff charakterisiert. Eine solche Einheit zeigt ein inneres funktionales und struktureles Gefüge, das aber zugleich, da die Gruppe in einem interethnischen Gefüge verankert ist, solche funktionalen wie strukturalen Beziehungen nach außen bzw. zu anderen Ethnien unterhält.“ (Wernhart 1998:86)

Ein allgemeiner historischer Überblick wird im Kapitel „Historie – Begegnungen und Nicht-Begegnungen“ abgehandelt, wobei bei allen Teilgebieten darauf geachtet wurde, das Kontinuum zu wahren. Bei allen Ethnochanges fand ein Nord-Süd Gefälle statt. Von den Araukanern und von den Spaniern/Argentiniern griffen immer zuerst die nördlichen Tehuelche, die Gününa Küne gewisse Aspekte auf, die einige Zeit später auch bei den südlichen, den Aónikenk anzutreffen waren.

Da es sich teilweise um langfristige prozessuale kulturelle Verflechtungen und Veränderungen handelte, wird eine epochale Einteilung, wie Cooper sie vornahm, den historischen Gegebenheiten nicht gerecht. Zweifellos gibt es im Laufe der

Geschichte der Tehuelche radikale Einschnitte, deren Auswirkungen sich nur schlecht in Perioden fassen lassen.

Cooper teilte in seinem Überblick über die „Patagonian and Pampean Hunters“ die Geschichte von 1520 bis 1946 in drei Epochen:

1. die frühe Periode von 1520 – ca. 1725,
2. die spätere Periode von 1725 – 1883 und
3. die rezente Periode von 1883 – heute [d.h. bis 1946].

Es ist Cooper zu verdanken, dass er versuchte, die verschiedenen Ethnien und ihre Bezeichnungen geographisch anzusiedeln und sie zu differenzieren. Hinzu kommt, dass seit der Veröffentlichung 1946 der Begriff des Ethnos vielfach abgewandelt wurde. Es liegt bis heute keine einheitliche Definition zum zentralen Ethnosbegriff vor. Orywals Definition ethnischer Gruppen halte ich für eine gute Basis.

„Ethnische Gruppen sind generationsübergreifende Lebensgemeinschaften, die aufgrund von selbst-, aber auch fremdzugeschriebenen Traditionen ein sie von anderen gleichen Lebensgemeinschaften unterscheidendes Selbstverständnis aufweisen.“(Orywal 1996:34)

Der Ausdruck „generationsübergreifende Lebensgemeinschaften“ impliziert sowohl die soziale Einheit, „die sich durch gleiche kulturelle Äußerungen zu einer Wir-Gruppe bekennt“, (Wernhart 1974:639 in 1999:86) als auch die historische Dimension.

Das sich von anderen „unterscheidende Selbstverständnis“ der Ethnien wird auch bei Stiglmayr (1970:100 in Wernhart 1998:86) angesprochen. Ethnos ist „eine Person, Schar oder Gruppe, die sich durch Zueigengemachtem von anderen unterscheidet“.

Die von Orywal als „selbst- bzw. fremdzugeschriebenen Traditionen“, die eine Ethnie auszeichnen, wird auch von Filitz, Gingrich und Rasuly-Paleczek mit dem folgenden Zitat angesprochen:

„Kultur und kulturelle Identität verstehen und erklären heißt, sich auf Dialog einzulassen. Dies ist ein Dialog zwischen Verschiedenem, zwischen der Außensicht der jeweils Fremden und der Innensicht der jeweils Betroffenen, und diese Positionen oszillieren kontinuierlich im dialogischen Prozeß.“ (Filitz, Gingrich, Rasuly-Paleczek 1993:III)

In der mir zur Verfügung gestandenen Literatur wurden oftmals Bezeichnungen von Ethnien und deren geographischen Positionen verwirrend angewandt. Aus diesem Grund setze ich das Kapitel „Patagonier-Tehuelche“ an den Beginn meiner Arbeit, gefolgt von der Auseinandersetzung mit den Quellen und der Sprache. Danach stelle ich den historischen Ablauf dar, der vor 1520 völlig im dunkeln liegt und erst ab diesem Zeitpunkt aus dem Blickwinkel der Europäer – es liegt nur schriftliches Belegmaterial von Europäern vor – verfolgt wird.

Im ethnographischen Teil gehe ich zunächst auf Aussehen und Lebensweise, und dann auf Subsistenz, sozioökonomische und soziopolitische Strukturen – unter besonderer Berücksichtigung des genders – ein.

Die besonders schlechte Quellenlage, was Religion, Schamanen und Mythen anbelangt, hat mich veranlasst, mich nicht näher mit diesen Kapiteln zu beschäftigen, zumal dieser Bereich in Abhandlungen anderer besser beschriebener und besser belegter indianischer Ethnien vorliegt.

Am Rande ist noch zu vermerken, dass ich bei meiner Arbeit wegen der Tatsache, dass die Tehuelche durch Ethnozid, Genozid und Ökozid zugrunde gingen, dem Imperfekt gegenüber dem historischen Präsens den Vorzug gab.¹

Es ging mir auch in der Hauptsache darum, den geschichtlichen Prozess darzustellen, um Ursachen und Wirkung von „politischen, rechtlichen, sozialen und kulturellen Beziehungen Rechnung zu tragen“. (Wernhart 1986:61 in 1998:24)

¹ Bei Zitaten von Musters habe ich mitunter die Rechtschreibung der besseren Lesbarkeit wegen an die Orthographie unserer Zeit angepasst.

PATAGONIER – TEHUELICHE

Patagonier war die erste Bezeichnung für die Tehuelche und Patagonien heißt heute das Land, in dem sie angetroffen wurden. Für das Zustandekommen dieses Namens gibt es mehrere Deutungen:

1. Patagonier: „Patagonians“ (=Menschen mit großen Füßen), „because of the awkward appearance of the feet in such coverings, which were stuffed with straw for greater warmth“. Pigafetta (1520/1906:227)
2. Wesentlich später fand Spegazzini (1884:222) eine zweite Deutung. Die Autochthonen nannten das Land *Aóniken-héuten* und riefen den ersten Besuchern sicher zu: „Pátak aóniken“, das heißt: „Wir sind 100 Aóniken.“
3. Bald danach kam Ramon Lista zu dem Schluss, das Wort Patagonien stamme von dem Quechua-Wort „pátak“, das soviel wie „centuria“, 100 bedeutet. Die Tehuelche sollen in San Julián zu Magellan gesagt haben „somos muchos, somos una centuria“. (Lista 1894:68)

Die Ansichten Spegazzinis und Listas erachte ich als weit hergeholt und die Quellenlage spricht für Pigafettas Version.

Patagonien und die Pampa: Geographie und Wirtschaft – Ausblick auf die heutige Situation.

Unter Patagonien ist heute der südlich des Rio Colorado gelegene Teil Argentiniens und Chiles zu verstehen. Es handelt sich um zwei Großlandschaften: West- und Ost-Patagonien. Mit West-Patagonien ist die patagonische Kordillere zu verstehen, die zum größten Teil zu Chile gehört, während das im Osten vorgelagerte Tafel- und Schichtstufenland als Ost-Patagonien bezeichnet wird. Ost-Patagonien gehört, von einem kleinen, an der Magellanstraße gelegenen Gebiet abgesehen, zu Argentinien. Da Ost-Patagonien im Regenschatten der Anden liegt, ist es Trockengebiet, in dem nur niedrige Sträucher, Büschelgräser und im Süden Polsterpflanzen wachsen. In den Tälern am Andenrand gibt es Buschwald, Kraut- und Sumpfwiesen. „Die urspr. Tierwelt ist trotz der Eingriffe des

Menschen noch artenreich, insbes. die Vogelwelt (Kondore, Strauße, Flamingos, Wildgänse, Möwen, sogar Sittiche und Kolibris).“ (Meyers, Bd.16, 1987:297f.) Die einst am weitesten verbreitete Tierart, die Guanakos, werden nicht erwähnt, vermutlich wegen ihres geringen Vorkommens.

Nördlich an Patagonien schließt die Pampa ein, die im Osten durch eine baumlose Graslandschaft und im Westen durch Dornstrauchvegetation gekennzeichnet ist bzw. war. Der von den Tehuelchen bewohnte Teil der Pampa reichte ungefähr bis Cordoba im Norden und bis zur Mündung des La Plata im Nordosten. (Cooper 1946:127)

Das ganze Gebiet bis zur Magellanstraße erstreckt sich über eine Länge von etwa 2500 km. Beide Landstriche sind durch häufig bis ständig wehende Winde gekennzeichnet, besonders Patagonien ist für seine heftigen Süd- und Südwestwinde bekannt.

Die Flüsse Patagoniens entwässern von den Anden in Richtung Osten zum Atlantik, aber nur wenige, wie Rio Colorado, Rio Negro, Rio Chubut, Rio Santa Cruz und Rio Gallegos erreichen den Ozean. Die anderen versickern in der östlichen Zone, die durch Steppe, Wüste und Salzseen gekennzeichnet ist. Eine Landreise entlang der patagonischen Küste stieß auf außerordentliche Schwierigkeiten.

„Sie verlangte nicht nur sichere Orientierung und gute Kenntnis der sehr spärlichen Wasserstellen, sondern auch große Fürsorge für die Füße der Tiere. Eine Verirrung, welche bei schlechtem Wetter leicht eintreffen konnte, hätte verhängnisvolle Folgen gehabt.“ (Ljungner 1959:169)

Diese Unfruchtbarkeit der Ostküste bewahrte die Tehuelche südlich des Rio Negro jahrhundertlang vor der Besiedlung durch europäische Bevölkerung.

Anders gestaltete sich die Situation im fruchtbareren Pampagebiet. Hier kam es schon bald zu kämpferischen Auseinandersetzungen zwischen der Urbevölkerung und den spanischen Eindringlingen, die sich durch Forts schützten. Ihre Grenze verlegten die Spanier immer weiter westwärts

„und schließlich entstanden zwei von Osten nach Westen verlaufende ‚Fronteras‘, die einen Verkehrskorridor absicherten. Der Weg vom La Plata zu den Städten am Andenrand, Mendoza, Cordoba, San Miguel de Tucumán und Santiago del Estero, war dadurch gesichert.“ (Czajka 1991:365)

Die Zahl von 186 Latifundien im Umkreis von Buenos Aires im Jahr 1774 vermehrte sich beträchtlich im Anschluß an die Befreiungskriege von 1810 - 1813, aber erst nach dem Wüstenfeldzug konnte ein ungehindertes Wachstum eintreten. Dieses Thema wird am Ende des soziopolitischen Teiles angerissen.

Schätzungen zur Zahl der Indianer:

Die Zahl der verstreut in Gruppen lebenden Jäger und Sammler, die in der Pampa und in Patagonien nomadisierten, wurden ab der Mitte des 18. Jahrhunderts geschätzt. Nur wenige Menschen bewohnten das große Gebiet, schon deshalb und aufgrund ihrer Lebensweise konnten sie die Landschaft nicht tiefgreifend beeinflussen. Nach der Konquista durch die Einführung der Pferde und Rinder und nach dem Wüstenfeldzug änderte sich das Bild radikal. Die Tabellen auf den beiden nächsten Seiten geben eher Aufschluss auf die Sichtweise der Beobachter als über die tatsächliche Zahl der Indianer. Wenn Barne, Muñiz und Lista nur die kampffähigen Männer zählten, spricht das einerseits für ihr Menschenbild und lässt andererseits Schlüsse auf ihre Einstellung gegenüber den Indianern zu.

In der Rubrik „genauere Angaben“ ist neben anderen Details zu ersehen, ob sich die angegebene Zahl auf eine Gruppe oder auf die gesamte Ethnie bezieht. Im allgemeinen wurde die gesamte Ethnie auf ungefähr 5 000 Individuen geschätzt, ab 1900 ist aber ein rapider Schwund zu verzeichnen. Schuld waren neben der Einschränkung der Gebiete der Patagonier die Verbreitung ansteckender Krankheiten wie Pocken und Masern. Auch von der bis dahin unbekanntem Lungenentzündung wurden die Indianer heimgesucht. In den Reservaten vermischten sich Südtehuelche mit Nordtehuelchen, beide mit Araukanern, oft aber auch mit Weißen, sodass Imbelloni nur mehr eine gute Handvoll reinblütiger

Jahr	Beobachter	geschätzte Zahl	genauere Angaben
1753	Barne (1836:21)	1 400 600	1 Gruppe bei San Julian kampffähige Männer
1764	Byron /1964:45)	500	1 Gruppe in der Magellanstraße
1780-83	A. Viedma (1837:79)	4 000	Zwischen Rio Negro und Santa Cruz
1785	Cordoba (1820:23)	300 – 400	Bahía Posesión in der Magellanstraße: nur Männer und Knaben, er sah keine Frauen
1826	Muñiz (1917:213) (1917:215)	4 000 2 000	kampffähige Patagonier kampffähige Pampas und Nordtehuelche
1833	Mac Douall (1833:151)	300 – 400	Gruppe bei San Gregorio
1829	D'Orbigny (1839-43:215)	10 000	ganz Patagonien
1833/34	Coan und Arms (1880:171)	700 – 1 000	Region Santa Cruz
1834	Fitz-Roy (1839:131, 133)	400	Erwachsene ohne Kinder einer Gruppe. Verhältnis Männer:Frauen ist 3:1
1849	Bourne (1853:35)	1 000	Region Santa Cruz
1852	Despard (1857:8)	6 000	Patagonien südlich des Rio Negro
1858	Schmid	450 – 500	Region Santa Cruz
1862	Cox (1863:166)	bis 600	Patagonien
1869	Musters (1873:197)	1 500	Patagonien südlich des Rio Negro

Jahr	Beobachter	geschätzte Zahl	genauere Angaben
1876	Lista (1879:75)	2 000 600	Patagonien kampffähige Männer
1879	Beerbohm (1880:84) (1880:203)	3 000 4 – 500	werden kaum erreicht (Region Santa Cruz) Orkes Gruppe bei Punta Arenas
1880	Dixie (1880:68)	800	nördlich und südlich des Santa Cruz
1894	Lista (1894:62)	500	nördlich und südlich des Santa Cruz
1896	Hatcher (1901:13)	5 000 mehr als 500	geschätzte Gesamtzahl für Patagonien von Hatcher gesehene Gruppen
1902	Prichard (1902:88)	einige 100	Region um Santa Cruz
1904/05	Vallentin (1906:8)	11 – 12 000 Ew.	Gesamteinwohnerzahl mit Kolonisten;
1903		8 755	davon 40 – 50 % Nomaden ohne feste Wohnsitze;
1901		4 536	suchen vor allem mit Schafen neue Weideplätze
1895		3 748	
1912	Censo Nacional (in Martinic 1995:140)	259	Reservat Camusu Aike im Süden des Santa Cruz
1949	Imbelloni (1949:24f.)	18 Tehuelche 27 Mestizen	15 Aónikenk: 12 Männer, 3 Frauen und 3 Gününa Küne – Männer; Mestizen von Aónikenk, Gününa Küne und Araukanem in der Region der Provinz Santa Cruz und Militärzone Comodore Rivadavia

Indianer in der Provinz Santa Cruz und der Militärzone Comodoro Rivadavia vorfand.

Zu bedenken gebe ich in diesem Zusammenhang aber die Aussage des Araukaners Collió Huaiquillaf, der 1941 sagte: „Although the government recognizes the existence of only 150,000 Araucanians; there are really 300,000 from Bío-Bío to Chiloé.“ (Brand 1941:38) Die Tendenz, die Zahl der Indianer niedriger zu halten, als sie war, lag im Interesse sowohl der argentinischen als auch der chilenischen Regierung.

Der Lebensraum der Tehuelche in den einzelnen Jahrhunderten nach Casamiquela

Die nomadisierenden Gruppen im Süden Argentiniens stießen in drei Himmelsrichtungen auf feste Grenzen: im Osten und Süden auf den atlantischen Ozean bzw. auf die Magellanstraße und im Westen auf die Kordillere. Bereits hier gab es im Nordwesten in der heutigen Provinz Neuquén einen Übergang über das Gebirge, über den die Araukaner in nachkolumbianischer Zeit in den Raum Patagonien – Pampa eindringen. Das ungefähr 600.000 km² große Territorium nördlich des Rio Colorado bis San Luis, Mendoza und Cordoba ist mehr oder minder flach und ideal für Reitervölker. In diesem Raum waren die Grenzen fließend und sind bis heute nicht genau zu bestimmen. Dazu kommt, dass der Begriff Pampa einerseits geographisch für die Grassteppe verwendet wurde, andererseits als Bezeichnung für die umherziehenden Völker. Die Quellen zur Besiedlung dieser Region sind vor allem für das 16. und 17. Jahrhundert äußerst dürftig. Das gesamte Gebiet stand fast ausschließlich den verschiedenen indianischen Gruppen zur Verfügung, denn die Spanier drangen nur langsam in das Innere des Landes vor. Trotzdem trugen sie schon in den ersten Zeiten zu umwälzenden Veränderungen unter den Indianern bei. Die erste Gründung von Buenos Aires 1535 wurde zwar von den Querandíes¹ erfolgreich verhindert, sie wurden jedoch von für sie ungewohnten Krankheiten infiziert, die sie auch an

¹ Bei den Querandíes handelt es sich um eine Indianergruppe, deren ethnische Zuordnung nach den vorliegenden Quellen schwierig und daher nicht geklärt ist. Cooper und Casamiquela setzten sie mit den Puelche gleich. Casamiquela verstand unter den Puelchen die Gününa Küne.

andere Gruppen übertrugen, so dass man annimmt, dass im 16. Jahrhundert ein Drittel aller Indianer starb. Das Gleiche passierte in Chile mit den Araukanern. In beiden Regionen, vor allem aber im Gebiet der heutigen Provinz Buenos Aires übernahmen die Indianer von den Spaniern Pferde, die entscheidend zur Verbesserung ihres Lebensstandards, zur schnelleren Durchquerung des gesamten Raumes und – das ist grundlegend – zu wirtschaftlichen Veränderungen bei allen Indianern beitrugen.

Es war nicht sehr leicht, die einzelnen, sich „ständig in Bewegung befindenden“ Gruppen richtig zuzuordnen.

Casamiquela untersuchte die ethnischen Bezeichnungen, die Namen der in den Quellen erwähnten Kaziken, die manchmal in sehr weit voneinander entfernten Regionen auftauchten und die Toponymie vor allem auf linguistischer Basis und entwarf ein Modell von dieser Dynamik für die einzelnen Jahrhunderte, das ich in den folgenden Seiten wiedergeben will.

1. Unmittelbar vor der Konquista gab es umherziehende Jäger und Sammler „constituida por grupos humanos de raza patagónica“, deren Sprache vermutlich mit der von den Gününa Küne¹ gesprochenen verwandt war. Sie waren in kleine Stammesgruppen aufgeteilt, die auf bestimmten Routen in bestimmten Gebieten der Jagd nachgingen. Die Gebiete der Indianer umgrenzten sowohl im Norden als auch im Süden die Stadt Buenos Aires und erfassten die gesamte Region bis Santa Fe, Córdoba, San Luis und Mendoza und reichten im Westen bis in den nördlichen, nicht andinen Teil der heutigen Provinz Neuquén. Im Süden der heutigen Provinz Buenos Aires und entlang der Flüsse Colorado und Negro siedelte Casamiquela Jäger des Typs „Tehuelche“ an, die Gününa yáyitch, die Sprache der nördlichen Tehuelche sprachen, allerdings von südlichen Tehuelche, Trägern einer eigenen, aber verwandten Sprache, infiltriert waren, die mit großer Wahrscheinlichkeit bis zum See Nahuel Huapí und in den Süden der Provinz Pampa und Buenos

¹ Gününa Küne ist die Eigenbezeichnung der nördlichen Tehuelche.

Aires vordrangen. Auch im Norden der bisher aufgezählten Gebiete gab es Jäger- und Sammlergruppen. (Casamiquela 1969:127f.)

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts änderte sich das Bild auf Grund der Veränderungen im chilenischen Raum, aber auch durch die ersten europäischen Kultureinflüsse und zwar in dem Sinn, dass die Tehuelche in Richtung Norden expandierten. Die größte Veränderung ergab sich im Gebiet von Neuquén und der Provinz Rio Negro durch den kulturellen Einfluss der Araukaner in bezug auf Kleidung, Schmuck und Sprache. Diese kulturelle Verflechtung scheint friedlich erfolgt zu sein. (Casamiquela 1969:128; Plan A auf S. 8a)

2. Im Verlauf des 17. Jahrhunderts verbreiteten sich die Tehuelche ganz massiv im gesamten Pampagebiet, Casamiquela spricht von einer „Tehuelchisation“. Zu diesem Zeitpunkt wurde das Pferd bereits intensiv genutzt.

Der wachsende Einfluss von Buenos Aires bewirkte einen Rückzug der Indianer in Richtung Norden, wo sie Teile der dort ansässigen Völker von Fischern und Bauern verdrängten. Im Westen stellten die „elementos tehuelchizados, o para-tehuelches“ durch ihre „Malones“ genannten Überfälle eine Bedrohung für die spanischen Siedlungen in Chile dar. Gleichzeitig schritt die Invasion von Araukanern und ihren Kulturelementen im Gebiet von Neuquén fort. Diese übernahmen aber gleichzeitig Elemente der Jägerkulturen.

3. Im 18. Jahrhundert gab es die ersten großen Überfälle im gesamten Pampagebiet und der Region Buenos Aires, die nach Casamiquela Kaziken zugeschrieben wurden, die im Süden dieser Provinz und im Norden Patagoniens beheimatet waren. Die südlichen Tehuelche drangen bis in die Umgebung von Buenos Aires vor und errichteten Zentren im Süden der Provinz. Bestätigungen dafür finden sich in den Darstellungen der Jesuiten und in den Berichten der Brüder Viedma.

Die Pehuenche übernahmen hingegen Sprache und andere Kulturmerkmale der Araukaner.



Casamiquela (1969: Figur 2 TS: Tehuelche Septentrionales, nördliche Tehuelche; TM: Tehuelche Meridionales, südliche Tehuelche; TMB: boreales, nördliche; TMA: australes, südliche; A: Araukaner

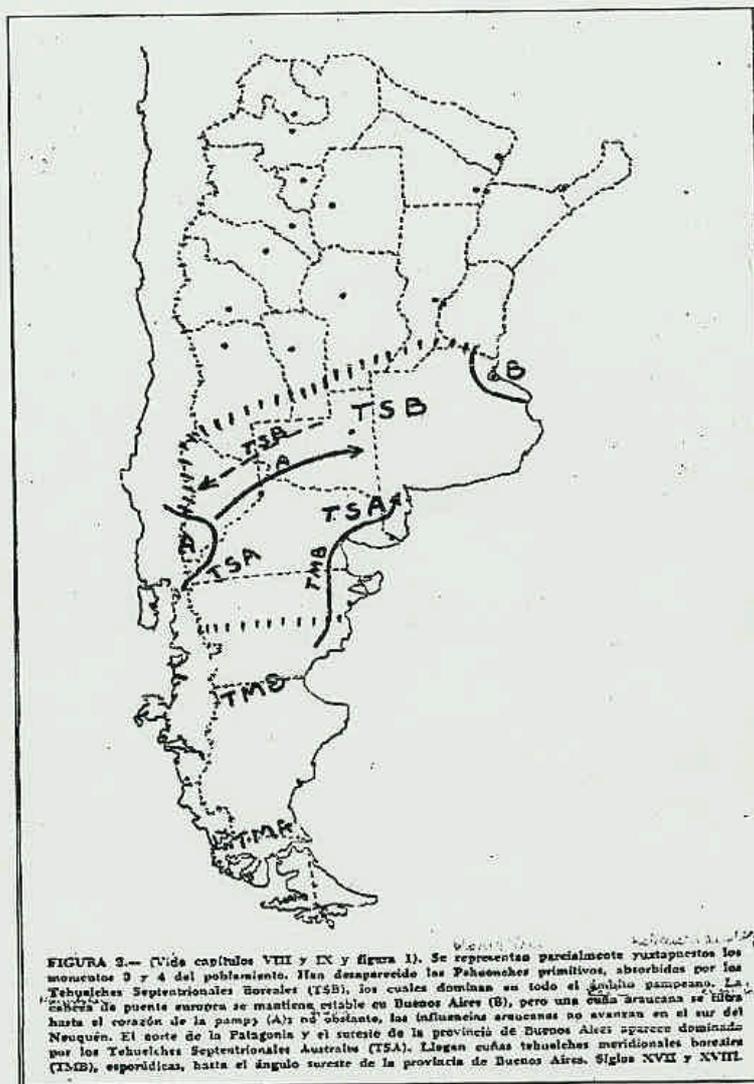
„La relación entre Araucanos y Tehuelches en el S de Neuquén se mantiene en un *statu quo*. Las influencias culturales (lingüísticas en especial) son grandes pero la hegemonía es netamente tehuelche. Por otro lado, los Araucanos han adoptado numerosos rasgos culturales tehuelches (o cazadores) y esto vale para toda el área pampeana (y contribuye al nuevo equilibrio).“ (Casamiquela 1969:129)

Unterdessen hatten die riesigen Pferdeherden eine profunde Veränderung der Lebensgewohnheiten bewirkt und zwar in bezug auf die Ernährung, die Mobilität (dies besonders bei den Männern), beim Transport der Güter – was wieder eine auffallende Vergrößerung ihrer Zelte, Kleidung und Waffen bewirkte. Weiters verbesserten sich die Möglichkeiten zur Kommunikation unter den verschiedenen ethnischen Gruppen. (Plan B auf S. 9a)

4. 18. Jahrhundert: Hervorgerufen durch den Vormarsch von Araukanern, die ihre Wurzeln in Chile hatten, in den Süden von Cuyo, Córdoba und Santa Fe, zogen sich die Tehuelche in Richtung Süden in den Bereich der Flüsse Colorado und Negro und in die südlichsten Gegenden der Provinz Buenos Aires zurück. Die gefürchteten Malones jagten der spanischen, später argentinischen und chilenischen Bevölkerung Angst und Schrecken ein. Verursacht wurden sie durch die Pehuenches, die zwar schon weitgehend „araukanisiert“ waren, aber noch fundamentale Kulturelemente¹ der Tehuelche aufwiesen. Obwohl im Süden der Provinz Neuquén der kulturelle Einfluss der Araukaner noch mehr zunahm, konnte eine Art Gleichgewicht aufrecht erhalten werden, weil Tehuelche die Kazikenwürde innehatten. Allerdings ging diese gegenseitige kulturelle Verflechtung nicht immer friedlich vonstatten, es fanden mitunter ziemlich heftige Auseinandersetzungen zwischen den beiden so verschiedenen Gruppierungen statt. (Casamiquela 1969:129f.) (Plan C auf S. 9b)
5. Beim Wüstenfeldzug unter General Roca von 1879-1883 wurden die indianischen Kulturen Argentiniens rücksichtslos liquidiert.

„Producida la conquista del desierto, hacia 1880-1883, los indígenas del área pampeana y aun neuquina, sin consideraciones de raza o cultura, son sableadas, exterminadas y desbandadas, hasta ser desalojadas casi por completo de su ámbito, por las tropas del Ejército Nacional argentino.

¹ Sie blieben Nomaden und lebten in Zelten. (Casamiquela 1969:105; Latcham Vol. 64, 1930:206)



Casamiquela (1969: Figur 2 TS: Tehuelche Septentrionales, nördliche Tehuelche; TM: Tehuelche Meridionales, südliche Tehuelche; TMB: boreales, nördliche; TMA: australes, südliche; A: Araukaner



Casamiquela (1969: Fig. 3) S: Tehuelche Septentrionales, nördliche Tehuelche; TM: Tehuelche Meridionales, südliche Tehuelche; TMB: boreales, nördliche; TMA: australes, südliche; A: Araukaner

Curiosamente, vuelven a manifestarse estas líneas de estructuras difusas, ahora sobre pautas netamente culturales, y así los Araucanos se retraen a Neuquén y Chile, mientras los individuos de ascendencia tehuelche más pura se internan en el corazón de la Patagonia.“ (Casamiquela 1969:130)

Das Fortführen ihrer traditionellen Lebensweise war den Indianern auch in den Rückzugsgebieten auf Dauer nicht möglich.

Der Name Tehuelche

Der Name „**Tehuelche**“ fand erstmals in den Schriften der Jesuiten im 18. Jahrhundert Erwähnung, allerdings in unterschiedlichen Formen.

Tuelchus oder Toelches	Cardiel 1748
Tehuelhet	Falkner 1744/1774
Thuelchus ó Patagones	Sanchez Labrador 1772

Tuelches oder Toelches nannte sie Cardiel, der sie in der Sierra de Volcán, etwa 70 Meilen von Buenos Aires entfernt, kennenlernte und bemerkte, dass sie 200 Meilen entfernt von dieser Gegend lebten, sich Toelches nannten und eine andere Sprache sprachen als die Serranos¹, die meist in der Sierra de Volcán anzutreffen waren. Die Toelches kamen in diese Gegenden, um wilde Pferde einzufangen, von denen das Land voll war. Sie waren nach Cardiel alle dem Kaziken Bravo verbunden, der Gebieter über ein riesiges Areal zu sein schien:

„...tenía sus tierras el tal Cacique por todo el rio del Sauce hasta la mar, y más hacia el sur, fuera de las costas marítimas que decían ser muy estériles como nosotros vimos; que estos Toelches como de distantes tierras y más andariegos daban noticias de que desde el río del Sauce a donde decían que iban en seis días desde estas sierras, hasta acabarse toda la tierra que es hasta el Estrecho de Magallanes habitaban infinidad de naciones 1º de a caballo y despues de a pie, de quienes contaban muchas particularidades, y nombraban los siguientes, que van en el mapa: los Chechehet, Gidechet, Choleechel, Astchauehet, Huichin, Luquia, Teycunquin, Colpeches, Salaupin, Guikauusis, Eulie, Chuluhachet, Coutgin, Sencheilin, Lyus. todos de a caballo, dejando a los Peguenches, Poyos y

¹ Mit Toelches meinte Cardiel die Patagonier oder Südtehuelche, mit Serranos die Puelche oder Nordtehuelche.

otras naciones de la cordillera y de más al poniente, que pertenecen a Chile. Y de a pie nombraban las demás que van en el mapa, Poyas, Giguchet, Quisuchet, Queiyus, Sesusquis, Queyuhues y los Chonos y otras naciones. Estos Toelches que daban tantas noticias eran los de mejor natural que había en dichas Sierras del Volcán.“ (Cardiel in Furlong 1747/1940:19f.) (Plan D auf S. 11a)

Bei dieser Aufzählung werden neben Namen von Indianergruppen wie Chechehet, Peguenches auch Ortsnamen wie Huichin, der „Hauptwohnsitz“ des Kaziken Bravo, Choleechel, ein von den Indianern häufig benutzter Übergang über den Rio Negro und möglicherweise auch Namen von einzelnen Kaziken erwähnt. Wichtig ist der Hinweis, dass der Name Toelches oder auch Toelchus zwar der Sprache der Mapuche¹ entstammt, die Toelches aber im Gegensatz zu den kleinen Mapuche² sehr große, stattlich gebaute Menschen waren. Hervás y Panduro führten zusätzlich an, dass die Tuelchus in zwei größere Gruppierungen geteilt waren, von denen der eine Teil an den Quellen des Rio Salado lebte, während das Gebiet des anderen Teiles bis zur Magellanstraße reichte.

„Los Tuelchus se dividen en dos numerosas y principales tribus que usan dialectos tan diferentes que dificilmente llegan a entenderse mutuamente los que los hablan. La tribu más cercana vive no lejos de los manantiales del Río Salado, a 41 grados de latitud, y se sirve continuamente de caballos, como tambien lo hacen los Puelches. La otra tribu hace sus correrías que se extienden hasta el estrecho de Magallanes; por lo que parece que los Tuelches forman una de las naciones llamadas patagonas.“ (Hervás y Panduro in Furlong 1940:20)

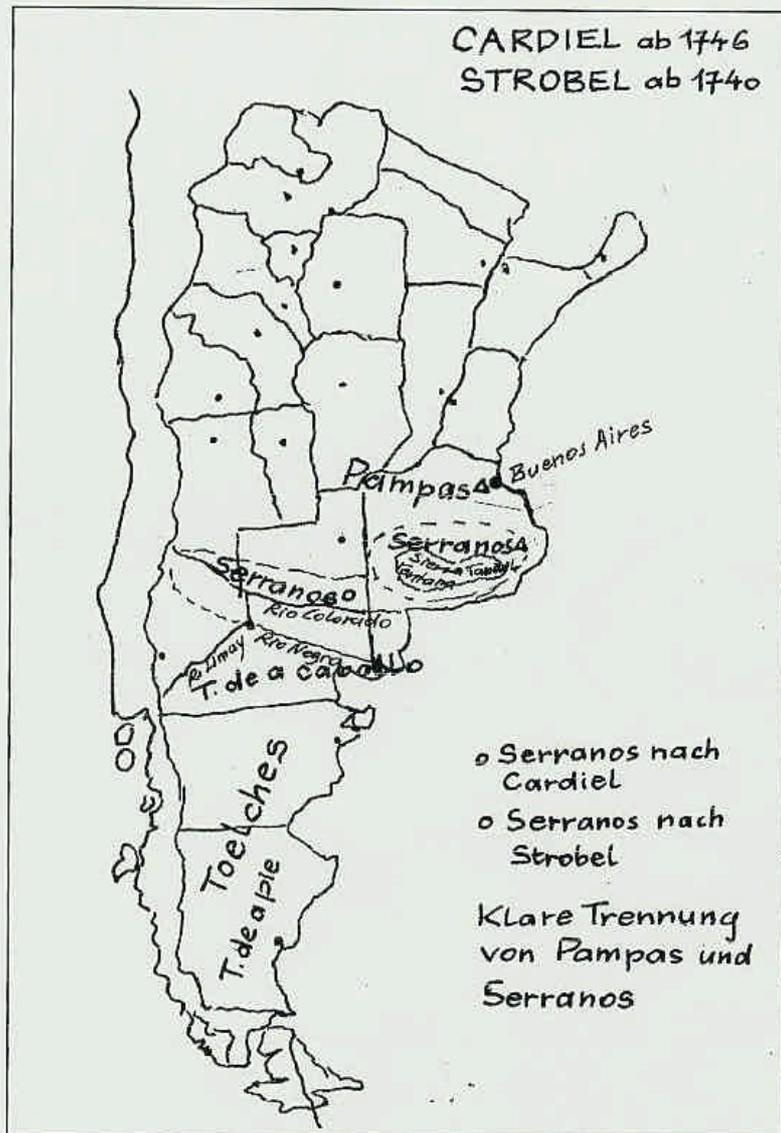
Von Cardiel wurde zum ersten Mal die Zweiteilung der Tehuelche erwähnt.

Sanchez Labrador missionierte nicht bei den Serranos und Patagoniern, sondern bei den Guaraníes und Mbayas, aber er setzte sich nach der Vertreibung der Jesuiten aus Südamerika eingehend mit den Schriften seiner Kollegen auseinander. In seinem Werk „Los Indios Pampas – Puelches – Patagones“ schrieb er:

„Las tierras tan dilatadas, de que acabamos de hablar, en parte estan pobladas de varias Naciones, quales son las siguientes. *Pampas, Puelches, ó Serranos,*

¹ Eigenbezeichnung der Araukaner

² Diese kleinen Mapuche waren laut Latcham (1930) die Huilliche, die westlich der Anden lebten. Huilliche bedeutet Südleute. Sie waren kleiner als die Araukaner der Region Bío-Bío-Toltén, aber 2/3 der Araukaner auf der Ostseite der Anden waren Huilliche. (Latcham 1930, Vol.64::218,223)



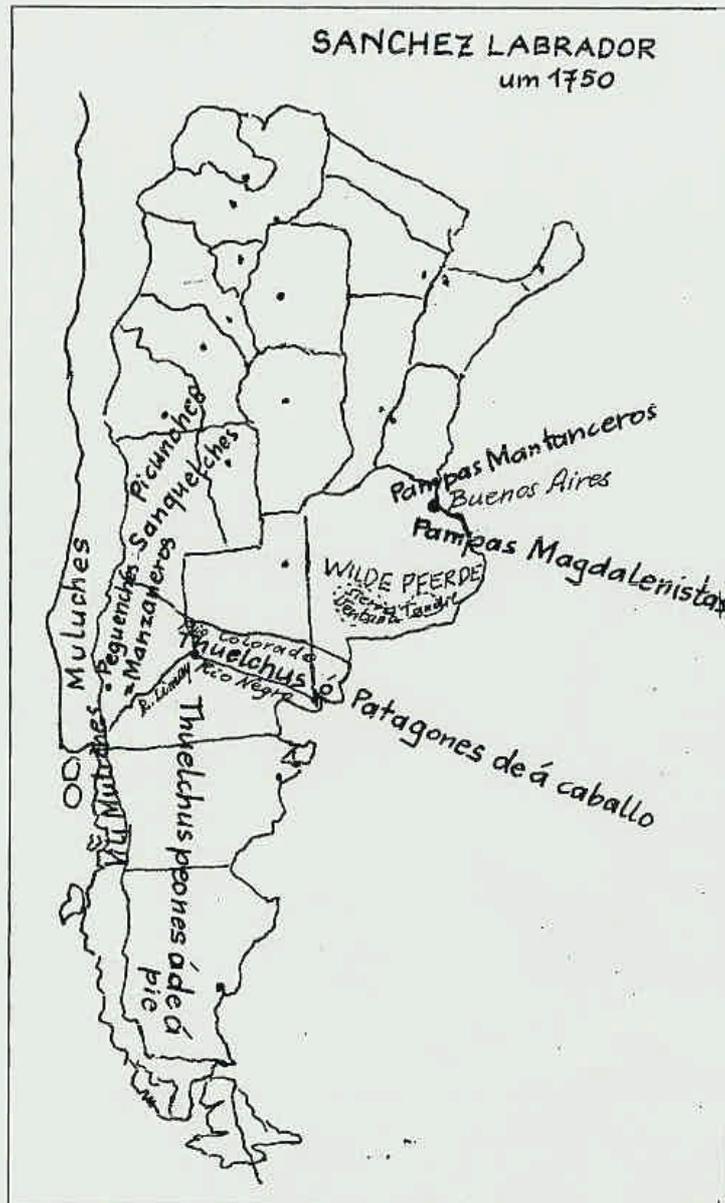
Peguenches, Thuelchus, ó Patagones; Sanquelches, Muluches, Pichunches, y Vilimuluches. Llamo Nacion á la de los Indios *Pampas*; no porque lo sea distinta de las demas nombradas, sino por acomodarme al modo comun de los Españoles, que la tienen por distinta. Però despues que los Misioneros Jesuitas han conocido bien á estos Indios, y averiguado su origen, no queda duda alguna de que es una misma Nacion con las otras, ó un agregado de muchos individuos de todas ellas. Son, pues, los *Pampas*, una junta de parcialidades de los Indios, que se reconocen en las tierras Australes. Por esta causa entre dichos *Pampas* se hablan todas las lenguas de las Naciones Mediterraneas, y no otra peculiar, y propia.“ (Sanchez Labrador 17721936:28f.) (Plan E auf S.12a)

Die Pampas bildeten demnach ein Konglomerat aus den verschiedenen Indianergruppen, die in das Gebiet kamen, einerseits um wilde Pferde einzufangen, andererseits aber, um in Buenos Aires Tauschhandel zu betreiben. Pampas war aber nicht nur eine Bezeichnung für die Indianer, sondern auch für die Ebenen im Westen von Buenos Aires. Sanchez Labrador beschrieb das folgendermaßen:

„Años pasados, quando las Campañas, y llanuras inmediatas á *Buenos Ayres*, mantenian tanto ganado Bacuno, que las inundaban, bajaban algunas tolderias de Indios *Serranos, Thuelchus, Peguenches, y Sanquelches* por interes de su caza. Estos, que naturalmente son voraces, y hallaron alimento en abundancia, se establecieron en dichas llanuras, ó *Pampas*. Por este acontecimiento dieron á tales Indios el nombre de *Pampas*, que es el proprio de las Campañas, en que fijaron establemente sus toldos; però en realidad no son sino parcialidades de las Naciones expresadas.“ (Sanchez Labrador 17721936:29)

Ähnlich wie Sanchez Labrador bezeichnete der Jesuit Lozano alle Indianer als Pampas, aber er dehnte den Begriff auch auf die Picunches aus, die zwar allgemein als Araukaner galten, die aber laut seiner Beschreibung weit östlicher siedelten als die anderen Jesuiten es angaben, sofern die Araukaner überhaupt erwähnt wurden. Skizzen zu den einzelnen Einordnungen sollen das Geschriebene veranschaulichen. (Plan F auf S. 12b)

Tehuelhet nannte Thomas Falkner, der mit Cardiel zusammen für den Aufbau der 2. Reduktion „Nuestra Señora de Pilar“ bestimmt war, die Tehuelche. Die Endsilbe „het“ bedeutete seiner Meinung nach Mensch, „chu“ hingegen Land. Außerdem führte er eine Reihe von ethnischen Gruppen an, die man in den Berichten der anderen Jesuiten, die sich um die gleiche Zeit im Osten Argentiniens in der heutigen Provinz Buenos Aires aufhielten, nicht finden kann.





„The Tehuelhets, who in Europe are known by the name of Patagons, have been, through ignorance of their idiom, called Tehuelchus: for chu signifies country or abode, and not people; which is expressed by the word het, and, more to the south, by the word kunnee or kunny. These and the Chechehets are known to the Spaniards by the name of Serranos, or Mountaineers. They are split into a great many subdivisions, as the Leuvuches, or People of the River, and Calille-Het, or People of the Mountains; amongst whom are the Chulilau-cunnees, Sehuau-cunnees, and Yacanacunnees. All these, except those of the River, are called by the Moluches, Vucha-Huilliches. The Leuvuches [...] seem to be composed of the Tehuelhets and Chechehets, but speak the language of the latter, with a small mixture of the Tehuel tongue. On the eastern side, they reach to the Chechehets; on the western, they join to the Pehuenches and Huilliches; to the north, they border on the Diuihets; and, to the south, on the other Tehuelhets. Going round the great Lake Huechun Lavquen (Nahuel Huapi: eig. Anm.) , they reach Valdivia in six days journey from Huichin. This nation seem to be the heads of the Chechehets and Tehuelhets, and their Caciques, Cacapol and his son Cangapol, are a kind of petty monarchs over all the rest. When they declare war, they are immediately joined by the Chechehets, Tehuelhets, and Huilliches, and by those Pehuenches who live most to the south, a little lower than Valdivia.“ (Falkner 1774:102)

Bei weitem am zahlreichsten vertreten waren die Tehuelhets, die Feinde der Moluches¹, deren Stärke auch die Diuihets und Taluhets nicht widerstehen könnten, wenn die Tehuelhets mehr Pferde hatten. Südlich von ihnen lebten die Chulilau-cunnees und Sehuau-cunnees, die zu den südlichsten berittenen Indianern gehörten. Sehuau bedeutete schwarzer Hase, eine Art Feldratte, die es im Überfluss gab. Die beiden letztgenannten Nationen schienen zu den Tehuelhets zu gehören, sprachen aber ein leicht abgewandeltes Idiom. Ganz im Süden lebten die Yacana-cunnees, was "foot-people" bedeutete. (Falkner 1774:110f.) (Plan G auf S.13a)

Das Land der Tehuelhets sah Falkner im Norden von O bis W durch den River of Saucos (Rio Negro) begrenzt, im NO durch die Chechehets und im O durch eine weite Wüste, die ca. 40 Meilen von der Mündung des Rio Negro Richtung S beginnt und sich bis zur Magellanstraße ausdehnt. Im W grenzte ihr Gebiet an das der Huilliches, die die Seeküsten Chiles bis zum 44. südl. Breitengrad bewohnten. Ihr Land war bergig, hatte tiefe Täler, aber keine nennenswerten Flüsse aufzuweisen. Mit Wasser versorgten sich die Indigenen von Quellen und kleinen Flüssen, die in Seen enden, in denen sie ihre Tiere mit Wasser versorgen

¹ Falkners Bezeichnung für die Araukaner



konnten. In trockenen Sommern, wenn die Seen wasserlos wurden, mussten sie bis zum Rio Negro reisen. Sie lebten hauptsächlich von Guanakos, Hasen und Straußen und vom Stutenfleisch, wenn sie welches hatten. Auf der Suche nach den Pferden befanden sie sich in ständiger Bewegung von einem Platz zum anderen und kamen bis zum Casuhati oder zu den Bergen von Volcan oder Tandil und in die Ebenen nahe bei Buenos Aires, drei oder vierhundert Meilen von ihrem eigenen Land entfernt.

„Of all nations upon earth, there is no account of any so restless, and who have such a disposition to roving as these people: for neither extreme old-age, blindness, nor any other distemper, prevents them from indulging this inclination to wander.“ (Falkner 1774:109)

Falkner geht in seinem Bericht auf einige Aspekte der territorialen Zuordnung ein, aber seine Begriffe sind ungenau und fehlerhaft, was nicht weiter verwundert, kannte er doch das meiste nur vom Hörensagen.

1. Er lernte nur einen Teil des Landesinneren kennen, die Gegend zwischen Cordoba und Santa Fe, die 2. Reduktion der Jesuiten „Nuestra Seora de Pilar“, in die er zur Christianisierung der Indianer berufen wurde und die Sierra de Tandil, die er Anfang 1744 für drei Wochen bei einer Inlandexpedition besuchte, wobei er sich von der Fülle der ihn umgebenden Pferde fast erdrückt fühlte. Seine ungenaue Vorstellung von diesem Land wird in seiner Karte ersichtlich, denn er zeichnet die weiten Ebenen und die Kordillere verkehrt proportional.
2. Seine ungenauen geographischen Kenntnisse und seine mehrdeutigen Begriffe bzw. Bezeichnungen bezüglich verschiedener ethnischen Gruppen (das meiste wusste er nur durch mündliche Auskünfte seiner Informanten), führten in der Folge zu fehlerhaften Angaben.
3. Die Aufzählung der Ethnien ist verwirrend, denn deren Namen setzen sich aus verschiedenen Termini zusammen, als Beispiele seien die Benennung von Himmelsrichtungen (Picunches – Nordleute, Huilliches – Südleute) und physischen Charakteristiken (Vuta-Huilliches – große Südleute) angeführt. Dazu stammten die Namen von verschiedenen Sprachen, wobei ihm nicht klar war, dass er ein und dieselbe Gruppe unter unterschiedlichen Namen führte

und ihnen bloß verschiedene Gebiete zuwies. Die Puelche siedelte er unterschiedlich zu allen anderen nicht nur nördlich des Rio Negro an, sondern sie bewohnten seiner Meinung nach das Land bis zur Magellanstraße.

„The Puelches, or Eastern People (so called by those of Chili because they live to the east of them) are bounded on the west by the Moluches, down to the Straits of Magellan; by which they are terminated on the south; on the north, by the Spaniards of Mendoza, San Juan, San Louis de la Punta, Cordova, and Buenos Aires; and to the east, by the ocean. They bear different denominations according to the situation of their respective countries, or because they were originally of different nations.“ (Falkner 1774:99)

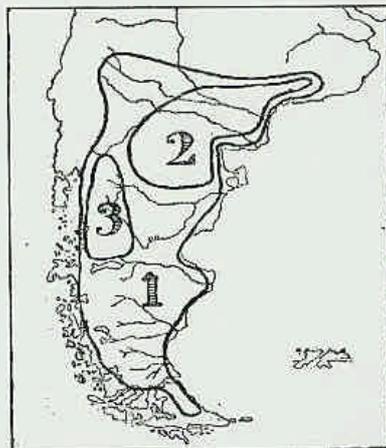
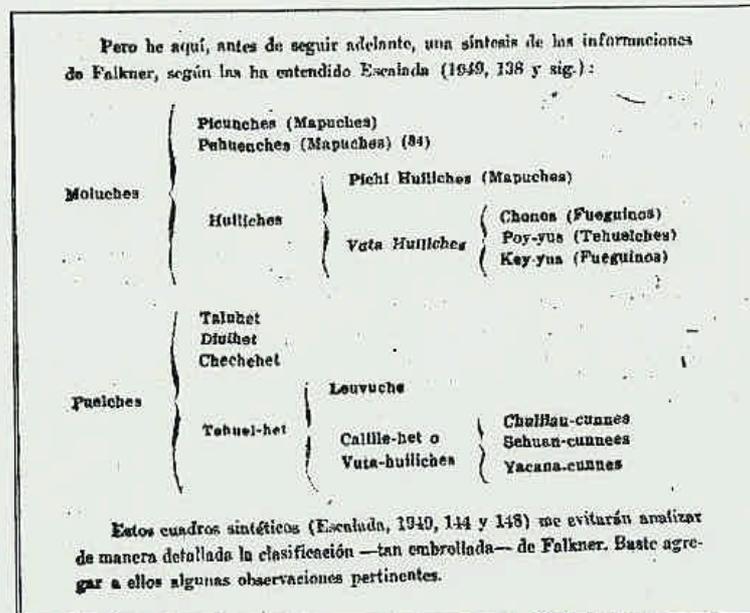
Die Aufstellung des argentinischen Gelehrten Federico Escaladas (siehe S. 15a), entnommen einem Buch Casamiquelas, ist ein Versuch, Ordnung in Falkners verwirrende Daten zu bringen. (Casamiquela 1965:130)

Obwohl Falkners Schrift ziemlich bekannt wurde, setzte sich die Bezeichnung Tehuelche durch und wurde in verschiedenen Varianten von vielen Autoren benutzt. Einige Beispiele zeigt die folgende Tabelle.

Tehuelches	Barne 1753	militärische Expedition
cheuelches	Muñiz 1826	Arzt
Téhuélche –Nördlicheren	D’Orbigny 1826-1833	Expedition
Tsoneca	Schmid 1859/1883	protestantischer Missionar
Tehuelche	Cox 1862-63	suchte einen Weg über die Kordillere
Tehuelche oder Cheguelchos	Lista 1879	Erforschte vor allem den südlichen Teil Patagoniens
Tehuelche	Hatcher 1901	Anthropologe

Diese Aufzählung betrifft die südlichen Tehuelche, deren Territorium sich im wesentlichen vom Rio Chubut bis zur Magellanstraße erstreckte. Ihre Wanderungen dehnten sich aber fallweise bis in die Region von Buenos Aires aus.

Die Tehuelche selbst nannten sich **Aónikenk - Gününa Küne**



Schematische Darstellung der drei Teilgebiete des „Tehuelchekomplexes“ nach Escalada.

1. Aónikenk
2. Gününa Küne
3. Chehuache kénk

Die Eigenbezeichnung tauchte erst Mitte des 19. Jahrhunderts auf und zwar bei dem Franzosen D'Orbigny, der den Namen aber in der verstümmelten Form Inaken angab.

Inaken-Südlicheren	D'Orbigny 1826-1833	Expedition
Ahonnicanka oder Tchonek	Musters 1869/70	Reisender
Ahoknekenkes = Südleute	Moreno 1876	Geograph, Paläontologe
Aóniken	Spegazzini 1884	Anthropologe
Aónikenk in diversen Schreibarten	ca. ab 1900	
Aónikenk	Martinic 1995	Jurist und Ethnologe

Die am häufigsten verwendete Bezeichnung für die nördlichen Tehuelche lautete Puelche, was soviel wie Ostleute bedeutet.

Pampas, Puelches	Clark 1750	Sekundärliteratur über Jesuiten
Chechets, Puelches und andere Namen	Falkner 1774	Jesuit
Puelches	Sanchez Labrador 1772	Jesuit
Poyas	Vidaurre 1782	Anthropologe
Pampas oder Tehuelche des Nordens	Cox 1862-63	Expedition
Pampas oder Penck	Musters 1871/72	Reisender
Pampas verdaderos oder Tehuelche del Norte	Moreno 1873	Geograph Paläontologe
Gennaken	Moreno 1879	Geograph, Paläontologe
Gününa Küne	Harrington 1946	Wissenschaftler
Gününakene	Escalada 1946	Arzt
Guénaken	Canals Frau 1953	Wissenschaftler

Ihre Eigenbezeichnung in der Form von Gennaken wurde erstmals 1879 von Moreno erwähnt und es dauerte noch eine Weile, bis Tomás Harrington die richtige Form Gününa Küne ermittelte, es gelang ihm indes keine vollständige Erklärung für den ersten Teil „Gününa“. „...de esta palabra no obtuve significado satisfactorio, por más que lo intenté. Algunos indios me respondían ‚nombre no más‘; otros, ‚sangre nuestra‘ y Trruúlmani, ‚raza nuestro‘, coincidiendo unos y otros en que persona, gente, es *küne*. (Harrington 1946:246) Der zweite Teil des Namens „Küne“ heißt Leute, Mensch. Escalada stellte, auf Harringtons Forschungen basierend, den Lebensraum der Gününa Küne im 19. Jahrhundert fest. Die von mir angefertigte Skizze präsentiere ich auf S.17a.

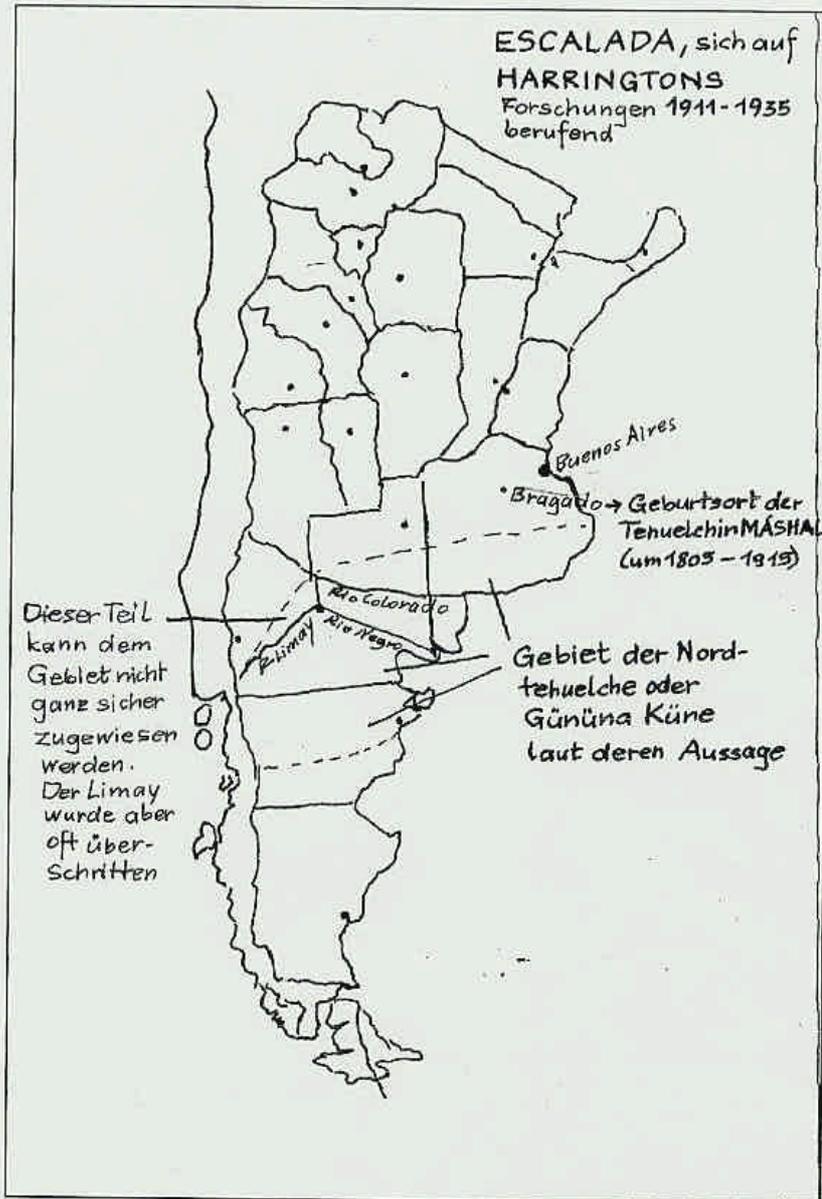
Die verschiedenen Namen für die ethnischen Gruppierungen (Weiße, Araukaner, nördliche Tehuelche und südliche Tehuelche) hat Casamiquela (1965:10) schematisch festgehalten.

Escalada kam durch Befragen seiner Informant/Innen zu dem Resultat eines „Complejo tehuelche“, der sich aus fünf Gruppen zusammensetzte. (Escalada 1949:25)

	Guéнена-kéne
Tehuelche de la tierra firme	Aóni-kenk Chehuache-kénk
Tehuelche insulares (Onas)	Selknam Mane(a)kénk

Die von Escalada als Insel-Tehuelche bezeichneten Selknam und Mane(a)kénk sind durch Gusindes Arbeit bestens bekannt und es ist auch nichts Neues, dass sie „rassisch“ und sprachlich mit den Tehuelchen des Festlandes verwandt waren. Unklar bleibt hingegen, wer die Chehuache-kénk sind bzw. waren.

Escalada ordnete jeder seiner Gruppen die entsprechende Sprache zu und befragte die übrigen, wie sie die dritte Gruppe nannten, deren Heimatgebiete in



Patagonien am Ostrand der Kordillere waren. (Escalada 1949:318; Plan nach Imbelloni 1949 b:232 auf S.37/15a)

die drei Gruppen	ihre entsprechenden Sprachen	Name für die dritte Gruppe
Guéna kéné	Guéna-uayich	Chulila-kéné
Aóni-kenk	Aónico-aisch	Téushen-kenk
Chewache-kenk	Chewache-iyach	Chewache-kenk

Diese dritte Festlandsgruppe wurde als eigenständige Gruppe wieder aufgegeben. Sie wurden von Casamiquela (1965:52) als ein Teil der nördlichen Aónikenk erkannt. Genau diese Gruppe der Chewache-kenk hielt Musters für nördliche Tehuelche. Es waren die Leute unter dem Kaziken Hinchel, der nach Informationen Harringtons (1946:257) eigentlich Sinchel hieß. Musters Pampas, die Indianer von Chubut mit ihrem Kaziken Jackechan, waren nach Escalada Gününa Küne. Jackechan hieß eigentlich Chiquichano. Diese Indianer, die man auch unter dem Chulila kene finden kann, bilden die südliche Gruppe der Gününa Küne. Musters' Manzaneros waren Pehuenches. (Escalada 1949:258) Wenn Musters sich auch bei der Einteilung der Gruppen irrte, so liegt sein Verdienst doch darin, dass er die Gruppen haarscharf auseinanderhielt.

Cooper nannte seinen Artikel „The Patagonian and Pampean Tribes“. Ausführlich setzte er sich zunächst mit der Definition der verschiedenen Ethnien des Raumes auseinander, denn er stieß auf dieselben Schwierigkeiten wie alle Anthropologen, die sich mit dem Thema beschäftigen. Cooper kam zu einer

„chain of evidence – *Puelche* = *Serrano* = *Pampa* = *Querandí* – the second link is the strongest, the first and third less strong. While a chain is only as strong as its weakest link, the evidence does appear to give some fairly good ground for the identification of the *Querandí* as *Puelche* speaking. But in any case, there is no positive scientific ground whatever, as our evidence stands at present, for assuming that *Querandí* was a distinct linguistic family.“ (Cooper 1946:137)

Casamiquela fand eine festere Verbindung der „Kettenglieder“ und setzte die *Querandíés* mit den *Puelche* gleich, die aber für ihn die Nordtehuélche, die Gününa Küne waren.

Martinic wich 1995 diesen Schwierigkeiten aus, indem er nur über die Aónikenk schrieb, die südlich des Rio Santa Cruz lebten. Er meinte, die oberflächliche Quellenlage erlaube es nicht, alle Gruppen sozusagen als einen „Komplex Tehuelche“, wie Escalada es sah, zu behandeln. (Martinic 1995:14)

Ich bin der Meinung, dass diese mangelhafte Quellenlage trotzdem, weil sie viele Gemeinsamkeiten der Ethnien belegt, eine gemeinsame Behandlung der Gruppen erlaubt. Alle von mir behandelten ethnischen Gruppen, zumindest seit sie von den Europäern zur Kenntnis genommen wurden, standen in gegenseitiger Verbindung. Ihre Geschichte und ihre Schicksale sind ebenfalls verknüpft.

In meiner Arbeit bevorzuge ich nach Casamiquela folgende Zuordnungen und Bezeichnungen:

- Gününa Küne für die Nordtehuélche = Puelche = Pampas
- Aónikenk für die Südtéhuélche = Südtéhuélche = Patagonier
- Pehuenche für die kulturelle Verflechtung von Araukanern (Huilliche) mit Gününa Küne oder auch Aónikenk.

QUELLENLAGE

An Patagonien kamen im Laufe der Jahrhunderte viele Seefahrer vorbei, deshalb gibt es eine in ihrer Länge vielversprechende Namensliste. Da die meisten auf der Weiterfahrt nur für ein paar Tage oder sogar nur Stunden an der Küste ankerten, zeichneten sie nur jene Besonderheiten auf, die ihnen ins Auge stachen. Es scheint mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass sämtliche Arbeiten über die Tehuelche von Weißen verfasst wurden und auch wörtliche Zitate der Indianer gefiltert sind durch den Mund der Autoren. In der folgenden Aufstellung bringe ich die Liste der Seefahrer, Missionare und Forscher, die bei den Indianern weilten und in *kursiver* Schrift einige *historische Daten*.

Jahr	Nachweis	Ort	Bemerkungen
1515	<i>Solís</i>	<i>Rio de la Plata</i>	<i>Mündung entdeckt</i>
1520	Magellan	<i>Magellanstraße</i>	<i>entdeckt</i>
1520	Pigafetta	San Julian	Erstbericht
1526	Loaysa	Posesión in der MS ¹	
1535-41	<i>Mendoza, Pedro de</i>	Buenos Aires	<i>1. Gründung</i>
1558	Ladrillero	erste Enge in der MS	
1578	Francis Fletcher und andere	bei Puerto Deseado und San Julian	Francis Drakes berühmte Reise
1580		Buenos Aires	<i>2. Gründung</i>
1580	Sarmiento de	San Gregorio und	gründete die Siedlung
1584	Gamboa	Dungeness, MS	„Port Famine“
1585-87	Hernández	Port Famine, MS	überlebte
1587	Cavendish (Candish)	Port Famine, MS	fand Hernández
1599	Olivier du Noort	Magellanstraße	
1621	Fernberger	Küste Patagoniens	Österreicher
1670	Narborough	Magellanstraße	

¹ MS steht für Magellanstraße

Jahr	Nachweis	Ort	Bemerkungen
1741	Morris, Isaac Reise von Bulkeley und Cummins	Region Chubut und nördlicher	erster Augenzeugen- bericht von berittenen Indianern
1746	Cardiel, Jesuit	patagonische Küste bereist	zusammen mit Falkner
1740-51	Strobel, Matthias und Querini	1. Reduktion „Concepción“	steirischer Jesuit; bei Buenos Aires
1747-51	Falkner u. Cardiel	2. Reduktion „Pilar“	Sierra de Volcan
1750-53	Balde u. Strobel	3. Reduktion „Desamparaderos“	nahe bei „Pilar“
1772	Sanchez Labrador	Paraguay	Kompilation der Jesuitenquellen
1753	Jorge Barne	San Julian	
1764	Byron	San Gregorio, MS	
1766	Gyraudaix	San Gregorio, MS	
1766	Bougainville	San Gregorio, MS	
1766-67	Carteret	Rio Gallegos	
1770	J. A. Hernandez	Tandil und Volcan	Expedition gg. Indianer
1776		<i>Buenos Aires</i> <i>Hauptstadt des</i>	<i>Vizekönigreichs</i> <i>Rio de la Plata</i>
1778	Juan de la Piedra	Mündungsgebiet des Rio Negro	Gründung einer Siedlung geplant
1780-83	Antonio de Viedma	San Julian und Inneres von Patagonien	erste Siedlung bei San Julian
1782	Villarino	Rio Negro	Forschungsreise
1784	Francisco de Viedma	Carmen de Patagones	Gouverneur Bruder Antonios
1784	Luis de la Cruz	Region Neuquen	bei den Pehuenchen
1781- 1801	Félix de Azara	Pamparegion	bereiste Südamerika

Jahr	Nachweis	Ort	Bemerkungen
1785	Cordova	mehrere Plätze in MS	
1789-94	Pineda, de la Peña	Küste in Chubut	Expedition Malaspina
1816		<i>Argentinien</i>	<i>unabhängig erklärt</i>
1822/23	Morrell	Magellanstraße	
ca. 1826	Muñiz	Carmen de Patagones	als Arzt tätig
1828/29	King, Philipp Parker	San Gregorio, MS	
1829	Mac Douall	San Gregorio, MS	Seemann bei King
1829	D'Orbigny	Carmen de Patagones	Südamerikaforscher
1833	<i>Rosas</i>	<i>Pampa</i>	<i>Indianer bekämpft</i>
1833/34	Fitz-Roy	San Gregorio, MS	Schiff „Beagle“
1833 1834	Darwin, Charles	Carmen de Patagones San Gregorio, MS	reiste mit Fitz-Roy
1833-34	Coan und Arms	San Gregorio, MS; Dinamarquero, Ciaike	Missionare
1838	Dumont D'Urville	Puerto Peckett, MS	
1842/44	Gardiner	San Gregorio, MS	Missionar
1849	Bourne	vom Rio Gallegos	landeinwärts
1856-69	Guinnard	mehrere Gegenden im Norden Patagoniens	Titel seines Buches: „3 Years Slavery...“
1858-63	Schmid, Theophilus, Missionar	von Punta Arenas ins Landesinnere	reiste mehrmals mit den Aónikenk
1863	Hunziker	Santa Cruz	Partner Schmid's
1863	Stirling	Santa Cruz	ebenso Missionar
1862/63	Cox	Region Neuquen	Ziel: Nahuel Huapi
1865/66	Mendoza	bei Santa Cruz	Sekretär Casimiro's
1869	Musters	von Punta Arenas bis Patagones	reiste ein Jahr mit den Patagoniern
1873	Moreno	Rio Negro	Umgebung von Carmen de Patagones
1874	Moreno	Rio Negro bis	Santa Cruz

Jahr	Nachweis	Ort	Bemerkungen
1875	Moreno	nördl. Patagonien	bis Nahuel Huapi
1876	Moreno	Santa Cruz hinauf bis	Lago Argentino
1877	Beerbohm	Dinamarquero	Straußenjäger
1878	Lista	Gueraiken, Coy Inlet	
1879	Ibar Sierra	Rio Gallegos bis	Punta Arenas
1879	Dixie	Dinamarquero	einzigste Frau
1879	Moreno	Rio Negro bis	Bariloche
1878-83	<i>Roca</i>	<i>Pampa und Patagonien</i>	<i>Wüstenfeldzug</i>
1884	Spegazzini	Provinz Santa Cruz	
1892	Lista	Ultima Esperanza	
1892 – 1907	Radbourne Walliser Schafhirte	Dinamarquero, Valle del Zurdo, Ultima Esperanza u.a.	Bewunderer der Aónikenk
1894-95	Borgatello	Valle del Zurdo, Coyle, Ultima Esperanza u.a.	Salesianer
1896	Hatcher	Valle del Coyle	
1896	de la Vaulx	Rio Senguer u.a. Plätze	nördl. Patagonien
1897	Nordenskjöld	Südwestpatagonien	
1899	Steffen	Ultima Esperanza	
1900-01	Prichard	Provinz Santa Cruz	
1904-05	Vallentin	Provinz Chubut	
1908	Skottsberg	Chubut und Santa Cruz	
1908	Furlong	Tres Lagunas	
1913	Radbourne	Tres Lagunas	von Childs formuliert
1924	Gusinde	Tres Lagunas u.a.	Kurzbesuch
1935	Tschiffely	Chubut	
1920-55	Kössler-Ilg Arztgattin	San Martín de los Andes	Indianermärchen aus den Kordilleren
1941	Winter	Patagonien	

Jahr	Nachweis	Ort	Bemerkungen
1911-35	Harrington	besuchte Gününa Küne in der Provinz Chubut	Linguist
etwa 1942-49	Escalada	Rio Senguer und Rio Mayo	Arzt
1949	Imbelloni	wie Escalada und Provinz Santa Cruz	Humananthropologe
1949	Llaras Samitier	Region Santa Cruz	Mythenforscher
1956	Bormida und Casamiquela	Gangan in Chubut Bormidas 6.Reise	Befragung des letzten nördl. Tehuelchen
bis 1969	Casamiquela	wiederholt Exkursionen in Provinz Rio Negro	Biologie
1963-67	Siffredi	Provinz Santa Cruz	Mythenforscher

Von den vielen aufgezählten Personen dieser Liste greife ich nur jene heraus, die einen tieferen Einblick in das Leben der betroffenen Indianer gewähren. Dazu gehören

- der Chronist Antonio Pigafetta,
- der Jesuit Thomas Falkner,
- Leutnant George Chaworth Musters,
- die Forscher Guillermo E. Cox, Francisco Moreno, Ramón Lista,
- der Walliser James Radbourne,
- einige Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts, die intensiven Kontakt mit den letzten Vertretern der Gününa Küne und Aónikenk unterhielten, wie Tomás Harrington, Federico Escalada, Rudolfo Casamiquela,
- die Märchensammlerin Bertha Kössler-Ilg.

Überzeugt vom Vorhandensein einer Meeresstraße durch den amerikanischen Kontinent, segelte der Portugiese Ferdinando Magellan im Jahre 1519 mit einer Armada von fünf Schiffen im Auftrage des spanischen Königs von Sevilla ab. Er fand die Meeresstraße nicht, wie erwartet beim Rio Plata, sondern im südlichsten Teil des

heutigen Argentinien, in der nach ihm benannten Magellanstraße. Er konnte selbst nicht mehr von seiner erfolgreichen Entdeckung berichten, da er auf der Südseeinsel Matan den Tod fand. Von den fünf Schiffen vollendete nur die „Viktoría“ die erste, drei Jahre dauernde Weltumsegelung und kehrte 1522 nach Spanien zurück.

Chronist dieser Reise wurde ein junger adeliger Italiener, Antonio Pigafetta. Mit der Erlaubnis König Karls V. trat er die Reise im Alter von 24 Jahren an,

„ein sonderbarer Idealist, der nicht um des Ruhmes und nicht um des Geldes willen sich in die Gefahr wagt, sondern aus ehrlicher Globetrotterleidenschaft, der als Dilettant im schönsten Sinne, also nur um seines diletto willen, um der Freude willen zu sehen, zu erfahren, zu bewundern, zu bestaunen, sein Leben für das Abenteuer einsetzt.[...] „In der Schriftstellerei wie in der Abenteurerkunst blieb er nichts als ein sehr sympathischer Dilettant [...] weil Pigafetta sich um Zusammenhänge wenig kümmert, beobachtet er akkurat die Einzelheiten und verzeichnet sie mit der munteren Sauberkeit eines Pennälers, der als Schulaufgabe seinen Sonntagsausflug zu schildern hat.“ (Zweig 1968:122f.)

Mit diesen Worten beurteilt Stefan Zweig (1968:123) den Chronisten der ersten Weltumsegelung. Pigafetta berichtete von der Weltumsegelung zunächst am spanischen, danach am portugiesischen Königshof, reiste von dort nach Frankreich und zuletzt in sein Heimatland Italien, wo er auch dem Papst Bericht erstattete. Gedruckt erschien seine Schilderung erstmals 1525 in französischer Sprache.

Sein sehr detaillierter Reisebericht wurde bald sehr berühmt und die Patagonier gingen als Riesen in die Geschichte ein. Den Namen erhielten sie ihrer angeblich so großen Füße wegen, aber Pigafetta schrieb nur: „The captain-general called those people Patagoni.“ In der Fußnote wird vermerkt, dass sie ihr Schuhwerk mit Stroh ausstopften, um ihre Füße wärmer zu halten. (Pigafetta 1520/1962:227)

Pigafettas Qualitäten eines scharfen Beobachters werden durch die überzeichnete Darstellung einzelner Details wie z.B. die Größe der Indianer, nicht beeinträchtigt. Beim Lesen vermittelt er sofort das Bild von nomadisierenden Jägern, die einem Tier, dem Guanako, auf seiner Bahn folgen, das ihnen fast alles liefert, was sie für ihren Lebensunterhalt brauchen, Essen, Kleidung, Behausung, wobei die Männer, nur mit ihren Jagdwaffen versehen, immer jagdbereit sind, während die Frauen „Haus“, Geräte und selbstverständlich die Kinder versorgen.

Die Qualität von Pigafettas Darstellung erkennt man erst, wenn man sie mit den vielen oberflächlichen Berichten späterer Reisen vergleicht.

1774 kam Thomas Falkners „Description of Patagonia“ heraus und war bald im englischsprachigen Raum berühmt. Der Jesuit lebte laut eigenen Angaben ungefähr 40 Jahre in Südamerika, bis er im Jahre 1773 wie alle Jesuiten das Land verlassen musste. Ab 1742 hielt er sich in den ausgedehnten Ebenen der Pampas im Südwesten von Buenos Aires auf. Hier traf er auf Vertreter der von ihm beschriebenen Ethnien. (Pennant in Furlong/Cardiff 1929:8) Seine Südamerikakarte zeichnete er erst in England, wobei er sich an den Karten D’Anvilles und Pernetis orientierte. Der Letztgenannte war Kaplan bei der Seereise des Franzosen Bougainville im Jahr 1766. In den Gebieten an der östlichen Seeküste, die er 1746 bereist hatte, nahm er einige Änderungen vor. (Falkner 1774:25)

Der Begriff Patagonien ist bei ihm sehr großräumig zu verstehen. Das von Falkner beschriebene Gebiet umfasst den ganzen Raum der heutigen Pampas, des heutigen Chile ab dem 31. Grad südlicher Breite und des eigentlichen Patagoniens südlich des Rio Negro bis zur Magellanstraße, die Anden eingeschlossen.

Falkner war der erste, der Einblick in das Innere des riesigen Gebietes von Südargentinien hatte, auch erwarb er sich profunde Kenntnisse über die Gepflogenheiten der verschiedenen Stämme und berichtete, ebenfalls als erster nicht nur über ihre materielle Kultur, sondern auch über Lebensweise, Sitten, Gebräuche, Religion und soziale Verhältnisse. Allerdings ist seine Aufzählung der Ethnien verwirrend, denn die Bezeichnungen enthalten Himmelsrichtungen, geographische Örtlichkeiten, physische Charakteristiken und Namen von Kaziken. Außerdem stammen die Begriffe aus verschiedenen Sprachen, wobei Falkner nicht klar war, dass er ein und dieselben Leute unter verschiedenen Namen führte und in verschiedenen Gegenden ansiedelte.

Der argentinische Gelehrte Federico Escalada setzte sich in seinem Werk „El complejo ‚Tehuelche‘“ eingehend mit Falkners Arbeit auseinander und brachte im wesentlichen dieselben Einwände vor.

„Una breve ojeada a los cuadros sinópticos de su taxonomía aborígen muestra a las claras la falta de concepto etnológico que revelan, en el sentido que actualmente se acepta, especialmente si se observa la diversidad de elementos de juicio básicos de la nominación. En unos casos se trata de los puntos cardinales; en otros, de topónimos con el más variado significado y utilizando cualquiera de las lenguas o dialectos que entonces se hablaban por estas vastas comarcas; más allá se emplean rasgos físicos llamativos de los individuos que componían cada sector étnico; finalmente, designaciones con poco o ningún sentido, cuyo recóndito motivo escapa a todos nuestros pacientes intentos de profundizar en su oscura esencia.“ (Escalada 1949:150)

Trotz der aufgelisteten Fehler ist Thomas Falkners Beitrag nach wie vor als profunde Primärquelle anzusehen. Bei der Beschreibung der vielen ethnischen Gruppen begnügte er sich allerdings mit der Darstellung von Gemeinsamkeiten, wie z.B. das Tragen von Fellkleidung, von einigen in den Anden abgesehen, die Schafzucht betrieben und webten. Einzelne Ethnien hob er nur dann hervor, wenn ihre Gepflogenheiten besonders abwichen. Das war gerade bei den „Tehuelhets“, wie er die Patagonier nannte, öfter der Fall. Zum Unterschied von Pigafettas Bericht, waren alle von Falkner angeführten Ethnien bereits beritten.

Falkner war nicht der einzige Jesuit, der in der Pampa arbeitete bzw. Patagonien zu erforschen trachtete. Die Küste bereiste auch José Cardiel, der mit Falkner in der Reduktion „Pilar“ missionierte. Dort traf er auf zwei „Toelchús“, seine Bezeichnung für die Patagonier, die sich hier aufhielten, um wilde Pferde einzufangen. Diese Begegnung ist ein Hinweis für die Tatsache, dass die südlichen Indianer keineswegs isoliert lebten, sondern mit den übrigen „Nationen“ in regem Verkehr standen. Eine ausgezeichnete – sekundäre Quelle – gibt es von Sanchez Labrador, der zwar selbst nicht in der Pampa weilte, aber die Schriften der anderen Jesuiten in dem Werk „Los Indios Pampas – Puelches – Patagones“ zusammenfasste. Furlong brachte dieses Werk 1936 in einer ausgezeichneten, reichlich mit Fußnoten versehenen Bearbeitung heraus.

Obwohl die Erkundungsfahrten der Jesuiten und einiger spanischer Kapitäne wenig Aussicht auf Erfolg zeigten, war den argentinischen Spaniern die Errichtung von Stützpunkten und Forts wichtig. Eine erste Siedlung wurde 1779 am Rio Negro gegründet, eine zweite sollte in der Gegend von San Julian aufgebaut werden. Zuständig für die Leitung derselben war Antonio Viedma, der, als er nicht mehr in San Julian weilte, eine ausführliche und zusammenfassende „Descripcion de la

Costa Meridional del Sur, llamada vulgarmente Patagonia“ schrieb, die wie auch sein Tagebuch in der Edition „De Angelis“ veröffentlicht wurde. Darin ist zu lesen, dass das ganze Gebiet vom 40. Grad südlicher Breite bis zur Magellanstraße von Indianern einer „Nation“ bewohnt war. Das ganze Gebiet war aber in mehrere Territorien gegliedert. Namentlich zählte er die Kaziken jedes Territoriums auf. Des weiteren beschrieb er die Tiere, die den Indianern Nahrung gaben, die Beschaffenheit der Küsten (aus eigener Anschauung) und des Landesinneren (meist den Berichten der Indianer entnommen, abgesehen von der Gegend um San Julian und dem Rio Santa Cruz stromaufwärts).

Das Hauptaugenmerk der Spanier war zwar auf die Besiedlung des Landes gerichtet, aber Antonio Viedma erfüllte seine Aufgabe mit Umsicht und Einfühlungsvermögen und verstand es, die Tehuelche zu Freunden zu gewinnen. Er kam ihnen offen und ziemlich unvoreingenommen entgegen, sie zeigten sich ihm und seinen Leuten gegenüber auch äußerst hilfreich, sie bewahrten die Siedler wiederholt vor dem Verhungern. In seinem Bericht gibt es keine einzige abschätzige Bemerkung über sie, obwohl ihm manche ihrer Bräuche eigentümlich vorkamen. Die Patagonier, die er am Ende seiner Arbeit mit folgenden Worten charakterisiert, zeigten Viedma freimütig ihr Land.:

„Im allgemeinen haben diese Indianer ein sehr sanftes und harmloses Naturell und sie waren mir so gewogen und behandelten mich mit solchem Feingefühl, besonders der Kazike von San Julian, dass, wie ich glaube, ich jeden Handbreit ihrer Gebiete in ihrer Begleitung gesehen hätte, wenn wir nur genügend Pferde gehabt hätten.“¹
(A.Viedma 1780-83/1837:81)

Nicht unerwähnt lassen will ich die von 1831 – 1836 mit den Schiffen Adventure und Beagle durchgeführten Forschungsreisen, weil 1833/34 der Naturforscher Charles Darwin teilnahm, der auf dieser Reise jene Eindrücke gewann, die ihn zu seinem Buch über die „Entstehung der Affen“ motivierten. Kapitän dieser Reise war Fitz-Roy, der mit der Schrift Falkner bestens vertraut war und daraus seitenweise zitierte. Er vermischte in seinem Bericht daher auch Gelesenes mit Gehörtem und selbst Erlebtem.

¹ eigene Übersetzung

Im Norden Patagoniens fanden zu Darwins Anwesenheit gerade die Feldzüge General Rosas gegen die Indianer statt und Darwin war daran so interessiert, dass er den General in seinem Lager aufsuchte, wo er auch Pampas sah, deren Ähnlichkeit mit den Patagoniern im Süden an der Magellanstraße ihn frappierte. Darwin hielt sich für kurze Zeit in Carmen de Patagones am Rio Negro auf, das zu diesem Zeitpunkt der südlichste Flecken an der Ostküste Amerikas war, „der von zivilisierten Menschen bewohnt wird“. (Darwin 1909:38) Die Siedlung San Julian existierte nicht mehr. Das Verdienst Darwins für diese Arbeit liegt in seiner interessanten Darstellung der historischen Lage.

Im November 1833 betraten die protestantischen Missionare Arms und Coan patagonischen Boden und blieben bis zum 24. Jänner 1834. Coans Aufzeichnungen erschienen erst 1880 in New York unter dem Titel: „Adventures in Patagonia. A Missionary Exploring Trip.“ Er schilderte seine Eindrücke über das Leben der Indianer, ihr Wesen, ihre Jagdmethoden, ihre Freizeitvergnügungen, ihr soziales Leben mit seinen Spannungen und Intrigen, aber auch seine Schwierigkeiten, sich mit den Unbequemlichkeiten des vagabundierenden Lebens zurechtzufinden. Nach einem missglückten Versuch im Jahr 1845 durch Gardiner, wagte sich 1859 Theophilus Schmid in die Gegend. Er kam im März nach Punta Arenas, machte dort im April die Bekanntschaft der Kaziken Ascaik und Casimiro und wanderte ein Jahr mit den Tehuelchen, 1861 kehrte er in Begleitung Frederic Hunzikers zurück und lebte wieder einige Monate mit derselben Gruppe. Die Gründung einer Missionsstation 1862 an der Mündung des Santa Cruz scheiterte an dem Nomadentum der Tehuelche. Für die Errichtung eines Handelsgeschäftes fehlten den Geistlichen die Mittel. Schmid und Hunziker nahmen aber jede Gelegenheit wahr, die Sprache der Aónikenk zu lernen, um die Indigenen in ihrer eigenen Sprache mit dem Christentum vertraut zu machen.

Die von Schmid verfassten „Manners and customs in Patagonia“ wurden nach seinem ersten Besuch, 1860 in London veröffentlicht.

Die linguistische Arbeit von Schmid und Hunziker wurde von dem argentinischen Wissenschaftler Felix F. Outes publiziert: 1926 erschienen Schmid's „Los trabajos linguisticos“, 1928 unter „Versiones al aônükün'k“ das Vaterunser in der Sprache der

südlichen Tehuelche und im selben Jahr unter „Un texto aônükün'k“ ein von Hunziker aufgezeichneter „Jagdgesang“ der Tehuelche, den diese vor einer Jagd anstimmten.

Die rege Verbindung der Indianer auf beiden Seiten der Anden war den Spaniern bekannt und sie hatten lebhaftes Interesse, zur Erleichterung ihres Handels die Übergänge über das Gebirge herauszufinden. Den ersten bekannten Versuch machte Villarino 1782. Er reiste den Rio Negro flussaufwärts, musste aber im Gebiet von Neuquen umkehren. Erst 1862/63 machte Guillermo E. Cox den nächsten Versuch, zwischen Buenos Aires und Valdivia einen Handelsweg zu finden. Er hatte überdies den Auftrag, herauszufinden, wo man Handelsstationen errichten und in welcher Form man mit den Indianern Handelsbeziehungen unterhalten könnte. (Cox 1863:262) Die Reiseberichte beider geben interessante Einblicke in den Lebensstil der Indianer.

Der Engländer George Chaworth Musters hegte schon lange den Wunsch, in Patagonien mit den Indianern nach Guanakos zu jagen. Als er 1869 als Leutnant dienstlich auf der englischen Kolonie der Falkland Inseln eingesetzt war, nutzte er die Gelegenheit, um das gegenüberliegende Festland kennenzulernen. Er nahm ein Jahr Urlaub von der britischen Armee und schiffte sich nach Punta Arenas ein. Als Voraussetzungen brachte er die Kenntnis einiger Schriften über Patagonien und die passable Beherrschung der spanischen Sprache mit. Um die Indianer, über deren Charakter er Gutes vernommen hatte, zu beeindrucken, stattete er sich mit einem Mantel aus Guanakofell, einem Lasso und Bolas aus. Von Punta Arenas aus reiste er nach einiger Zeit mit ein paar Chilenen nach Santa Cruz, wo er auf die ersten Indianer stieß. Musters verweilte ein Jahr „Unter den Patagoniern“ und ritt mit ihnen auf einem alten Indianerpfad von Süden nach Norden, das heißt bis Patagones. Ähnlich wie Viedma war er interessiert und aufgeschlossen, seine Kontakte zu den Tehuelchen waren sehr herzlich und er gibt einen genauen, profunden Einblick in ihre Lebensweise. Musters führte auf seiner Reise Tagebuch.

In seinem Werk

- beschreibt er den Alltag der Indianer,
- gibt er eine Vorstellung von der Landschaft im Inneren Patagoniens und
- fasst er in einem eigenen Kapitel Sitten und Gebräuche der Tehuelche zusammen.

Musters erwarb auf seiner Reise auch Kenntnisse der Sprache der Aónikenk, sie waren aber nicht ausreichend, um tiefere Einblicke in die Gedankenwelt und spirituellen Vorstellungen der Indianer zu gewinnen. Seine Beschreibungen der Zeremonien blieben deshalb an der Oberfläche. Erzählungen und Mythen erwähnte er mit keinem Wort. Dafür erhält man einen differenzierten Einblick in alles, was mit Jagd und Handwerk zu tun hat. Auch die äußere Erscheinungsform beschrieb er sehr ausführlich. Da Musters meistens mit den Männern unterwegs war, nahmen die männlichen Tätigkeiten notgedrungen mehr Raum ein. Obwohl Musters sich mit den Tätigkeiten der Frauen auch auseinandersetzte, bekommen sie nicht soviel Platz als ihnen gebührte.

Musters gewann bei den Indianern so viel Anerkennung und Vertrauen, dass sie ihn nicht nur Briefe in ihrem Interesse verfassen ließen, sondern ihn zugleich als Boten für die Überbringung dieser Schreiben benützten. Sie hätten ihn auch gerne als ehrlichen Händler in Chubut gesehen. Zwei Beispiele zeigen, dass er in der Erinnerung der Indianer einen hohen Stellenwert einnahm.

Moreno lernte im Tal von Shehuen, am Rio Chico, die Nordtehuelchin María kennen, „aunque esposa de un Patagon [Gattin des Kaziken Conchingan], no es de la misma raza; es pampa, Gennacken“. (Moreno 1876/1879:219) Sie sprach spanisch und als Moreno ihr die Illustrationen in Musters' Buch zeigte und den Inhalt in Kurzform erzählte, übersetzte sie alles wortgetreu in die Indianersprache. Zu Moreno sagte sie: „Musters mucho frio tenía; muy bueno pobre Musters:“ Es wurde noch lange über die Mühsalen, die Musters auf seiner Reise erlitt, gesprochen. (Moreno 1876/1879:220) In der Erinnerung der Tehuelche lebte der unerschrockene Engländer noch lange unter der Bezeichnung „Mister“ fort, denn Doña Agustina, Escaladas wichtigste Informantin, konnte ihn zwar nicht mehr persönlich sehen, sie wurde erst nach seiner Reise geboren, hörte in ihrer Jugend aber oft Erzählungen über ihn. Escalada war sich nicht sicher, ob „Mister“ auf einen Hörfehler zurückging oder eine Ehrenbezeichnung darstellte. (Escalada 1949:303)

Musters' noch immer gut lesbares, durch Illustrationen bereichertes Werk, dessen Stil heute indes veraltet ist, fand rasche Verbreitung und die von mir verwendete deutsche Übersetzung war schon 1873 auf dem Markt. Seine Schilderung der

Landschaft animierte so manchen Engländer, sein Glück in Patagonien zu versuchen und so trug das Werk eines wohlgesinnten Mannes zum Aussterben der Indianer bei. Es ist aber noch immer als erste und wichtigste Quelle über die Patagonier anzusehen.

Francisco Moreno unternahm von 1873 bis 1879 fünf Forschungsreisen ins Landesinnere Argentiniens. Sein Interesse galt der Geographie und der Prähistorie. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass er sich bei den freundlichen, gutmütigen *Ahonnekenkes*, wie er die Südtehuelche nannte, ins Paläolithikum zurückversetzt fühlte.

„En el trascurso de dos meses el viajero puede recorrer palpablemente 200,000 años y puede ver á su abuelo, armado unas veces de un filoso casco de piedra, disputando su alimento á las fieras y otras combatiendolas con las armas de acero que su nieto, llevado por la fuerza irresistible del progreso, ha conseguido fraguar, metamorfoseando, con la evolucion de su inteligencia, el cuchillo ó la flecha de silex.“ (Moreno 1876/1879:227)

Er stellte fest, dass die legendären Patagonier in ihren heimatlichen Gebieten ein ganz anderes, wesentlich sympathischeres Bild boten, als in den argentinischen Siedlungen. Es galt, sie dort zu erforschen, waren sie doch ein Spiegelbild der „infancia de la Humanidad“.

„Siéntome dichoso de penetrar en la vida íntima del legendario Patagon: voy á estudiarlo en su misma pátria, en toda su libertad, vagando en la árida meseta ó cazando en las llanuras. Léjos de la civilizacion, viviendo en las crudas asperezas de las tierras australes, el Tehuelche, libre del contacto con el blanco, que ahora vá á examinarlo, no es el mismo que vemos en las ciudades. Allí queda anonadado, cuando se le trasporta bruscamente desde la region donde es desconocida la ambicion y los vicios de la cultura, al medio europeo. En este, un modo distinto de vida, otras costumbres y otras necesidades, le hacen perder, aún cuando mas no sea en apariencia, su fisonomía de hombre de la Naturaleza, sin ninguno de los disfraces con que lo reviste nuestra industria. El único modo de comprender la vida primitiva, para los que estudiamos el remoto pasado del hombre, es admirarlo y observarlo en sus primeras impresiones, que en Patagonia, como en Africa y en otras partes, reflejan la infancia de la Humanidad.“ (Moreno 1876/1879:227)

Diese ursprünglichen, altertümlichen Reste der frühen Menschheit galt es festzuhalten. Sein Hauptinteresse galt der Wissenschaft, die Indianer waren für ihn eher Mittel zum Zweck. Nach dem Wüstenfeldzug setzte er sich allerdings für einige

Kaziken, die er von seinen Reisen her kannte, ein. Insgesamt war seine Haltung den Indianern gegenüber ambivalent, was in seinen Schriften auch zum Ausdruck kommt.

Eine ähnliche Haltung nahm auch Ramon Lista ein. Auch er unternahm mehrere Reisen zu den Aónikenk. Ihm gab der Kazike Papon Legenden und Mythen preis. Listas Hauptinteresse galt jedoch der Besiedlung und Verwaltung des Landes. Er wurde später Gouverneur von Santa Cruz und er hielt die Bildung von Reservaten für die Indianer für eine gute Lösung.

Einer der Immigranten, den es im Alter von 17 Jahren nach Patagonien verschlug, war der Walliser James Radboone. Als Liebhaber des Rennsports lernte er auf der Pferderennbahn die Tehuelche und deren von ihm hochverehrten Kaziken Mulato kennen. Sein Leben gestaltete sich aufregend und er hatte das Bedürfnis, es weiterzuerzählen. Seine mangelnde Schulbildung und die Tatsache, dass er kein „Liebhaber der Feder“ war, ließen ihn nach einem Autor suchen. Er fand ihn in Childs Herbert und seiner frisch angetrauten Frau Marjorie, die beide von Radboones Brief so begeistert waren, dass sie umgehend beschlossen, ihre Flitterwochen in Patagonien zu verbringen, zumal ihnen versichert wurde, dass „Jimmy“ eine „ehrliche Haut“ sei, die die Wahrheit erzählen und keine Histörchen vorflunkern würde. Herbert Childs schrieb nach den Erzählungen Radboones das Buch: „El Jimmy. Outlaw of Patagonia“, eine wertvolle Quelle über das Leben der Aónikenk um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Radboones Bericht ist dem Buch Musters' in seinem Wert ebenbürtig. Hier folgt ein Auszug des animierenden Briefes.

„I always had an idea to try some day & make a book on my life here, for what reason I had got the sentence of 100 days imprisonment & for what reason I kept crossing the border to terrify the Chilian Police. I will just state here you will see that mine was not a College education for the same reason I would a thousand times rather tell this storey than write it as I have never been a lover of the pen & during six years of my hunted life I did not write one word or read one & when I mixed again with my own country men I had quite forgot a lot of my own language on the other hand I had learnt quite a bit of the Tehuelche language, as I passed most of my years hunted life with them & found them to be most honorable people as quite a number of times they could have so easy gave me away to the Police that wanted me so badly.“ (Childs 1936:15f.)

1946, als Cooper klagte, dass Patagonier und Pampas nicht genügend erforscht wären, erschien eine Schrift von Tomás Harrington: „Contribución al Estudio del Indio Gününa Küne“. Mit den Gününa Küne, wie die Eigenbezeichnung der Nordtehuelche lautet, nahm Harrington in mehr als 15 Jahren immer wieder den Kontakt auf.

Sein Hauptinteresse galt ihrer Sprache, *yájitch* genannt. 1911 unternahm er seine erste Reise in das Tal von Jenua, in Chubut gelegen, drei Jahre reiste er durch die westlichen Teile Chubuts und gelangte 1914 nach Gangán, im zentralen Norden. Er traf dort auf araukanische Indianer, aber auch auf Tehuelche und zwar sowohl auf die südlichen Aónikenk, als auch auf die nördlichen Gününa Küne, die miteinander vermischt waren. Im Jänner 1915 ließ er sich in Lefi Guiyeu, in der Nähe von Gangán für ungefähr fünf Monate nieder. Er wohnte bei der alten Indianerin Trruúlmani. Bis 1918 blieb Harrington in diesem Teil von Chubut, auf den Plätzen Gangán, Lefí Gniyeu, Carhue Gniyeu und Yalálau Bat. 1919 und 1920 unternahm er jeweils gegen Jahresende flüchtige Besuche zu seinen patagonischen Freunden. Nach Buenos Aires zurückgekehrt, studierte er die Schriften, die es über Tehuelche und Araukaner gab. Danach war es ihm erst wieder 1929 möglich, zu seinen eingeborenen Freunden zu fahren. Er fand weitere Informant/Innen. Anfängliches Misstrauen überwand er, indem er Fotos und einige Dutzend Sätze in gününa yajitch präsentierte. Von 1929 bis 1935 reiste Harrington jährlich für acht bis zehn Tage zu seinen indianischen Lehrmeistern. (Harrington 1946:236-239) Leider wurde Tomás Harrington ziemlich krank und konnte daher keine weiteren Beiträge veröffentlichen. Die Arbeit wurde aber vor allem von Casamiquela aufgenommen und weitergeführt.

Harrington zeigte den galoppierenden Verfall der Kulturen der wenigen Aónikenk und Gününa Küne auf, die sich zuerst auf verschiedene Gebiete zerstreuten, eine Beobachtung, die schon bei Radboone/Childs deutlich wird. Danach wurden sie in mehreren kleinen Gruppen sesshaft.

Der Arzt Federico Escalada arbeitete an die vier Jahre in der Zone Alto Rio Senguer und drei weitere in Rio Mayo. Beides sind unwirtliche Gegenden, in denen noch eine einigermaßen nennenswerte Zahl von Ureinwohnern überlebte, wenngleich sie schon sehr vermischt waren und sehr verstreut wohnten. Der tägliche Kontakt mit den Indianern entfachte Escaladas Interesse für sie und ihre Vergangenheit und mit Hilfe der betagten Tehuelchin, Doña Agustina, einer Tochter des Kaziken Kilchámal,

konnte er einige Genealogien aufstellen. Obwohl nicht alle Erkenntnisse, die Escalada zu Papier brachte, der wissenschaftlichen Überprüfung standhielten, ist sein Beitrag als wertvoll anzusehen. Seine Beschäftigung mit den Indianern war von Sympathie und Achtung getragen. Seine Gedanken über den Kaziken Manuel Quilchaman (Kéltchamn) sind vielleicht ein Beispiel dafür.

„En 1911 el cacique estaba en buenas condiciones para efectuar un cálculo muy aproximado de la edad. Su contacto desde la juventud con la ‚gente blanca‘ y sus íntimas relaciones con los exploradores y primeros colonos patagónicos, han de haber constituido otros tantos jalones que facilitarían sus apreciaciones y, desde temprana edad, habrán despertado en él deseos de informarse al respecto, máxime tratándose de un aborigen inteligente y deseoso de asimilar las características culturales del invasor, que fué para él también un amigo.“ (Escalada 1949:317)

Casamiquela beschäftigte sich eingehend vor allem mit den Ethnien des Pampagebietes. Er kannte und schätzte Harrington nicht nur persönlich, sondern baute seine Arbeit auch auf dessen Erkenntnissen auf. Casamiquela versuchte, in den Wirrwarr der ethnischen Bezeichnungen Ordnung zu bringen und mit Hilfe von Genealogien und seiner vielfältigen Kenntnisse, herauszufinden und nachzuweisen, wer die Pampas waren. Seine äußerst genaue, penible Arbeitsweise beeindruckt umso mehr, als er eigentlich Biologe war und die Ethnologie aus Liebhaberei betrieb. Casamiquelas Interesse hing auch mit der Tatsache zusammen, dass er selbst aus der Provinz Rio Negro stammte. Er hatte zudem mit einigen Gününa Küne persönlichen Kontakt. Eine seiner vielen Schriften, die er mit Bormida zusammen verfasst hat, nennt sich: „Etnografía Gününa-Këna. Testimonio del último de los tehuelches Septentrionales“. Die beiden Wissenschaftler erstellten einen Katalog von über 700 Punkten, in dem sie die Antworten des „letzten“ Nordtehuelchen Kalaqapa nicht wörtlich, sondern nur sinngemäß wiedergaben. Anschließend verglichen sie seine Antworten mit den entsprechenden Stellen in den Schriften Falkners und D'Orbignys.

Zu den Wissenschaftlern, die noch bei den letzten Tehuelchen Mythen einfingen, gehörten Llaras Samitier und Siffredi. Hier erwähne ich sie nur der Vollständigkeit halber, denn eine genaue Beschäftigung mit dieser Materie würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Erwähnung verdient meiner Meinung nach aber Bertha Kössler-Ilg, die 35 Jahre lang, von 1920 bis 1955, mit ihrem dort als Arzt tätigen

Mann in San Martín des los Andes lebte und „Märchen der Araukaner“ sammelte. Das Zutrauen, das die Indianer ihr schenkten, verdankte sie nach eigener Aussage in erster Linie dem Zutrauen, das sie ihrem Mann entgegenbrachten. Er schickte mit seinem sicheren Gespür für gute Geschichtenerzähler bestimmte Persönlichkeiten zu seiner Frau, die ihnen geduldig und einfühlsam zuhörte. Unterbrechen durfte sie die Indianer während ihrer langatmigen, selten geordneten Erzählungen nicht. Unter ihren Informanten finden sich berühmte Namen, der Sohn des Kaziken Namunkura, Alfredo Namunkura, Shaihueke, (Shaihueque) Chocorí und ein Tehuelche, namens Maril, der die historische Begebenheit um Llanquitrue (Yankatrür) in poetischer Verpackung wiedergab. Die Indianer erzählten ihre Märchen, Fabeln, Tiergeschichten, ihre Geschichte in spanischer Sprache, wie aus der Bemerkung der Autorin hervorgeht:

„Chiwaillañka – Perle des Nebels – ein großer, stattlicher Indianer aus dem Stamme der Pehuenche [...] brachte mir, wenn er in den Ort kam, öfter eine Erzählung mit, manchmal begleitet von frischen Straußeneiern, deren Nützlichkeitswert ihm höher schien als das Märchen. Da ihm, der tief in den Bergen lebte mit seinen Eltern, ein Schulbesuch nicht gut möglich war, beherrschte er die spanische Sprache nicht besonders, so daß ich die araukanisch gegebenen Begriffe und Worte als solche übersetzte und einfügte im Originallaut, wie ich es im allgemeinen hielt.“ (Kössler-Ilg 1956:13)

Bei den Erzählungen der Indianer handelt es sich also durchgehend um Übersetzungen aus ihrer jeweiligen Muttersprache ins Spanische, Kössler-Ilg übersetzte diese Geschichten wiederum ins Deutsche und vermittelt trotzdem eine andere Vorstellungswelt, eine andere Denkungsart. Die feine und genaue Beobachtungsgabe der Indianer kommt darin ebenso zum Ausdruck wie ihre sprachliche Eloquenz und die Tiefe der Gedanken, aber auch die tiefe Verachtung für die Weißen¹.

¹ Zitate finden sich im geschichtlichen Teil und in der Zusammenfassung.

SPRACHE

Einem Missverständnis bzw. einer falschen Überlegung haben wir zwei Ausrufe in Shakespeares „Sturm“ zu verdanken, die dem Riesen Caliban, dessen Vorlage auch die „riesenhaften“ Patagonier bildeten, in den Mund gelegt wurden. Als die Patagonier bemerkten, dass die Spanier sie beim Überreichen von Geschenken ausgetrickst hatten, indem sie ihnen Fußfesseln anlegten, riefen sie laut Pigafetta verzweifelt ihren Gott um Hilfe, „calling loudly for *Setebos* to aid them“. (Pigafetta 1962/1520:106)

Akt I, Szene 2: I must obey: his art is of such power,
It would control my dam's god, *Setebos*,
And make a vassal of him.

Akt V, Szene 1: O *Setebos*, these be brave spirits indeed!
How fine my master is! I am afraid
He will chastise me.

Lehmann-Nitsche gab aber zu bedenken, dass „der Indianer dieses Wort hören ließ, als ihm verräterischerweise Fußschellen angelegt wurden“ und es sich daher eher um die entrüstete Frage „c e t e m o ?“, „what is it?“ handelte.

„...es erscheint durchaus möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich und vor allem einleuchtend, wenn der übertölpelte Eingeborene losbrüllte: c e t e m o ? = s e t e b o s ? = z e b e t h o s ? , d.h. auf deutsch: ‚Was ist denn das?‘, als er merkte, daß er gefangen war. Die Annahme, er habe seinen ‚Gott‘ angerufen, ist schon aus Überlegungen ethnologischer und religionswissenschaftlicher Art abzulehnen.“ (Lehmann-Nitsche 1937:206f.)

Dieses Beispiel allein zeigt schon, dass, wie vieles anderes von der Kultur der Tehuelche, auch die Sprache nur oberflächlich erfasst wurde. Mit Bekümmerung wies Imbelloni darauf hin:

„toda la literatura lingüística sobre Patagonia ha empleado transcripciones inadecuadas en la primera época, cuando los vocabularios se escribían con letras ordinarias, usadas al modo de la lengua inglesa, alemana, italiana y española, pero luego, cuando se quiso ensayar el uso de los diacríticos, se llegó a verdaderos absurdos, por ignorar las bases de la ciencia del fonema y su simbología. Esta condición de inferioridad, que resulta sin excepciones en los vocabularios y gramáticas, me ha tenido sumamente afligido.“ (Imbelloni 1949b:234)

Am eifrigsten bemühte sich der Missionar Schmid beim Erlernen der Sprache der Tehuelche, sein Ehrgeiz bestand darin, den Indianern das Wort Gottes mit ihren

eigenen Worten zu vermitteln. Dazu brauchte er auch das Grammatiksystem, aber bereits das richtige Notieren der Wörter fiel ihm schwer. Er schrieb:

„I have prepared a vocabulary, arranging the words in alphabetical order, and an outline of grammar; a considerable enlargement of that which was printed in 1860. It is all written in the usual alphabet; for, as the inventors of the phonetic system are always changing their alphabet, I thought it best to do without it, and I should therefore not like to return to phonetic. The words which I have collected have been subjected to several tests, and they have come out true and genuine; but as for abstract words, I am getting more and more convinced that there is nothing which could enable us to set before the Indians the truths of our holy religion.“ (Schmid in Marsh 1857/1883:153)

Ein Tehuelche-Vokabular stellte schon der an allem interessierte Pigafetta (1520/1968:119-122) zusammen. Er erfuhr es aus dem Mund des gefangenen „Riesen“ auf der Weiterreise und schrieb:

„That giant whom we had in our ship told me those words; for when he, upon asking me for *capac*, that is to say, bread, as they call that root which they use as bread, and *oli*, that ist to say, water, saw me write those words quickly, and afterward when I, with pen in hand, asked him for other words, he understood me.“ (Pigafetta 1968/1520:122)

Vokabellisten oder vielmehr bloße Sammlungen einzelner Wörter lieferten Fitz-Roy (1839:Appendix 141), D'Orbigny (1829/1839-43:Tome IV,80), Coan (1833/1880:103), Schmid (in Marsh 1857/1883:153), Cox (1863:252f.), Casimiro's Sekretär Mendoza (in Braun Menéndez 1940:249f., 260f.), Musters (1871:338-341), Ibar Sierra (1879:46-49), Moreno (1879/1876:380 - 396), Lista (1879:125 - 130), Borgatello (1924:12), und Hunziker (in Outes 1926).

Die Namensliste schaut zwar lang und vielversprechend aus, aber keine einzige Sammlung kann den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, im Gegenteil, die meisten Listen genügen nicht einmal den bescheidensten Anforderungen für den Einblick in eine Sprache. Wenn es sich bei den Aufstellungen nur um magere Wortsammlungen handelt, so ist es leicht vorstellbar, dass es um die Aufnahme einer Grammatik noch viel schlechter bestellt ist. Zudem sind die Aussagen über Sprache und Wörter sehr widersprüchlich.

Guinnard (1856/1871:261f.) fand den Wortschatz gering; der Ethnologe Outes (1910b:119) fand den Wortbestand wahrscheinlich in Anlehnung an Schmid reich an elementaren Wörtern, arm an abstrakten Ideen; reich an Zahlwörtern zum Unterschied von vielen anderen amerikanischen Sprachen, dagegen arm an anderen Wörtern, behauptete Ibar Sierra, obwohl er nach eigener Angabe nur oberflächliche Kenntnisse dieser Sprache besaß.

„Sin conocer a fondo este idioma, podemos asegurar que no solo es pobre de palabras, sino tambien de imágenes; el ocioso patagon, tendido en su carpa contemplando un desierto inmenso, no experimenta en la monotonía de su vida mas variaciones que las que le proporciona la caza del huanaco i el avestruz. Su lenguaje no puede por tanto ofrecer sino la unidad i pobreza que refleja esta ausencia de impresiones i emociones vivas.“ (Ibar Sierra 1879:45)

Die Vermutung, dass der patagonischen Sprache abstrakte Begriffe fehlten, war einfach falsch.

„It must not be imagined that the hunters of whom I speak, although at one time isolated in virgin forests, at another thrown into the midst of boundless plains, are unacquainted with elegant forms of language, and rich and varied figures to speech; they express themselves, on the contrary, according to circumstances, with much clearness and even poetry.“ (Guinnard 1871/1856:260)

In Puncto Reichtum rangiere diese Sprache gleich hinter Quechua und Guaraní, war auch Listas Meinung. „Su sinonimia es varia, y no sólo tiene una voz propia para cada objeto de la naturaleza, sino que también expresa ideas abstractas de un orden superior.“ (Lista 1894:51f.)

Bekanntlich waren die Tehuelche in zwei große Gruppen geteilt, deren südliche die Aónikenk aónico áish sprachen, während die Sprache der nördlichen Gününa Küne gününa yáyitch war. Aónico áish wurde von Mendoza, Schmid, Musters, Lista, Borgatello aufgenommen, gününa yáyitch von Cox, D'Orbigny und Hunziker. Musters (1871:168) nannte das aónico áish die Sprache der Tsoneca, wobei Tsoneca ihre Eigenbezeichnung war. In diesem Punkt irrte Musters, denn dieses Wort bedeutete einfach nur „Leute“: „ ‚gente‘ [como sinónima de ‚tshontk‘ = ch'óon(e)k(e)]“ (Casamiquela 1965:22). Die Sprache der Aónikenk unterschied sich nach Musters ganz deutlich von der von den Pampas und den Araukanern gesprochenen. „Obwohl ich in der Tehuelche-Sprache mich unterhalten konnte, so verstand ich doch die Pampas durchaus nicht.“ (Musters 1871:196) Was die araukanische Sprache betraf, hatte Musters durchaus recht, was die Pampas betraf, nicht so ganz. Denn, wie spätere Wissenschaftler nachwiesen, reiste Musters eigentlich nur mit verschiedenen südlichen Gruppen und hatte bereits Schwierigkeiten, die verschiedenen Dialekte derselben Sprache zu verstehen. Verständlich, war die Linguistik nicht die Domäne des sonst sehr verdienstvollen Forschers. Der von ihm sehr geschätzte Kazike Orkeke hieß in Wirklichkeit

Olkelkenk, auch Olkenk'enk (Casamiquela 1965:49), der Kazike Hinchel der nördlichen Tehuelche Sinchel (Casamiquela 1965:53). Casamiquela berief sich bei diesen Richtigstellungen auf Harrington und dessen sowie auf seine eigenen Informant/innen.

Spegazzini bemerkte Unterschiede zwischen der beim Rio Gallegos und bei Coy Inlet gebrauchten Sprache – und der Sprache bei Santa Cruz; er nahm aber an, dass es sich um dialektale Verschiedenheiten handelte. (Spegazzini 1884:239) Die Sprache der nördlichen Tehuelche unterschied sich freilich noch stärker, war aber eng verwandt.

Cox ermöglicht mit einer kleinen Vokabelliste der drei Sprachen „Tehuelche del Norte“, „Tehuelche del Sur“ und „Araukana“ einen Vergleich. (Cox 1863:252f.)

Eine Gegenüberstellung anderer Art haben wir Borgatello (1924:12) zu verdanken, der die vier Sprachen der Ona, Alacaluf, Yaagàn und Tehuelche verglich. Die schon im Äußeren auffallende Verwandtschaft der Tehuelche und der Ona (Selk'nam) kam auch in der Sprache zutage, während Yamana und Alakaluf einer anderen Sprachgruppe zuzuweisen sind.

Ein Kuriosum am Rande stellt der Versuch des ansonsten sehr verdienstvollen argentinischen Anthropologen Lehmann-Nitsche (1930:278) dar, die von Falkner getroffene Unterscheidung der drei Sprachen der Araukaner, Puelche und Tehuelche, die an den Endungen *-che*, *-kännü* und *-het*, alles Bezeichnungen für „Leute“, hervortrat, für bare Münze zu nehmen und daraus ein Gebäude für die Sprache „het“ zu bauen. Der Versuch, es standen ihm dazu übrigens nur SIEBEN Wörter zur Verfügung, misslang. Lehmann-Nitsche wurde von seinen Fachkollegen heftig angegriffen und widerrief dieses Unterfangen schließlich selbst.

Eine andere, etwas eigenwillige Behauptung stellte Moreno auf. Seiner Meinung nach ergaben sich die bemerkenswerten Unterschiede beim Vergleich der bekannten Wortlisten aufgrund des eigenartigen Brauches, dass bei der ja nur gesprochenen Sprache die Dinge nach dem Tod eines Menschen jene Namen änderten, die dessen Eigennamen glichen.

„La curiosa costumbre que tienen los Patagones de cambiar nombres á las cosas, cuando un indio que haya usado el de una de ellas como nombre propio, muere, hará que sea en extremo laboriosa la confeccion un buen diccionario.“ (Moreno 1879/1876:379)

Moreno setzte in noch schärferem Ton fort:

„Entre estos indios los nombres de las cosas mueren cuando muere quien los ha usado; traen desgracia y deben ser olvidados. Por esto es que muchas veces, entre los indios de las tribus que no se han visitado durante algun tiempo. se encuentran cosas que son señaladas con nombres distintos; uno de los dos es nuevo. Muchas veces les he nombrado las palabras que indica Fitz-Roy y aún Musters y me han contestado ‚así se decia antes‘.“ (Moreno 1879/1876:379f.)

Ramón Lista verwarf diese Ansicht Morenos mit den Worten „es una hipótesis que carece de fundamento“. (Lista 1880:115) Auch Harrington verwarf diese Behauptung Morenos. (Harrington 1946:252) Es bedürfte allerdings großen Erfindungsreichtums, bei jedem Dahinscheiden eines Menschen etliche Dinge anders benennen zu müssen, auch wäre es praktisch sehr hinderlich bei der täglichen Kommunikation noch dazu in einer schriftlosen Sprache.

Einige Besonderheiten

Diese an Wörtern arme oder reiche Sprache wies zum Unterschied von vielen anderen amerikanischen Sprachen einen Reichtum an Zahlwörtern auf. Fitz-Roy (1839: Appendix 141) fand heraus, dass die Patagonier bis 1000 zählen konnten. Finger und Zehen waren ihnen beim Zählen willkommene Hilfsmittel. Sogar bis über 100.000 zählten die Patagonier, wobei ihre Zahlen für 100 *pataca* und 1000 *guaranca* nicht ihrer Sprache entstammten, sondern dem Quechua. Die Zahlwörter dürften sie über die Araukaner erhalten haben. Das war bei dem häufigen Kontakt der beiden Ethnien nicht weiter verwunderlich, meinte D'Orbigny (1829/1839-43:103) Auch Guinnard war voll des Lobes für die Rechenkünste der Tehuelche. Er behauptete sogar, dass die Indianer das Dezimalsystem verwendeten. Mit Hilfe von Blättern oder Grashalmen, kleinen Holzstücken von verschiedener Länge oder Steinen unterschiedlicher Größe führten sie arithmetische Kalkulationen durch. Die kleineren Stücke stellten die Einer, die längeren die Zehner dar. Nie irrten sich die Indianer, auch wenn die Rechenvorgänge noch so kompliziert waren und sie setzten damit die besten Rechner in Erstaunen. Ihre Rechenmethode brachten sie schon den ganz kleinen Kindern bei. (Guinnard 1871/1856:261f.)

Die Zahlwörter von 100 aufwärts entstammten der Quechua-Sprache, für Spegazzini (1884:222) ein Beweis, dass die Patagonier Kontakt mit den Inka hatten. Dass das Zahlensystem perfekt entwickelt war und die Zahlen 100 und 1000 dem Quechua entstammten, bestätigte der Gelehrte Outes (1910b:119), den Rest fand er nicht erwähnenswert.

Die Zeiteinteilung erweckte auch das Interesse einiger Besucher der Tehuelche. Die Zeit unterteilten sie in Jahr und Mond, Tag und Nacht, äußerte Fitz-Roy (1839:172) lakonisch. Guinnard (1856/1871:262f.) wusste es genauer. Das Jahr, das sie von einem Winter zum anderen zählten, unterteilten sie nach den Monden. Die Tageszeit wurde nach dem Stand der Sonne bezeichnet. Sie hatten auch eine gewisse Kenntnis von der Astronomie und fanden selbstverständlich ihren Weg während der Nacht mit Hilfe der Sterne, von denen jeder seinen Namen hatte. Diese Kenntnis half Guinnard schließlich bei seiner Flucht von den Indianern.

Lista fand heraus, dass sich die astronomischen Kenntnisse der Tehuelche auf einige Konstellationen der Gestirne beschränkten. Das Jahr begann bei ihnen im Monat September, also am Ende des Winters und wurde in vier Jahreszeiten unterteilt: „la del deshielo y el pasto nuevo (primavera); la de los huevos de avestruz y guanacos chicos (verano); la de la grasa (otoño), y la del frío (invierno)“. Die Berechnung erfolgte nach Sonnen (für die Jahre) und Monden (für Monate). (Lista 1894:60) Zwei Beispiele sollen das veranschaulichen: (Lista 1894:60f.)

¿*Quenkai sorr ma?* (¿Cuantos años tiene usted?)

¿*Quenkai shegüenon yana ma?* (¿De cuántas lunas sois madre?)

Die Bezeichnungen für die Himmelsrichtungen lauteten: *Penken* für den Norden, *Ahoniken* für den Süden, *Penkóken* für den Osten und *Teurken* für den Westen. (Lista 1894:61) Die Gününa Küne wurden deshalb von den Aónikenk auch als P'énk'enk, als Nordleute, die Südtehelche auch im allgemeinen Sinn als Aónikenk, als Südleute bezeichnet.

Laut Guinnard (1856/1871:56) bedeutete die Bezeichnung „Mellyroumey-co“, für die Quelle des Rio Negro, vier kleine Flüsse. Vallentin stellte 50 Jahre später fest, dass Chubut in der Eingeborenen-sprache „Strom mit vielen Krümmungen“ oder „gewundener Strom“ bedeutete. (Vallentin 1906:8)

Das Patagonische war, um es mit Outes (1905:270) zu sagen,

„una lengua, como lo he dicho, rica en palabras elementales, lo mismo como expresiva de ideas abstractas y con un sistema gramatical bastante adelantado.“

Zum Thema Aussprache

Zur Aussprache bemerkte Pigafetta (1520/1968:122): „All the above words are pronounced in the throat, for such is their method of pronunciation.“ Rauh und kehlig kam Kapitän Narbrough (1670/1722:209) die Sprache der Patagonier vor. Das gleiche empfanden (Pineda 1789/1971:9; D'Orbigny 1829/1839-43:Tome IV,80, 218; Dumont D'Urville 1838/1842:150; Hunt in Despard 1852:91; Bourne 1863/1844:30; Schmid 1860:214; Guinnard 1871/1856:70; Musters 1871:254; Ibar Sierra 1879:45; Lista 1879:75; Prichard 1902:101)

Es wundert bei dieser langen Liste, dass es auch Leute gab, die anderer Meinung waren. Pineda zum Beispiel fand den Klang der Sprache ziemlich angenehm, wemgleich ihm die Sprechweise auch etwas hart vorkam.

„Su idioma de que hemos procurado tomar y confirmar quanto nos ha sido posible algunas veces es bastante agradable, aunque su pronunciación es dura como la Alemana, husan de muchos términos españoles y algunos entienden vastante de este ydioma por la continua comunicación“, (Pineda 1971/1789:22)

- Für D'Orbignys (1829/1839-43:105) Ohren sprachen die Frauen sehr sanft, die Männer hingegen sehr heiser und rauh, das Geschlecht bestimmte somit die Klangfarbe.
- Cordova (1820:125) wiederum meinte: „Es liegt weder etwas Hartes noch Weiches in ihrer Sprache, welche übrigens sehr reich an Vokalen ist, und deren Aussprache etwas Gurgelndes an sich hat.“
- Sogar sanft und niemals spröde empfand Bougainville (1766/1771:127-131) den Klang dieser Sprache.
- Der Forschertrupp, an dem Imbelloni beteiligt war, empfand aónico áish, als er es aus dem Munde Luisas, der Frau Angel Sapas sprechen hörte, gar nicht als rauh

und kehlig, sondern im Gegenteil als sehr harmonisch und klar. (Imbelloni 1949a:29)

- Und für Tschiffely (1940:169) klang die Sprache sehr weich und melodisch. In diesem Fall ist es allerdings möglich, dass der Forscher araukanisch hörte, denn um die Zeit, als Tschiffely reiste, lebten die verschiedenen Indianergruppen schon sehr miteinander vermischt und fast alle Tehuelche sprachen zumindest zwei Indianeridiome.

Die gutturale Aussprache und einige Angewohnheiten erschwerten das Aufzeichnen der schwer zu wiederholenden Worte (Dumont D'Urville 1842/1838:150) „Ofrece muchos sonidos que nuestras letras no podrán representar sino mui imperfectamente.“ (Ibar Sierra 1879:45) Die Angewohnheit, mit ihren Quillangos den Mund zu bedecken, machte das Hören auch nicht leichter.

„Wenn sie am Herde sitzen, und selbst wenn sie umherspazieren, wird der mit Pelz gefütterte Theil des Mantels in der Regel über den Mund heraufgehalten – denn die Tehuelchen behaupten, der kalte Wind mache das Zahnfleisch wund; diese Gewohnheit trägt mit dazu bei, daß Ihre durch die Kehle gesprochene, zu allen Zeiten etwas unverständliche Sprache für den Anfänger noch schwerer zu verstehen ist. (Musters 1871:174)

Und die Sprache wurde sehr schwer und kehlig gesprochen, sehr langsam, so als ob die Sprecher müde wären, die Konsonanten hallten wider; von den selten vorkommenden Vokalen wurden nur die der ersten Silben so deutlich gesagt, dass man sie mit Sicherheit erkennen und schriftlich festhalten konnte, die anderen waren unverständlich oder halb stumm. Die Konsonanten wurden häufig hart ausgesprochen und nur durch halbstumme Vokale getrennt. Das Nachsprechen erwies sich deshalb als sehr schwierig für Spanier. (Spegazzini 1884:238)

Zum Thema Grammatik

Laut Falkner unterschied sich die Sprache der „Tehuelhets“ von der der Puelches und der Moluches nicht nur in den Wörtern, sondern auch in den Deklinationen und Konjugationen (Falkner 1774:110). Das Patagonische gehörte nach Ansicht Ibar Sierras zu den flektierenden Sprachen und erinnerte den spanisch sprechenden

Zuhörer an die deutsche Sprache vor allem wegen seines Reichtums an Konsonanten, aber auch wegen der häufig vorkommenden Ks.

„El idioma patagon abunda en consonantes, carece de artículos i preposiciones; así, para espresar la frase castellana: *Dáme una botella de aguardiente*, dicen simplemente: *Gomo botel lame*. Casi todas sus palabras son graves; mui pocas esdrújulas o agudas. Su pronunciacion es gutural i difícil, inmensamente mas que la del idioma araucano. Ofrece muchos sonidos que nuestras letras no podrán representar sino mui imperfectamente, como *Sokga*, *capa*.“ (Ibar Sierra 1879:45)

Schmid schrieb über die Schwierigkeiten beim Erkunden des Sprachaufbaus, denn obwohl er ein Jahr lang unter den Aónikenk lebte, konnte er bei den zu schweigsamen Indianern über die Struktur der Sprache keine Auskunft bekommen. Das erscheint mir allerdings ein zu hohes Ansinnen an Menschen, die keine diesbezügliche Ausbildung genossen haben. Die Struktur musste Schmid schon alleine herausfinden. Das gelang ihm aber nur teilweise. Möglicherweise machte seine Fragerei die Indianer besonders schweigsam gegenüber dem Fremden.

„The Patagonian Indians are a taciturn people, and far from ready in communicating to others information, about the structure of their language. My difficulties have been, therefore, great – and my stay amongst them was but for one year. Nothing but the closest observation, and the most patient comparison of their forms of speech, my ear being ever on guard, and my pencil at hand, - enabled me to master to the extent I have the early difficulties, which beset my effort to acquire an insight into this rude, and unwritten language.“ (Schmid in Lehmann-Nitsche 1910:19)

Canals Frau bedauerte die ungenauen Aufzeichnungen über die patagonische Sprache, brachte aber einige interessante Anmerkungen die Grammatik betreffend zu Papier. Allgemein fand er die grammatische Struktur nicht einfach. Die Sprachen unterschieden Singular, Dual und Plural bei Namen und Pronomen; Genitiv und Akkusativ wurden vorangestellt; Possessive wurden durch ein Präfix ausgedrückt; Adjektive konnten vor oder nach dem Nomen stehen. (Canals Frau 1953:182)

Die sprachliche Begabung der Tehuelche

Zum Glück waren die Tehuelche sprachbegabt, wie mehrere Durchreisende versicherten.

Isaac Morris und seine Gefährten verständigten sich mit den Indianern mit Hilfe der spanischen Sprache „of which they all can speak a little“ ebenso wie Morris selbst (1741/1927:192). Die Kenntnis spanischer Vokabel wurde von vielen bestätigt ((Duclos-Guyot 1766/1769:662; Bougainville 1766/1771:131; den Teilnehmern an Cordovas Reise - Vargas y Ponce 1805/1819:12; Cordova 1820:124; King 1827/1939:18; Dumont D'Urville 1838/1842:150; Bourne 1844/1863:21; Schmid 1860:210; Guinnard 1856/1871:95; Nordenskjöld 1897:410; Prichard 1902:101; Hatcher 1903:147). Die ersten Berichtersteller schrieben von eher mangelnden Kenntnissen, die späteren ab D'Orbigny trafen auf einige Tehuelche, die sich in dieser Sprache sehr gut verständigten.

Auf seiner Suche nach einem Indianer mit ausreichenden Spanischkenntnissen traf D'Orbigny auf eine Frau, die darüber hinaus die Sprache der Puelche als auch die der Patagonier sprach und sich daher sehr gut als Dolmetscherin eignete. (D'Orbigny 1829/1839-43:77f.)

Andere sprachen aber „gebrochen“ Spanisch und D'Orbigny (1829/1839-43:95) gab einige Beispiele zum Besten, wie „*cacique grande como tierra larga*“, ein Ausdruck, der die Bedeutung eines Kaziken hervorhob; „*beber largo como lazo*“ bedeutete, dass jemand wirklich viel Alkohol konsumierte; neigte jemand zum Lügen, hatte er nicht „zwei Zungen“, sondern „*zwei Herzen*“. Der ausdrückliche Hinweis auf eine Gruppe gutartiger Leute lautete daher: *caciques todos, corazon dos no tener, uno, no mas*; wer nur ein Herz hatte, war ehrlich, auf den konnte man sich verlassen.

Des Spanischen ausreichend mächtig waren viele Tehuelche, als Nordenskjöld, Prichard, Tschiffely und andere ihre Forschungsreisen unternahmen. Ibar Sierra bewunderte schon (1879:39) bei einer Unterhaltung mit einem siebzehnjährigen Tehuelchen dessen korrekte Beherrschung der spanischen Sprache und Aussprache. Hatcher fand zwar anerkennende Wort für die Spanischkenntnisse der Tehuelche, glaubte aber aufgrund ihrer erstaunten Reaktion, wenn er spanische Wörter nachfragte, dass ihnen nicht bewusst war, dass es außer spanisch und Tehuelche noch andere Sprachen gäbe.

„For the most part they spoke Spanish quite fluently, though we were somewhat deficient in the use of that language. They plied us with all sorts of questions relative to ourselves and our mission, and when we hesitated or interrogated them as to the meaning of some word which we did not fully understand, they would reply: ‚Usted no entiende esta palabra? Esta palabra cristiana‘ [...], showing much amusement at our ignorance of what they supposed to be our own language. They were apparently quite unaware that there were more than two languages – Tehuelche and Spanish.“ (Hatcher 1903:147)

Das stimmte aber nicht, denn die Indianer nahmen von anderen Reisenden auch einige Brocken in Englisch auf. Die erste Gelegenheit dazu wurde ihnen wahrscheinlich am 16. Dezember 1766 durch Carterets Leute geboten, wobei die Patagonier als gelehrige Schüler „pronounced very well and distinctly many English words after us“. (Carteret 1766/1965:319) Als Coan (1833/1880-34:103) in Patagonien weilte, erlernte der junge Kazike sehr eifrig englische Wörter. *Bouk* (*book*) sagte ein Patagonier, als Dumont D'Urville (1838/1842:150) ein solches zur Hand nahm. Schmid (1860:210) erlebte, dass zwei oder drei Indianer etwas englisch verstanden und alle mit den Flüchen der englischen Matrosen vertraut waren.

Der Engländer Beerbohm traf auf einen Indianer, der sich Captain Johnson nannte und eine außerordentlich gute Kenntnis der englischen Sprache hatte. Eine erstaunliche Leistung, hatte er doch ein paar Jahre zuvor nur einige Wochen auf einem englischen Schoner gearbeitet und seither keine Gelegenheit zur Ausübung der Sprache gehabt. (Beerbohm 1879:89f.)

Wiederholt wurde den Indianern eine „ausserordentliche Geläufigkeit im Nachsprechen und Auswendiglernen derjenigen Wörter, die ihnen aus fremden Sprachen vorgesagt werden“, bescheinigt. (Cordova 1820:124) Ebenso hob Pineda (in Priegue 1789/1971:17) hervor: „Eran ellas las que savían más palabras Españolas y tenían una pronta comprehension de nosotros gestos“. Von sich selber konnte Pineda das leider nicht sagen.

Diese Leichtigkeit scheint umso verblüffender zu sein als die Indianer nach D'Orbigny (1829/1839-43:78) wenig gesprächig waren, man ihnen die Wörter förmlich entreißen musste. Schüchternheit war aber nicht die Ursache, im Gegenteil, ihr Verhalten den Weißen gegenüber war von Gleichgültigkeit und Kühnheit, ja von Verachtung geprägt.

Ramón Lista war nach allen Behauptungen über die Schwierigkeit der Tehuelche-Sprache überrascht, die Sprache „Ezoneka“ als angenehm und leicht zu empfinden – allerdings machte er nur einen kurzen Versuch anlässlich eines dreitägigen Aufenthalts bei einer Tehuelche-Familie. (Lista 1879:21)

Mehrsprachigkeit bei den Tehuelchen

Außer ihrer Muttersprache und Spanisch waren unter den Tehuelche Kenntnisse des Araukanischen durchaus geläufig. D'Orbignys Dolmetscherin war der Sprache der Puelche [= *gününa yáyitch*], der Patagonier [= *aónico áish*] und der Araukaner mächtig. Sie selbst war eine Gününa Küne, ihr Mann ein Aónikenk, der auch beide Idiome sprach. Der Forscher war außerdem von der Leichtigkeit, mit der die Eingeborenen die europäischen Sprachen erlernten, immer wieder verblüfft. (D'Orbigny 1839-43/1829:77f.)

Cox nahm auf seiner Reise an einem „Parlamento“ teil. Es herrschte „babylonisches Sprachengewirr“, die einen redeten araukanisch, die anderen Pampa und die dritten das rauhe Idiom der Tehuelche, das klang, als knackten sie Nüsse zwischen den Zähnen. Zuletzt stellten die Gelehrtesten unter ihnen noch ihre Kenntnisse in Spanisch zur Schau. (Cox 1863:150)

Viel später schrieb Harrington, dass er während eines beinahe fünfjährigen Aufenthaltes in Patagonien Notizen über drei Sprachen machte, über das *sang-ún* der Araukaner, das *yáyitch* der Gününa Küne und das *áish* der Aónikenk:

„la *sang-ún* del Araucano y las habladas por los indios Aóeni Kenk y Gününa Küne. A la última, llamada *yájitch*, equivalente a palabra, idioma, dediqué preferencia, consistiendo el material reunido en voces, frases, datos genealógicos y onomásticos, breve noticia acerca del tatuaje, cantos, alguna leyenda, toponimia y poco más.“ (Harrington 1946:236)

Harringtons wichtigste Informantin war die betagte Trruúlmani, deren Sprache allgemein als „pampa“ bekannt, von den Betroffenen selbst, den Gününa Küne *gününa yájitch* genannt wurde. Kilkil-ágüs, seit ihrer Kindheit eine Freundin Trruúlmanis, war im Besitz beider patagonischer Sprachen. (Harrington 1946:238f.)

Zum Glück hatte Harrington am Beginn seiner Spracherforschung des Gününa yáyitch schon genügend Kenntnisse des Araukanischen, sodass er sich ohne Wörterbuch verständigen konnte. Er versuchte auch sofort, einiges von der Sprache der Aónikenk zu erlernen. Das ermöglichte ihm zu erfassen, dass die drei Sprachen sehr vermischt verwendet wurden, er konnte sehr oft die Herkunft der Wörter nicht erkennen. Auf seine diesbezüglichen Fragen bekam er zur Antwort: „Es Pampa y también Tewelche“, wobei Pampa für *gününa yáyitch* und Tewelche für *aónico áish* stand. Harrington ging in den folgenden Seiten genauer auf dieses Problem ein. (Harrington 1946:248-254) Es ist aber nicht Aufgabe dieser Arbeit, die linguistischen Schwierigkeiten eingehend zu beleuchten.

Nach Harrington arbeitete noch Casamiquela, selbstverständlich auch linguistisch ausgebildet und in Kenntnis der Sprachen, intensiv mit den letzten Vertretern der Tehuelche, z.B. in seiner Schrift „Sobre es parentesco de las lenguas patagonicas“ (1956:195-202), in der er für die beiden Tehuelche-Sprachen *gününa yáyitch* und *aónico áish* gemeinsame Strukturen in der Grammatik nachwies und auf den deutlichen Unterschied zum Araukanischen hinwies. Casamiquela steht mit dieser Ansicht im Gegensatz zu Loukotka (1968:31,44-47), der *gününa yáyitch* für eine isolierte Sprache hielt. Insgesamt kam diese genaue Beschäftigung auf sprachlichem Gebiet erst sehr spät, eigentlich zu spät. Die Kinder und gar die Enkel der Hauptinformant/Innen waren der Tehuelchesprachen und der damit verknüpften Inhalte und Denkart nicht mehr mächtig.

Sprechweise und Sprechgewohnheiten

Antonio Viedma betonte, dass die Tehuelche bei ihren Konversationen ein und dasselbe Wort oftmals wiederholten, dass sie einen Sprechenden niemals unterbrachen, auch wenn seine Rede den ganzen Tag andauerte. Im allgemeinen sprach jemand, der sehr viel Autorität oder hohe Eloquenz aufwies. Die Frauen sprachen nicht in Anwesenheit der Männer ohne gefragt zu werden und dann beantworteten sie nur die an sie gerichtete Frage. Jenen, die oft ohne Anlass das Wort ergriffen, wurde freilich nicht zugehört. (Viedma 1837/1783:68f.)

Denen, die etwas zu sagen oder zu erzählen hatten, wurde hingegen geduldig und hingebungsvoll gelauscht. Die Sprache war eine beeindruckende Waffe im Mund eines eloquenten Redners.

Sie diente zur Friedensstiftung, wie ein Beispiel Coans darlegt. Eine Auseinandersetzung zwischen zwei feindlichen indianischen Parteien wurde durch eine Ansprache beendet.

„An Indian who had always appeared mild and friendly then rose, and commenced to harangue both parties in eloquent tones. He spoke for about fifteen minutes, and in such a manner as to chain the attention of all. His speech was marked with energy, animation, and pathos; he had varied and melodious intonations of voice, and used seemingly appropriate gestures. Of course we regretted exceedingly that we could not understand his language.“ (Coan 1833/1880-34:93)

Die Sprache bereitete den lauschenden Zuhörern schöne Stunden am Lagerfeuer. Bourne erzählte den Indianern, nachdem er schon einige Zeit bei ihnen weilte, Geschichten über Gil Blas, Sindbad den Seefahrer, die Märchen aus Tausend und einer Nacht, und er mischte diese Geschichten mit seinen eigenen Erlebnissen. Hier die Schilderung einer „Geschichtenstunde“:

„They would sit around me for hours, as eager as so many children, their eyes and ears all intent, while in broken Spanish, mixed with a few Indian phrases that had been grafted into my speech through the ear, aided by abundant gesticulations, that shadowed forth and illustrated whatever was obscure in expression, I spun yarns of no common length, strength, and elasticity. Sometimes, in response to a general call from the company, the old chief, at the end of some marvellous tale, would command me to tell it again.“ (Bourne 1863/1844:46f.)

Die Ausdauer der unermüdlichen Redner unter den Indianern brachten lebhaftere Gespräche in Gang und beeindruckten die aufmerksamen Zuhörer, zu denen Guinnard (1856/1871:260) gewissermaßen auch gehörte, beträchtlich.

Eine Eigenart der Tehuelche schien darin bestanden zu haben, dass sie das Nennen von Namen vermieden. Moreno machte im Zusammenhang mit dem Tod von Personen eine ähnliche Erfahrung. Bourne hörte nach seiner Aussage von den Indianern selbst keine Eigenbezeichnung und konnte ihren Namen erst in Erfahrung bringen, als sein Buch schon fast fertiggestellt war. Auch Eigennamen hörte er nur selten. Sogar im Gespräch miteinander vermieden die Indianer strikt das Nennen von Namen aus Gründen, die Bourne allerdings nicht herausfand. (Bourne 1863/1844:109)

Die Zurückhaltung der Tehuelche Fremden gegenüber äußerten schon andere wie Schmid, aber dass sie auch besonders leise sprachen, brachte in dieser Form erst Tschiffely zu Papier.

„Ihr Benehmen war äußerst zurückhaltend, sodass es nicht gelang, eine rechte Unterhaltung mit ihnen zu führen. Wie die Frauen so sprachen auch sie sehr leise, fast flüsternd. Ihr Gehör schien außerordentlich scharf zu sein, und so brauchen sie bei der tiefen Stille, die in ihrer Umgebung herrscht, wohl nicht lauter zu sprechen.“ (Tschiffely 1940:167)

Das Mittel der Zeichensprache

Obwohl es als selbstverständlich erscheint oder gerade deswegen wurde dieses Mittel zur Verständigung nur von Bourne erwähnt. Die Spanischbrocken, die er und die Indianer meisterten, genügten nicht für die gegenseitige Kommunikation, obwohl gerade Bourne sich rühmt, die Indianer – allerdings etwas später - mit Geschichten unterhalten zu haben.

„By means of their broken Spanish, which they had picked up from sailors, and in visits to the Chilian or other Spanish American settlements, and by signs, amounting at times pretty nearly to a pantomime, I found myself able to understand inquiries or commands, and to make known my wishes.“ (Bourne 1844/1863:21)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich zwar viele berufen fühlten, ihre Meinung zur Sprache der Tehuelche zu äußern, aber nur oberflächliche Kenntnisse von derselben hatten. Intensiver setzten sich nur die Missionare im Dienste der Religion und im 20. Jahrhundert die Anthropologen bzw. Linguisten im Dienste der Wissenschaft mit diesem Thema auseinander.

Faszinierend ist, dass diese, auf einer einfachen materiellen Kulturstufe stehenden Menschen, eine Qualität hatten, die in unserer Gesellschaft abhanden gekommen ist. Sie pflegten nicht nur die Kunst der Rede, sondern die noch viel höhere Kunst des Zuhörens, auch wenn der Redner stundenlang sprach. Es galt als Verstoß, einen Redner zu unterbrechen.

HISTORIE – Begegnungen und Nicht-Begegnungen

Die Anfänge liegen wie bei allen Völkern im dunkeln. Prähistorische Funde (Höhlenzeichnungen, Skelette, Pfeilspitzen, Steinwerkzeuge,...) weisen auf eine Jahrtausendalte humane Geschichte zurück.

Unsere Kenntnis über die Bewohner Patagoniens geht auf das Jahr 1520 zurück. Aus dem 16. Jahrhundert gibt es ab und zu Berichte von den verschiedenen Eroberern, wie Magellan, Mendoza, Drake, de Gamboa. Das riesige Gebiet der Pampa wurde aber nicht von Europäern betreten. Daher weiß man aus dieser Gegend bis zum Mitte des 18. Jahrhunderts rein gar nichts. Nicht viel mehr weiß man von den Patagoniern im Süden des Landes, bei denen hin und wieder Seefahrer vorbeikamen, deren Blick auf ihre riesenhafte oder doch nicht so riesenhafte Größe fokussiert war.

Ab Mitte des 18. Jahrhunderts nahm die Besiedlung in Argentinien immer stärkere Ausmaße an, es kam zu Nicht-Begegnungen und zu Konfrontationen zwischen Indianern und Spaniern, die letztlich zum totalen Ende der Tehuelche führten.

Prähistorie und Ausgrabungen

Es gibt eine direkte Beziehung zwischen den prähistorischen Funden und den Patagoniern, die 1520 in San Julian angetroffen wurden. Bei den ersten Funden, die auf menschliche Besiedlung hinweisen, handelt es sich um drei Höhlen beim Rio Limay, einem Zufluss des Rio Negro, die sich in Nordpatagonien in Neuquen am östlichen Andenrand befinden. Zwei von ihnen, die Höhle Trafal und die Höhle Cuyin Manazano sind in nächster Nähe zur Kordillere gelegen, die dritte Höhle Epullan liegt schon in der Steppe, sie alle wurden auf den Zeitraum zwischen 9.400 und 9.200 v. Chr. datiert. Man fand Steinartefakte und Reste von Tieren (Hunden, Guanacos, Nagetieren und Vögeln), in Epullan außerdem vier menschliche Grabstätten und Feuerstellen.

In der Gegend der beiden erstgenannten Höhlen stieß Moreno bei seiner Forschung 1879 auf Höhlen, vielleicht sogar auf diese, es gibt keine genaue Ortsangabe von ihm, in denen er Skelette, Steinobjekte und Felsmalereien vorfand. Er vermutete, dass die gefundenen Objekte auf die antiken Gennaken zurückzuführen waren.

„Segun los indios actuales, estas cavernas están habitadas por monstruos humanos (Ellengassen) cubiertos con una cáscara como los tatus. Son tan poderosos que su respiracion produce el viento que reina siempre en estas gargantas. La supersticion dice que á veces soplan tan fuerte que voltean del caballo á los hombres.“ (Moreno 1882:34)

Noch älter als die obengenannten ist wahrscheinlich die Höhle „Los Toldos“ in Zentralpatagonien am Südufer des Rio Deseado, die Radiocarbonaten lassen als frühesten Zeitpunkt auf 12.600 v.Chr. schließen. Berühmt ist die Höhle „de las Manos“ am Oberlauf des Rio Deseado wegen der Abbildung von Hunderten von „negative hands“, deren Alter auf ungefähr 8.000 v.Chr. geschätzt wird. (Borrero 1997:37f.)

Andere Höhlen sind auf der Karte auf der vorhergehenden Seite zu ersehen, die Abbildung der Hände auf der darauffolgenden. Der Kazike Papon informierte Lista (1877-80/1879:199) über das Vorhandensein bemalter Höhlen im Tal des Rio Gallegos. In einer dieser Höhlen sah Papon viele bemalte und schwarze Steine. Die geographische Lage weist auf einen Zusammenhang mit den Höhlen „las Buitreras“, „Fell“ und „Cerro Sota“ hin.

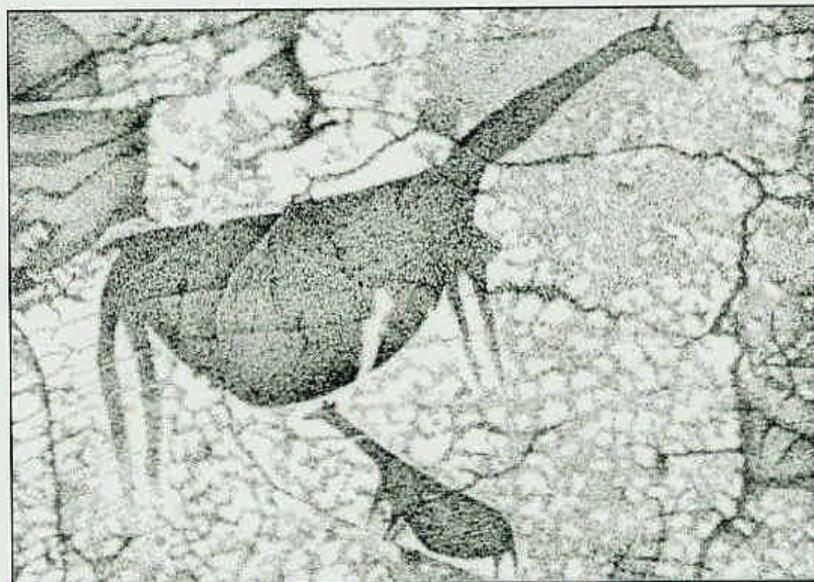
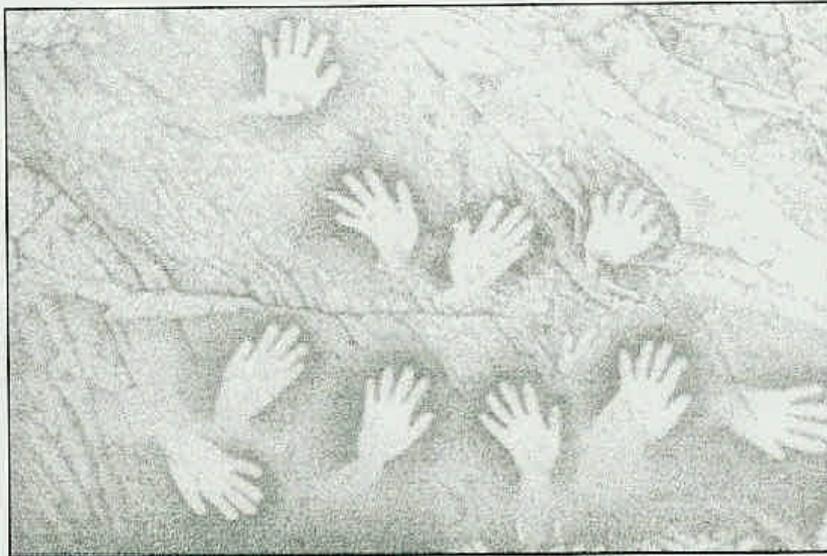
Lista interessierte sich auch für die aus alter Zeit stammenden Waffen der Tehuelche. Er fand meist dreieckige Pfeilspitzen aus Feuerstein, Quarz u.a. vor, Lanzenspitzen in zahlreichen Formen und Größen, Messer aus Feuerstein, Schabeisen, Mörtel aus Sandstein und Porphy, geglättete runde Steinplatten aus Steingut, Bolas aus Steingut, Porphy und Diorit, die den zur Zeit Listas verwendeten ähnelten, ziemlich unbearbeitete Schleudersteine und ungefähr zehn und zwölf Zentimeter lange Schlagbolzen aus Porphy. (Lista 1880:188-191) Lista suchte am Rio Negro, am Rio Chico, am Rio Santa Cruz und am Rio Gallegos.

Desgleichen führte Hatcher (1896/1903:264) etliche Ausgrabungen an Lagerplätzen der Tehuelche durch. Er fand Steinschaber, Steinschnitzel, Pfeilspitzen, Drillbohrer, Mörser u.a., aber keinen Hinweis auf die Verwendung von Bolas.

HISTORIE – Begegnungen und Nicht-Begegnungen

54a

Felsbilder: „Negative Hände“ und „weibliches Guanako mit Jungem“



„Negative Hände“ (Borrero und McEwan 1997:38); Guanako (Mena 1997:48)

Die in der Höhle „Los Toldos“ gefundenen Steinartefakte wie Klingen, Raspeln und spezielle Schaber aus der Zeit zwischen 7000 und 5000 v.Chr. verweisen deutlich auf „specialisation in guanaco“. Beobachtete Siedlungsmuster aus dieser Zeit lassen auf wiederholte, kurze Niederlassungen kleiner Gruppen an bevorzugten Plätzen schließen – das ergibt eine direkte Verbindung zu den Patagoniern, wie sie um 1520 angetroffen wurden. Eine aus der gleichen Epoche stammende Felszeichnung vom Rio Ibañez zeigt ein weibliches Guanako mit seinem Jungen, eine andere aus der Höhle „de las Manos“ eine Jagdszene und Bolas. (Mena 1997:48-50)

Des Weiteren verwendeten die Patagonier bei ihren Felszeichnungen die Piktographie wahrscheinlich, so die Meinung von Outes, zu dem Zweck, bestimmte Ereignisse in Erinnerung zu behalten.

„Los Patagones, como otros pueblos primitivos americanos que no conocieron alfabeto alguno, han DIBUJADO en las rocas aisladas ó en el interior de las numerosas grutas que existen en el territorio, signos varios, avestruces, pies humanos, etc. quizá para RECORDAR hechos diversos.“ (Outes 1910b:119)

Vallentin (1906:30) bewunderte bei dem 30 km südöstlich von Norquinco gelegenen Cushámen solch eine Piktographie an einer mächtigen Felswand, an der

„Zeichen und Figuren in roter Farbe angebracht [waren] ; Schriftzeichen der alten Indianer aus längst vergangenen Zeiten, meist Dreiecke, einfache und doppelte, die mit der Spitze zusammenstoßen, Vierecke mit kreisförmigen Figuren, geschlängelte Linien und Zickzackstreifen, alles in roter Farbe, die, Regen und Sonnenschein, Wind und Wetter trotzend, Jahrhunderte überdauert haben. Der Felsen ist inzwischen verwittert; das zeigt ein Sprung, der mitten durch einzelne jener Zeichen hindurchgeht.“

Interessant ist, dass bereits in vorchristlicher Zeit die ziemlich abgeschiedene patagonische Region durch weit entfernte Kultureinflüsse bereichert wurde. Die Töpferei, die in der Region von Neuquén um 1000 v.Chr. zum ersten Mal aufscheint, ist in Zentralpatagonien sogar noch früher anzutreffen und weist Einflüsse sowohl aus der andinen Zone als auch von der Tradition der Tupi-Guaraní aus dem Hinterland des Rio de La Plata auf. Die Patagonier wendeten ihre von der Felsmalerei und von den Quillangos her bekannten geometrischen Motive auch bei der Keramik an. Outes setzte sich schon 1904 in seinem Artikel „La alfarería indígena de Patagonia“ mit dieser Thematik auseinander, wobei er seine Worte mit

herausgezeichneten Mustern belegte. In einem anderen Artikel aus dem Jahr 1910 äußerte er sich zu dem geometrischen Stil der Patagonier.

„En cuanto á aptitudes artísticas, los Patagones tienen facilidades para la ornamentación y el dibujo. El manto de cuero de guanaco está siempre cubierto de figuras geométricas de diferentes colores; las alfarerías muestran guardas formadas por líneas rectas, quebradas y curvas; mientras los dibujos hallados en las paredes de grutas ó en rocas aisladas representan animales, pies humanos, etc.“ (Outes 1910a:89)

Die Töpferei verdrängte nicht die ursprünglich als Behälter für Lagerung und Transport verwendeten Materialien wie z.B. Gürteltierpanzer. Einige patagonische Jäger und Sammler adoptierten die Töpferei bloß für zeremonielle Güter oder als Prestigeobjekte. Andere erkannten den Nutzen der Tongefäße für das Kochen und die Aufbewahrung von Fett. Grundsätzlich war die Töpferei bis zur Magellanstraße verbreitet, was aber wahrscheinlich als Ergebnis von „long-distance trade or exchange of these items“ anzusehen ist. (Mena 1997:57,59)

„This without doubt reflects the great mobility of historic hunters in Patagonia, including the massive displacement of populations and frequent long-distance incursions. There are no precise territorial limits for these peoples, and it is advisable to refer in general terms to a southern component (Aónikenk) and a northern component (Gununa'Kena), while recognising the complexity of their spatial relationship in historic times. (Mena 1997:57)

Zwei Welten treffen aufeinander

Jahrhunderte, vielleicht sogar Jahrtausende lang lebten die Indianer friedlich und ungestört in Patagonien und den nördlichen Territorien.

Sie waren sehr große Menschen, die ihre Gesichter und Körper bemalten und Körper und Füße in zusammengenähte Guanakohäute hüllten. Die jagenden Männer trugen kurze, schwere Bogen und dazu ein Bündel eher kurzer Pfeile, die wie die europäischen gefiedert und mit schwarzen und weißen Feuerspitzen versehen waren. (Pigafetta 1962:102) Ihre Pfeile befestigten sie, wenn sie auf die Jagd gingen in einem um den Kopf geschlungenen Baumwollband. (Pigafetta 1962:107)

Sie ernährten sich vom Fleisch des Guanakos, das ihnen auch die Kleidung lieferte und von einer süßen Wurzel namens chapac. In irdenen Töpfen beförderten sie das

weiße Pulver von den Wurzeln der Pflanze. Das aßen sie, sonst nichts. (Pigafetta 1962: 108,103)

Die Frauen waren beim Weiterwandern wie Packesel mit allem möglichen beladen, während die Männer, nur ihre Bogen tragend, frei einhergingen. Sonst war zwischen den Geschlechtern kaum ein Unterschied zu entdecken, die Frauen waren genauso bemalt und bekleidet wie die Männer, außer dass sie ihre Geschlechtsteile mit einer kleinen Tierhaut bedeckten. (Pigafetta 1962:103) Aus Tierhäuten bestanden auch ihre Häuser, die auf ihren Wanderungen von den Frauen mitgenommen wurden. (Pigafetta 1962:108) Feuer machten sie, indem sie ein zugespitztes Holzstück gegen ein anderes Stück rieben, bis das Mark eines bestimmten Baumes, das zwischen den beiden Holzstücken lag, Feuer fing. (Pigafetta 1962:122)

Das Tier, das diesen Indianern Nahrung, Kleidung, Wohnung und Material für Pfeil und Bogen lieferte, war das Guanako, eine Llamaart, Daneben war der Vogel Strauß von Bedeutung. Die Tehuelche, wie diese Indianer später genannt wurden, waren ein Jägervolk, das den Guanakos, die ihre Lebensgrundlage waren, nachziehen musste.

Plötzlich im Winter 1520 gab es im Hafen von San Julian etwas Neuartiges, noch nie Dagewesenes zu sehen: mehrere Schiffe mit verhältnismäßig kleinen Menschen. Waren diese merkwürdigen Wesen vom Himmel gekommen? Der erste große „Riese“, wie Pigafetta ihn nannte, schien es zu glauben, denn er tanzte, sang, warf sich Staub auf den Kopf und zeigte gegen den Himmel. Die Seeleute, die schon zwei Monate lang in dem Hafen lagen und bis zu diesem Tag auf keine Menschenseele gestoßen waren, zeigten sich erstaunt und erfreut zugleich. Es dauerte nicht lange, da brachten sie den übrigens mitten im Winter ganz nackten Mann auf ihr Schiff und Magellan gab ihm zu essen und zu trinken. Als der Riese sich in einem Spiegel sah, sprang der Ärmste beim Anblick seines Gesichts vor Schreck zurück. Mit einigen Kleinigkeiten beschenkt wurde der Riese zu den Seinigen zurückgeschickt. Kurz darauf kamen diese, die bis dahin in sicherer Entfernung abgewartet hatten, zu den Schiffen. Sie tanzten und sangen, dabei mit einem Finger zum Himmel zeigend, genau wie zuvor ihr Kamerad. In irdenen Töpfen überbrachten sie zum Essen etwas weißes Pulver von den Wurzeln einer Pflanze. (Pigafetta 1520/1962:101-103)

Erst sechs Tage später wurde der Riese wieder gesehen. Als einer der Matrosen sich ihm näherte, berührte er sich an Kopf, Gesicht und Körper, um anschließend bei diesem dasselbe zu tun und danach seine Hände zum Himmel zu erheben. Er blieb einige Tage bei den Europäern, die ihn taufte, Johannes nannten und beschenkten. Als Gegengabe brachte er den Europäern „one of those large animals to the captain-general, in return of which many things were given to him, so that he might bring some more to us;“ (Pigafetta 1962/1520: 104)

So friedlich blieb der Kontakt leider nicht, denn als die Seeleute vierzehn Tage später vier von den Riesen ohne ihre Waffen sahen, nutzten sie die Gelegenheit, zwei von ihnen einzufangen, um sie in Spanien präsentieren zu können. Dazu wandten sie einen ziemlich plumpen Trick an. Sie beglückten sie mit etlichen Gegenständen wie Messern, Scheren, Spiegeln, Glocken und Glasperlen. Als die Hände der beiden vor lauter Gaben überquollen, wurden ihnen noch zwei Paar eiserne Handschellen gezeigt, die sie aber, beladen, wie sie waren, nicht mehr aufheben konnten. Magellan gab ihnen zu verstehen, dass er sie an ihren Füßen anbringen könnte - und blitzschnell waren sie gefesselt. Merkend, dass man sie ausgetrickst hatte, brüllten die zwei Männer laut wie Stiere „Setebos“, damit ihnen geholfen werde. Und tatsächlich kamen ihnen andere mit ihren Pfeilen zu Hilfe. Ein Matrose wurde so schwer verwundet, dass er starb. Die Seeleute schossen zwar auch mit ihren Waffen, aber die Riesen waren so schnell, und sprangen so beweglich hin und her, dass es unmöglich war, sie zu erwischen. (Pigafetta 1520/1962: 105ff.) Die beiden „Riesen“ starben auf den Schiffen: der eine auf der „Sancto Anthonio“, die unter dem Befehl des Kapitäns Stefan Gomes stand und bei günstiger Gelegenheit über den Atlantik nach Spanien zurückkehrte; dieser Riese verfrachtete nach Pigafetta (1520/1962:115f.) die heiße Gegend um den Äquator nicht. Der zweite gefangene Riese ging zusammen mit 19 Matrosen am 28. November 1520, als Magellans Schiff in den Pazifik fuhr, an Skorbut zugrunde. (Pigafetta 1520/1962: 123)

Etwas anders schilderte Maximilian Transylvanus, der zweite Augenzeuge dieser Reise die Gefangennahme. Die Spanier wurden von den Autochthonen in deren niedrige, fellbedeckte Hütten eingeladen, wo sie nur halb gebratenes Fleisch ohne Beilagen und Getränke zu essen bekamen. Die Nacht verbrachten alle trotz Schnee und Wind nur mit Fellen geschützt, gestört durch das entsetzlich laute Schnarchen

der Indianer, mit denen sie gemeinsam in deren Behausung übernachteten. Als die Europäer am nächsten Tag von den Eingeborenen zu ihren Schiffen begleitet wurden, erschrecken sie, weil die Indianer, von Kopf bis Fuß in Felle gehüllt, die Gesichter mit verschiedenen Farben bemalt, mit Bogen und Pfeilen kampfbereit ausgerüstet waren und so riesig und furchterregend wirkten, dass die Spanier vorsichtshalber einen Schuss in die Luft feuerten. Das erschreckte die Indianer derart, dass nur mehr drei von ihnen bereit waren, die Spanier zu ihren Schiffen zu begleiten. Auch von diesen verschwanden zwei, als sie einen „Wildesel“ [Guanako] verfolgten. Der dritte wurde auf das Schiff gebracht, starb aber innerhalb von ein paar Tagen an Heimweh. (Transylvanus 1962/1520: 283f.)

Egal, welcher Erzählung mehr Glauben geschenkt wird, letztendlich kommt es auf das gleiche heraus. Ein oder zwei erschreckte Indianer wurden gegen ihren Willen, mit dem Zweck, als Ausstellungsstücke zu dienen, auf ein Schiff gezerrt – und starben. Es stellt sich die Frage, ob Magellan mit Europäern ebenso vorgegangen wäre.

Trotz dieser unerfreulichen Begebenheit wurden nur sechs Jahre später, also 1526 die Mitglieder der nächsten Seereise unter Kapitän Loaysa bei einer Notlandung in der Nähe des Kaps der 11.000 Jungfrauen am Eingang der Magellanstraße freundlich empfangen. Fleisch wurde gegen Geschenke ausgetauscht. (Urdaneta 1526/1911:10f.)

Am 26. Februar 1535 brachen einige Seeleute vom Schiff des Kapitäns Simon de Alcazaba in einem Hafen auf dem 45. Breitengrad (Puerto de los Leones; heute Provinz Chubut) ins Landesinnere auf, anscheinend auf der Suche nach Gold oder wertvollen Metallen. Nach einer Wanderung von zwei Tagen stießen sie auf sechs Indianerinnen, drei von ihnen schwanger und einen sehr alten Indianer. Die Männer dieser Frauen waren nach Ansicht der Spanier geflüchtet. Die Leute aßen die zermahlenden und gerösteten Samen einer der roten Rübe ähnlichen Pflanze. Auf ihrer weiten Wanderung mussten sie sich von Wurzeln, Disteln und weißen Rüben ernähren, stießen aber bald wieder auf eine alte Indianerin, zwei Mädchen und zwei Indianer. Wieder waren die Männer geflüchtet. Die Frauen unterwiesen die Fremden

in der Zubereitung der Wurzeln. Eine der Indianerinnen gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, dass in der Entfernung von fünf Tagreisen das Gold zu finden wäre, das sie in ihren Ohren, Haaren und Nasen zur Schau stellten. Bis zum 9. März blieben die Seereisenden in der Gegend. (Vehedor 1535/1866:104f.)

Zweimal kam es zu Begegnungen zwischen Patagoniern und Engländern, als Francis Drake, von Brasilien her kommend in Richtung Magellanstraße fuhr. Zum ersten Kontakt, der freundlich und unspektakulär verlief, kam es am 20. Mai 1578 am 47. Breitengrad beim Puerto Deseado. „...the people of the country did shew themselves unto us with leaping, dancing, and holding up their hands, and making outcries after their manner;“ schilderte der gleichnamige Neffe des berühmten Seefahrers Francis Drake (1578/1926:16) das erste Zusammentreffen. Es kam zu einem Austausch von Geschenken, durch den Drakes Leute in den Besitz von Straußenfedern und kunstvoll zurecht gespitzten Feuersteinen gelangten. (Fletcher 1578/1926:115ff.)

Als Francis Drake aber am 20. Juni 1578 im Hafen von San Julian durch den plötzlichen Wintereinbruch festgehalten wurde, kam es zu einem unerfreulichen Zusammenstoß, als

„Robert Winterhie having in his hands a bowe and arrowes, went about to make a shoote of pleasure, and in his draught his bowstring brake, which the rude Savages taking as a token of warre, began to bend the force of their bowes against our company, and drove them to their shifts very narrowly.“ (ungenannter Erzähler in Hakluyt 1578/1904:109)

In John Winters Worten klingt das folgendermaßen: Als Drake am 22. Juni mit sieben oder acht seiner Männer an Land ging, begegneten sie drei mit Bogen und Pfeil bewaffneten Patagoniern, die ihnen Zeichen machten, umzukehren. Einer der Engländer schoss mit seiner Waffe, um die Stärke der englischen Waffen unter Beweis zu stellen, da richteten die Patagonier ihre Pfeile gegen die Eindringlinge und töteten M. Gunner mit einem Pfeilschuss in die Brust. Winter wurde auch getroffen und so verletzt, dass er zwei Tage später starb. Als die Engländer ihren Toten in der Nacht heimlich holten, fanden sie ihn entkleidet vor, seine Kleider unter seinen Kopf

gelegt, in seinem linken Auge steckte ein englischer Pfeil. (Winter in Hakluyt 1578/1904: 157)

Der Mitreisende John Cooke (1578/1926:154) erwähnte, dass die Einheimischen den Engländern das Betreten ihres Landes verboten hätten und Nuño da Silva (1578/1926:171) behauptete sogar, dass die Indianer die Engländer mit dem Schrei „Magallanes, Esta he minha terra“ aus dem Lande verwiesen hätten. Francis Fletcher (1578/1926:129), dem auffiel, dass Misstrauen nur von älteren Patagoniern bekundet wurde, vermutete einen Zusammenhang mit dem gewaltsamen Raub zweier „Riesen“ bei Magellans Reise. Die Möglichkeit ist nicht ganz von der Hand zu weisen, vor allem in Anbetracht der sehr freundlichen Begegnung einen Monat zuvor. Allerdings protzten dort die Engländer nicht mit ihren Waffen. Außerdem stellt sich die Frage, ob das ungebetene Eindringen allein nicht schon ausreichender Grund für eine Kampfhandlung gewesen war?

Port Famine: der gescheiterte Siedlungsversuch

Drakes Berichte von seiner Weltumsegelung rief die Spanier, die das Vorhandensein der Magellanstraße beinahe vergessen hatten, auf den Plan und schon zwei Jahre später suchte Sarmiento de Gamboa eine Durchfahrt durch die Meeresstraße vom Südmeere her. Zweck seiner Reise war die Errichtung eines Forts in der Straße. Er erreichte das Gebiet im Sommer des Jahres 1580 und glaubte, eine wunderbare Landschaft für seine Zwecke gefunden zu haben. Beim Kap Gregorio hatte er allerdings ein unangenehmes Erlebnis, er traf auf Indianer, die sich zunächst freundlich zeigten, gerne kleine Geschenke der Spanier entgegennahmen, dann aber mit großer Kraft und Schnelligkeit Pfeile abschickten, die die Spanier indessen nicht lebensgefährlich verletzten. Rasend schnell entflohen die Eingeborenen. Bald danach erklomm Sarmiento mit einigen seiner Leute einen Hügel zur Erforschung der Gegend und sah ein typisches Lager der Aónikenk, eine große grüne Ebene in geschützter Lage zwischen zwei Hügeln mit vielen hausähnlichen Formen, von denen er zurecht annahm, dass es sich um die Hütten der Bewohner des Landes handelte. (Sarmiento 1580/1904: 146)

Zurück in Spanien schilderte Sarmiento das Land in den herrlichsten Tönen und erhielt die Erlaubnis, in der „Meeresstraße der Mutter Gottes“, wie er sie neu benannte, ein Fort zu errichten. Der neue Name für die Magellanstraße setzte sich nicht durch, der des Forts, San Felipe genannt, erlangte aber traurige Berühmtheit unter dem Namen Port Famine. So nannte der Engländer Thomas Cavendish diese spanische Siedlung, als er im Jänner 1586 einige wenige verhungerte Gestalten in der Nähe des heutigen Punta Arenas vorfand.

Im Februar 1583 bei Sarmientos zweitem Aufenthalt in der Straße kam es zu einer Attacke von Seiten der Indianer, bei der ein spanischer Matrose verwundet wurde. Ein Jahr darauf, im Februar 1584, kurz nach der Gründung der ersten Siedlung „Nombre de Jesus“ gab es erneut einen Zwischenfall, bei dem sich einige Indigene in aggressiver Weise an die Spanier heranmachten, aber von diesen zurückgeschlagen wurden. Trotzdem kam es einige Tage später mit denselben Leuten zu einem erneuten, diesmal freundlichen Zusammentreffen. Noch später ereignete sich bei San Gregorio ein bedauerlicher Vorfall, bei dem ein spanischer Soldat getötet, zehn weitere an Armen, Oberschenkeln oder Rumpf ernsthaft verwundet wurden. Die Spanier schlugen erfolgreich zurück, sie verletzten den Anführer tödlich und verwundeten viele der Flüchtenden. (Sarmiento 1580/1904: 313,321f.; Martinic 1995:70)

Der Überlebende Tomé Hernandez bestätigte diesen Bericht und teilte mit, dass bald danach die zweite Siedlung San Felipe errichtet und mit Palisaden befestigt wurde, nur gegen das Meer blieb sie offen. Ursprünglich sollten 280 Spanier die Meeresstraße verteidigen, aber dem rauen, unwirtlichen Klima und dem kargen Boden waren sie, die nur mit soviel Vorrat zurückgelassen worden waren, als in einem kleinen Boot Platz hatte, nicht gewachsen.

Zu Begegnungen mit Eingeborenen kam es sehr selten, allerdings nicht mehr mit Aónikenk, sondern mit Chonos, die nahe dem Fort San Felipe im chilenischen Bergland lebten, während die anderen im ebenen Gebiet beheimatet waren und Hernandez beobachtete, dass „those of the mountainous part do not communicate with those of the plains“. (Hernandez in Hakluyt 1904:373)

Es ist sehr schwer, den wahren Grund der aggressiven Zusammenstöße zwischen den Spaniern und Patagoniern zu ergründen, aber man kann annehmen, dass die

Europäer durch ungebührliches Verhalten den Verdacht der Indigenen erweckten und sie zu den oben beschriebenen Reaktionen veranlassten. Wie auch immer, für die zurückgelassenen spanische Besiedler des Forts, die unter anderen Umständen höchstwahrscheinlich Hilfe durch die Aónikenk erhalten hätten, wirkten sich die Ereignisse fatal aus und blieben den Autochthonen vermutlich lange in unangenehmer Erinnerung.

Die traurigen Reste der Siedlung fanden 1587 Thomas Candish, auch Cavendish genannt, und seine Mannschaft vor, einen Augenzeugenbericht hinterließ Francis Pretty.

„These Spaniards which were there, were onely come to fortifie the Streights, to the ende that no other nation should have passage through into the South sea saving onely their owne; but as it appeared, it was not Gods will so to have it. For during the time that they were there, which was two yeeres at the least, they could never have any thing to growe or in any wise prosper. And on the other side the Indians oftentimes preyed upon them, untill their victuals grewe so short, (their store being spent which they had brought with them out of Spaine, and having no meanes to renew the same) that they dyed like dogges in their houses, and in their clothes, wherein we found them still at our comming, untill that in the ende the towne being wonderfully taynted with the smell and the savour of the dead people, the rest which remayned alive were driven to burie such things as they had there in their towne either for provision or for furniture, and so to forsake the towne, and to goe along the sea-side, and seeke their victuals to preserve them from sterving, taking nothing with them, but every man his harquebuz and his furniture that was able to cary it (for some were not able to cary them for weaknesse) and so lived for the space of a yeere and more with rootes, leaves, and sometimes a foule which they might kill with their peece. To conclude, they were determined to have travailed towards the river of Plate, only being left alive 23. persons, wherof two were women, which were the remainder of 4.hundred. In this place we watered and woodded well and quietly. Our Generall named this towne Port famine: it standeth in 53. degrees by observation to the Southward. (Pretty in Candish 1586/:299)

Auch bei dieser Reise gab es eine blutige Konfrontation. Sieben bewaffnete Engländer sollten sich an Land umsehen, als sie von den „Savages with certaine white skinned“, die plötzlich an der Küste auftauchten, beschossen wurden. Nur Zweien gelang es noch die Boote zu erreichen. (Chidley in Candish 1586/:383) Auch in diesem Fall ist es nicht möglich, den genauen Anlass für diese traurige Begebenheit zu überprüfen. Von einem ähnlichen Zusammenstoß bei Port Desire (Puerto Deseado) berichtete 1592 der Augenzeuge John Jane. Am 11. November kam eine große Menge von „Wilden“ zu dem Schiff, Staub in die Luft werfend,

„leaping and running like brute beasts, having vizards on their faces like dogs faces, or else their faces are dogs faces indeed.“ Die Mannschaft befürchtete, dass die Indianer ihr Schiff in Brand setzen wollten, weil diese die Büsche am Ufer in Brand setzten und der Wind in Richtung des Schiffes blies. Als sie aber genügend nahe waren, schossen die Engländer und vertrieben sie. Neun Engländer mussten daran glauben, die Verluste auf Seiten der Indianer erwähnte der Berichterstatter nicht (Jane in Candish 1586/:410).

Im Oktober 1599 wurden einige der Leute des Utrechters Olivier du Nort bei der Durchfahrt durch die Magellanstraße durch Bogenschüsse „aus dem Hinterhalt“ verwundet. Die Holländer wehrten sich, trafen drei Indianer tödlich, durchschossen einem das Bein und retteten sich in ihre Boote. Als sie später ans Land zurückkehrten, fanden sie Herzen, Leber und Lungen der Toten durchbohrt vor, ohne dass sie vorher irgendwelche Personen an Land gesehen hätten. (du Nort 1599/1610:13)

Noch viele Schiffe fuhren die Küste Patagoniens entlang und kamen in Kontakt mit den Einheimischen, so der Österreicher Christoph Carl Fernberger, der im Juli 1622 im Hafen von St. Julian eine kurze, friedliche Begegnung mit den Indianern erlebte.

Lange Zeit vermieden die Boote die Durchfahrt durch die Magellanstraße, so kommt es, dass erst aus dem Jahr 1670 die nächste Nachricht einer Begegnung vorliegt. Am 22. Juni dieses Jahres sah einer der Matrosen Narbroughs, Jean Wood, auf einem Berg sieben Indianer, die ihm unter großem Lärm zu verstehen gaben, dass die Matrosen an Bord gehen sollten. Die Matrosen wollten nicht sofort zu ihren Booten zurückkehren, und die Indianer ließen sie nicht zu nahe an sich herankommen. (Narbrough 1670/1722:209) Sowohl die Engländer als auch die Indianer machten Geschenke, aber die Indianer vermieden jeden persönlichen Kontakt, ihre Gabe, „un paquet de peaux“ versteckten sie sorgfältig hinter einem Busch. Narbrough nahm an, dass diese Scheu der Eingeborenen auf Informationen über die Grausamkeit der Spanier zurückzuführen war. (Narbrough 1670/1722:211,213,221) In der Magellanstraße zwischen Port Famine und Cap Froward traf er nochmals auf Einheimische, die aber nicht so scheu waren wie die

vorigen, sie trauten sich sogar auf die Boote der Holländer. (Narbrough 1670/1722:239f.)

Der Engländer John Byron wurde im Jahr 1764 in Patagonien beim Fluss Gallegos von den Einwohnern zur Landung aufgefordert. Nach seiner Schätzung waren es ungefähr 500 Leute, die meisten zu Pferd, die den Seereisenden, dabei beträchtlichen Lärm erzeugend, heftig zuwinkten. Ihre Gesichter, mit verschiedenen Farben bemalt, ihre Riesengröße, die durch die sonderbare Fellbekleidung noch betont war, all das kam Byron (1764-1766/1964:45f.) furchterregend vor. Er überwand aber seine Furcht und verteilte an diese außergewöhnlich großen Menschen Geschenke, wozu er sie zur Erleichterung seiner Arbeit niedersetzen ließ, denn „such was their extraordinary size, that in this situation they were almost as high as the Commodore [Byron] when standing“. (Byron 1764/1964:41) Da der Engländer selber sechs englische Fuß groß war, maß er den Patagoniern eine übertriebene Größe zu. Byron schätzte sie auch entsprechend hoch: „Their middle stature seemes to be about eight feet; their extreme nine and upwards; tho' we did not measure them by any standard, and had reason to believe them rather more than less.“ (Byron 1764/1964:41)

Keineswegs bestätigten die Berichterstatter der folgenden Seereise, Duclos-Guyot und Gyraudaix, Byrons Behauptung. Sie befanden die Indianer, auf die sie am 6. Mai 1766 in der Magellanstraße trafen, zwar für sehr groß, aber nicht für riesenhaft. (Duclos-Guyot 1769:661, Gyraudaix 1769:643) Philip Carterets Messung am 16. Dezember 1767 ergab eine Größe von sechs englischen Fuß bis zu sechs Fuß und sieben Zoll. (Carteret 1767/1965:317) Dieses Ergebnis wurde von dem Franzosen Bougainville bestätigt, der überzeugt war, Byrons Riesen angetroffen zu haben, denn viele der Leute besaßen Messer englischer Herkunft. Byron bestritt, die Patagonier mit Messern beschenkt zu haben. In England löste die Geschichte eine lebhafte Diskussion über die Existenz von Riesen in Patagonien aus, die der Gelehrte Thomas Pennant mit der Überzeugung der Existenz der „Riesen“ beendete:

„Those whose height is so extraordinary as to occasion a great disbelief of the accounts of voyagers, are indisputably an existent people; they have been seen by Magellan, and six others, in the sixteenth century, and by two, of not three, in the present.“ (Pennant in Fitzroy 1839:109)

Zu den Franzosen Bougainvilles hatten die Patagonier 1766 soviel Vertrauen gefasst, dass einige zu ihnen an Bord gingen. Der Aufenthalt der Seeleute war aber ebenso kurz wie die meisten Aufenthalte von Seeleuten. (Bougainville 1771:128f.)

Während es im Süden des Landes bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts – wie soeben berichtet – nur zu vereinzelt Kontakten kam und die Indianer insgesamt nicht durch das Vorhandensein der Europäer in ihrer herkömmlichen Lebensweise gestört wurden, kam es im Norden von Beginn an zu Kampfhandlungen.

Gründung von Buenos Aires – einem unruhigen Hafen

Die Expedition Pedro de Mendozas führte 1535 zur ersten Gründung von Buenos Aires. Mit etlichen Schiffen, an die tausend Menschen, vierzig Stuten und zwanzig Hengsten fuhr Mendoza den La Plata Strom aufwärts, als ein fürchterlicher Sturm aufkam. Acht Schiffe gingen zugrunde, die restlichen kehrten mit Mendoza, der auf dieser Fahrt starb, nach Spanien zurück. Die zurückgelassenen Personen, von denen auch viele starben, gerieten in Vergessenheit. Nur die Pferde, die in der Zwischenzeit verwilderten, fanden so prächtiges Weideland vor, dass nach nur 40 Jahren das Gebiet im Bereich von 20 Meilen um Buenos Aires voll von diesen Tieren war. So kann man die Begebenheit beim Portugiesen Lopez Vaz nachlesen, der 1586 auf einer Fahrt in die Südsee an Patagonien vorbeikam. (Lopez Vaz in Hakluyt 1904:253) Bei Schmidel, in Liedtkes Worten wiedergegeben, klingt der Verlauf etwas anders:

„In den ersten Tagen nach der Landung der Expedition des Mendoza war der Verkehr mit den Querandi¹ durchaus friedlich. Bald fühlten sie sich jedoch durch die Anlage einer festen Siedlung, der ‚Stadt‘ Buenos Aires, auf ihrem Gebiet bedroht. Einige tausend Krieger bestürmten die Festung und fügten den Spaniern hohe Verluste zu. [...] ‚Außerdem verbrannten sie uns auch vier große Schiffe, welche eine halbe Meile von uns auf dem Wasser lagen.‘ [...] Als nach den ersten kriegerischen Zusammenstößen ein Trupp Spanier die Niederlassung der Querandi suchte, fanden sie einen ‚Flecken der Indianer‘ an einem, wie sich dann herausstellte, sehr fischreichen Fluß. An Nahrungsmitteln lagen dort getrocknete Fische und Fischmehl. Die Querandi trieben an den damals äußerst fischreichen Flüssen eine ausgedehnte Netzfischerei. Ihr zweiter Wirtschaftszweig war die Jagd.“ (Liedtke 1984:162)

¹ Querandí, Querandíes sind nach Casamiquela (1969:28) die Vorläufer der nördlichen Tehuelche, der Gününa Küne

Faktum ist, dass Nahrungsmangel und die kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Querandíes¹ bereits 1541 zur Aufgabe des Forts führten. Die im La Plata Gebiet zurückgelassenen Spanier verlegten ihren Standort nach Asunción, weil sie meinten, dort den Gold- und Silberquellen näher zu sein, vor allem waren sie aber auf der Suche nach sesshafter, Bodenbau betreibender Bevölkerung, die man unterwerfen und zur Produktion von Nahrungsmitteln ausnützen konnte (Liedtke 1984:146). In „Argentina“ schreibt Moreno, sich auf Ulrich Schmidel berufend, dass die Querandíes die erste Gründung zunichte machten und die bezwungenen Soldaten derart hungrig zurückließen, dass sie einerseits Ratten und ihr Lederzeug, andererseits sogar die Körper einiger aufgehängter Kameraden verzehrten. (Moreno 1972:55) Von den Querandíes lernten die Spanier den Einsatz des Feuers als Kampfmittel, später setzten sie selbst das Mittel bei ihren Kriegszügen gegen die Indianer ein. (Liedtke 1984:153)

Im April 1580 wurde Buenos Aires zum zweiten Mal unter Juan de Garay gegründet, der den Querandíes, die erneut starken Widerstand leisteten, einen harten Kurs entgegensetzte, was allerdings den Verlust seines Lebens zur Folge hatte. Die Indianer überfielen immer wieder plötzlich und völlig überraschend in kleinen Gruppen die Siedlung, niemals machten sie zuvor eine Kriegserklärung, niemals war das Formieren bewaffneter Truppen zu beobachten. Die von Garay durchgeführten Gemetzel und die von den Europäern eingeschleppten Krankheiten dezimierten die Indianer aber derart, dass die Spanier sich mit der Zeit in dem Gebiet mehr oder minder ungehindert ausbreiten konnten.

Mit dem verbliebenen Rest der Indianer fand man bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts einen *modus vivendi*. Sie kamen in kleinen Gruppen zum Tauschhandel, um sich sofort wieder in ihre Gebiete zurückzuziehen, ab und zu gab es vereinzelte Überfälle (Crivelli 1993:176f.).

Es kann nicht ganz klargestellt werden, ob die Querandi „in einen größeren ethnischen Zusammenhang mit den Charrua du Guyacuru“ zu stellen sind, wie es Felix Outes 1897 versuchte oder ob sie einen solchen mit der sie umgebenden „Puelche-Pampa-Bevölkerung“ bildeten, „was ein Aufgehen von Querandigruppen in

dieser leichter erklären würde“ (Liedtke 1984:163). Die zweitgenannte Möglichkeit versuchte Casamiquela in seinen Schriften zu untermauern.

Das Wesentliche an dieser Geschichte ist jedoch,

1. dass die Querandi einerseits die Kolonisation des Pampagebietes durch die Spanier einige Jahrzehnte lang aufhalten konnten, andererseits bis zur Auslöschung dezimiert wurden und
2. dass spanische Pferde verwilderten, beste Bedingungen vorfanden, von den Indianern der Pampa und Patagoniens aufgegriffen und in ihre Lebensweise integriert wurden.

„Für die indianische Bevölkerung des gesamten Pampagebietes wurde dann im 17. Jahrhundert der Süden der Provinz Buenos Aires, wo sich die günstigsten Umweltverhältnisse für die Vermehrung der Pferde boten, zum Jagd- und Fanggebiet.“ (Liedtke 1984:165)

Außer den Pferden fanden auch die Rinder in dem hervorragenden Weideland die besten Bedingungen zur Vermehrung vor. Im Jahr 1585 hatte sich das *ganado cimarrón* im Raum Buenos Aires auf etwa 80.000 Stück vermehrt.

„Die starke Vermehrung der Viehbestände hatte ein rapides Absinken der Viehpreise zur Folge. Ein Pferd, das in den Zeiten der Conquista ein Vermögen wert war, kostete in einzelnen Gegenden fast nichts mehr. [...] Der Viehreichtum ging in späteren Zeiten stark zurück. Die Gründe liegen in einer Erschöpfung und Verunkrautung der Weiden durch die massenhaften Herden, in der sinnlosen Abschachtung von Vieh und in der Vernichtung junger Tiere durch die zahlreichen wilden Hunde. Der *Cabildo* von Buenos Aires ordnete an, daß kein Bewohner mehr als einen Hund halten dürfe und daß herrenlose Hunde erschossen werden. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts begann das *ganado cimarrón* der Gegend von Buenos Aires zu verschwinden. Dafür gingen die Besitzer der großen *Estancias* zu einer intensiveren Viehzucht über.“ (Konetzke 1974:317)

Für die Geschehnisse des 17. Jahrhunderts gibt es so gut wie keine Unterlagen über den Pamparaum, d.h. Aussagen über diese Zeit beruhen auf Rückschlüssen aus der Kenntnis späterer Quellen. Ein Grund liegt darin, dass dieses Gebiet keine ökonomische Bedeutung hatte. Das spanische Mutterland war an Edelmetallen interessiert, die hatten die Länder am La Plata nicht aufzuweisen, ihre Reichtum lag beim Vieh.

„Der Verwaltung von Buenos Aires gelang es nur mit Mühe, die Erlaubnis zur jährlichen Ausfuhr von 500 Zentnern Salzfleisch und 500 Zentnern Rindertalg zu erlangen. Nach 1618 durften jährlich zwei Schiffe, aber keines von über 100 Tonnen Last, nach Spanien geschickt werden.“ (Liedtke 1984:172)

Es bestand also kein Anreiz für die Kolonisatoren, ihre Viehweiden auszudehnen. Das brachte den Indianern der Pampa ein beinahe hundert Jahre währendes ungestörtes Vertrautwerden mit den „zugewanderten“ Tieren.

„So war das 17. Jh., vor allem seine zweite Hälfte, das goldene Zeitalter der Pampabevölkerung. Es war die Zeit, in der Pferd und Rind den ersten Platz in ihrer Wirtschafts- und Lebensführung einnahmen und in der es von diesen Tieren so viele gab, daß jeder sie mit leichter Mühe einfangen konnte. Doch spielte das Rind gegenüber dem Pferde in dieser Periode eine zweitrangige Rolle und gewann erst nach und nach als Handelsobjekt, für das sich in Chile ein Absatzmarkt eröffnete, größere Bedeutung.“ (Liedtke 1984:172)

Dieser Absatzmarkt stimulierte den interethnischen Handel zwischen Araukanern und Pampasindianern, erhöhte den Bedarf an Vieh und sogar die Kolonisten wurden dadurch mit Rindvieh, egal ob es sich um verwildertes oder markiertes handelte, versorgt. Die Autoritäten in Buenos Aires versuchten die Indianer aus der östlichen Gegend zu verbannen, was 1686 zu einer Rebellion führte; 1797 führte ein Bündnis lokaler und chilenischer Gruppen zur Auslöschung eines Trupps von Spaniern, die unter der Führung Antonio de Garays in Tandil Tiere einfingen. Ende des 17. Jahrhunderts lichtete sich der Bestand der verwilderten Rinder, wodurch die spanischen Bürger tiefer in die Pampa eindringen mussten, um zu den Tieren zu gelangen. Es lag daher in ihrem Interesse, die Tolderias der Indianer, die zwischen Buenos Aires und der Sierra de Tandil lagen zu entfernen. Eine doppelte Strategie wurde verfolgt, Strafexpeditionen auf der einen Seite, Bündnisse mit bestimmten Gruppen auf der anderen. In diesem Sinne wurde der Kazike Mayu Pilqui-Ya 1717 zum „guardia mayor ... para la defensa y custodia de esta campaña“ ernannt. (Crivelli 1993:179f.)

1745 wurde die Militärfront entlang des Rio Salado aufgestellt, die schon seit 1659 mehr oder weniger informelle Grenze war.

„Con este extenso territorio interior bajo su control, la capital se mantendría cerradamente a la defensiva, tratando de excluir a los indios, de los que no podía servirse y que convergían con éxito y violencia en trono de los mismos bienes.“ (Crivelli 1993:180)

Die Viehwirtschaft war in dieser Zeit sowohl für den Handel mit Chile, dies besorgten die Indianer, als auch mit Europa, dafür waren die Kolonisten zuständig, interessant. (Crivelli 1993:180) Zwischen den unabhängigen Indianern der Pampa und den Bewohnern von Buenos Aires kam es in der Folge abwechselnd zu Konflikten und friedlichen Perioden. Die Indianer, die nicht in der Lage waren, die feindlichen Gebiete permanent zu besetzen, wehrten sich durch überraschende Überfälle, die sogenannten „Malones“ auf die Estanzien oder die Bevölkerung im Grenzbereich. Sie raubten das Vieh und die Frauen, töteten diejenigen, die sich zur Wehr setzten und kehrten blitzschnell in ihre Gebiete zurück. Die Spanier führten Strafexpeditionen durch mit dem Vorhaben, die Indianer „auszukämmen“, worunter sie verstanden, sie mittels Angst auf Entfernung zu halten. Die Spanier töteten die Männer und die Jungen, die Frauen, die kaum Widerstand leisteten, nahmen sie gefangen. (Crivelli 1993:180)

Beginnende „Araukanisation“ der Pampa

Die erwähnte Zusammenarbeit beim Viehhandel zwischen den Indianern der Pampa und Araukanern, aber auch das massive Eindringen der Araukaner in die Pampa selbst, macht es notwendig, Details aus der Geschichte dieser Ethnie zu berichten.

Pedro de Valdivia trachtete ab 1541 mit dem Bestreben, Edelmetalle, Grundbesitz und billige Arbeitskräfte zu erwerben, den Süden Chiles zu erobern.

„Die Konquistadoren gründeten Siedlungen, teilten die Ländereien unter sich auf und zwangen die unterworfenen Indianer, für sie zu arbeiten: in den Flüssen Gold zu waschen, Feldbau und Viehzucht zu betreiben, Gebäude zu errichten und die Kleidung zu weben.“ (Schindler 1990:18)

Die Antwort bestand zunächst in Widerstand und gipfelte 1553 in einer allgemeinen Rebellion, bei der Valdivia seinen Tod fand. Der Anführer Lautaro „es interesante subrayarlo, era un jinete“ (Crivelli 1993:177). Das Pferd wurde eine wichtige Waffe im Widerstandskampf der Araukaner bis in die letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts und die Geschicklichkeit der Araukaner im Umgang mit dem Pferd und im Entwickeln neuer Waffen und Kampftaktiken ließen sie alsbald zu gefährlichen Gegnern der

Eroberer werden, zumal die Indianer ihre Herden durch Zucht und Diebstahl ständig erweiterten.

„Um 1600 sollen die Araukaner zehn Mal so viele Pferde besessen haben wie die Spanier. Auch wenn sich solche Zahlen nicht belegen lassen, die gewachsene Mobilität der Mapuche, ihre Versorgung mit Waffen, ihre Erfahrung im Kampf mit den Spaniern und ihre Erbitterung über die Unterdrückung durch die Weißen sind unbestreitbar. Die Invasoren hatten sich in den vorangehenden Jahrzehnten immer wieder durch Grausamkeiten ausgezeichnet. Frauen schnitten sie Brüste, Arme und andere Körperteile ab. Männer brachten sie qualvoll durch Pfähle um, so Lautaro, den indianischen Helden der ersten Stunde. [...] Bei den Mapuche hingegen war das Foltern der Besiegten nicht üblich, sie pflegten die Männer durch einen Schlag mit der Keule auf den Kopf zu töten.“ (Schindler 1990:19f.)

Im 17. Jahrhundert schlugen sich einzelne Gruppen auf die Ostseite der Kordillere, wo die für die Auseinandersetzungen mit den Spaniern dringend gebrauchten Pferde und Rinder in großer Zahl zur Verfügung standen. Die erste Meldung stammt aus dem Jahr 1635, mit Fortschreiten des Jahrhunderts häuften sich die entsprechenden Nachrichten. Die Besiedelung der Pampa durch die Araukaner wurde im darauffolgenden Jahrhundert verstärkt fortgesetzt und wirkte sich selbstverständlich auf die dort lebenden Indianergruppen aus. Leider gibt es kaum Quellen über die diesbezüglichen interethnischen Begegnungen und Auseinandersetzungen. Für die Überschreitung der Anden gibt es im Norden bei Bío-Bío eine günstige Möglichkeit, die zweite, für diese Arbeit wesentlichere, im Gebiet von Neuquen, wo in den Pinienwäldern Gruppen lebten, die in der Literatur unter dem Namen Pehuenche (pehuen heißt Pinie, che Mensch, Leute) bekannt wurden, weil die Pinie in dieser Region eine sehr wichtige Nahrungsquelle war. Verschiedene physische und kulturelle Merkmale (z.B. Nomadismus, Körpergröße) verweisen auf eine Verwandtschaft der ursprünglich in Neuquen wohnhaften Pehuenche mit den Tehuelchen. Jedenfalls kam es in diesem Gebiet zu einer starken Vermischung beider Kulturen, wobei das araukanische Element vor allem in Form der Sprache in Erscheinung trat. (Das Wort Pehuenche entstammt der araukanischen Sprache.) Aber bis zuletzt, das heißt bis zum Wüstenfeldzug von 1878 - 83 war auch das Tehuelche-Element sehr bedeutend. (Vgl. dazu Latcham 1929:162, 170f.; Casamiquela 1957:83-97; 1969:89f., 97-100)

Eine Begegnung mit berittenen Indianern

Einen Augenzeugenbericht vom Inneren des Landes und seinem Pferdereichtum verdanken wir dem Matrosen Isaac Morris, der 1741 (1927:175f.) gemeinsam mit sieben anderen versehentlich an der Küste der Magellanstraße ungefähr im Norden der Provinz Chubut zurückgelassen wurde. Aus seiner Schilderung geht hervor, dass die Indianer Pferde in genügender Zahl hatten und zu ihrer Subsistenz nutzten. Obwohl das Leben unter den Indianern für Morris nicht immer einfach verlief, setzte er ihnen ein gutes Andenken.

Die acht Männer machten sich in Richtung Buenos Aires auf, das damals noch ein kleines, uninteressantes Fort war. Sich in der Nähe der Küste haltend, irrten sie zehn Tage umher, währenddessen sie keine einzige Wasserquelle, nur trockenes, rauhes Land vorfanden. Betrübt kehrten sie zurück zum Ausgangspunkt, errichteten an der Küste eine Hütte, ernährten sich vom Fleisch der Seehunde und Gürteltiere; bis sie eines Tages, von der Jagd zurückgekehrt, ihre Hütte vernichtet vorfanden, das Feuer zerstört, die Waffen geraubt, zwei ihrer Kameraden waren getötet, zwei weitere verschleppt worden. Drei Monate später sahen sie sich von Indianern umringt, mit Messern bedroht und gefangen genommen. Diese Indianer waren im Besitz von Pferden, auf denen sie die Gefangenen zu ihren Lagern brachten, wo sie mit gebratenem Pferdefleisch bewirtet wurden. Aber schon am nächsten Tag brachen die Lagerinsassen mit den Gefangenen und einer Menge von ungefähr 400 Pferden zu einem anderen Platz auf, der 19 Tagereisen weit entfernt lag. Untertags ritten die Indianer, des Nachts bauten sie ihre beweglichen Hütten auf, die aus Stangen und Pferdehäuten bestanden. Vor allem aber reisten sie nicht entlang des unfruchtbaren Küstenstreifens, sondern im Inneren des Landes, wo es nicht nur gutes Weideland, sondern auch viele kleine, sehr versteckt liegende Flüsse gab. In dem neuen Lager wurden die Engländer mehrmals gegen verschiedene Kleinigkeiten wie Sporen, Messingpfannen und Straußenfedern gehandelt, mitunter auch beim Würfelspiel als Preis verschachert; von ihren jeweiligen Besitzern aber immer gut behandelt.

Waren die Weidegründe abgegrast, wanderten die Indianer weiter. Ihr Hab und Gut nahmen sie mit. Sowie sich die Gelegenheit bot, fingen sie neue wilde Pferde ein.

Pferdefleisch bevorzugten sie vor jeder anderen Fleischsorte, und sie aßen es in jedem Zustand: gekocht, gebraten und roh.

Jedem Lager, das Morris zu sehen bekam, stand eine Art Häuptling vor, dem die übrigen Insassen zwar alle Ehrerbietung entgegenbrachten, der aber keinen weiteren Einfluss auf ihre Lebensweise hatte. Morris betonte ausdrücklich, dass er nie eine Form von Bestrafung bemerkt hätte. Die Leute begegneten einander höflich und mit gegenseitigem Wohlwollen. Zu Streitigkeiten kam es nur nach Trinkgelagen. Dann aber hatten die Frauen schon vorher sämtliche Waffen, vor allem Messer versteckt, sodass nichts Ernsthaftes passieren konnte.

Die vier Engländer wurden solange an andere Indianer verkauft oder getauscht, bis sie endlich im Lager eines „Oberhäuptlings“ landeten, der, wie viele seines Volkes auch, spanisch sprach. „He said the Spaniards were great Enemies to them, had took away their Country from them, and drove them to the Mountains.“ (Morris 1927:175) Die Engländer konnten ihm überzeugend darlegen, dass sie Freunde in Buenos Aires hätten, die ihm für ihre Freilassung eine hohe Belohnung zahlen würden. Der Kazike vertraute den Worten der Ausländer und unternahm mit ihnen die Reise in den mehr als 1000 englische Meilen entfernten Ort, wo Morris jedoch Spaniern in die Hände fiel. Auf dem Schiff eines Kapitäns, namens Pizarro erging es ihm weitaus schlimmer als je bei den Indianern. Erst im Juli 1746 erreichte er auf abenteuerliche Weise England und brachte hier seine Geschichte zu Papier. (Morris 1927:175-209)

Morris war sicher nicht der Erste, der, wenn auch unfreiwillig, mit den Indianern lebte, aber der erste Augenzeuge, der durch die schriftliche Weitergabe seiner Erlebnisse Einblick in ihre Lebensart gab.

Ganz andere Augenzeugen waren die Jesuiten, wie Falkner, der sich bei seiner Exkursion ins Innere der Provinz Buenos Aires von der beängstigenden Menge wilder Pferde beinahe erdrückt fühlte. (Falkner 1774:39)

Gründe für die Jesuitenmissionen

Die Jesuiten kamen nicht aus eigenem Antrieb in die Provinz Buenos Aires, sondern angeblich auf Verlangen der Indianer dieses Gebietes. Was war die Ursache? Ein Malon, der die Spanier empörte! 1739 überfielen Indianer einen Viehtransport. Es gab zwar nur zwei Tote, aber eine beachtliche Menge von Tieren wurde entführt. Bis die begleitenden Soldaten sich aufraffen konnten, um den Entfliehenden nachzustellen, erreichten sie nur mehr eine Nachhut von sechs Männern, die anderen waren mit 3000 Stück Vieh verschwunden. Die Antwort der Spanier bestand in einer militärischen Expedition zum Tandil. 80 Soldaten zogen mit 300 Gepäckswagen zum Berg Casuhati, wo sie einige unvorbereitete Indianer mit Leichtigkeit töten konnten, beim Tandil fanden sie niemanden vor und machten sich an die Rückkehr nach Buenos Aires. Beim Rio Salado trafen sie aber auf den Kaziken Maximiliano mit seinen „Pampa Serranos“. Diese Gruppe wurde, kein Unheil witternd, der Kazike die Lizenz des Gouverneurs, die ihn zum Handel mit den Spaniern berechtigte, in Händen haltend, getötet. (Sanchez Labrador 1772/1936:82,220)

Derselbe Vorfall klingt in den Worten Thomas Falkners etwas anders. Da Falkner sich aber zum Unterschied von Sanchez Labrador zur angegebenen Zeit in Argentinien aufhielt, konnte er Namen der betroffenen Indianer nennen, und das trägt zum besseren Verständnis des im folgenden beschriebenen bei.

Obwohl die Indianer die Bewegungen der feindlichen Spanier argwöhnisch beobachteten, kam es bis 1738 oder 1740 zu keiner kriegerischen Auseinandersetzung, bis nämlich die Spanier den einzigen ihnen wohlgesonnenen Taluhet-Kaziken Mayu Pilqui-Ya [Gününa Küne nach Casamiquela] zwangen, sich in ein Gebiet zu begeben, wo er seinen araukanischen Feinden ausgeliefert war. Nach seinem Tode griff ein Teil der Taluhets und der Picunches die Farmen der Spanier an den Flüssen Areco und Arrecife an, die Spanier verfolgten die Angreifer in Richtung Süden, trafen bei diesem Rachezug den alten Kaziken Caleliyan mit der Hälfte seiner Leute schlafend an und erschossen alle, egal ob Mann, Frau oder Kind. Diejenigen, die von dem Lärm erwachten, verteidigten ihr Leben so tapfer, als sie nur konnten, aber vergeblich. Als der junge Caleliyan davon erfuhr, sammelte er an die

dreihundert Mann, die den Flecken Lujan überfielen, einen Großteil der Spanier töteten, einige gefangen nahmen und sich mit einigen Tausenden von Rindern entfernten. Die erzürnten Spanier sandten sechshundert Leute ihrer Miliz und eine reguläre Truppe hinterher, konnten aber die schnell Fliehenden nicht einholen. Sie wandten sich also zu den Salzseen und nach Casuhati, wo sich der Kazike Cangapol zwar mit einigen wenigen Indianern aufhielt, aber bei der Kunde vorsichtig zurückzog. Bei Vuulcan trafen sie auf einen vollkommen ahnungslosen, unbewaffneten Trupp Huilliches, die mit ihnen in Freundschaft und Frieden lebend, keinerlei Gefahr witternd, sofort von den Spaniern umzingelt und in Stücke geteilt wurden. Der Einspruch eines Offiziers wurde nicht gehört. Im Gegenteil: die Meute begab sich schnurstracks zum Fluss Salado, wo der Kazike Tolmichi-ya, ein Tehuelche, Cousin des Cacapol und ebenso Freund der Spanier, weilte. Die Lizenz des Gouverneurs Salcedo in Händen wurde er durch den Kopf erschossen, alle Männer getötet, die Frauen und Kinder gefangen genommen, darunter auch sein jüngster zwölfjähriger Sohn. Sein ältester Sohn befand sich glücklicherweise auf der Jagd nach wilden Pferden.

Besonders diese letzte Begebenheit rief alle indianischen Nationen sowohl der Puelches als auch der Moluches auf den Plan und die Spanier sahen sich plötzlich und unerwartet von Cordoba und Santa Fe angefangen den ganzen Rio de la Plata entlang von den Indianern in einer Weise attackiert, dass sie sich nicht verteidigen konnten, denn die Indianer überfielen Siedlungen und Farmen gleichzeitig bei Mondlicht in kleinen fliegenden Gruppen, und wenn die Spanier sie in eine Richtung verfolgten, blieben die übrigen Seiten unbewacht. Der bis dahin den Spaniern in Freundschaft verbundene Kazike Cacapol war über die unwürdige Tötung seiner Verwandten durch die Spanier so irritiert und verletzt, dass er, obwohl blind und schon 70 Jahre zählend, tausend Leute, manche sagen sogar viertausend zusammentrommelte und den Distrikt Magdalen nahe bei Buenos Aires überfiel. Seine Truppen verteilte er so geschickt, dass über Tag und Nacht zwölf Meilen dieses fruchtbaren und am stärksten bewohnten Gebietes entvölkert waren. Frauen und Kinder nahmen die Indianer als Gefangene mit sich und die stattliche Anzahl von ungefähr 20.000 Rindern, dazu Pferde und alles, was sie brauchen konnten. Sie selbst verloren dabei nur einen Tehuelchen. Die Spanier konnten Cacapols Sohn Cangapol einholen, wagten aber nicht, ihn zu attackieren, zumal ihre Pferde zu müde waren.

Als die Einwohner von Buenos Aires durch Flüchtlinge von diesem schrecklichen Ereignis erfuhren, erschrakten sie mächtig. Sie versteckten sich zuerst in den Kirchen, als wäre der Feind in ihrer Stadt, dann aber stellten sie ein Heer von 700 Mann auf und schickten es zum Casuhati, aber nicht, um den Krieg erneut aufflammen zu lassen, sondern um Frieden zu erbitten.

Ein Jahr nach den oben beschriebenen Vorfällen hatte der junge Kazike Cangapol ein neues beinahe viertausend Mann starkes Heer von all den „verschiedenen Nationen“ aufgestellt, mit dem er leicht alle Spanier in Stücke hätte schneiden können, doch er hörte auf den Vorschlag des neuen Feldmarschalls, den er für einen Freund hielt. Dieser bot ihm an, alle indianischen Gefangenen auszuliefern und die spanischen für ein entsprechendes Lösegeld zurückzuholen. Einige Kaziken der Tehuelche übergaben in ihrer Gutmütigkeit sofort ihre Gefangenen, aber sie bekamen ihre eigenen Leute nicht zurück, diese holten und behielten sich nämlich die Moluches. Seit dieser Zeit machten die Tehuelche jährlich einen Besuch im Gebiet von Buenos Aires, um sich mit Rindern zu versorgen (Falkner 1774:104-108).

Der Vorfall der Tötung des befreundeten Kaziken Tolmichi-ya löste bei den „Puelches Carayheles“, die sehr nahe an Buenos Aires wohnten, berechtigte Furcht aus. Sie wandten sich, ihre Verängstigung nicht verbergend, an den Gouverneur mit der Bitte um Unterstützung. Dieser, die Gunst der Stunde nützend, garantierte dies unter der Bedingung, dass sie sich in einer Reduktion der Jesuiten vereinigen und den Lehren des Christentums unterwerfen sollten. Kurz, das „Verlangen“ dieser Indianer nach Christianisierung hatte existentielle Gründe. (Sanchez Labrador 1772/1936:83f.)

Die Jesuitenreduktionen in der Provinz Buenos Aires

Der Gouverneur handelte rasch und bereits im Mai 1740 wurde die erste von ihm erwünschte Jesuitenreduktion „Concepcion“ südlich von Buenos Aires an der Mündung des Rio Salado beim Kap San Antonio gegründet. Die dafür auserkorenen Missionare waren der aus Bruck/Mur stammende Steirer Matthias Strobel und der Spanier Manuel Querini. (Sanchez Labrador 1772/1936:84f.)

Der Leiter des Jesuitenordens Machoni stellte einige Bedingungen für eine Reduktionsgründung.

1. Die Pampaindianer begeben sich mit der Christianisierung unter den Schutz der spanischen Krone.
2. Die Reduktion muss wegen des schlechten Einflusses der Spanier auf die Neubekehrten mindestens 40 Meilen von Buenos Aires entfernt liegen.
3. Im Falle des Einfalles befeindeter Indianer werden den Missionaren Waffen und Leute zur Verteidigung zugesichert.
4. Der einzelne Indianer braucht für ein Verlassen der Reduktion die Erlaubnis der zuständigen Pater.
5. Die Indianer müssen den Missionaren gehorchen, dies zum Zweck ihres zeitlichen und ewigen Wohlbefindens.

(Freie Übersetzung nach der Fußnote 77 in Sanchez Labrador 1772/1936:223)

1747 folgte in ziemlicher Entfernung von Buenos Aires die zweite Missionsstation „Nuestra Señora de Pilar“ in der Sierra de Volcan, in der Nähe des heutigen Ortes Balcarce, ungefähr 30 km nordöstlich von der heutigen Stadt Mar del Plata gelegen, geführt von dem Spanier Cardiel und seinem englischen Partner Thomas Falkner. (Sanchez Labrador 1772/1936:100,235; Furlong 1930:32)

Eine dritte Reduktion wurde 1750 nur unweit von der zweiten unter dem Namen „Nuestra Señora de los Desamparados“ auf Wunsch von Tehuelchen errichtet. Sie hielt sich aber keine zwei Jahre. (Sanchez Labrador 1772/1936:124)

Es war für die Missionare ein höchst mühevolleres Unterfangen, aus den Indianern Christen zu machen. Sie versuchten, sie mit kleinen Geschenken wie Naschereien, Rosinen, Zwieback u.a. für ihre Sache einzunehmen. Die Patres lernten ihre Sprache, denn die Indianer waren des Spanischen nur unvollkommen mächtig. Das war aber den Indianern gar nicht recht, denn „la Lengua de los Pampas no era Lengua christiana“ (Sanchez Labrador 1772/1936:86), also setzten die Patres ihre Unterweisungen wieder in spanisch fort. Zweimal am Tag riefen sie die Indianer mit einer Glocke zum Gebet, taufte die kleinen Kinder und die gelehrigsten Erwachsenen und bauten eine kleine Kirche. Große Hilfe war von den Bewohnern

der Reduktion nicht zu erwarteten. Sie ermüdeten rasch und was sie taten, mussten die Missionare abgelden. Diese sahen sich gezwungen, in Buenos Aires Leute für diese Arbeit anzuwerben. Es gab noch weitere Schwierigkeiten. Immer wieder verließen Indianer ungefragt die Reduktion, um bei der Jagd ihre Subsistenz zu sichern, diese Unterbrechungen störten die angestrebte Ordnung und verhinderten eine kontinuierliche Belehrung. Die größte Bedrohung aber für eine erfolgreiche Missionierung lag in der Affinität der Erwachsenen beiderlei Geschlechts zum Alkoholkonsum. Nicht einmal nach Buenos Aires mussten sie reiten, um sich den Schnaps zu besorgen, die Händler brachten ihn bereitwillig in die Reduktion und die Gelage dauerten einige Tage, mündeten oft in großen Streitigkeiten und sogar in Totschlägereien. Eine weitere schlimme Störung kam von unerwarteter Seite. Die Spanier, die in der Nachbarschaft der Reduktion lebten, wiegelten den Gouverneur auf, diese zu verlegen. (Sanchez Labrador 1772/1936:86-90)

Zwei Jahre nach der Gründung der Reduktion machten sich 20 Familien aus dem Staub, nur drei Familien waren „von Herzen“ Christen, die anderen bloß „Christianos de Ceremonia ó de nombre“. Als die Jesuiten einmal einem standhaft Ungläubigen ins Gewissen redeten, antwortete dieser: „Yo quiero vivir, y morir como buen Pampa, no como mal christiano.“ (Sanchez Labrador 1772/1936:91,92) Unter diesen schwierigen Umständen ist der unaufhörliche Eifer der Patres zu bewundern, die zum Zwecke erfolgreicher Missionierung eifrig alles zusammentrugten, was sie über die Indianer aus eigener Anschauung oder über Informanten in Erfahrung bringen konnten.

Als nach einem Malon der Missionar Strobel als Vermittler für die Indianer eintrat, begleiteten ihn viele Indigene der „Puelches und Aucaes oder Muluches“ nach seiner Siedlung „Concepcion“, um dort bei den Neubekehrten im Schutz der Missionsstation ihren Geschäften nachzugehen. Strobel machte den Kaziken den Vorschlag, im Bergland von Volcan eine ebensolche Siedlung zu gründen, vorausgesetzt, dass sie einem vernünftigen, christlichen Lebenswandel nachgehen wollten. Trotz der kühlen Reaktion der Angesprochenen, sie waren mehr am Tausch ihrer Ponchos gegen Schnaps interessiert, kam es zur Errichtung der zweiten Reduktion „Pilar“ am angegebenen Ort. Der für dieses Amt ausersehene Engländer Thomas Falkner machte sich 1744 auf die Erforschung eines günstigen Platzes. Aber ein Zwischenfall

verzögerte die sofortige Umsetzung des Planes. Es gelang den Spaniern, den ihnen verhassten Kaziken Galelian (Calelyan) und einige seiner Kameraden gefangenzunehmen und auf dem Schiff Asia Richtung Spanien zu verschicken. Auf dem offenen Meer machte der Kapitän den entscheidenden Fehler, die Fesseln der Gefangenen zu lösen. Diese benahmen sich zwar eine Weile recht untertänig, nützten aber einen Augenblick der Unvorsichtigkeit, um sich mit Kanonenkugeln – die sie wie Bolas verwendeten – zu bewaffnen, verletzten damit etliche Passagiere und warfen sie schließlich ins Meer. Sodann traten sie die Rückreise an. Die Puelches, die von der Nachricht der Gefangennahme beunruhigt waren und vom geglückten Befreiungsversuch noch nicht wussten, hatten sich in der Zwischenzeit weit ins Landesinnere zurückgezogen. (Sanchez Labrador 1772/1936:96f.)

Am 13. November 1746 wurde die Arbeit in der zweiten Reduktion in Angriff genommen. Zwei Kaziken kamen mit 24 Toldos und blieben solange, als die Patres Yerba, Tabak und andere Kleinigkeiten anboten, die ihnen konvenierten. Manchmal waren die Missionare vollkommen allein. Als Cardiel abberufen wurde und an seiner Stelle Strobel eintraf, war die Kunde allerdings derart schnell verbreitet, dass plötzlich Patagonier mit 37 Toldos vor der Türe standen. Sie blieben, von einigen wenigen abgesehen, aber nur einen Monat. Ein Jahr lang weilte der Kazike Yahati mit Anhang, der durch die Rücksprache der Missionare aus dem Gefängnis von Buenos Aires, wo er wegen Viehdiebstahls saß, entlassen wurde, in Volcan. Danach zog er sich in seine Schlupfwinkel zurück. Im Jahr 1750 kehrte er wieder und blieb bis zum Ende der Reduktion. Aber nicht aus Liebe zum christlichen Glauben harrte der Indianer bei den Jesuiten aus, sondern nur in Verfolgung eigener Interessen. (Sanchez Labrador 1772/1936:100-103)

Der gute Ruf der Pater verbreitete sich und so nimmt es nicht wunder, dass eines Tages drei Kaziken der Tehuelche, Chanal, Sacachu und Taychoco mit 80 Toldos (in jedem Toldo wohnten 3 – 4 Familien mit je 5 Personen) nach Pilar kamen, um in bescheidener, lebenswürdiger Art ihr Interesse für den Christenglauben zu bekunden. Hoch erfreut machten sich die beiden Priester sofort ans Werk, neue Ordensbrüder für diese Aufgabe zu gewinnen. Aber auch diesmal gab es einen bedauerlichen Zwischenfall. Denn als acht Indianer mit der Bitte der Jesuiten in Händen nach Buenos Aires kamen, wollten die aufgeregten Einwohner sie sofort

arretieren. Bei einem gelang das sofort, die sieben anderen konnten sich ins Jesuitenkolleg flüchten, wurden aber von den nun in Bedrängnis kommenden Priestern ausgefolgt. Was war der Anlass für diesen Aufruhr? Sanquelches hatten unter dem Kommando zweier Brüder des von der unfreiwilligen Schiffsfahrt zurückgekehrten Galelian eine große Fuhre überfallen und alle bis auf drei Leute getötet. An ihrer Stelle landeten nun die gutwilligen Indianer für drei Monate im Gefängnis. In dieser Zeit wurden sie den unangenehmsten Verhören unterzogen, wobei sich ihre mangelnden Spanischkenntnisse als ziemlich hinderlich erwiesen. Sanchez Labrador führte als Beispiel an, dass sie immer die letzten Wörter wiederholten, wie z.B. „Si les decian si habian muerto á muchos, ellos repetian. *Muchos*: les decian, no habeis llevado á la Reduccion la plata? no es así? respondian, Sí“. (Sanchez Labrador 1772/1936:122) Das genügte, um in ihnen die Räuber und in den Missionaren die Anstifter der vorgeworfenen Schandtaten zu sehen. Schließlich stellte sich doch die Unschuld der Betroffenen heraus, aber die Kunde des äußerst unangenehmen Vorfalles drang bis Pilar. Die Verwandten der Gefangenen stürmten die Reduktion in Volcan, töteten den Korporal, malträtierten einen Priester, und verschwanden mit allen Pferden der Missionare. Zurück blieb einzig der Kazike Taychoco, der die Patres versorgte und mit der Zeit wieder Tehuelche zurückbrachte. (Sanchez Labrador 1772/1936:119-123)

Endlich kam die Genehmigung für die Gründung der dritten Reduktion, ein Platz, nicht weit weg von Volcan wurde gefunden und die Arbeit in der „Reduktion de los Desamparados“ nach dem Jänner 1750 in Angriff genommen. Pater Balde war im Jänner des Jahres nach „Pilar“ gekommen, lernte die Sprache der Tehuelche und hielt seine tägliche Unterweisung in christlicher Lehre in ihrer Sprache ab. Die Anwesenheit vieler Tehuelche ließ die Patres hoffen, zumal sie von José Cardiel wussten, dass auch er, der einige von ihnen bei seiner Erkundung der Gegend von Volcán im Jahr 1747 antraf, einen guten Eindruck hatte. In seinem Reisetagebuch vermerkte er:

„...comunique mucho con unos pocos de Toelchús del Rio del Sauce, que alli estaban cogiendo Yeguas Vaguales, pareciome Nacion mas bien dispuesta, para el Evangelio quelos Serranos y Aucaes, y sin los resabios que estos. Dieron me asi ellos como los Serranos muchas noticias del gran numero degente que entre los dos rios Colorado y Sauce havia, ydelos bosques y otras utilidades que halli havia necesarias para fundar Pueblos, ydeque caresen los dos Pueblos delos Pampas y el Volcan.“(Cardiel 1930/1748:259f.)

Aber es gab neuartige Probleme.

- Als ein Pater einem Ungläubigen erklärte, dass er sich künftig als Christ mit einer seiner beiden Frauen werde begnügen müssen, fiel dieser in tiefe Traurigkeit. Viele der Tehuelche hatten nämlich drei, vier, fünf, ja sogar mehr Frauen.
- Ein nicht unbeträchtliches Hindernis stellten die Medizinmänner dar, deren es viele gab, denn sie hatten ein bedeutendes Wort bei vielen Fragen mitzureden.
- Die Kinder der Eingeborenen hatten nicht nur alle Freiheiten, ihren Vergnügungen nachzukommen, die Kaziken auch keinerlei Interesse, sie einigermaßen in Zaum zu halten.
- Der Brauch der Taufe kam den Tehuelchen sehr eigenartig vor, davon hatten sie noch nie gehört. Als aber einige Kleinkinder getauft wurden, kehrten sie sofort nach diesem „gesunden Bad“ in den Himmel zurück, wie sich der Jesuit in poetischer Form ausdrückte. (Sanchez Labrador 1772/1936:124-128)

Zerstörung der südlichen Missionen

Die Arbeit der Jesuiten in den Reduktionen gestaltete sich immer schwieriger, denn die ungläubigen Indianergruppen begannen, sich gegen die Vereinnahmung ihrer Gefährten zur Wehr zu setzen. Es kam zum Konflikt. Der berühmte Kazike Bravo, der unter seinem Indianernamen Cangapol schon vorher erwähnt wurde, besuchte die Missionare unter der Vorgabe, sich nach den Möglichkeiten zur Christianisierung erkundigen zu wollen, in Wahrheit wollte er aber die Anlage der Reduktionen erforschen. Bravo, ein Puelche oder Gennaken [Gününa Küne], war einer der bedeutendsten Kaziken seines Jahrhunderts. Er verstand es, mehrere Ethnien im Kampf gegen die immer weiter ins Land eindringenden Spanier zu vereinigen. Überzeugt davon, dass die Missionare ihm seine Vasallen raubten, trachtete er nach ihrem Leben.

„Quejabase tambien de que le usurpaban las tierras, que blasonaba ser suyas desde Buenos Ayres hasta el rio de los Saucos, en que tiene su propio establecimiento, y incluyen como 150 leguas á lo ancho, y 300 de largo. Arrebatado de furor, resolvió con sus Aliados, acabar con las Reducciones, y dar la muerte á los Misioneros; coger el botin hurtando las haciendas, y en caso de resistencia, quitar tambien las vidas á los Neophytos.“ (Sanchez Labrador 1772/1936:130)

Zur gleichen Zeit, als Bravo die Jesuiten so massiv bedrohte, wurde er von Spaniern verfolgt, weil einige seiner Gefolgsleute Estanzen auf der Strecke nach Buenos Aires überfielen und beraubten. Bravo und sein Gefolge suchten also das Weite und den Missionaren war ein Aufschub gewährt. Aber die Wirkung des Auftretens dieses gewaltigen und gefürchteten Häuptlings war derart, dass die Tehuelche die Schutzlosigkeit der Missionare erkannten und sie angriffen. Die Pater und die gläubigen Arbeiter schlugen sie mit ihren Flinten in die Flucht, machten sich aber unmittelbar danach auf den Weg nach Pilar. Als die Indianer zurückkehrten und die Reduktion verlassen vorfanden, zerstörten sie alles in ihrer Wut. Diese Zerstörung der Reduktion „Nuestra Señora de los Desamparados“, symptomatisch kommt mir die Bezeichnung „Unsere liebe Frau der Schutzlosen, Verlassenen“ vor, fand am 24. Februar 1751 statt. (Sanchez Labrador 1772/1936:129-134)

Am ersten September 1751 mussten die Jesuiten auch die Reduktion Pilar de Volcan aufgeben. Wie ihnen Ende Juli zugesteckt wurde, war Kazike Bravo mit vielen seiner Anhänger im Anmarsch und die von Buenos Aires versprochenen Soldaten wollten nicht eintreffen. Als noch dazu die neubekehrten Indianer ihnen den Rücken kehrten, flohen die Patres in einem 10 Tage und Nächte währenden Marsch in die erste und letzte noch bestehende Reduktion „Concepcion“. Dort fanden sich nach einiger Zeit viele Tehuelche und Puelche ein, um sich von den Jesuiten, aber nur von den Jesuiten bekehren zu lassen. Der spanische Gouverneur war jedoch nicht bereit, ihren Bitten nachzukommen. Die spanischen Bewohner der Umgebung verlangten die Verlegung der Reduktion auf die andere Seite des la Plata. Sie erhofften, dadurch mit einem Schlag zwei Fliegen zu erledigen: die Indianer mit ihren Feindseligkeiten und Sauforgien auf Distanz verlegt und den Schnapshändlern das Handwerk gelegt. Dem Gouverneur lagen die Anliegen der spanischen Bevölkerung mehr am Herzen als die der Indianer. Er ging sogar so weit, den Missionaren die Kommunikation mit den Indianern zu verbieten und verlangte von diesen, dass sie sich bessern und den Vorschriften in den nächsten sechs Monaten unterwerfen müssten, weil sie andernfalls schwer bestraft und ohne Mitleid zerstört würden. Damit zeigten sich diese, von einem Punkt abgesehen, sogar einverstanden. Der entscheidende Punkt betraf die Jagd auf wilde Pferde, von der sie nicht lassen konnten, denn die Tiere brauchten sie zu ihrer Subsistenz. Der Gouverneur ging zum Schein auf den Handel ein. Als aber der Kazike Joseph Yahati, ein Christ und Freund

der Missionare, dessen zwei Söhne auch getauft waren, zu seinen Freunden in die Reduktion ritt, wurde an ihm und seiner Gruppe, ungeachtet dessen, dass sie ihren guten Willen bekundeten, von den Spaniern ein Blutbad ausgelöst. Dieser Vorfall erbitterte die übrigen Indianer, die indes den Missionaren die Schuld gaben, derart, dass sie auch diese Missionsstation angriffen, um sich nachher auf Nimmerwiedersehen in ihre Gebiete zurückzuziehen. (Sanchez Labrador 1772/1936:143-154)

Dem Jesuiten Sanchez Labrador blieb nur mehr die Hoffnung, dass sich die Zeiten einst ändern würden und auch diese Ungläubigen dem Schoß der Kirche zugeführt werden könnten.

Für den geringen Erfolg der Jesuiten in den Reduktionen werden verschiedene Gründe angegeben:

1. Die Indianer beherrschten das Spanische zu wenig und die Missionare waren zu wenig mit den indianischen Idiomen vertraut, um sie mit der nötigen Effizienz anwenden zu können. (Sanchez Labrador 1772/1936:105)
2. Es stellte sich den Patres das Problem eines merkwürdigen Verbotes, wonach die Worte Vater und Sohn, die im christlichen Glauben häufig Verwendung finden, bei den Indianern nicht ausgesprochen werden durften. Hier erlaubte Umschreibungen aufzuspüren, bereitete den Priestern einige Schwierigkeiten. (Sanchez Labrador 1772/1936:108f.)
3. Die Indianer, an das umherschweifende Leben gewöhnt, ließen sich nicht an einem Platz festhalten. Eine natürlichen Unruhe zwang sie nach Sanchez Labrador, den Platz ihrer Toldos fortwährend zu wechseln.
 „Ni pueden hazer otra cosa para pasar la vida, y huir la hambre. Salen de sus tierras, que son las del rio *Colorado*, y de los *Sauces*, á buscar alimento. Vaguean por las campañas, ó *Pampas* en seguimiento de los *Baguales*, ó caballos salvages, provision principal de su comida, y sustento. La segunda causa es, el Aguardiente, que les venden los Españoles.“ /Sanchez Labrador 1772/1936:103)
4. Die starke Anziehungskraft des Branntweins lieferte einen nicht unerheblichen Beitrag zu einer im Sinne der Missionare unorganisierten Lebensweise. Den billigen Fusel gossen die Indianer tagelang bis zur Ohnmacht in sich hinein. So mussten die Christianisierungsversuche der Pater erfolglos bleiben.

„Mas estos reconocian ser muy poco el fruto de sus instrucciones en unos Indios, que gastaban el tiempo en idas y venidas á *Buenos Ayres*, y á los lugares, en que habia algun *Pulpero*. Con esta continua inquietud, y desasosiego olvidaban en pocos dias lo que se les habia enseñado en algun tiempo, y en solos los meses de ausencia quedaban como tablas rasas, en que no se divisaba ya, ni en bosquejo, la Doctrina christiana.“ (Sanchez Labrador 1772/1936:104f.)

5. Eine Barriere bestand in der großen Angst der Indianer, dass sie mit der Übernahme des Christentums den Spaniern unterworfen würden.

Die Absicht der Jesuiten war, die ungläubigen Indianer zu christianisieren und sie sesshaft zu machen. Um dies erfolgreich durchzuführen, studierten die Patres die indianische Lebensweise, die sie aber auf ihre Art organisieren wollten, denn die Indianer sollten, statt als Nomaden umherzuschweifen, in Reduktionen leben. Das Vorhaben misslang, weil sich die Indianer allen Versuchen, sie sesshaft zu machen verweigerten. Auf Grund der politischen Umstände und der Verfeindung mit den Spaniern musste es auch misslingen.

Der österreichische Jesuit Martin Dobrizhoffer, dem die Aufgabe zukam, die Abiponen mit den Lehren der Kirche vertraut zu machen, hielt sich kurze Zeit in Buenos Aires auf, wo er seine Mitbrüder Falkner, Cardiel und den Steirer Strobel kennenlernte, die in den Reduktionen Concepcion, Nuestra Señora de Pilar und Madre de los Desamparados arbeiteten. Nach dem Wunsch des blinden Kaziken Marike hätte Dobrizhoffer dem schon alten Pater Strobl zur Seite stehen sollen, aber der Präfekt erlaubte dies nicht. Dobrizhoffer erhielt jedoch genügend Informationen über die Vorgänge in den südlichsten Reduktionen und die Auseinandersetzungen mit den Indianern, um in seiner Schrift die Ausführungen seiner Ordensbrüder bestätigen zu können. (Dobrizhoffer 1784/1967:239-246) Über die Hauptstadt Buenos Aires überlieferte der Österreicher eine anschauliche, launige Schilderung, die ich hier zur besseren Vorstellung der damaligen Verhältnisse einflechten will:

„...eine Stadt von 40.000 Einwohnern mit rund 3000 Häusern, die mit wenigen Ausnahmen einstöckig, aber aus Backsteinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt sind. Graben und Mauer hat Buenos Aires nicht, sondern nur eine kleine Festung, die bei Angriffen der Wilden und bei kleinen Aufständen der Einwohner gegen die Regierung ausreicht, sich aber gegen europäisches Geschütz nicht halten könnte. Davor aber ist Buenos Aires sicher, weil die Sandbänke des La Plata den Kriegsschiffen die Einfahrt sperren. Wagen sieht man in Wien in einer Stunde und in einer Straße mehr als in Buenos Aires im ganzen Jahr und in der ganzen Stadt. Jedermann reitet, und darum heißt auch jeder Wohlhabendere Caballero oder Ritter. Grafen und Barone

gibt es nicht. Die höheren Offiziere und Beamten, dazu die reichsten Leute, bilden den Adel. Der Reichtum aber besteht mehr in Vieh als in barem Geld. Auf der ungeheuren Ebene, die sich von Buenos Aires aus nach Osten, Süden und Norden erstreckt, sieht man große Herden von Rindern und Pferden, die dem gehören, der sie fängt.“ (Dobrizhoffer 1928:21f.)

Weitere Kriegshandlungen

Im Jahre 1767 kam es in der Provinz Buenos Aires erneut zu einer Kriegshandlung, bei der die Indianer viele Gefangene wegführten. Von den verfolgenden Spaniern überlebten nur zehn. Später holte eine größere Truppe der Miliz von Buenos Aires die Indianer ein, ließ sie aber aus Angst vor dem Schicksal ihrer Genossen unbehelligt. So weit Falkner (1774:108).

Die spanischen Ansiedler wollten sich gegen die Übergriffe der Indianer, die sie für umherziehende, faule Nichtsnutze, für hinderliche Störenfriede in ihrer aufstrebenden Kultur hielten, schützen, besser gesagt, mit Hilfe von wiederholten Feldzügen den Eingeborenen ein Ende bereiten.

Der Hauptmann C. Juan Antonio Hernandez berichtete von einem Vorstoß, der 1769 in der Sierra de Volcán und Tandil stattfand, einem Gebiet, in dem alle Indianerstämme immer wieder wilde Pferde einfingen. Er führte über diese „Expedition gegen die Tehuelche-Indianer unter der Regierung des Señor D. Juan José de Vertiz, dem Generalhauptmann der Provinzen des Rio de la Plata am 1. Oktober 1770“ Buch. Die Spanier umringten Indianer in der Sierra am 14. November und überfielen sie am nächsten Tag. Es kam zu 102 Toten, nur zwei Indianer wurden gefangen genommen. Diese behaupteten, dass Tehuelche den letzten „Pferdediebstahl“ begangen hätten. (Hernandez 1770:49) Der Hauptmann verfolgte mit seinen Leuten, zu denen auch eine Gruppe Indianer unter der Führung des Kaziken Lincon gehörte, die fliehenden Tehuelche. Als sie deren Lager erreichten, trafen Lincons Indianer auf viele Freunde und baten um deren Leben. Das gewährte der Hauptmann, aber 150 andere mussten zusammen mit ihrem Kaziken ihr Leben lassen, der Spanier kehrte nach diesem Gemetzel mit seinen Leuten nach Buenos Aires zurück. (Hernandez 1770:54f.)

Der „Malon“ als politisches Druckmittel

Die Situation verschärfte sich in den Jahren 1777 und 1778 unter dem Vizekönig Ceballos, dessen erklärtes Ziel die Auslöschung der indigenen Bevölkerung war. Einer seiner Pläne bestand in der Besetzung der Salinas Grandes, einem strategisch wichtigen Punkt zwischen dem spanischen Gebiet und den Abhängen der Anden, in dessen Umkreis sich auch die Hauptlager der Indianer befanden. In periodischen Abständen verließen Karawanen, die auch zur Demonstration der Macht benutzt wurden, zum Zwecke der Salzversorgung Buenos Aires. Besonders eine im Jahr 1778 durchgeführte Expedition unter dem Kommandanten Manuel de Pinazo, der für seine verwegene Vorgangsweise gegen die Indianer bekannt war, führte zur Kumulation unangenehmer Zusammenstöße. Die Indianer, die ihren ungebrochenen Willen demonstrieren wollten, reagierten ihrerseits mit einer Verschärfung der Malones, um für die bevorstehenden Friedensverhandlungen eine günstige Ausgangsposition zu erwerben. Im März 1779 entschieden mehrere Kaziken in einem Parlamento, dass Linco Pangui in Buenos Aires eine Einigung erzielen sollte. Bevor es aber dazu kam, schnitt die Frontera den Handel mit den Indigenen ab und verlangte von den Ranqueles (Araukanern) die Rückgabe von Gefangenen. Dieser Forderung konnte aber nach indianischem Recht nicht stattgegeben werden, denn Gefangene unterstanden nicht dem Kaziken, sondern galten als Eigentum des Indianers, der sie durch Kauf oder Raub erworben hatte. Die Nichterfüllung des Verlangens wurde schwer bestraft. Der Abgesandte Linco Pangui wurde im November 1779 beim Einlangen an der Frontera ergriffen und auf die Malvinas (Falklandinseln) verbannt. Der Kazike Pascual Cayupilqui [Gününa Küne], der in der Stadt, einem 200 Jahre alten Wohnheitsrecht entsprechend, dem Handel nachging, um sich mit Yerba, Tabak, Schnaps, Schmuck, Silber und anderen begehrten Gegenständen zu versorgen, wurde ins Gefängnis geworfen. Der Kazike Thomás Yahati [Gününa Küne] alarmierte die indianischen Gruppen von der Gefangennahme, leider traf die Nachricht aber mitten in der Piñonenernte ein, weshalb die Indianer erst viel später reagierten. (Crivelli 1993:180-183)

Im August 1780 vereinigten sich 1.500 Indianer im Süden Córdobas. Wichtige indianische Persönlichkeiten, wie der Bruder Pascuals, Lorenzo Callfilqui [Gününa Küne] und der Schwager Catruén nahmen an diesem Parlamento teil. Während

Lorenzo Callfilqui als „muy matador de christiano“ und „el mayor enemigo de estas fronteras“ zum erklärten Feind der Spanier hochstilisiert wurde, war Catruén, der normalerweise am Ostabhang der Anden lebte, ein exzellenter Diplomat und vertrat die Überzeugung, dass die Pampa ausreichend Platz für Indianer und Christen bot, dass des weiteren die Harmonie zwischen beiden Gruppen nicht nur möglich, sondern vor allem nützlich wäre, um jene Elemente auszuschließen, die den Frieden störten. Bei den Verhandlungen wurden die Vergehen der Spanier vorgetragen und ausführlich besprochen. Außer den weiter oben beschriebenen Vorfällen wurden auch die Enthauptungen einer Gruppe von Pehuenchen angeklagt, bei denen Frauen und Kinder nicht verschont blieben. Erschwerend hinzu kam der Umstand, dass alle genannten Aktionen in Zeiten offiziellen Friedens stattfanden. Am ärgsten traf die Indianer nach Crivelli (1993:182-184) das Handelsverbot, das sie zurecht einer ökonomischen Kriegserklärung gleichsetzten.

Das Ergebnis dieser Verhandlungen gipfelte in einem so erfolgreichen Angriff der Frontera bei Luján, dass die Gauchos noch hundert Jahre später ein Lied davon sangen. Die Trockenperiode nach diesem Malon verhinderte Repressalien von Buenos Aires her. Für die Pehuenches machte sich der Malon bezahlt, sie tauschten etliche Gefangene in Valdivia in Chile und den größten Teil des getrockneten Rindfleisches im neu gegründeten Carmen de Patagones gegen Schnaps, Tabak, Yerba und Kleidung. Der Handel in diesem Ort verwundert auf den ersten Blick, aber dieses abgeschnitten gelegene Fort konnte sich nicht selbst versorgen und war auf den Gütertausch angewiesen. (Crivelli 1993:184)

Dieses Fort bei der Mündung des Rio Negro wurde kurz zuvor gegründet. Die Zustimmung zur Besetzung dieses Gebietes hatten die Spanier vom Tehuelchen Chanel, weitaus bekannter unter dem Namen Kazike Negro, erhalten, der sich dafür einerseits mit Geschenken bestechen ließ und sich andererseits die Aussicht auf einen näher gelegenen Umschlagplatz für seine Waren erhoffte (Crivelli 1993:183). In diesem Punkt hatte Chanel sich auch nicht geirrt.

An die Machthaber in Buenos Aires sandten die Kaziken die Botschaft, dass sie mit einem Austausch ihrer Gefangenen gegen Rückgabe der gefangenen Kaziken

einverstanden wären. Sie erhielten von dem Vizekönig Vértiz keine Antwort, er gestand diesen „gemeinen Leuten“ kein Recht zu („seguir el sistema de procurar reducir a la razón a esta vil gente“). Er erhöhte die Streitkräfte an der Front, die Zahl der Feuerwaffen, denn die Indianer kannten vor den Lanzen der eigentlich nur aus Bewohnern des Landes zusammengesetzten Miliz keine Furcht. Obendrein ordnete Vértiz noch die Tötung jener Leute an, die mit den Indianern Handel betrieben hatten. Die Antwort bestand in einem neuen Malon im November 1780, auf den die spanische Seite diesmal vorbereitet war. Es kam zu einem Gemetzel, das mehr einem konfusen Durcheinander als einer Schlacht glich. Die zu diesem Zeitpunkt herrschende große Trockenheit nützten die Indianer, indem sie Feuer legten, mit denen sie die Christen zwangen, in Richtung einer Lagune zu flüchten, wo sie die Gegenattacke erwartete.

Die Indianer drohten, ihre Überfälle weiter fortzusetzen, wenn die Spanier nicht nachgäben, sie drohten weiters, Buenos Aires von allen Seiten her anzugreifen, wenn man ihnen nicht entgegenkäme, aber sie boten auch für den Fall des Friedens die Fortsetzung der Tauschgeschäfte an. Diese letzte Geste zeigte Wirkung. Der Vizekönig akzeptierte den Austausch zweier indianischer Frauen gegen die Familie des indianischen Abgesandten, der ein gefangener Spanier war. Es kam im Jahr 1781 zur Versprechung eines Friedensvertrages, der erst im Juli 1782 besiegelt wurde. (Crivelli 1993:184-187)

Trotzdem gab es auf beiden Seiten wiederholte Geplänkel, die aber nicht mehr die vorhin geschilderten Ausmaße annahmen. 1784 kam ein neuer Vizekönig auf den Posten, der nicht die Strategie der Auslöschung der Indianer verfolgte. In diesem Jahr ereignete sich bedauerlicherweise noch ein größerer Vorfall, als Juan de la Piedra ungebeten mit Hilfe von 200 Mann eine Expedition gegen die Indianer in Gang setzte. Sie endete mit seinem Herztod und dem spurlosen Verschwinden von Basilio Villarino, dem Erforscher des Rio Negro. Im großen und ganzen beruhigte sich die Situation. Die Grenzsoldaten an der Frontera waren in zunehmendem Maße nur als Polizisten im Einsatz, zumal sich auf beiden Seiten der Grenze nach und nach mehr Leute ansiedelten. Crivelli sieht in dieser graduellen Raumgewinnung die effektivste Offensive der Kolonisten. Der neue friedlichere Zustand hielt bis zum Jahr

1820 an, in dem die Beziehungen zwischen den Indianern und Buenos Aires abgebrochen wurden. (Crivelli 1993:187-190)

Die Gründung neuer Siedlungen

Die Spanier interessierten sich ebenso wie die Missionare für die Lebensweise der Indianer, wenn auch aus anderen Motiven. Sie wollten sich, ihre Siedlungen und ihr Vieh vor feindlichen Angriffen besser schützen. Von einem Verbindungsweg über die Kordillere erhofften sie sich, gemeinsam mit den Chilenen die verschiedenen Indianerstämme besser in Schach halten zu können.

Im Jänner 1779 entdeckte Juan de la Piedra die Bucht San José am Südufer des Rio Negro. Er erforschte sie und fand eine Einfahrt in den Fluss. Bald hatte er freundschaftlichen Kontakt mit Indianern und erfuhr vor allem von einer Gefangenen vieles über die umliegenden Stämme. Bis zum 11. März besuchten ihn Indianer auf seinem Boot, denn erst an diesem Tag ermöglichte der Wasserstand Piedras Rückkehr nach San José, wo Francisco de Viedma brennend auf seinen Bericht wartete, denn ihm lag die Errichtung eines Forts schwer am Herzen. Schon am 23. April begann er mit der Arbeit, aber zwei Monate später, am 13. Juni zerstörte ein Hochwasser das bisher Erreichte. Das neue Fort musste ans höher gelegene Nordufer verlegt werden. Auch Viedmas Schiff wurde immer wieder von Indianern besucht, die gerne Essen und Geschenke in Empfang nahmen. Am 20. Mai überbrachte ihm der Kazike Negro, der mit einem Gefolge von 20 Toldos angereist war, einen Brief des Vizekönigs D. Juan José de Vertiz, dem zu entnehmen war, dass der Kazike mit den Spaniern in Buenos Aires in Frieden lebte. (Piedra 1779:78)

Was bewegte die Spanier, zur Besiedelung dieser unwirtlichen Gegenden? Die Errichtung von Handelsstützpunkten an der langen Südküste bedeutete eine enorme Erleichterung für die Durchfahrt zum südlichen Meer und nach Chile und die effektivere Durchführung des Handels mit den Produkten aus dem Walfischfang und dem Fleisch aus den riesigen Gebieten um den Rio de la Plata einerseits und der Salzversorgung der Provinz Buenos Aires von Patagonien her andererseits. (F.Viedma 1784/1900:450)

In seinem „Jahresbericht über die Hindernisse, die eingetreten sind und die Aussichten, die die Besiedlungen an der patagonischen Küste versprechen“ teilte Francisco Viedma, der Amtsvorsteher von Cochabamba, 1784 seinem Vizekönig mit:

„Die unermesslich großen Indianermassen, die auf bestimmten Wegen nach Buenos Aires herunterstiegen, um sich mit Pferden und Rindern zu versorgen, sind eine Heuschrecken- oder Landplage in ihrer Zerstörungswut.“ (F.Viedma:1784/1900:458)¹

Dieser Heuschrecken- und Landplage sollte durch geschickte Siedlungspolitik Einhalt geboten werden. So wurden beim Rio Negro und im Süden in der Bucht von San Julian Forts errichtet und von Viedmas Brüdern Antonio und Andres geleitet. Antonio de Viedma baute in den drei Jahren, die er in Patagonien verbrachte, einen ausgezeichneten Kontakt zu den Tehuelchen auf. Er schaffte es, dass die Indianer ihm ihr Land zeigten und seine Leute in der Not vor dem Ärgsten versorgten.

Für seinen Bruder Francisco hingegen war nur die Errichtung von Stützpunkten und Forts wichtig. Menschliche Verluste nahm er eher in Kauf als wirtschaftliche Einbußen.

Eine Begegnung in San Julian

Antonio de Viedma fuhr am 25. März 1780 mit drei Schiffen in die Bucht von San Julian ein. Sofort machten sich die Seeleute auf die Suche nach Wasser und Brennholz, waren aber nicht erfolgreich. Nach zwei Tagen sahen einige Leute westlich im Landesinneren, ungefähr eine spanische Meile entfernt, ein indianisches Zeltlager, in dessen Nähe sie eine Wasserstelle vorfanden, wo sie bald von etwa 200 Indianern beiderlei Geschlechts besucht wurden. Die meisten waren zu Pferd, darunter die beiden Kaziken Julian Grande und Julian Gordo mit ihren Familien. Viedma schrieb:

„Die Indianer machen einen guten Eindruck, sie sind von guter Statur, aber sehr dick. Die Menschen sind ziemlich groß, mit einem großen Gesicht, sympathischem

¹ eigene Übersetzung

Gesichtsausdruck, einem schweren Körper, aber gut proportioniert, von weißer Hautfarbe, die aber durch Sonne und Wind geröstet ist.“ (A.Viedma 1780/1837:28)¹

Die Spanier holten aus ihren Schiffen, die die Indianer „carros“ nannten, Geschenke. Diese Begegnung bildete den Grundstein für erfreuliche und hilfreiche Kontakte. Antonio de Viedma erwarb sich über die Indianer, der er als freundliche, gutmütige, offene und liebenswerte Menschen wahrnahm, so gute Kenntnisse, dass er einen interessanten Bericht über ihre Lebensweise hinterlassen konnte. Seinem Interesse und Geschick war es zu verdanken, dass die Siedler in San Julian überlebten, musste Francisco Viedma anerkennen.

„In den Siedlungen an der patagonischen Küste fehlte es uns an allem; das Klima ist streng durch seine Fröste, besonders in San Julian, aber wo man das Risiko fürchten musste, trafen wir auf die größte Hilfe. Die wilden Indianer unterstützten und förderten uns in jenem Hafen, indem sie die unglücklichen Besiedler mit Guanakofleisch belieferten. Ohne deren Hilfe wären diese jämmerlich umgekommen. Und im Gebiete des Rio Negro brachten sie Hasen, Pferde und viel Rindvieh.“(F.Viedma 1784/1900:450)¹

Die Patagonier bewirteten die Spanier am 31. März, wenige Tage nach dem ersten Zusammentreffen, reichlich mit Guanakofleisch, ließen sie in ihren Fellbetten übernachten, zeigten ihnen eine Süßwasserquelle, worauf A. Viedma beschloss, sein Fort eine Meile landeinwärts zu errichten. Bald kam es zur beiderseitigen Zufriedenheit zu einem regen Tauschhandel. Am 12. April 1780 bot der Kazike Julian Gordo an, Viedma zum Rio Santa Cruz zu bringen. Dieser freute sich zwar sehr über das Angebot, musste aber zuerst seiner Verpflichtung nachkommen und in Buenos Aires Nachschub für die Versorgung seiner Leute holen. Die Indianer traf er erst im Dezember wieder. (A.Viedma 1780/1837:25-29)

Am 30./31.Dezember 1780 vermerkte Viedma folgende wichtige Informationen über die Patagonier in seinem Tagebuch:

¹ eigene Übersetzung

„Die Leute beschäftigten sich wie immer. Der Kazike Julian teilte mir mit, dass es im Süden zwei Fußtage entfernt, einen Strom gäbe und nahe bei diesem hätten Indianer eine Niederlassung, deren Kazike Onos hieße und zu Julians Freunden zähle. Noch eine Tagesreise weiter trifft man auf den Fluss Santa Cruz, an dessen Ufer andere leben, deren Kazike auch sein Freund sei und Cohopan heiße. Dieser habe wenig Pferde und die meisten seiner Leute gingen zu Fuß.

Wenn man sich 25 Tage in Richtung Norden auf den Weg macht, gibt es einen anderen Fluss, zwischen diesem und dem Meer leben Indianer mit einem befreundeten Kaziken, der Ayzco heiße und viele Pferde habe. Weiter innen im Land bei demselben Fluss gibt es mehr Indianer, deren Kazike, Cocnoros genannt, gleichfalls sein Freund sei und viele Pferde habe. Noch zwei Tage weiter unterwegs, gibt es einen anderen Fluss mit vielen Indianern in seiner Nähe, deren Kazike sich Camen nenne und ebenso sein Freund sei und viele Pferde habe. Noch weitere 20 Marschtage entfernt ist der Rio Negro, die Indianer dort aber, so sagte er, seien schlecht und seine Feinde und ihr Kazike nennt sich Chanel. Julian selber nennt sich auch Camelo.“ (A.Viedma 1780/1837: 42)¹

Als der Kazike Julian am 1. Jänner 1781 das Fort für einige Tage zum Jagen verließ, vertraute er 30 seiner Leute (Alte, Kinder und Frauen) der Obhut der Spanier an. Nach seiner Rückkunft erhielten die Spanier am 8. Jänner den Besuch von 150 Indianern beiderlei Geschlechts mit ihren Kaziken Onos und Pola. Die meisten waren zu Fuß unterwegs. Viedma beschenkte sie zu ihrer Zufriedenheit und die Indianer, die 10 Tage in der Gegend blieben, versorgten die Spanier regelmäßig mit Guanakofleisch. Auch von Buenos Aires kam Nachschub an den nötigen Dingen. Solcherart konnte das Fort weiter ausgebaut werden. (A.Viedma 1781/1837:42f.)

Zwischen dem 12. und 18. März 1781 besichtigten zwei von Viedmas Leuten den Hafen beim Rio Santa Cruz und fanden ihn für die Errichtung eines weiteren Forts tauglich, es gab auch gutes Trinkwasser in angemessener Entfernung, aber leider kein Holz. (A. Viedma 1780-83/1837:45)

Als im Juli 1781 der Winter mit Regen, gefrierendem Boden und starken Schneefällen einbrach, musste die Arbeit im Fort liegenbleiben. Der Kazike Julian und seine Leute ritten zum Rio Santa Cruz. Nur diejenigen Indianer blieben in San Julian, denen die Reise aus gesundheitlichen Gründen nicht zumutbar war. (A. Viedma 1781/1837:48)

¹ eigene Übersetzung

Für kurze Zeit kamen die Tehuelche zurück, verließen das Lager aber Ende Oktober erneut, um irgendwo zu jagen, kehrten im Dezember wieder, um sich im Jänner 1782 abermals zu entfernen, diesmal in Richtung Norden auf der Suche nach Pferden bzw. um solche durch den Eintausch ihrer Felle zu erlangen. Erst im Juli 1782 schlugen sie nach ihrer Rückkehr die Zelte ganz nahe beim Fort auf. (A.Viedma 1781-82/1837:49-51)

Im darauffolgenden September begannen die Aussaaten der Spanier zu sprießen. Die Beziehung mit den Tehuelchen war inzwischen so freundschaftlich, dass der Kazike Juan Camelo und seine Leute – Viedma spricht von 44 Toldos – ihn und einige Spanier am 7. November in Richtung Süden zum Santa Cruz mitnahmen. Antonio de Viedma lernte dadurch die wesentlich größere Fruchtbarkeit des Landesinneren kennen. (A.Viedma 1782/1837: 53 – 59)

Als er im Dezember wieder in San Julian eintraf, herrschte im Fort bedrückte Stimmung, weil die seit Oktober fällige Lieferung aus Buenos Aires noch nicht eingetroffen war. Viedma befahl den Indianern, sich von der Siedlung zurückzuziehen, ihnen klar machend, dass er ihre Dienstleistungen nicht entlohnen könne. Die Tehuelche verlegten ihr Lager ohne Murren in eine Entfernung von 6 Meilen, belieferten aber die Fortbewohner von Zeit zu Zeit mit Fleisch, ohne Gegenleistungen zu fordern. (A.Viedma 1783:59) Im Februar musste Viedma die verbliebenen Lebensmittel rationieren, damit die Leute noch zwei Monate ausharren konnten. Von der Gesundheit des Klimas und der Fruchtbarkeit des Bodens waren jedoch alle überzeugt und die Getreideernte stand kurz bevor. Am 10. März 1783 endlich ritten drei Soldaten Viedmas in Begleitung von Indianern nach der Siedlung am Rio Negro zu seinem Bruder Francisco, um nach dem Verbleib der nötigen Unterstützung zu fragen. Gleichzeitig wollte Antonio de Viedma mit den meisten der Leute per Schiff aufbrechen, denn die Lebensmittelvorräte waren schon allzu knapp geworden. Doch kaum war das Schiff aufgebrochen, traf die lang ersehnte Versorgung für die nächsten 10 Monate ein. Solchermaßen beruhigt, entschloss sich Viedma nach Buenos Aires zu reisen, um den ihm zustehenden Urlaub anzutreten. Er fuhr am 16. April 1783 ab und traf am 11. Mai in Montevideo ein. Nach San Julian kehrte er nicht mehr zurück. (A.Viedma 1783/1837:59,60) Er reiste hingegen mit

seinem Bruder Andres, der dem Wahnsinn verfallen war, heim in sein Mutterland Spanien. Francisco Viedma wurde zum Verwalter in Cochabamba befördert.

Die eigentliche Aufgabe Antonio de Viedmas war die Errichtung von Handelsstützpunkten für die Durchreise nach Chile und weiters verfolgte sein Bruder Francisco das Ziel, durch geschickte Siedlungspolitik den Indianern die kostenlose Versorgung mit Pferden und Rindern zu vereiteln.

Das Fort von San Julian war Teil dieser Siedlungspolitik, aber das Vorhaben scheiterte an der Unfruchtbarkeit des Landes, die Bewohner waren auf die Lebensmittellieferungen aus Buenos Aires angewiesen. Francisco Viedma war der Meinung, dass die Bewohner San Julians zwar kein so unglückliches Ende fanden wie Sarmientos Leute in Puerto Hambre, dass aber die für das Fort aufgewendeten Ausgaben, Arbeiten, Verluste und Todesfälle fast genauso unnütz waren. Zwar konnten die Siedler sich gegen die Unbilden des Wetters mit relativ gemütlichen Behausungen schützen, zwar hatten sie dem Boden schon die ersten Früchte abgerungen, zwar zeigten sich die Indianer täglich mehr gezähmt und ihnen zugetan,

„Los Indios cada dia se iban domesticando y aficionandose á los nuestros, de modo que con fundados motivos podia esperarse la reduccion dentro de pocos años de estos idólatras al gremio de nuestra santa Fé; y por este medio, que tuviera el Rey nuevas poblaciones de estos naturales, sirviendo el ejemplo de unos para sus convecinos á tan santo fin.“ (F.Viedma 1784/1900:450),

doch reichten die vorhandenen Möglichkeiten noch nicht für eine dauerhafte Niederlassung in dem unwirtlichen Klima.

Die Erforschung des Rio Negro

Von anderem Holz geschnitzt als Antonio de Viedma war der Lotse D. Basilio Villarino, der sich die genaue Erforschung des Rio Negro zur Aufgabe machte. Er baute am Choelechel, einem der wichtigsten Übergänge für die Indianer, bei dem er am 16. November 1782 vor Anker ging, eine Festung aus und blieb bis zum 20. Dezember dort. Danach musste er weiter stromaufwärts fahren, denn seine eigentliche Aufgabe sah er darin, den Übergang über die Kordilleren nach Chile zu

finden. Außerdem hatte er gehört, dass es nicht weit von den Quellen des Rio Negro einen Weg zu einem anderen Fluss in Richtung Chile gäbe. Villarino wusste, dass die Indianer die Übergänge kannten und in reger Verbindung mit den chilenischen Araukanern standen. Diese Übergänge herauszufinden würde den Handel mit den Chilenen erleichtern. „Die Kordillere sind auf der Höhe des Rio Negro und des Santa Cruz aber nur für das Vieh überquerbar.“, behaupteten sowohl die Indianer als auch Antonio de Viedma, der diesen Fluss mit Tehuelchen bis zu seinem Ursprung zurückverfolgt hatte. Für Menschen wären sie nicht zu begehen, auch nicht die Übergänge von Mendoza nach Chile, von Huechuhuehuem oder Catapuliche.“ (F.Viedma 1782/1900:455)

Über seine Reiseerlebnisse führte Villarino Tagebuch, das als Grundlage für die folgenden Zeilen dient. (Die von Villarino verwendeten Bezeichnungen für die Indianer und die Ortsangaben habe ich übernommen.)

Nachdem seine Soldaten die Schiffe vom Choelechel weg elf Tage flussaufwärts gezogen hatten, waren sie so geschwächt, dass Villarino das Zusammentreffen mit einer Indianergruppe sehr gelegen kam. Er versorgte sie gut.

„Ich gab ihnen Branntwein und Mate, beschenkte sie mit Flitterkram und Tabak und brachte die Geduld auf, einen ganzen Nachmittag mit ihnen Konversation zu betreiben, obwohl sie am Anfang misstrauisch waren; mit der Zeit wurden sie aber so vertraut, dass sie bis in die Nacht blieben.“ (Villarino 1782/1837:32)¹

Als er herausfand, dass diese Indianer aus der Gegend von Huechun-lauquen stammten, meinte er, von ihnen Hinweise auf die Übergänge nach Chile erhalten zu können. Villarino kannte die Schriften Falkners und stützte sich stark auf dessen Aussagen. Auch die Ortsbezeichnung Huechun-lauquen, einem Platz in der Nähe des Quellgebietes des Rio Negro, stammt aus dessen Schriften.

Villarino kaufte zwei Pferde, die er zum Flussaufwärtsziehen der Schiffe brauchte und setzte seine Reise fort. Von den Indianern erfuhr er zwar allerlei Wissenswertes, sie selbst empfand er aber als Belästigung und wich ihnen nach Möglichkeit aus. Gespräche fanden mit Hilfe von Dolmetschern statt. Die Gruppe, die er getroffen hatte, es waren etwa 80 – 100 Mann, stammte aus der Gegend vom Huechun-

¹ eigene Übersetzung

lauquen und hielt sich nur deshalb in diesem östlichen Teil der Pampa auf, weil sie sich bei der Sierra de Volcan mit Wildpferden und Wildvieh versorgen wollte, um die Tiere in Valdivia zu verkaufen. Alle Indianerstämme kamen in diese unbewohnte Gegend, um sich mit Vieh zu versorgen. Sie blieben dafür bis zu zwei Jahre von ihren Heimatgebieten weg, vielleicht sogar länger, vielleicht auch kürzer. (Villarino 1782/1837:35) Darüber hinaus versorgten sie sich mit Salz, das es in ihrem Gebiet nicht gab, ihre Salzsäcke waren nicht zu übersehen.

Die Indianer behaupteten, dass ihr Land nur vier Tagereisen von Valdivia entfernt liege und luden ihn zu ihrer Verkaufsfahrt ein. Ihr Land wurde – wegen der vielen Apfelbäume, die es dort gab, auch Manzanas (das heißt Apfelbaumland) genannt, sie selber hießen Manzaneros und wären Araukaner. Sie erzählten ihm, dass sie Weizen, Gerste, verschiedene Bohnen und weitere Hülsenfrüchte wie Kichererbsen und noch andere Lebensmittelarten anbauten. In ihrem Land wuchsen zahlreiche Pinienbäume, deren Nüsse die Größe von Datteln hätten. Sie lebten aber nicht in Häusern, sondern in Toldos. – Das Vieh tauschten sie gegen Perlen, Pferdegeschirr und Indigo, das sie zum Färben ihrer Ponchos brauchten. Die Entfernung zu Valdivia betrug sicher mehr als vier Tage, denn die Manzaneros, die im allgemeinen den Pehuenchen zugeordnet wurden, aber mit Tehuelchen vermischt waren (und wie schon weiter oben mitgeteilt und aus den angegebenen Details hier auch zu ersehen, eine Art Hybride hervorgebracht hatten), lebten auf der argentinischen Seite der Kordillere in der Region von Neuquen.

Zwei Tage nach dem Zusammentreffen mit den Manzaneros kam eine neue Indianergruppe vorbei, die von Villarino Branntwein verlangte, denn er hätte soeben ihr Gebiet betreten und wäre dafür zur Bezahlung verpflichtet. Villarino speiste sie mit vier Flaschen Branntwein ab und ließ ihnen dazu ausrichten, dass man in seinem Land Reisende als Gäste behandle und ihnen sogar noch etwas schenke. Das aber brachte die Indianer, es waren Puelche, nur zum Lachen. Am 12. Jänner 1783 fand Villarino heraus:

„Diese Indianer belaufen sich auf 300 und haben nicht mehr als sechs Frauen dabei, viele von ihnen sind nur zum Viehtreiben und zum Jagen mit. Ihr Vieh beläuft sich auf ungefähr 8000 Stück Pferde, Stuten und Kühe und daraus kann ich schließen, was diese Indianer in Buenos Aires zerstören, denn all ihr Vieh ist gekennzeichnet und

weist auf die Herkunft aus der Nachbarschaft dieser Stadt hin.“ (Villarino 1783/1837:41)¹

Am 7. April kam er in Huechu-huechuen bei den Manzaneros an. Die Landschaft war tatsächlich voller Apfelbäume, die von den Indianern bis auf den letzten verwertet wurden, und die Pinienkerne schienen ihm fast so groß wie Datteln zu sein. (Villarino 1783/1837:80,82)

In dieser Gegend lernte Villarino den Kaziken Viejo und die Sprachkundige Teresa kennen, sie waren vom Kaziken Francisco gesandt und brachten als Geschenk Äpfel mit. Einem regen Handel stand nichts im Wege. Allerdings war die Stimmung nicht gut, denn die Indianer nahmen Villarino die Festung am Choelechel übel; ein spanischer Deserteur namens Benites, hatte diesbezüglich gute Dienste geleistet.

„Es scheint, dass Benites beabsichtigte, alle Indianer aufzuwiegeln, denn sowohl den Guilliches, als auch den Tehuelches und den Araukanern sagte er, dass wir die Absicht hätten, am Choelechel Wachen aufzustellen und ihn zu bevölkern, zu dem Zweck, dass ihre Nationen nicht mehr mit dem Land um Buenos Aires in Verbindung treten könnten, wo sie sich mit Vieh versorgten; und das befürchteten die Indianer am meisten. Und wahrhaftig, wenn ihnen diese Verbindung fehlt, können sie nicht mehr so leben wie bisher, sie müssten sich domestizieren und einschränken; darum sind sie unserer Untersuchung sehr schlecht gesonnen (besonders die Araukaner) und sie versuchen mit allen Mitteln auf verschiedensten Wegen herauszufinden, welchen Zweck unser Kommen habe und sagen, dass es für sie auf keinen Fall von Nutzen sein könne.“ (Villarino 1783/1837:84f.)²

Den Indianern erklärten die Spanier, sie seien bloß auf der Suche nach Äpfeln, aber das glaubten diese nicht. Die Gegend zwischen seinem Aufenthaltsort und der Kordillere schien Villarino für den Anbau verschiedenster Früchte geeignet. Er beobachtete, dass die Peguenches ihr Land kräftig gegen die umherziehenden Vaganten wie die Tehuelhets, Guilliches, Leubus, Chulilaquines und andere verteidigten, denn diese verbrachten ihr ganzes Leben nur vazierend, jagend und raubend und das war für die, die ihr Land bebauten und ihr Vieh hielten, nicht tragbar [Falkners Bezeichnungen und Villarinos Interpretationen]. Daher mussten sie ihr Land verteidigen und jenen den Zugang verwehren. (Villarino 1783/1837:88)

¹ eigene Übersetzung

² eigene Übersetzung

Luis de la Cruz, der von Chile her über die Kordillere bis zu den Pehuenches (von ihm Peguenches genannt) gelangte, war nicht derselben Meinung. Er äußerte über sie: Sie tragen die gleiche Kleidung wie die Patagonier, mit denen sie befreundet sind und kämpfen „wie ein Mann“, wenn es um ihre Verteidigung geht. Auch ihre Toldos sind von gleicher Art. Der einzige offenkundige Unterschied besteht darin, dass die Peguenches in der Nähe ihrer Toldos Pflanzungen anlegen und weiter ziehen, wenn diese verwüstet sind. Wer besonders viele Felder besitzt, zieht am öftesten weiter. (Luis de la Cruz 1784:258)

Die behauptete Einigkeit dieser Peguenches mit den Patagoniern und der Hinweis auf die Pflanzungen sind ein weiterer Hinweis auf die kulturelle Verflechtung von Puelche [Gününa Küne] und Araukanern.

Am 17. April wurde Villarino mitgeteilt, dass der Kazike Guchumpilque von *Chulilaquen* durch einen Dolchstoß ermordet worden sei, weil er Villarino und seine Soldaten gegen Chulilaquin verteidigt hätte. Villarino schenkte der Nachricht keinen Glauben, vermutete dahinter sofort eine Intrige der Indianer und erfuhr auch bald, dass es sich bei dem Streit um eine Tochter Guchumpilques handelte, die dieser von Chulilaquin zurückkaufen wollte, für die er aber nicht genug bezahlt hatte und dass dieser Streit mit einem Mord geendet hatte. Am nächsten Tag erfuhr er durch den Kaziken Viejo, Teresa und andere, dass die Araukaner wegen des Forts am Choelechel aufgewiegelt waren und nach ihrer Auffassung niemand das Recht hätte, „Herr von Choelechel“ zu sein. (Villarino 1783/1837:91f.)

Die Indianer in Villarinos Begleitung warnten ihn vor einem geplanten Überfall der Araukaner und wiesen auf die große Gefahr, in der sie sich befanden, weil sie Villarino und seine Leute so lange bei sich behalten hätten. (Villarino 1783/1837:93) Der Spanier empfahl ihnen, ihre Zelte enger zusammenzurücken und ihr Lager mit einem Palisadenzaun zu befestigen. Diesen Rat befolgten sie sogleich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit. Aus Dankbarkeit töteten sie ihre fetteste Stute und beschenkten Villarino zusätzlich mit einem Schaf, zwei Zicklein und reichlich vielen Äpfeln und Pinienkernen.

Gegen Ende April kündigte sich der nahende Winter durch zunehmend unfreundlicher werdendes, sehr windiges, regnerisches Wetter an, es schneite sogar. Von dem angekündigten Überfall der Araukaner war nichts zu bemerken. Villarino verabschiedete sich von Chulilaquin und seinen Indianern, mit denen er in den letzten Tagen in beinahe freundschaftlicher Beziehung gestanden hatte und begab sich zurück zum Fort am Rio Negro. Seine Schiffe waren derart beladen, dass einiges wieder ausgeladen werden musste. Bei dieser Tätigkeit bemerkte Villarino, dass auch die Leute Chulilaquins aus lauter Angst vor den Araukanern, wie er meinte, die Zelte abbrachen und flussabwärts zogen.

Noch zwei Tage vor der Abreise berichtete ihm ein Bruder Chulilaquins von dem Fluss Encarnación, den die Indianer Tucumelel nannten. „In diesem Fluss trafen diese Indianer mit den Tehuelchen von San Julian zusammen, mit denen sie regen Handel unterhielten, weil diese sehr reich an Schmuck wären, den ihnen die Christen dieser Siedlung geschenkt hätten.“ (Villarino 1783/1837:108)¹

Bei Villarinos Fort am Choelechel trennten sich am 20. Mai die Wege der verschiedenen Indianergruppen. Der des Kaziken Viejo führte angeblich zu den Toldos seines Gebietes beim Puerto Deseado, seinen ‚primeros toldos‘, aber Villarino war die Kunde von einem geplanten Zusammentreffen verschiedener Kaziken zu Ohren gekommen, wobei er auch Viejos Name vernahm. (Villarino 1783/1837:117) Am 21. Mai gab Villarino Segel nach Rio Negro, wo er vier Tage später eintraf.

Francisco Viedma äußerte sich zu Villarinos Bericht

„Von den Notizen, die wir von Villarino bei der Erforschung des Flusses erhielten, haben wir mit Übereinstimmung festgestellt, dass es keinen anderen Weg für alle die Nationen der Tehuelche, Villiches, Puelche u.a. Bewohner von Huechuhuehuem und den Nachbarschaften Valdivias in den Kordillern gäbe als den, Choelechel genannten Ort, um zum Colorado, den Bergen von Ventana, Tandil, Volcan, Casuhatí und zu den Grenzen von Buenos Aires zu gelangen; aus Mangel an Wasser seien alle anderen Orte und Gebiete unüberquerbar. Die Sicherheit dieser besonderen Notizen ließ mich glauben, dass alle indianischen Nationen, die uns soviel Schaden zufügen, gezwungen seien, diesen Weg zu nehmen.“ (F.Viedma 1784/1900:457)²

¹ eigene Übersetzung

² eigene Übersetzung

Zwar wusste F.Viedma (1784/1900:457) durch den Indianer José Yati vom Vorhandensein zweier anderer Wege, aber er hatte keine Möglichkeit die Richtigkeit dieser Auskunft zu überprüfen. Viedma war zweifellos fest davon überzeugt, dass das Land in seinem Inneren stärker besiedelt werden müsse. Mehr Weiße ins Land! Das bringt nur Vorteile! Sie könnten die ungeheuren Herden der Wildtiere, die wie Pilze aus dem Boden sprießen, dauerhaft, kostengünstig und sinnvoll verwerten. Der Handel mit Tierfellen erführe eine vorteilhafte Steigerung. Eine dichtere Besiedlung würde die Übergriffe der Indianer auf Mensch und Tier erschweren und die verstreut lebenden Weißen, die nicht mehr wüssten, wem sie zu gehorchen und wen sie zu fürchten hätten, sodass sie sich von den wilden Indianern kaum unterschieden, könnten auch besser kontrolliert werden. (F.Viedma 1784/1900:458)

Mehr Weiße ins Land!

Francisco Viedmas Ansicht über die Indianer stand unerschütterlich fest. Obgleich sie sich als sehr hilfreich erwiesen und die Spanier in den Forts von San Julian und Rio Negro mit Fleisch versorgten, in San Julian in Zeiten der größten Not sogar, ohne Gegenleistung einzufordern, waren die Eingeborenen in seinen Augen dennoch Tagediebe, die vom Viehdiebstahl lebten und sonst eher schädlich als nützlich waren. F.Viedma war von der Wichtigkeit der Besiedlung überzeugt und behauptete,

„dass trotz aller Nacheiferer, die dem widersprechen wollen, diese Einrichtungen immer nützlich sein werden, durch die Pflege des Handels, die der Walfischfang ermöglicht, die Überführung von Salz nach Buenos Aires und den Verkauf des Rindfleisches von den ausgedehnten Herden; um unseren Feinden das Eindringen ins Innere des Königreiches durch Schließung Verteidigung des Hafens zu verwehren, durch die Fortschritte der Ausweitung der Bevölkerung, weil sie die besseren Schützengräben sein werden, die die wilden Indianer aufhalten, die jeden Tag wie eine heftige Flutwelle ihre Felder überschwemmen, ungezählte Pferde- und Rinderherden mit sich führend, die traurigen Wohnungen der an die Hauptstadt angrenzenden Nachbarn zerstörend, dafür sorgend, dass die Wege nicht sicher sind und viele arme Teufel tagtäglich auf fürchterliche und schreckliche Art Opfer ihrer handgreiflichen Wut werden. Und schließlich erreiche ich die beste Zweckmäßigkeit, die darin besteht, dass genug Männer und christliche Männer dieser großen Zahl von Wilden gegenüberstehen.“(F.Viedma 1784/1900:461)¹

¹ eigene Übersetzung

In gleichem Sinne dachte Felix de Azara, der 13 Jahre in Paraguay, im Jesuitenstaat gelebt hatte und das Kommando an der Grenze zu den Pampas übernehmen sollte. Zuvor wollte er das Gebiet kennenlernen. In seinen „Reisen in Südamerika von 1781 bis 1801“ beschrieb er zwar Araukaner und Pampas, kannte aber vieles nur vom Hörensagen.

Laut Azara gab es schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts einen Krieg, hervorgerufen durch die wilden Pampas, die sich weder als Sklaven noch als Hausdiener eigneten, aber die spanische Bevölkerung bedrohten, wobei sie nicht nur Männer überfielen, sondern auch vor Frauen und Kindern nicht haltmachten. Dieser Krieg unterbrach die Verbindung zwischen Buenos Aires auf der einen und Chile und Peru auf der anderen Seite der Kordillere für lange Zeit. Die Spanier waren gezwungen, elf Forts an der Grenze von Buenos Aires zu errichten, wobei 700 Veteranen der Kavallerie im Einsatz waren. In jenem Krieg hatten sich zwar viele Indianerstämme vereinigt, angeführt wurden sie aber von den Pampas. (Azara1809:58f.)

Azara bekam nur zwei Tehuelche zu sehen, jedoch wusste er wie viele andere auch zu berichten, dass sie den Rio Negro, ja sogar den Rio Colorado überschritten

„Sie bedienen sich der gleichen Waffen wie die Pampas und stehen diesen weder in Mut noch in Kraft nach; sie scheinen sie im Gegenteil sogar an Größe zu übertreffen, vor allem die Patagonier, die, wie ich glaube, die Tehuelche zu sein scheinen.“ (Azara 1809:50)²

Die Expedition Malaspina

In den Jahren 1789 – 1794 wurde die patagonische Küste durch die Expedition Malaspina erforscht. Der Leiter, Alejandro Malaspina wurde nach seiner Rückkehr nach Europa gefangengenommen, in ein Verließ geworfen, man weiß bis heute nicht warum, seine Aufzeichnungen beschlagnahmt und Teile seines Tagebuches erst 1885 veröffentlicht. Der argentinische Wissenschaftler Robert Lehmann-Nitsche konnte vom Britischen Museum weitere Unterlagen in Form von Abschriften

² eigene Übersetzung

erwerben. Dabei stieß er auf die Aufzeichnungen zweier ihm schon bekannter Piloten, nämlich Bernardino Tafor und José de la Peña, letzterer hatte an der Expedition Antonio de Viedmas teilgenommen. Eine dritte Abschrift und drei Dokumente, die im Archiv des Museo Naval de Madrid gelagert waren und erst 1971 von Celia Nancy Priegue veröffentlicht wurden, stammen höchstwahrscheinlich aus der Feder des wissenschaftlichen Leiters dieser Expedition, Antonio Pineda. Seine Aufgabe war es, die Natur zu erforschen, er widmete seine Aufmerksamkeit darüber hinaus den Indianern. Seine diesbezüglichen Zeilen beinhalten nichts Neues, denn die Zusammenkünfte mit den Indianern waren nur von kurzer Dauer, bestätigen aber die Angaben Antonio de Viedmas. Kein Wunder, beruft sich Pineda doch öfter auf die Aussagen de la Peñas, des Teilnehmers an Viedmas Unternehmung. Nach dem Eindruck dieser Seeleute, die die Patagonier im Dezember 1789 zu Gesicht bekamen, wobei der notgedrungen nur oberflächliche, aber durchaus freundliche Kontakt von den Indianern ausging (Pineda in Priegue 1789/1971:13), gehörten sowohl die nördliche als auch die südliche Gruppe der Tehuelche zu ein- und derselben Nation. Die Expeditionsteilnehmer fanden durchaus keine Unterschiede. Weil einige Indianer gut spanisch sprachen und schnell und leicht dazulernten, konnten sich die Seeleute mit ihnen verständigen, die Tehuelchensprache kam ihnen ziemlich schwierig vor. Vor allem über Details der materiellen Kultur – Jagd, Kleidung, Aussehen, Wohnen – konnten die Seeleute einige Sachkenntnis erlangen. Pineda bedauerte allerdings sein mangelndes Wissen auf Grund der kurzen Aufenthaltsdauer und der mangelnden Sprachkenntnisse. Die Frauen, die sich seiner Meinung nach mit einer Grazie und Schamhaftigkeit bewegten, die jeder Spanierin zur Ehre gereicht hätte, aber wesentlich fleißiger arbeiten mussten als diese, nämlich den ganzen Tag, fanden seinen besonderen Gefallen. (Pineda in Priegue 1971:29,32)

Über die folgenden 25 – 30 Jahre gibt es keine Quellen, weder aus dem Pampagebiet noch vom Süden. In diese Zeit fiel der Aufstand der La Plata Staaten gegen das Mutterland Spanien im Jahr 1810, der 1816 mit der formellen Unabhängigkeit besiegelt wurde. Nun kam es im Land zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen zwischen den beiden politischen Lagern, den liberalen Zentralisten und den konservativen Föderalisten, der in einem Bürgerkrieg gipfelte, der Rosas, den Anführer der Föderalisten als strahlenden Sieger an die Macht

brachte. Rosas spielte nicht nur als Politiker eine wichtige Rolle in Argentinien, er führte auch einen ausgeklügelten Feldzug gegen die Indianer durch, dessen Augenzeuge für zwei Tage Charles Darwin werden sollte.

Der Indio des Desierto

Gleichzeitig wurden in der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1823 drei verschiedene Orte von den Indianern überfallen. Der erste Trupp raubte nördlich von Buenos Aires eine Unmenge Vieh, wurde auf dem Rückzug überrascht, zum Teil gefangengenommen, das Vieh wieder zurückgeholt, aber es dauerte nicht lange, so holten die Indianer sich die Tiere wieder. Den zweiten Überfall führten sie bei Luján aus, den dritten bei Chascomús. Als die Indianer in Luján einfielen, versuchte die Bevölkerung zu fliehen. Indessen schlug sich Oberst Rosas auf seiner Verfolgungsjagd „mit den indianischen Horden bis tief in die Nacht hinein herum und konnte den dem Stamm der Tehuelches angehörenden Räubern hunderdtausend Stück Vieh wieder abjagen.“ (Schoo Lastra 1939:64)

Der Autor dieser Zeilen, der sicher nicht auf der Seite der Indianer stand, musste dennoch anerkennend feststellen:

„Die Raschheit, mit der die Indios kreuz und quer die unendlich weite Pampawildnis durchstreiften, bildete die Grundlage ihrer Macht. Im Galopp tauchten sie am Schauplatz ihrer Untaten auf, im Galopp verschwanden sie wieder – und die Grenzureiter hatten das Nachsehen. Es kam öfter vor, daß die Pferde der Verfolger gänzlich erschöpft nicht weitergaloppieren konnten, während man gleichzeitig in den rückwärtigen Ortschaften die allergrößten Anstrengungen machte, frische Pferde zu besorgen und die waffenfähigen Männer im nächstliegenden Fort zu konzentrieren. Aber was half's? – Vom Feind war weit und breit keine Spur mehr zu finden...“ (Schoo Lastra 1939:65)

Die Indianer waren den Soldaten gegenüber durch ihre Lebensweise, Ausrüstung und Kampfmethodik und durch ihre Kenntnis der Landschaft eindeutig im Vorteil.

„Der Indio des Desierto brachte weder schweres Sattelzeug, Uniform, Gewehr, Munition, noch Kürbisflasche oder Mundvorrat. Nein, nichts von alledem. Der Herr der Wildnis ritt fast unbekleidet auf seinem leichten Pferde. Tagelang konnte er fasten; er kannte nur die Fürsorge für sein Tier, das er selbst von dem Gewicht der Lanze zu befreien suchte, indem er, den Schaft an einer Schlaufe haltend, die Spitze am Boden nachschleifen ließ.“ (Schoo Lastra 1939:72)

Im Jahr 1827 tat sich der argentinische Oberst Rauch bei der Bekämpfung der Indianer hervor. Diesmal waren die Indianer aber nicht so einig wie vier Jahre zuvor, daher war es ein Leichtes für Rauch, diesen Feldzug zu gewinnen.

„Sie waren in zwei Lager gespalten, auf der einen Seite der immer unruhige Stamm der Pampas mit den Kaziken Petey, Maicá und Llanquinel und ihre chilenischen Verbündeten, auf der anderen eine Gruppe von Pampas desselben Stammes, die man als Freunde der Weißen betrachtete, dazu die Tehuelches mit zehn Kaziken und ‚Capitanejos‘...Die Tehuelches führte der Kazike Negro und sein Sohn Chanil, die Pampas Catriel.“ (Schoo Lastra 1939:73f.)

Außer Rauch und Rosas sorgte ein Mann namens Rodriguez dafür, dass die Indianer sich in ihrer Heimat nicht allzu wohl fühlten. Ein übriges trugen die Errichtung des Forts Independencia bei Tandil und die Gründung Bahia Blancas, die der Festigung der Südgrenze dienten, bei. Die Indianer sahen sich ihrer besten Weideplätze am Fuße der Sierras Tandil und Volcan beraubt. (Schoo Lastra 1939:121) Es war deshalb nicht verwunderlich, dass sie sich durch Überfälle wehrten.

Ein Forscher beobachtet einen Malon

D'Orbigny, der 1829 im Norden des Landes bei Patagones war, lieferte die anschauliche Schilderung eines Überfalles. Die Pferde ließen die Indianer in genügend großer Entfernung vom Feind zurück, um ihre Spuren zu verwischen. Sie schlichen sich an, die Ohren auf die Erde gepresst, um das kleinste Geräusch wahrzunehmen und vergewisserten sich über den Standort und die Kapazität des Feindes; in der darauffolgenden Nacht, es durfte kein Vollmond sein, schlichen sie sich im Schutz der Dunkelheit an die Wohnhäuser der Spanier an, um sie zu erstürmen. Ihre Kriegsmethode war die Überraschung. Jeder Mann, der Waffen tragen und seine Haut nicht retten konnte, wurde getötet, die Frauen zu Konkubinen der Sieger gemacht, die Kinder als Diener der indianischen Frauen gehalten. Dabei verwendeten die Indianer nur minderwertige Waffen: Pfeil und Bogen, verschiedene Bolas und zur Verteidigung einen Lederharnisch. (D'Orbigny 1829/1839-43:185f.)

40 Jahre später beschrieb Musters die Malones der Indianer, wobei er meinte, dass das Geheimnis der indianischen Kriegführung im plötzlichen Überfall lag. Folglich nützte den Spaniern ihre Überlegenheit bei den Waffen nicht viel. Wichtig finde ich

den Hinweis Musters', dass sich die Indianer zwar während des Kampfes nicht um die Toten kümmerten, sehr wohl aber danach.

„Die Engländer glauben immer, sie können, weil sie gute Waffen, Büchsen und Revolver besitzen, einem Angriff von Seiten der Indianer Widerstand leisten; aber die ganze Kriegführung der Letzteren besteht in plötzlichen Ueberfällen. Sie sammeln heimlich ihre Truppen, warten während der Nacht in einer Entfernung, wo sie sicher sind, und finden sich, sobald der Morgen graut, ein; der Ansiedler, der, ohne allen Argwohn, eben nach dem Corral geht oder sich nach seinen Pferden umschaute, bemerkt in der ferne Etwas, das aussieht, als wären es ein Trupp Pferde, wie es üblich ist, von einem oder zwei berittenen Männern getrieben; sie kommen, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, näher, aber in einer Secunde zeigt sich auf jedem Pferde ein bewaffneter Reiter und läßt sein Kriegsgeschrei hören. Dann breiten sie sich aus, als ob sie das Wild umkreisten – auf diese Weise bieten sie den Büchsen ihrer Gegner keine Front dar – und kommen, die Lanze in der Hand, herangesprengt. Während Einige das Vieh in Sicherheit bringen, stecken Andere die Wohnungen in Brand und führen die Frauen – wenn es solche gibt – als Gefangene fort. Die Männer tödten sie in manchen Fällen, aber gewöhnlich nur, wenn viel Widerstand geleistet wird. [...] Obgleich ihr Hauptzweck bei dem Kriege ist, Vieh und Gefangene fortzuschaffen, so kämpfen die Indianer doch zu Zeiten ganz verzweifelt, ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Gegner die Uebermacht hat, und zeigen vor dem Tode wenig oder keine Furcht. Die Ueberlebenden lassen ihre Verwundeten oder Gefallenen nie auf dem Schlachtfelde liegen.“(Musters 1873:324)

Am 22. Mai befürchteten die Bewohner von El Carmen am Nordufer des Rio Negro einen Überfall durch eine Koalition von patagonischen und araukanischen Indianern. Selbstverständlich trafen die Argentinier Vorsorgemaßnahmen, sie errichteten Barrieren, stellten Kanonen und Wachposten auf. Bis vier Uhr früh war alles vollkommen still, aber dann tauchten die Indianer schweigend in einem Dorf oberhalb von Carmen auf. Um die Bewohner zu verhöhnen und zu beweisen, dass sie keine Angst hätten, zogen sie laut trompetend unaufhörlich um das Dorf. Die Situation war äußerst unangenehm.

Als es heller wurde, überblickte D'Orbigny, der einen sehr guten Aussichtsplatz auf einer Bastion eingenommen hatte, sämtliche Bewegungen des Feindes auf der Ebene. Es zeigte sich folgendes Bild: Eine Schar Indianer jagte Pferde vor sich her, in ihrer Nähe befand sich eine Schar von Krieger mit bereitgehaltener Lanze für eine eventuelle Verteidigung, etwas weiter entfernt sah man die Frauen und Kinder, wie sie die Rinder vor sich her trieben; mit einem Wort, die ganze Ebene war belebt. Überall erblickte man die Indianer in kleinen Gruppen zu Pferd, wie sie ihre Beute wegführten oder ihre Indianerfreunde beschützten. Sie wandten sich mit ihrem

eroberten Gut in Richtung la Cuchilla. Zuletzt ritten noch zwanzig der argentinischen Insassen hintennach, aber gegen die Übermacht der Feinde reichten ihre Kräfte nicht aus, so ließen sie diese mit ihrer Beute friedlich in Richtung Südwesten abziehen. (D'Orbigny 1829/1839-43:197f.)

In dieser einen Nacht des 22. Mai überfielen die Indianer zwanzig Dörfer nördlich von Carmen und bis zum Morgen des 23. Mai sechs weitere südlich, während sie sich schon auf dem Rückzug befanden. In einer Nacht und einem Tag waren mehr als 32 Siedlungen betroffen. Am 24. Mai konnte der Schaden festgestellt werden. Mehr als 50 Familien waren vollkommen ruiniert, 15.000 bis 17.000 Stück Vieh entführt und die Felder im Süden beinahe verwüstet. (D'Orbigny 1829/1839-43:200f.) In dieser tristen Situation boten der Kazike Lucaney und drei Tehuelche die Rückgabe ihrer Gefangenen und des von ihnen eroberten Viehs an. Diese Indianergruppe war auf die Kaziken Chaucata und Guaykilof, die den Malon durchgeführt hatten, nicht gut zu sprechen. (D'Orbigny 1829/1839-43:207) Lucaney lebte in der Nähe der Stadt und wollte sich mit den Bewohnern derselben gutstellen.

Das Motiv der gewaltigen Attacke konnte D'Orbigny in den darauffolgenden Tagen in Erfahrung bringen. Schon seit langem war der araukanische Kazike Chaucata ein erklärter Feind von Pincheira, weil dieser seine Frau und seine Kinder gefangen genommen hatte. Er wusste, dass die Bewohner in und um Carmen sowohl mit Pincheira als auch mit ihm selbst gute Beziehungen pflegten, denn er hatte die letzten Boten nicht nur abgefangen, sondern auch massakriert. Sein Wissen über das gute Einvernehmen genügte ihm als Vorwand für den Angriff. Er verbündete sich mit den Kaziken Guaykilof, Tranamel, Killamil und mit allen Patagoniern. Die Indianer kamen von allen Seiten des Landes, sogar von der Magellanstraße bis hierher zum Rio Negro. Trotzdem brachten sie insgesamt nicht mehr als 1000 oder 1500 Seelen auf die Beine. D'Orbigny schätzte die Araukaner auf 200 mit Lanzen bewaffnete Krieger, die Patagonier, die mit Bogen, Pfeilen und Schleudern ausgerüstet waren und die leichte Kavallerie bildeten, auf 300, für den Rest der Indianer gab er keine Zahl an, hob aber hervor, dass sie nur mit Bolas perdidas versehen waren, die doch nur den Wert von Wurfgeschossen hatten. (D'Orbigny 1829/1839-43:198f.)

Außer den schon früher beschriebenen Waffen handelte es sich bei den Lanzen um Erzeugnisse der Indianer. Im Zweikampf schützten sie sich mit einer Rüstung aus mehreren Schichten Leder, die noch mit Eisenbuckeln oder Kettenhemden verstärkt sein konnte und einem Lederhelm.

Lanzen

D'Orbigny meinte nur Araukaner mit Lanzen kämpfen zu sehen, aber die Tehuelche kannten und verwendeten diese Waffe ebenso. Isaac Morris (1741/1907:192) wurde von einem Kaziken empfangen, der auf dem Boden sitzend auf der einen Seite eine Lanze, auf der anderen Seite Pfeile und Bogen hielt. Vier bis fünf Yards lang waren die Lanzen aus stabilem Rohr, die aus der Gegend der Kordillera stammten und im Abstand von vier oder fünf Zoll mit Eisenspitzen versehen waren, nach Falkner (1774:129).

Fitz-Roy und Musters bekamen viel längere Lanzen zu sehen, so lange Lanzen verwendeten die Tehuelche nach Canals Frau (1953:197) aber erst, als sie schon das Pferd hatten. Vignati (1936:628) schrieb, dass die Patagonier bei Kämpfen zu Fuß eine bis zu fünf Meter lange Lanze benutzten.

Die Lanze wurde aus einem langen Bambusrohr angefertigt, war zwölf bis 24 Fuß lang und hatte eine Eisen- oder Stahlspitze. Durch ihre Leichtigkeit war diese Waffe hervorragend für den Einsatz gegen Feinde geeignet, aber fatal für den, der sie nicht anzuwenden verstand, in so einem Fall konnte sie sich gegen ihn richten. (Fitz-Roy 1839/1834:148)

Die Verwendung von Lanzen bestätigten außer den genannten noch andere Autoren wie (Hernandez 1770/1836:58; Vargas y Ponce 1805/1819:13; Morrell 1823/1832:84; Lista 1880:124)

„Die Tehuelchenlanze [...] wird nur benutzt, wenn man zu Fuße kämpft; sie besteht aus einem achtzehn Fuß langen, schweren Schaft, an dessen Ende eine gegen achtzehn Zoll lange Klinge befestigt ist: in den Händen eines geübten Indianers eine furchtbare Waffe. Cayuke [...] war in dem [...] Kampfe mit der Lanze bewaffnet und durchbohrte Cuastro den Leib, obgleich derselbe durch seinen Panzer geschützt war und den Stich mit dem Schwerte zu parieren suchte.“ (Musters 1873:91)

Rüstungen

Die Rüstungen bestanden aus einem Helm in der Art eines breitkrempigen Hutes, genäht aus doppelter Bullenhaut und aus einem Panzerhemd, einem weiten Waffenrock, der wie ein Hemd mit eng anliegenden kurzen Ärmeln aussah und aus drei oder vier Schichten „Elchshaut“ [„folds of the anta's skin“ – Falkner wörtlich] gemacht war. Der Rock war schwer und stark genug, um Pfeilen oder Lanzen zu widerstehen; manche hielten ihn sogar für kugelsicher. Er wurde in der Halspartie weit hinaufgezogen und bedeckte beinahe Augen und Nase. Zu Fuß benutzen sie einen eher großen, unhandlichen, quadratischen Schild aus Bullenhaut. (Falkner 1774:129)

Sie besaßen Reitjacken „coletos“ und Hüte aus Stierhaut, die nur schwer von einer Lanze durchbohrt werden konnten und nur, wenn diese eine Degenspitze besaß. Neun Männer besaßen ein Kettenhemd „cota de malla“, Hernandez (1836/1770:58) schilderte diese Schutzbekleidung. Das Vorhandensein eines Panzerhemdes bestätigte D'Orbigny (1829/1839-43:117) nur für die Kaziken, die seiner Meinung nach von den Araukanern übernommene Rüstung beschrieb er sehr genau:

„...composé de sept à huit doubles d'une peau souple parfaitement préparée, peinte en dessus en jaune, et munie d'une large bande rouge sur la ligne médiane; le col de cette cuirasse s'élève jusqu'au menton, et couvre une partie de la figure. Avec cette armure ils portent une espèce de casque, formé de deux peaux épaisses, cousus ensemble, représentant un grand chapeau à larges bords, surmonté d'une crête d'arrière en avant, orné de plaques d'argent ou de cuivre, attaché, par derrière, au col de la cuirasse, et retenu, par devant, au moyen d'une mentonnière en cuir. Ainsi affublé, le guerrier se trouve garanti de toutes les armes des Indiens.“ (D'Orbigny 1839-43/1829:117f.)

Gegen Lanzen, Pfeile und Bolas waren die Tehuelche dadurch zwar geschützt, aber sie konnten nicht mit der Geschwindigkeit agieren, die ihnen sonst zu eigen war. Mustersah Panzerhemden noch in Verwendung, bemerkte aber, dass sie durch das verstärkte Aufkommen von Gewehren verschwanden.

„Die schützende Rüstung ist durch die Einführung und Verbreitung der Feuerwaffen fast außer Gebrauch gekommen; aber Kettenpanzer und dicht mit silbernen Buckeln besetzte Überröcke von Häuten besitzen und gebrauchen die Indianer – wie schon früher mitgeteilte Beispiele zeigen – noch immer, und ehe die Krieger in die

Schlacht gehen, werden sie oft wie Schlagballspieler ausgepolstert, und mit Corconillas oder Satteldecken und Ponchos wird eine Hülle gebildet, deren Faltenlagen einen Schwerthieb oder Lanzenstich abwenden.“ (Musters 1873:179)

Beim Studium zweier Lederrüstungen der Tehuelche in zwei Museen, nämlich im Museum von La Plata und im naturhistorischen Museum von Santiago de Chile, stellte sich der Wissenschaftler Lothrop (1931:37) die Frage, ob die Indianer schon vor dem Kontakt mit den Europäern solche Rüstungen verwendeten. Zweifellos waren die Materialien autochthonen Ursprungs, der Gebrauch bei den Tehuelchen wurde aber erst im 18. Jh. erwähnt. (Lothrop 1931:38). Hier die Beschreibung der chilenischen Rüstung:

„The Chilian specimen [...] consists of a long coat of several thicknesses of bull's hide stitched together with strips of the same material. For adornment, it is painted red with a yellow band running up the front. On either side there are slits running up above the knees of the wearer to facilitate riding and walking. Even so, the garment must always have been exceedingly awkward and cumbersome to wear, while the legs would remain without protection when ahorse.“ (Lothrop 1931:37)

Zum Schutz des Kopfes trugen die Indianer einen Lederhelm.

„The hollow for the head may have been made by shrinking the hide when wet over a water-worn boulder. The brim is broad and very stiff. In type they correspond exactly to the helmets of those (seal) hides, after the fashion of the large bonnets seen by Pedro de Valdivia among the Mapuche of Chile in 1550. (Lothrop 1931:37f.)

Kampfmethoden

Sie kämpften zu Fuß, indem sie ihren Frauen die Bewachung ihrer Pferde überließen. Dabei trugen sie Panzerhemden aus zehn oder zwölf Hirschfellen mit geschlossenen Ärmeln, die kein Säbel oder Dolch durchdringen konnte. Auf dem Kopf trugen sie einen Hut und mit einer Scheibe aus Stier- oder Pferdehaut schützten sie ihre Beine, denn es wäre ein Leichtes gewesen, ihre Stiefel durchzuschneiden. Sie zeigten sich im Kampf sehr standhaft und beharrlich und beendeten ihn erst, wenn sie siegten oder tot waren. Sie verwendeten ihre Bolas im Kampfe und gewöhnlicherweise waren die Besiegten auch tot, sodass die spanische Bevölkerung in diesen Gebieten des Landesinneren kaum zunehmen konnte. (Viedma 1836/1770:80)

Muñiz unterschied zwischen Kämpfen, die die Indianer untereinander durchführten und solchen, die sie gegen die Weißen ausführten. Beim Kampf untereinander – immer zu Fuß – trugen sie eine Art Poncho aus mehrfach verstärktem Leder und einen gleichartigen Hut. Ihre Offensivwaffen waren die Bolas, deren Aufklatschen auf diese Panzerhemden ein Geräusch ergaben, das man eine halbe Meile weit vernahm. Die Frauen nahmen an diesen Kämpfen mit Knüppeln teil. Gegen andere Nationen kämpften sie aber immer zu Pferd mit Lanzen und der Bola perdida. (Muñiz 1826/1917:212f.) Die in diesem Fall verwendete Angriffsmethode klingt in Hernandez¹ Worten wie folgt:

Im Morgengrauen schlichen sie sich fast unhörbar an, um im geeigneten Augenblick mit einem leisen Pfiff das Zeichen für den Angriff zu geben. Sofort feuerten sie ihre Pferde zu höchster Geschwindigkeit an, stürzten sie mit lautem Getöse und Kriegsgeschrei ohne sich weiter zu formieren auf ihre Opfer. Das Ergattern der Beute erfolgte in äußerster Schnelligkeit, ihre Anverwandten oder Freunde verteidigten sie nicht, wenn diese verwundet oder tödlich getroffen wurden, keiner kümmerte sich um den anderen, ihr Ziel als Herren des Landes war es, die Invasoren zu schädigen und auszurauben. (Hernandez 1770/1836:58)¹

Darwin und Rosas

1833 besuchte Charles Darwin die Siedlung El Carmen de Patagones, 18 Meilen stromaufwärts von der Mündung des Rio Negro gelegen, und stellte mit Erstaunen fest, dass die kleine Kolonie, erst 50 Jahre zuvor gebildet, noch immer als „der südlichste Punkt an der Ostküste von Amerika (41° südlicher Breite), der von zivilisierten Menschen bewohnt ist“, gelten konnte. (Darwin 1833/1909:38) Die Siedlung San Julian existierte nicht mehr. In El Carmen belief sich die Bevölkerungszahl auf einige hundert. Ein Bewohner erzählte Darwin von einem Überfall der Araukaner vor einigen Jahren auf die unter Pincheira verwaltete Siedlung, von dem die Bewohner aber rechtzeitig erfahren hatten, sodass sie sich und ihre Tiere gut verbarrikadierten. Die aufgestellten Pfosten verbanden sie nicht mit Lederriemen, die die Indianer mit Leichtigkeit durchgeschnitten hätten, sondern mit Nägeln. „Dies rettete den Christen das Leben. viele von den verwundeten

¹ zu Hernandez siehe S. 86

Indianern wurden von ihren Gefährten fortgetragen, und als endlich einer der Unterhäuptlinge verwundet wurde, ertönte das Hornsignal zum Rückzug.“ Ein Glück für die Bewohner, denn sie hatten ihre Munition beinahe leer geschossen. Bei einem zweiten Angriff ließ ein kaltblütiger Franzose, der die Kanone bediente, die Feinde ganz nahe an sich herankommen, um sozusagen mit einem Schlag 39 Männer niederzustrecken. Selbstverständlich flüchtete die restliche Schar. (Darwin 1833/1909:38f.)

Aus der ungenauen Zeitangabe geht nicht hervor, ob der Ausgang des gleichen von D'Orbigny so anschaulich dargestellten Überfalls, aus dem Mund des argentinischen Erzählers in selbstprahlerischer Größe einfach ins Gegenteil verkehrt wurde, ob der Erzähler von einem Corral kam, wo die Sache zum Glück glimpflich verlief oder ob es sich um einen anderen, kleineren Überfall handelte. Immerhin erinnerte der Mann sich, wie die Indianer auf einem Hügel von ihren Pferden abstiegen, ihre Fellmäntel ablegten und nackt zum Angriff übergingen. Ihre einzige Waffe bestand in einem sehr langen mit Straußenfedern geschmückten und einer scharfen Lanzenspitze versehenen Bambusstab, den sie drohend schwangen, als sie sich näherten. Darwins Berichterstatter erschauerte vor Entsetzen bei der Rückschau auf diese Szene. In der Nähe von Carmen lebte eine Gruppe von Indianern, ziemlich sicher Tehuelche, wahrscheinlich Gününa Küne, die nach Darwin den „Verlust an Wildheit“ durch „vollständige Immoralität“ ersetzen. Ich erteile Darwin das Wort.

„Viele Vollblut-Indianer leben hier; der Stamm des Kaziken Lucanee [Lucaney bei D'Orbigny] erbaut seine Toldos immer dicht an den äußeren Gebäuden der Stadt. Die Lokalregierung versorgt sie zum Teil mit Unterhalt, indem sie ihnen die alten ausgedienten Pferde gibt; daneben verdienen sie ein wenig durch die Anfertigung von Pferdendecken und anderen Reitzeugen. Diese Indianer werden als zivilisiert betrachtet; was aber ihr Charakter durch einen Verlust an Wildheit gewonnen haben mag, wird durch ihre vollständige Immoralität fast wieder aufgewogen. Einige der jüngeren Leute sind indessen auf besserem Wege; sie sind bereit, zu arbeiten, und vor kurzer Zeit schloss sich eine Anzahl von ihnen einer Gesellschaft von Robbenjägern an und betrug sich ganz gut. Sie genossen nun die Früchte ihrer Arbeit, indem sie sehr bunte, saubere Kleider trugen und sehr faul waren. Der Geschmack, der sich in ihrem Anzug verriet, war bewunderungswürdig; wenn man einen dieser jungen Indianer in eine Bronzestatue hätte verwandeln können, so würde seine Drapierung ganz stilvoll gewesen sein.“ (Darwin 1833/1909:39)

Zu der Zeit, als Darwin in Patagonien verweilte, hörte er von den Feldzügen General Rosas' gegen die Indianer und war daran so interessiert, dass er den General in

seinem Lager aufsuchte, das zum Glück nicht allzu weit weg von Carmen war. Es befand sich dicht am Fluss Colorado nahe dem neu gegründeten von Buenos Aires „in gerader Linie nahezu 500 englische Meilen“ entfernten Ort Bahia Blanca. Vom General selbst war Darwin beeindruckt., obwohl er Schilderungen über seine Grausamkeit erfuhr. (Darwin 1833/1909:44f.) Rosas, ein verwegener Draufgänger, der nur sich und seinen Erfolg im Auge hatte, brachte es zum ersten Diktator Argentiniens, wurde aber 1852 gestürzt. Mehrere Malones waren die Ursache für die neueste Militäraktion. General Rosas zog von Buenos in gerader Linie durch die unerforschten Ebenen, „säuberte“ das Land hierdurch ziemlich sorgfältig von den Indianern, verteilte aber zur Sicherheit in großen Abständen kleine Abteilungen von Soldaten mit Pferden, um mit deren Hilfe die Verbindung mit der Hauptstadt aufrecht erhalten zu können. Um sich von diesem General ein Bild zu machen, beschloss Darwin auf dem Landweg nach Bahia Blanca zu reisen, wo er wieder das Schiff „Beagle“ besteigen konnte. Er stieß beim Colorado auf das Lager von Rosas‘ Armee, die ihm sehr verwegen vorkam.

„Es bildete ein Viereck, das aus Wagen, dem Geschützpark, Strohhütten usw. bestand. Die Soldaten waren fast alle Kavalleristen, und ich glaube, dass eine solche Armee, aus Schurken und Banditen bestehend, keine Vorgängerin gehabt hat. Die Mehrzahl der Leute bestand aus einer Mischrasse zwischen Negern, Indianern und Spaniern. Ich kenne die Ursache nicht, aber Menschen solcher Abstammung haben selten einen vertrauenerweckenden Gesichtsausdruck.“ (Darwin 1833/1909:43)

Zwei Tage hielt sich Darwin in dem Lager auf und beobachtete das Treiben. Der Anblick der verbündeten Indianer, es gab unter ihnen welche, deren Ähnlichkeit mit den Patagoniern im Süden frappierend war, schien ihm zu gefallen. Noch mehr sagten ihm die Indianerinnen zu.

„Meine hauptsächlichste Unterhaltung bestand darin, die Indianerfamilien zu beobachten, wie sie hereinkamen, um in dem Rancho, unserer Wohnung, kleine Gegenstände einzuhandeln. Man nahm an, dass General Rosas ungefähr 600 Indianer zu Verbündeten habe. Die Männer waren eine große, schöne Rasse; doch war es später leicht, bei dem Feuerländer dieselbe Gesichtsbildung wiederzuerkennen, nur durch Kälte, Nahrungsmangel und geringere Zivilisation häßlich geworden.[...] Unter den jungen Frauen oder Chinas gibt es manche, die geradezu schön genannt zu werden verdienen. Ihr Haar war grob, aber glänzend schwarz und hing in zwei langen Zöpfen bis zur Taille herab. Sie hatten lebhaftere Farben und feurigglänzende Augen; Beine, Füße und Arme waren klein und von anmutigen Formen. Ihre Knöchel und bisweilen auch die Taille waren mit breiten Schnüren blauer Perlen geschmückt. Nichts konnte anziehender sein als einige Familiengruppen. (Darwin 1833/1909:43)

Darwin wurde Rosas' Gast und war sehr angetan von ihm. Dieser Mann entstammte dem Kleinadel von Buenos Aires, wo er 1793 geboren wurde. Die Sommermonate verbrachte er als Bub auf der Estancia am Saladillo, wo er sich vom Leben der Gauchos derart beeindruckt ließ, dass er der Beste unter ihnen sein wollte. Er bildete dabei zwei Eigenschaften heraus, die ihm später als Politiker zum Erfolg verhelfen: List und Gewalt. (Hahn 1943:177f.) Dass er eher klein gewachsen war, machte er durch sein sicheres, energisches Auftreten wett; vor allem wusste er genau, wie er die „einfachen Leute“ für sich einnehmen konnte: Gauchos, Indianer und Schwarze brachte er auf seine Seite. (Moreno 1972:89) Darwin bestätigte, dass sich Rosas durch seine Kunstfertigkeit im Reiten und durch die „Angleichung in Kleidung und Lebensweise an die der Gauchos“ eine „fast unbegrenzte Popularität und infolgedessen auch eine despotische Gewalt“ errang. (Darwin 1833/1909:44)

Beim Maiaufstand im Jahr 1810 tat sich Rosas hervor, 1826 übernahm er die Präsidentschaft in Buenos Aires, das er zur Bundeshauptstadt machte. Damit verärgerte er die Hacienderos in der Provinz Buenos Aires und das führte zu seinem vorübergehenden Sturz. Sein Einsatz im Feldzug gegen die Indianer sollte ihm wieder Popularität verschaffen, ihm die Macht zurückbringen. Dass ihm das gelang, ist bekannt. Bei diesem Unterfangen lernte Darwin Rosas kennen.

Als Darwin in Bahia Blanca auf sein Schiff, den „Beagle“ wartete, schwirrten Gerüchte von Krieg und Siegen zwischen den Truppen des Generals Rosas und den Indianern umher. Doch als die gesamte Mannschaft eines kleinen Postens ermordet aufgefunden wurde, trafen am nächsten Tag

„300 Mann unter dem Kommando des Hauptmanns Miranda von Colorado ein. Ein großer Teil dieser Leute waren Indianer („Mansos“ oder Zahme), die zu dem Stamm des Kapitän Bernantio gehörten. Sie verbrachten hier die Nacht, und man konnte sich unmöglich etwas Wilderes und Roheres vorstellen als die Szene ihres Nachtlagers. Einige tranken, bis sie berauscht waren, andere verschlangen das Blut der zu ihrem Abendessen geschlachteten Rinder, warfen dann in ihrer Trunkenheit alles wieder aus und beschmutzten sich über und über mit Schmutz und Blut.[...] Am Morgen brachen sie nach dem Schauplatz des Mordes auf mit dem Befehl, den „Rastro“, die Spur, zu verfolgen, und wenn sie bis nach Chile führte. Wir hörten später, daß die wilden Indianer in die weiten Pampas entkommen seien, und daß die Spur aus irgend einem Grunde verloren worden sei. Ein Blick auf den „Rastro“ erzählt diesen Leuten eine ganze Geschichte. Angenommen, sie untersuchen die Spur von 1000 Pferden, so werden sie bald die Zahl der Reittiere erraten, wenn sie sehen, wie viele galoppiert haben; an der Tiefe der anderen Spuren erkennen sie, ob

Pferde mit Lasten beladen waren; an der Unregelmäßigkeit der Fußstapfen, wie weit sie ermüdet waren; an der Art, wie die Nahrung zubereitet worden ist, ob die Verfolgten in Eile waren; am allgemeinen Aussehen, wie lange es her ist, daß sie vorbeigezogen sind. Sie halten einen Rastro von 10 oder 14 Tagen für frisch genug, um ihn aufzunehmen. Wir hörten auch, daß Miranda vom Westende der Sierra Ventana in direkter Richtung nach der Insel Cholechel marschiert sei, die 70 Stunden am Rio Negro aufwärts liegt. Dies ist eine Entfernung von 200-300 Meilen durch eine vollständig unbekannte Gegend. Welche andere Truppen in der Welt sind so unabhängig? Mit der Sonne als Führer, Stutenfleisch zur Nahrung, ihren Satteldecken als Betten können diese Leute, solange nur ein wenig Wasser vorhanden ist, bis zum Ende der Welt aushalten.“ (Darwin 1833/1909:61)

Darwin empfand für die Indianer also teils Bewunderung, teils ekelerregenden Abscheu. Die Art der Kriegführung ließ in ihm aber nur Entsetzen und Beklommenheit aufkommen. Verständlich, wenn man seine Wiedergabe eines Kampfes liest, die ihm ein Spanier, der schon an mehreren Feldzügen gegen die Indianer beteiligt war, erzählt hatte.

„Einige Indianer, die gefangen genommen worden waren, hatten von einem im Norden vom Kolorado lebenden Stamm berichtet. 200 Soldaten wurden ausgesandt; sie entdeckten die Indianer durch die von ihren Pferden aufgeworfene Staubwolke, wie sie zufällig weiter wanderten. Das Land war gebirgig und wild, und es muß weit im Innern gewesen sein, denn man sah die Kordilleren. Die Indianer, Männer, Frauen und Kinder, waren ungefähr 110 Personen stark, die fast alle gefangen oder getötet wurden; denn die Soldaten geben keinen Pardon. Die Indianer sind jetzt in solchem Schrecken, daß sie keinen gemeinsamen Widerstand leisten, sondern jeder flieht und sogar Weib und Kind im Stich läßt; werden sie aber überholt, so kämpfen sie wie Tiere gegen jede Überzahl bis zum letzten Augenblick. Ein sterbender Indianer ergriff mit seinen Zähnen den Daumen seines Gegner und ließ sich lieber das Auge ausreißen, als daß er seinen Biß losgelassen hätte. ein anderer, der verwundet worden war, stellte sich tot, hielt aber ein Messer bereit, um noch einen tödlichen Stich damit zu versetzen. Mein Gewährsmann erzählte, daß ein Indianer, den er verfolgte, um Gnade rief, aber heimlich zugleich die Bolas von seiner Taille löste, um sie um seinen Kopf zu schwingen und seinen Verfolger niederzustrecken. ‚Ich streckte ihn aber mit dem Säbel nieder, stieg dann vom Pferde und schnitt ihm mit dem Messer die Kehle durch.‘ Das ist ein dunkles Bild; wieviel entsetzlicher aber ist die unbestreitbare Tatsache, daß alle Frauen, die über 20 Jahre alt zu sein scheinen, kaltblütig abgeschlachtet werden! Als ich ausrief, dies sei doch ganz unmenschlich gehandelt, antwortete er: ‚Warum? was ist da zu machen? sie vermehren sich ja sonst!‘

Jedermann ist hier vollständig überzeugt, daß dies der allergerechteste Krieg ist, da er gegen Barbaren geführt wird. Wer würde glauben, daß in unserem Zeitalter solche Scheußlichkeiten in einem christlichen zivilisierten Lande begangen werden? Die Kinder der Indianer werden verschont, um als Diener oder vielmehr Sklaven verkauft oder fortgegeben zu werden, und die Besitzer geben sich alle Mühe, sie in dem Glauben zu erhalten, daß sie Sklaven sind. Ich glaube aber, daß sie sich in ihrer Behandlung über wenig zu beklagen haben.“ (Darwin 1833/1909:61f.)

Einige Tage später sah Darwin selbst wie „eine andere Abteilung jener banditenähnlichen Soldaten“ vier indianische Boten verfolgte, die ein Kazike verraten hatte, einen tötete, die anderen drei lebend fing.

„Die drei Überlebenden besaßen natürlich sehr wertvolle Informationen, und um diese aus ihnen herauszubringen, stellte man sie in eine Linie. Als man die beiden ersten fragte, antworteten sie: ‚No sé‘ (ich weiß nicht) und wurden nacheinander erschossen. Auch der dritte sagte: ‚No sé‘ und setzte hinzu: ‚Gebt Feuer, ich bin ein Mann und kann sterben.‘ Nicht eine Silbe wollten sie verraten, durch die sie die gemeinsame Sache ihres Vaterlandes hätten schädigen können.“ (Darwin 1833/1909:62)

Der Kazike verhielt sich nicht so edel. Er verriet den Kriegsplan und den Versammlungspunkt in den Anden. Daraus ging hervor, dass die Indianer von der Cordillere bis zum Atlantik miteinander in Verbindung waren. Die Größe des Gebietes, „über welches die Indianer schweifen“, beeindruckte Darwin, aber er glaubte nicht, dass es 50 Jahre später noch einen Indianer nördlich des Rio Negro geben werde. „Der Krieg ist zu blutig, um lange zu dauern; denn die Christen töten jeden Indianer und die Indianer jeden Christen. Es ist traurig, zu verfolgen, wie die Indianer vor den spanischen Eindringlingen zurückgewichen sind.“ (Darwin 1833/1909:63) Gleichzeitig bedauerte er aber auch das barbarische Wesen der Indianer, die anstatt in großen Dörfern zu wohnen und sich von dort aus der Jagd und dem Fischfang zu widmen, ohne feste Beschäftigung heimatlos über die weiten Ebenen schweiften. Weiters legte Darwin den gut durchdachten, aber grausamen Plan Rosas‘ dar, indem der General sich in allen Richtungen hin absicherte, er plante die Unbillen des Wetters ein, er verbündete sich durch einen Vertrag mit den Tehuelchen, in dem er forderte, dass sie gegen Entlohnung keine Indianer nach dem Süden entweichen ließen und harte Strafen androhte, wenn sie sich nicht an die Abmachung hielten. Gleichzeitig stellte er seine indianischen Verbündeten an vorderste Front, denn man konnte nie wissen, wann der indianische Freund zum Feind wurde. Der Plan sah vor,

„alle zerstreuten Indianer zu töten, und die übrigen, nachdem er sie auf einen Punkt zusammengetrieben hat, im Laufe des Sommers mit Hilfe der Chilenen in Masse anzugreifen. Dies soll drei Jahre hintereinander geschehen. Ich glaube, daß der Sommer deshalb als Zeit des Hauptangriffs gewählt worden ist, weil die Ebenen dann kein Wasser haben und die Indianer bei ihren Wanderungen gezwungen sind, bestimmte Richtungen einzuhalten. Das Entkommen der Indianer nach dem Süden vom Rio Negro, wo sie in dem ungeheuer großen und unbekanntem Lande in Sicherheit sein würden, ist durch einen Vertrag mit den Tehuelches vereitelt, der

dahin lautet, daß Rosas ihnen für jeden südlich vom Fluß betroffenen Indianer so und soviel zahlt, daß sie aber selbst vernichtet werden, wenn sie der Bedingung nicht nachkommen. Der Krieg wird hauptsächlich gegen die Indianer in der Nähe der Kordilleren geführt; denn von den Stämmen auf der östlichen Seite kämpfen viele unter General Rosas. Da der General aber wie Lord Chesterfield daran denkt, daß seine Freunde einst zu Feinden werden können, stellt er sie immer in die vordersten Reihen, so daß ihre Zahlen beständig gelichtet werden.“ (Darwin 1833/1909:62f.)

General Rosas Plan ging nicht auf, sein Vernichtungskrieg schlug fehl, obwohl das argentinische Heer in drei Abteilungen bis in die Pampa vordrang. Die südliche Abteilung erreichte die für die Indianer wichtige Insel Choelechoel am Rio Negro, deren Bewohner mitsamt ihrer Habe flussaufwärts in die Kordillertäler flohen. Der Nordflügel kam bis Urre lauquen, wo durch die wegen der außerordentlich harten Bedingungen meuternden und desertierenden Truppen der Rückzug erforderlich wurde. Die mittlere Abteilung fiel zwar in die zentrale Pampa ein, wurde aber dort von Llanquitrue und dreitausend Lanzenreitern der Ranqueles bekämpft und zum Rückzug gezwungen. (Liedtke 1984:186)

Maria und der Alkohol

Während im Norden Argentiniens Bürgerkriege und blutige Auseinandersetzungen zwischen der Urbevölkerung und den Spaniern an der Tagesordnung waren, lag das Land im Süden noch völlig unberührt da. Nur an der Küste der Magellanstraße gab es hin und wieder regen Tauschverkehr, so etwa im Jahr 1820, als Admiral Cordova bei seiner Reise nach der Magellanstraße in derselben eine Gruppe von Tehuelchen bei der Gregory Bucht antraf. Es kam zu beiderseitiger Zufriedenheit zum Austausch einiger Kleinigkeiten. In seinem Bericht, die „Reise nach der Magellanstraße“ schrieb er, dass die Seeleute, als sie bei der Einfahrt in die Straße, beim Kap Virgenes vor Anker gingen, am Ufer eine Menge Feuer sahen. Als sie darauf zuruderten, wurden sie von mehreren Einwohnern, sämtliche zu Pferde, erwartet. (Cordova 1820:17) Bemerkenswert ist, dass 40 Jahre zuvor nur die Kaziken Pferde besaßen. Nachdem Cordova die Gruppe mit einigen Kleinigkeiten beschenkt hatte, kamen zwei Männer vertrauensvoll auf sein Schiff. Einer der beiden, er nannte sich Francisco Xavier, sprach etwas spanisch und erwähnte die Namen von Antonio de Viedma und Bernardo Tafor. Unter seinem Überwurf aus Guanakohäuten nach Tehuelchenart trug er nach Creolenart ein Tuch aus der Provinz la Plata, ein deutlicher Hinweis auf

Handelsbeziehungen bis nach Buenos Aires. Francisco Xavier war nicht auffallend groß, während sein Begleiter die beachtliche Größe von 6 Fuß, 11 ½ Zoll spanischen Maßes (1,95m) aufwies.

Auf der Klinge von Franciscos Säbel war eingraviert: für König Carl III., beide Männer hatten außerdem Lanzen und Bogen bei sich. Bogen waren zu dieser Zeit schon größtenteils zugunsten der Bolas aufgegeben. Sieben Tage verweilten die Seeleute an dem Platz, wo sich ein reger Austausch von Tabak und Kleinigkeiten gegen Fleisch ergab. Den Genuss von Branntwein lehnten die Indianer jedoch ab. (Cordova 1820:18)

Auf die gleiche Gruppe, bei der eine Indianerin namens Maria besonders auffiel, stieß King Philipp Parker im Dezember 1826 in der Bucht Gregorio bei seiner ersten von vier Forschungsreisen nach Patagonien. Maria sprach zwar nur gebrochenes Spanisch, war aber gut zu verstehen. Im Mai 1827 kam es am selben Platz zu einer zweiten Begegnung, die Seeleute wurden von den Indianern, die an den häufigen Kontakt mit Seeleuten und an den Tausch ihrer Guanakofelle, und Mäntel und des Fleisches gegen Perlen, Messer, Messingverzierungen und andere Dinge gewöhnt waren, schon erwartet. Auffallend war ihre früher nicht vorhandene Gier nach Zucker, Mehl und vor allem nach Branntwein. Bei dieser zweiten Begegnung ließen sie sich auch nicht lange aufs Schiff bitten, auf dem sie sich wie zu Hause benahmen. Beim Branntwein langten sie tüchtig zu, besonders Maria. Die Nacht schlief sie völlig betäubt an Deck und kein Geräusch der Welt konnte sie aufwecken. Am Morgen danach langte sie bei Tee und Brot herzlich zu und an Land wurde das Tauschgeschäft munter fortgeführt. (King 1939/1827:185)

King stellte fest, dass diese Gruppe, die keine Scheu vor Fremden und eine auffallende Vorliebe für scharfe Getränke zeigte, durch häufigen Kontakt mit Seeleuten ziemlich gezeichnet war.

„These people have had considerable communication with the sealers who frequent this neighbourhood, bartering their guanaco skins and meat, their mantles, and furs, for beads, knives, brass ornaments, and other articles; but they are equally anxious to get sugar, flour, and, more than all, ‚aqua ardiente‘, or spirits. Upon the arrival of a boat from any vessel, Maria, with as many as she can persuade the boat’s crew to take, goes on board, and, of permitted, passes the night.[...] Maria slept with her head on the windlass; and was so intoxicated, that the noise and concussion

produced by veering eighty fathoms of cable round it did not awake her.“ (King 1939/1827:88f.)

Das Vertrauen der Indianer zu King und seiner Mannschaft war so groß, dass drei mit den Schiffen bis zum in der Magellanstraße zwischen Kap Gregory und Puntas Arenas liegenden Kap Negro mitfuhren, wo sie die Seeleute mit Bündeln von Straußenfedern beschenkten, während fremde Matrosen, die gerade landeten, leer ausgingen. (King 1939:95f.)

Als King im Jänner 1828 ein drittes Mal auf die Gruppe stieß, wollte er ihnen zunächst keinen Alkohol geben. Maria verlangte aber eindringlich danach. „Muy bueno es borracho, mucho mi gusta, mucho mi gusta de beber, muy bueno es agua ardiente. – Da me no mas?“ Was blieb ihm übrig. (King 1939:104)

Stolz präsentierte Maria einen sorgfältig in Segeltücher eingehüllten Brief, den sie von dem Kapitän eines anderen Seglers, Mr. Low, erhalten hatte und der jeden Durchreisenden über die freundliche Art der eingeborenen Patagonier informierte: „and impressing him with the necessity of treating them well, and not deceiving them; for they had good memories, and would seriously resent it.“ King war überzeugt, dass diese Gruppe die Vorteile und Bequemlichkeiten des Tauschhandels wohl zu schätzen wusste und gegebenenfalls ihre Ressentiments zurückstecken würde. (King 1828/1939:114f.)

Bei seiner Rückkehr an Bord drängte Maria ihre Begleitung förmlich auf. Sie packte alle ihre leeren Taschen, alten Mäntel und Felle und nahm ihren Gatten, Schwager, dessen Frau und Tochter mit. Für Mehl und Fleisch interessierten sich die ungeladenen „Gäste“ weniger, ihr Interesse galt eher dem Branntwein, den sie sofort in leere Flaschen umfüllten, die sie an die Küste mitnehmen wollten „for the evening,‘ when, as Maria said, they would be ‚very drunk‘.“ Als sie sich mit allem möglichen zu ihrer Zufriedenheit versorgt hatten, einiges davon eigneten sie sich unerlaubt an, waren sie bereit an Land zurückzukehren. Nur Maria musste noch dazu überredet werden, was aber mittels Beigabe zweier (gewasserter) Schnapsflaschen gelang. Die Seeleute brachten die Patagonier bei Ebbe an Land und konnten, als sie für die Rückkehr auf die Flut warteten, Zeugen einer Trunkenheitsszene bei Marias Toldo werden. Am nächsten Tag waren alle wieder nüchtern und beschenkten die Seeleute mit frisch gejagtem Guanakofleisch. (King 1828/1939:115f.)

King war mit zwei Schiffen unterwegs. Im zweiten, von Kapitän Stokes gelenkten Schiff „Beagle“ befand sich der Matrose John Mac Douall, der in seiner Schilderung zwar Kings Worte bestätigt, aber nicht sein scharf beobachtendes Auge teilt. Mac Douall erkannte zwar auch die Freundlichkeit der Patagonier, traute ihnen aber doch nicht so recht. Er tauschte eifrig Felle, Bolas u.a. gegen Tabak, Knöpfe u.ä., aber als er der Gastfreundschaft Genüge tun und von ihrem Fleisch essen musste, übergab er sich und floh die freundliche Runde bei der ersten sich bietenden Gelegenheit. Er zitierte Bassanios Gedicht:

„I will buy with you,
Sell with you, talk with you, walk with you,
And so following; but I will not eat with you,
Drink with you, nor pray with you.“
(Mac Douall 1833:173)

In den Jahren 1831 – 1836 war Robert Fitz-Roy als Kapitän mit den Schiffen Adventure und Beagle unterwegs. An Bord befand sich der bald sehr berühmte Naturforscher Charles Darwin, der während dieser Zeit die Eindrücke gewann, die ihn für sein Buch über die „Entstehung der Affen“ inspirierten. Auf die Tehuelchengruppe mit Maria traf die Mannschaft der Beagle öfter, im November 1831 in der Bucht Gregorio in der Magellanstraße, im September 1832 in El Carmen beim Rio Negro, im März 1833 und Ende Mai 1834 wieder in der Magellanstraße (Fitz-Roy 1839:145). Darwin sah die Gruppe Ende Mai 1834 in der Gregorio Bucht und hielt in seinen Aufzeichnungen fest: „Dieser Stamm ist so vielfach mit Robben- und Walfischfängern in Berührung gewesen, dass die Mehrzahl der Leute etwas Englisch und Spanisch spricht. Sie sind halbzivilisiert und entsprechend demoralisiert.“ (Darwin 1833/1909:141)

Felle und Straußenfedern wurden vorwiegend gegen Tabak getauscht, Feuerwaffen verschmätzt. Diese Indianer, besonders die „alte Maria“, pflegten gerne Umgang mit Europäern. „Sie verbringen den größten Teil des Jahres hier; im Sommer aber jagen sie am Fuße der Kordilleren. Manchmal wandern sie sogar bis zum Rio Negro, 750 Meilen nach Norden.“ (Darwin 1833/1909:141)

Fitz-Roy, der Kapitän der Beagle, mit der Darwin reiste, schrieb, dass die Patagonier den Weißen zwar immer freundlich entgegentraten, aber allemal ihren Tribut an Tabak, Brot, Musketen, Pulver und an anderen Dingen, die ihnen in die Augen stachen, verlangten. Als 1834 ein Handelsschiff in Gregory Bay anlegte und der Steuermann die gewünschten Artikel nicht hergeben wollte, nahmen die Patagonier ihn kurzerhand gefangen, bis sie mit entsprechend viel Tabak und Brot zufriedengestellt wurden. Es gab einen beträchtlichen Austausch von Messern, Schwertern, Musketen, Munition, Tabak, Brot und Alkohol von den Seeleuten einerseits und bemalten Mänteln, Fellen und frischem Guanakofleisch von den südlichen Patagoniern andererseits. (Fitzroy 1834:168)

Einige entlaufene Weiße lebten zu Fitzroys Zeiten schon einige Monate, ja sogar Jahre unter den Indianern und hatten sich an deren Lebensweise vollkommen angepasst. Namentlich erwähnte Fitz-Roy einen Chilenen namens San Leon, der mit der Frau eines, nach den Vorstellungen der Indianer, vermögenden Einheimischen verheiratet war. Der Mann wurde von den Indianern als guter Reiter und ausgezeichneter Jäger geschätzt. Fitzroy nahm an, dass diese patagonische Gruppe nichts gegen eine Siedlung von Weißen einzuwenden hätte. Als Beweis führte er ein Gespräch zwischen seinem Steuermann Mr. Low und der alten Maria an, die mit ihm zu den Falkland Inseln gereist war. „Mr. Low told her that he intended to build a house at Gregory Bay, and carry white people with him to live there, at which she and her party [...] seemed to be much pleased.“ (Fitzroy 1834:169)

„Hope deferred not lost“

Der Ruf der freundlichen Patagonier in der Magellanstraße und ihrer „Königin Maria“ verbreitete sich nicht nur unter den Seeleuten und brachte die protestantischen Missionare Arms und Coan auf die Idee, mit diesen Indianern in Verbindung zu treten. Am 15. November 1833 betraten sie das Land bei Gregory Bay. Sie trafen bald auf vier junge berittene Indianer in Begleitung von mehr als 20 Hunden (Coan 1833/1880:44). Die vier, einer von ihnen konnte etwas spanisch und englisch sprechen, nahmen die beiden Patres mit zu ihren Leuten, wo ihre Sachen einer genauen Prüfung unterzogen wurden. Zum Glück hatten sie keine Gewehre bei sich, das hätte für Misstrauen gesorgt, aber ihr Tabak erweckte die Habgier der Indianer

(Coan 1833/1880:51). Coan lieferte eine anschauliche Beschreibung dieses ersten, etwas eigenartigen Kontaktes.

„The first detachment came up like a whirlwind, their long, coarse black hair streaming and their rough skin mantles flapping in the wind, while all were shouting in savage glee. The ground shook under the rush of their horses and the atmosphere was clouded with dust. They surrounded us; they yelled and grinned; they were as noisy as a flock of loons, and as active as a swarm of bees. They talked with our guide; they tried to talk with us; they examined and counted our garments; they opened our vests, felt in our pockets, pulled up our trousers and thrust their hands into our boots. This was rough courtesy and a savage reception.

Probably all this examination was to ascertain whether we had arms or tobacco. The former would have excited suspicion; the latter aroused their cupidity. (Coan 1833/1880:50f.)

Am nächsten Tag wurden die beiden Männer wieder zu ihrem Schiff gebracht, wo sie Arrangements für ihr Vorhaben trafen. Sie wollten einige Zeit bei den Patagoniern verbringen und die Möglichkeiten zur Missionierung dieser Ungläubigen erkunden. Die Indianer berieten kurz und erklärten sich mittels Zeichen bereit, die beiden Männer Coan und Arms mit Pferden und Essen zu versorgen, ihr Gepäck zu tragen und sich um sie zu kümmern. Sie wollten noch wissen, „wie viele Monde“ die Weißen bei ihnen zu bleiben gedächten und ob ihr Schiff sie wieder abholen würde. Auf beide Fragen antworteten die Herren unpräzise, da sie sich darüber selbst nicht im klaren waren.

Coan erkundigte sich nach der „Queen Maria“, er wollte diese Frau, die er für eine bemerkenswerte Autoritätsperson hielt, gerne persönlich kennenlernen. Sie hielt sich jedoch in ihren Winterquartieren weit entfernt im Norden auf, würde aber ungefähr in „einem Mond“ in ihre südlicheren Gebiete kommen. So begannen Coans „Adventures in Patagonia“. (Coan 1833/1880:54f.) Die Verständigung zwischen Menschen aus zwei so verschiedenen Welten war anfangs nur schwer durchführbar. Coan litt ein wenig:

„We remained in our little tabernacle during the day; it was crowded from morning till night with the savages, all curious to examine our luggage, and even the garments on our persons. They labored hard to talk with us, and we with them; but we all found it impossible to make ourselves understood except to a very small degree.“ (Coan 1833/1880:57)

Nachdem alles Nötige abgeklärt war, schlugen die Pater in Küstennähe ihre Zelte auf, einem für die Indianer ungünstigen Landstrich, in dem sie kaum Nahrung

fanden. Sie erbettelten Essen von den Patres. (Coan 1833/1880:57), aber am nächsten Tag bestiegen einige trotz Kälte und Regen ihre Pferde, denn „Guanaco must done“ gab der junge Häuptling zu verstehen. (Coan 1833/1880:59) Und obwohl sie am Abend erfolglos, hungrig und nass von der Jagd zurückkehrten – ein Stinktier war ihre einzige Beute – harrten sie weiter an der Küste aus. Ihr Verlangen nach Tabak und harten Getränken trieb sie dazu, in der Nähe des Schiffes zu bleiben. Tags darauf besserte sich das Wetter, das Schiff, das bisher ankern musste, lief aus und die Indianer zogen mit den beiden Protestanten landeinwärts. Das Abbrechen der Zelte, das Beladen der Tiere, der Transport allen Hausrates war Arbeit der Frauen, während die Männer sich immer wieder in alle Richtungen zerstreuten und nach Guanacos Ausschau hielten. (Coan 1833/1880:65f.)

Dem Missionar fiel auf, dass die sehr großen Indianer eher kleine Pferde ritten, die trotz der erstaunlich großen Lasten, die sie zu tragen hatten, ziemlich schnell vorwärts kamen. Am Nachmittag erreichte die Gruppe ein indianisches Lager in einem engen Tal. Bald waren die Zelte in einem leichten Bogen aufgestellt, alle zum Schutz vor den Westwinden gegen Osten geöffnet. Nur das Zelt des Häuptlings, es war größer und besser ausgeführt als die übrigen, stand etwas abseits (Coan 1833/1880:70). Die Frauen halfen den beiden Gästen beim Aufstellen ihres Zeltes. Bald war alles fertig, die Ankömmlinge wurden von Erwachsenen und Kindern neugierig betrachtet. Der junge Häuptling versorgte die beiden Pater mit Essen. Sofern es davon genug gab, herrschte im Lager eitel Wonne und Sonnenschein, andernfalls war die Stimmung getrübt.

Noch fünf Tage später kamen immer wieder Indianer zu den beiden Missionaren, um den Inhalt ihrer Gepäckstücke zu mustern. Ruhe hatten die Geistlichen nur, wenn der junge Kazike Louis oder ein anderer, ebenfalls junger Mann, namens Lorice, bei ihnen war. Nach einer Woche verhielten sich alle schon etwas zivilisierter.

Am 23. Januar 1834 brachten die Indianer den beiden Männern einen jungen, kranken, ausgemergelten, erst zwanzigjährigen Weißen, der mit zwei anderen Matrosen von seinem Boot fortgelaufen war, aber von den Indianern, die die Seeleute aufgegriffen hatten, [es dürfte sich um Alakaluf handeln] grausam behandelt wurde. Den beiden anderen Männern gelang zwar die Flucht auf ein

vorbeikommendes Schiff, der junge Mann hatte aber durch seinen schlechten Gesundheitszustand nicht die nötige Kraft und blieb zurück. Nun behandelte ihn die Indianergruppe noch schlechter, sie ließ ihn so gut wie nie aus den Augen und er wäre beinahe zugrunde gegangen, als er von „Coans Gruppe“ gefunden wurde: „In this state some of our tribe found him, took him from the Yammerschooners (beggars), as this mongrel tribe is called by sailors, and brought him on horseback to us.“ (Coan 1833/1880/18345:204) Als der junge Matrose erwähnte, er hätte gehört, dass Kapitän Cliff bei Gregory Bay ankern wolle, hielt Mr. Arms sofort an der Küste Ausschau, kehrte aber enttäuscht zurück. Auch die beiden Missionare wären nur allzu gern wieder nach Hause zurückgekehrt. Am Nachmittag des nächsten Tages bemerkten sie, dass alle einigermaßen kräftigen Leute das Lager in Richtung Küste verlassen hatten. Auf ihre Nachfrage bekamen sie zur Antwort, dass die Indianer zur Jagd unterwegs wären, was sie aber nicht glauben konnten, weil die Jagdgründe im Norden lagen. Sie schöpften den Verdacht, dass die Indianer sie von der Ankunft eines Schiffes nicht informiert hatten, um ihr Wegfahren zu verhindern. Als Coan und Arms jedoch das Segel eines Bootes erblickten, setzten sie alles daran, zu diesem zu gelangen. Wiederholt ersuchten sie um ein Pferd, bekamen aber zur Antwort. „No hos you.“ Schließlich erbarmte sich ihrer eine alte, immer freundliche Frau und gab ihnen ein Pferd. Sie konnten mit dem Kapitän ihre Abreise für den nächsten Vormittag vereinbaren und ihre indianischen Gastgeber zur Hilfeleistung überreden. Der Abschied fiel Coan nicht schwer, denn die Stimmung war trüb und voller Argwohn: „the faces of some whom we have esteemed our most tried friends are changed, and we are not without apprehensions that trials await us before we can get out of the country.“ (Coan 1833/1880/1834:209) Der junge Matrose bat sie inniglich, ihn nicht zu vergessen, denn er sah darin seine letzte Chance, dieses schreckliche Land hinter sich lassen zu können. (Coan 1833/1880/1834:202-209)

Ich vermute, dass die Patagonier nicht so sehr an den beiden Missionaren interessiert waren, als vielmehr an einer angemessenen Entlohnung für ihre Verdienste und sie deshalb bis zur Ankunft des „richtigen Schiffes“ behalten wollten. Erfolg im Missionieren erzielten Coan und Arms, die sich in ihrem Zelt etwas abseits von der Gruppe hielten, auch nicht, sonst hätten sie wahrscheinlich nicht nach gut zwei Monaten aufgegeben.

Am 22. März 1842 landete der Missionar Alan Gardiner bei der Gregoribucht in der Magellanstraße im Hafen von Oazy. Dort lernte er „the principal chief, Wissale“, Anführer einiger hundert Individuen kennen, der soeben nach achtmonatiger Abwesenheit aus El Carmen am Rio Negro mit 120 neu erstandenen Pferden zurückgekehrt war. Gardiner führte mit ihm ein offenes Gespräch über den Zweck seiner Mission, das zur vollsten Zufriedenheit des Missionars verlief. Von der offenen und freundlichen Art des Empfanges beeindruckt und von der Durchführbarkeit seiner Absichten ernsthaft überzeugt, fasste er den Plan, sich hier mit seiner Familie anzusiedeln.

Erst nach drei Jahren im Februar 1845 kehrte er in der Begleitung von Robert Hunt, der Leiter der patagonischen Missionsstation werden sollte, an den Platz zurück. Drei kleine Hütten, eine für die Lagerhaltung, eine für die Küche und eine zum Schlafen waren bald aufgestellt, der Vorrat für einige Monate ebenso schnell verstaubt, als zwei Patagonier, die zu Wissales Leuten gehörten, eintrafen. Sie waren zu Fuß unterwegs und hatten Pfeil und Bogen bei sich. Gegen Nachmittag kam auch Wissale mit ein paar Leuten an, er war der einzige Berittene von allen. Die Indianer hatten Guanako- und Straußenfleisch mitgebracht, das in der Küche der beiden Geistlichen zubereitet wurde, die auch Zwieback zum Mahl beisteuerten. Als die beiden Herren Wissale einen Tag später wieder einluden, setzte er sich in einiger Entfernung mit ein paar Patagoniern nieder, eingehüllt in seinen Mantel, seine obere Lippe damit bedeckend. „A sure sign of anger among all natives whom I have met with, whether in Africa or America“ (Marsh 1857/1883:28, Despard 1845/1852:56)

Am nächsten Tag verlangte Wissale die Verpflegung seiner Kinder von den Missionaren. Als am selben Tag ein Schiff mit Richtung Liverpool vorbeikam, nützten die beiden Weißen die Gelegenheit, um in Gegenwart des Kapitäns mit Wissale erneut zu verhandeln. Er zeigte sich mit der Missionierung einverstanden, versprach, die beiden Männer zu beschützen und zu versorgen, aber kaum war das Schiff weg, wurden seine Forderungen nur noch heftiger. Wissale erwies sich als ein launenhafter, gieriger, zum Jähzorn neigender Mann. Sein Benehmen war so gehässig, dass die beiden Missionare um ihr Leben fürchteten. Sie versuchten Wissale zu erklären,

„that we were but two private individuals, sent out by those who were desirous of doing them good, that we had accordingly brought with us the Word of God, by the knowledge of which alone they could be happy here in this life, and for ever in that which is to come,...“ (Despard 1845/1852:70)

Wissales einziges Interesse galt hingegen dem „aquardiente“ und es dauerte nicht lang, da war das Ergebnis dieses Genusses nicht zu überhören. Zum Glück kam bald ein Schoner vorbei, mit dem die beiden sich bedroht fühlenden Männer Patagonien verlassen konnten. Die Hoffnungen, bei diesen Leuten ihren Glauben erfolgreich verbreiten zu können, hatten sie aufgegeben. Gardiner schrieb:

„My own observations have let me to conclude that a very great change had taken place in the character and condition of Wissale and the people about him. They are now a mere wreck of what they were in 1842. Instead of possessing 120 horses, they had now scarcely a dozen, and even those only fit to carry their tents from place to place at a foot's pace. The same men who formerly rode off at a gallop on their hunting expeditions are now compelled to proceed on foot, and employ bows and arrows, like the Fuegians. This tribe is now divided; the majority of the men and horses were with San Leon. Wissale is evidently jealous of him.“(Gardiner 1883:29)

Am 20. März verließen Gardiner und Hunt die Küste unverrichteter Dinge. Ihre Aufzeichnungen wurden 1852 von George Pakenham Despard in „Hope deferred not lost.“ herausgebracht.

Nach der Errichtung der Missionsstation auf der Insel Keppel in Feuerland unternahmen die Geistlichen jedes Jahr eine Reise zur patagonischen Küste, diese Ausflüge gaben aber wegen der „wandering habits of the Patagonian tribes“ (Marsh 1859/1883: 134) keinen Anlass zu großer Hoffnung, die Patagonier zum Christentum zu bekehren.

Theophilus Schmid, Missionar und Sprachwissenschaftler

Nur Theophilus Schmid wollte nichts unversucht lassen zur Bekehrung der Tehuelche und bemühte sich, ihre Sprache zu erlernen. Er besuchte im März 1859 die chilenische Ansiedlung „Sandy Point“ (englische Bezeichnung für Punta Arenas), um dort auf das Eintreffen der Indianer zu warten. Schmid wollte mit ihnen reisen, ihre Sprache erlernen und freundliche Beziehungen aufbauen. Am 23. April war es soweit. Der Protestant konnte sich einer Tehuelchen-Gruppe unter dem Kaziken

Ascaik anschließen, nachdem er vorher vertraglich geregelt hatte, dass die Indianer für ihn sorgen sollten und er ihnen als Gegenleistung bei erfolgreicher Rückkehr je ein Fass Brot und Zucker und je ein halbes Fass Zucker und Tabak geben sollte. (Schmid in Marsh 1859/1883:134f.)

Am Anfang wurde Schmid selbstverständlich neugierig bestaunt. In den ersten drei Monaten blieb die Gruppe in der Nähe von Gregory Range, denn in dieser Jahreszeit hielten sich sowohl viele Guanakos als auch Strauße in dieser Gegend auf. Als sie danach nordwärts wanderten, lernte Schmid andere Kaziken kennen, darunter Casimiro, von dem er sich viel erhoffte, da der Indianer für seine Kinder einen Lehrer suchte. Im Februar 1860 kam Schmid wieder nach Sandy Point, aber kein Schiff wartete mit der versprochenen Ladung und niemand wusste den Grund dafür. Darüber hinaus war der noble Kazike Ascaik plötzlich verstorben, und so nahm Schmid die nächste Gelegenheit wahr, mit einem Schiff zunächst nach Valparaiso und später nach England zu fahren. Während seiner Wanderung mit den Patagoniern nützte der Missionar jede Gelegenheit, um die Sprache zu lernen und hinterließ schriftliche Aufzeichnungen darüber. (Marsh 1859/1883:134-140)

1861 traf Schmid in Begleitung Frederic Hunzikers wieder in Sandy Point ein. Bereits 17 Tage später reisten sie mit Casimiro und einigen anderen Patagoniern zum Fluss Gallegos, wo sie drei Wochen später eintrafen. Die beiden Missionare erhielten die Aufgabe, Casimiros zwei Söhne zu unterrichten. Der ältere stellte sich sehr geschickt an, aber der jüngere wollte nicht lernen. Schmid schrieb am 14. September in sein Tagebuch:

„I am given to understand that the Indians feel great sympathy with Casimiro's younger boy, because they think that his father sold him to us, and that he is now our slave. Now, let me describe the slavery to which these two boys are subjected. They sleep on a better bed, and in a warmer tent than they were used to. They live with us, and share everything we have. We supply them with decent clothes; they receive instruction in reading, writing, and speaking English; they fetch two or three kettles of water. These Indians are an ignorant, and yet withal a mischievous act.“ (Schmid in Marsh 1859/1883:140f.)

Bis zum 9. November wanderten die beiden Missionare mit den Patagoniern von einem Platz zum anderen. Schmid schilderte die tägliche Routine während dieser Wochen. Nach dem Aufstehen absolvierten sie ihren morgendlichen Gottesdienst. Sie öffneten das Zelt, damit die Indianer daran teilnehmen könnten, das wäre aber

nicht nötig gewesen, weil die oft beim geschlossenen Zelt neugierig hereinkrochen und das Treiben entweder still beobachteten oder laut kommentierten oder auch mit uns plauderten oder ein Werkzeug ausborgen wollten oder mit irgendeinem anderen Einfall die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken versuchten. Casimiros Buben nahmen kniend an unseren Gottesdiensten teil. Die Patres kleideten die Knaben in Hemd und Hosen, hielten sie an, sich sauber und ordentlich zu halten, worin sie auch Fortschritte machten. Aber regelmäßige Mahlzeiten waren bei dem unsteten Leben dieser Menschen nicht zu erreichen. – Sowie er Zeit dazu fand, erstellte Schmid ein Vokabular, bei dem er es zu einer Sammlung von 1050 Wörtern brachte, und versuchte, die grammatikalische Konstruktion zu ergründen. (Schmid in Marsh 1861/1883:141f.)

Im Juni 1862 gründeten die beiden Protestanten eine Missionsstation an der Mündung des Santa Cruz Flusses, wo sie am 11. August ihren ersten Besuch durch die Indianer erhielten. Aber kein Erfolg war ihnen beschieden.

„The natives have no fix abodes, and move over the vast ranges of the wilderness according to the requirements of the chase, or of pasture, or it may be of trade. For in the extreme north of Patagonia, on the Rio Negro, and in the extreme south, at Sandy Point, these indians seek an opportunity for disposing of the spoils of the chase, bartering their splendid ostrich robes and feathers, and Guanacos mantles &c., for spirits, and rice, and sugar, and cutlery, and tobacco. In order to draw them with any certainty to a particular locality, it seems necessary to afford this nomad race an opening for barter.“ (Marsh and Stirling 1883:145f.)

Nun stellten sie Überlegungen an, wie man die Missionsstation für die Patagonier attraktiv machen könnte. Schmid und Hunziker hatten nicht die Möglichkeiten, eine Handelsstation zu errichten und zu dem so begehrten Rum konnten und wollten sie den Indianern nicht verhelfen. Aber der Handel mit einem Schiff, das in Santa Cruz ankerte, die Waren der Indianer mit reichlich Branntwein abgolt und ihren Sinn bezüglich Missionierung änderte, sowie das Versprechen des Kapitäns, die Patagonier demnächst erneut für einen ähnlichen Handel aufzusuchen und deren Einverständnis damit, raubte den beiden Patres vollends den Mut und gab den letzten Anstoß, die Missionsstation am Santa Cruz aufzugeben. Der Versuch, die Patagonier zu christianisieren, war wieder nicht gelungen.

Die Missionsstation in Carmen de Patagones

Schmid und Hunziker kehrten nach England zurück, heirateten dort und während Schmid's Gesundheitszustand eine weitere Missionstätigkeit nicht zuließ, kehrte Hunziker nach Patagones zurück, wo er gemeinsam mit Dr. Humble die begonnene Arbeit fortsetzte.

Im Jahr 1862 war nicht nur in Santa Cruz, sondern auch in Patagones eine Missionsstation errichtet worden, in der Hunziker ab 1865 mitarbeitete. Diese Arbeit war zum Zeitpunkt, als Marsh und Stirling ihr Buch veröffentlichten, noch im Gang. Die Eröffnung einer Missionskirche am 13. August 1865 an der Südseite des Rio Negro und einer Knabenschule einige Tage darauf fand unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt. Ein paar Sonntage später wusste Dr. Humble zu berichten: „...we had the church almost full of Indians in their quaint costumes and painted faces – Tehuelche-Indians come for trade. I begin to find the Indian work very interesting; and as very many speak Spanish, I am able to converse with them, though not, of course, with proficiency.“ (Humble in Marsh 1865/1883:164)

Patagones lag zu beiden Seiten des Rio Negro, am Nordufer die Siedlung El Carmen, am Südufer die Siedlung El Merced. Die Bewohner beider Siedlungen waren miteinander durch Familienbande verbunden. Nun aber kamen, wie auch in anderen Teilen der argentinischen Konföderation, neue Einwanderer hinzu; die alte Ordnung wurde gestört. Hier, im Norden Patagoniens war die Situation für die protestantischen Priester insofern schwieriger als im Süden, weil sich hier eine spanisch sprechende, römisch-katholische Bevölkerung niedergelassen hatte. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden konfessionellen Gruppen wurde von den Indianern argwöhnisch beobachtet. (Marsh 1883:154f.)

Für fünf Monate des Jahres kamen die Indianer von allen Richtungen hierher, um ihren Handel zu betreiben und wurden unarmherzig ausgebeutet und betrogen. Die Gefühle der spanisch sprechenden Bevölkerung den Indianern gegenüber waren geprägt durch ein Gemisch von Hass, Furcht und Verachtung. Für die Missionierung tat sich hier ein schwieriges Feld auf. – Einige Meilen von Patagones entfernt gab es

eine indianische Tolderia, eine Art Zeltstadt, die von ungefähr 200 „mansos“ bewohnt wurde.

„The men are in the pay of the government, being what are termed ‚mansos‘, or tame, and watch the frontier along with the regular troops against the independent tribes. Several of these ‚Indios mansos‘ have been baptized, but no instruction in the Christian faith has been seriously given, and they mingle a few popish ceremonies with their own superstitious rites at their religious festivals.“ (Marsh 1883:155)

In dem Ausmaß, in dem die zivilisierte Bevölkerung weiter vordrang, in demselben Ausmaß wurde die einheimische Bevölkerung in Richtung Kordilleren und den Süden Patagoniens zurückgedrängt. Marsh nahm an, dass die Regierung den Indianern vertraglich bestimmte Gebiete zuweisen würde und er meinte: „It was then for the benefit of these interesting races that a basis of missionary work was formed at Patagones.“ (Marsh 1883:159) Die erste Anstrengung für die englisch sprechenden Protestanten bestand im Meistern der spanischen Sprache, die zweite im Erlernen der indianischen Dialekte, denn erst dann konnte eine erfolgreiche Missionsarbeit in die Wege geleitet werden. Das wurde nun in Patagones versucht. Zur erfolgreichen Arbeit der Missionare gehörte es auch, bei Bedarf all ihre Fähigkeiten einzusetzen. Dr. Humble, Mediziner von Beruf, schrieb, dass er bei Ausbruch der Masern alle Hände voll zu tun hatte und kaum Zeit fand, seine Mahlzeiten einzunehmen.

Außer der Missionsstation in El Carmen gründete Kapitän Allen Gardiner in Südamerika noch zwei evangelische Missionsstationen: eine in Keppel für Feuerland und eine in Lota für Araukanien.

Eine Entdeckungsexpedition führte den Amerikaner Charles Wilkes in den Jahren 1838–42 unter anderem nach Carmen de Patagones. Aus seiner Schilderung geht zwar seine ungenaue Kenntnis über die Indianer hervor, interessant ist aber das Bild, das er von der Siedlung Carmen und ihren Bewohnern zeichnet.

„Die Indianer, welche Carmen um des Kriegs und Handels willen besuchen, gehören zu vier verschiedenen Stämmen: Pampas, Aucases, Tehuiliches oder Tehuelches und Chilenos. Die beiden erstern hausen im Norden des Rio Negro bis an den Rio Colorado; die Tehuiliches sind aus den Bergen im Süden, die Chilenos aus dem Südwesten. Während der Kindheit der Ansiedlung waren die Indianer sehr lästig, und die Spanier siegten nur durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen und ihrer Disciplin. Der letzte Angriff der Indianer geschah im Jahre 1832, wo sie aber eine solche

Niederlage erlitten, daß sie seitdem sich nicht mehr heranwagten; doch ist die Besatzung, welche aus 200 Mann, meist Verbrechern und verbannten Afrikanern und brasilianischen Sklaven, die im Krieg mit Brasilien gefangen wurden, besteht, stets auf ihrer Hut. Die gefürchtetsten Indianer sind die Chilenos, die Tehuiliches dagegen gelten trotz ihrer bedeutenden Körpergröße für feig. Die wenigen Indianer, welche die Hütten oder Toldos auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses bewohnen, sind bekehrt und heißen Indios–Mansos; sie sind eine Mischung aus allen Stämmen und in ihren Sitten und ihrer Lebensweise so verändert, daß man sich kein richtiges Bild mehr von ihrem eigentlichen Charakter machen kann.“ (Wilkes 1838/1848:11f.)

Gefangenschaft und Versklavung

Benjamin Bourne, der im Jahre 1849 das Kap der Jungfrauen in der Magellanstraße erreichte, wurde vom Kapitän des Schiffes an seiner Stelle an Land geschickt, um für frische Lebensmittel zu sorgen. Bourne tat dies unwillig, da er von Walfängern und anderen Quellen einiges über den wilden Charakter der Patagonier¹ gehört hatte, aber er fühlte sich seinem Kapitän gegenüber verpflichtet. Mit Gewehren, Brot und Tabak beladen begaben sich vier Matrosen zur Küste, wo „a crowd of black-looking giants came to the water’s edge to gaze at us. (Bourne 1859/1849:7) Noch vom Boot aus wurde der Handel abgemacht. Bald waren Felle gegen Brot getauscht und während Bournes Aufmerksamkeit auf den Tauschhandel konzentriert war, hatten die Indianer seine Kameraden irgendwohin gezogen. Plötzlich saß er ganz allein in seinem Boot, umgeben von einer Horde von „Wilden“, die - es war gerade Ebbe - ungehindert in sein Boot eindrangen.

„In short, I was in their hands, and became immediately conscious of the difficulty and peril of my situation; - my men gone, I knew not where, the boat was aground and crowded with the savages, while nearly a thousand of the tribe congregated upon the beach. What was before me, at the worst, I could only conjecture from report; and nothing but evil was reported of the creatures that surrounded me. What could I do?“ (Bourne 1859/1849:8)

Bourne entschloss sich, den anderen Seeleuten nachzureiten, um sie zur Umkehr zu bewegen. Die Indianer machte sein Verhalten misstrauisch und als er seine Pistole zog, geschah es, dass er „was jumped upon from behind by some half-dozen of these monsters“. (Bourne 1859/1849:9) In seiner Not versprach Bourne eine beträchtliche Menge an Rum, Tabak, Brot, Mehl, Messing und Perlen, wenn seine

¹ Mit diesen wilden Patagoniern waren aber höchstwahrscheinlich die Alakaluf gemeint.

Kameraden zu ihrem Boot zurückgeleitet würden. Die Indianer kamen dem Wunsch nach, behielten aber einen als Sicherheit zurück. Der eine war Bourne. Obwohl die Indianer Rum, Tabak und andere Artikel erhielten, wurde Bourne nicht freigegeben, die Patagonier behielten ihn, denn sie wollten noch mehr, vor allem mehr Rum. Bourne musste mit ihnen fünf, sechs Meilen ins Landesinnere reiten, bis er ihr „Indian village“ zu Gesicht bekam „and was set down by the old chief at his wigwam“. (Bourne 1859/1849:14) Als er mit den Indianern am nächsten Tag wieder zur Küste kam, war von einem Schiff weit und breit nichts zu sehen. So geriet Bourne in indianische Gefangenschaft, die 97 Tage dauern sollte. Am Ende der Zeit wurde er gegen eine erkleckliche Menge an Rum, Tabak, Brot Reis, Tee, Butter, Perlen, Messing, Kupfer und noch mehr ausgelöst und durfte mit dem Schiff „Holland“ die Heimfahrt antreten. (Bourne 1859/1849:111)

Während Bourne „nur 97 Tage“ im Süden Patagoniens gefangen war, musste Guinnard im Norden des Landes drei Jahre in Gefangenschaft verbringen. „Three Years' Slavery“ lautet auch der Titel seines Buches.

Am 17. Mai 1856 startete A. Guinnard von Buenos Aires aus nach Rosario, um dort eine neue Existenz zu beginnen. Es war Winterbeginn und er kam mit seinem Begleiter, einem Italiener bald in arge Bedrängnis; beide waren am Verhungern, als sie von Indianern unter lautem Geschrei aufgegriffen wurden. In rasender Geschwindigkeit kamen diese halbnackten „Wilden“ auf sie zu. Ihre Körper waren bemalt, die Haare hingen ihnen ungekämmt ins Gesicht, sie machten einen teuflischen Eindruck und Guinnard und sein Begleiter waren sicher, ihr letztes Stündlein zu erleben. In ihrer Not luden sie ihre Waffen, feuerten auf die Indianer, verwundeten einige, konnten die anderen aber nicht bei ihrem Angriff stoppen. Guinnard wurde bei seiner Verteidigung von einer Bola am Kopf getroffen, erhielt noch andere Verwundungen und wäre beinahe von den Indianern getötet worden, als sie es sich plötzlich anders überlegten, sie dachten zweifellos „that a man so hard to kill would make a useful slave“. (Guinnard 1856/1871:34) Damit begann für Guinnard die schreckliche Zeit der dreijährigen „Sklaverei“, während der er von „Stamm“ zu „Stamm“ gereicht wurde. Einer dieser „Stämme“ waren die „Langnequétrou-tehets“, deren Namen mit dem des Kaziken korrespondierte und die damals bei allen Nomaden und in Buenos Aires sehr bekannt waren

„The Indians who compose it were drawn from different points; many of them were recruited by Langnequétrou, related to Calfoucourah (Blue-stone), under whom he fulfilled the functions of orderly officer, but against whom he rebelled in consequence of some outbreak, which nearly cost him his life.“ (Guinnard 1856/1871:85)

Guinnard spendete dem Araukaner Calfoucourah höchstes Lob, kein Wunder, erfreute er sich doch dessen besonderer Gunst. Calfoucourah war ein außergewöhnliches Organisationstalent, eine überragende Persönlichkeit von beachtlicher Intelligenz und äußerst großzügig. Sogar die Hispano-Amerikaner bewunderten seine Tapferkeit und ungewöhnliche Begabung. Trotz seines Alters von 103¹ Jahren ritt dieser Mann oft und stieg nicht anders als ein junger Mann auf sein Pferd. Der fanatische, ausgezeichnete Reiter stand auch in der Handhabung der Lanze nicht hinter seinen Soldaten nach. Seine tiefe, volltönende Stimme konnte weithin und vor allem stundenlang gehört werden; beim Sprechen pausierte er nur, wenn er ein paar Züge Tabak inhalieren wollte. (Guinnard 1856/1871:272-275)

Die Geschichte seines Gegenspielers, des rebellierenden Langnequétrous ist sowohl bei Guinnard als auch bei Cox, der in den Jahren 1862-63 von Chile aus über die Kordillern zum Rio Negro kommen wollte, nachzulesen. Cox erfuhr sie in Valdivia von dem Deutschen Muhm, der Llanquitrue² (Schreibweise bei Cox) persönlich kannte und von ihm erzählt bekam. (Cox 1862-63:175f.)

Der Kazike Llanquitrue

Der Vater Llanquitrues war zwar Kazike in Puelmapu („tierra de Este“), das heißt im Osten in der Pampa gelegen, aber abhängig vom Vorgänger des Kaziken Calfucurá. Mit sechs Jahren fiel Llanquitrue in die Hände der Picun-pehuenches, die ihn nach Chillan (Chile) brachten, wo er als Knecht diente. Da er aber wie alle Indianer das freie Leben in der Pampa liebte, kehrte er zu der Gruppe Calfucurás zurück, wo er an seines Vaters Stelle zum Kaziken ernannt wurde. Von Calfucurá hoch geschätzt tat er sich in den Kämpfen gegen die Argentinier hervor. Mit der Zeit jedoch fürchtete

¹ Diese Altersangabe ist nicht die einzige Übertreibung Guinnards, ca. 53 Jahre entsprächen eher der Wahrheit.

² auch Llanqatur, Llanquetru, Yanquetruz geschrieben. Musters nennt ihn Lenketrú.

Calfucurá das überlegene Talent Llanquitrues und beabsichtigte, ihn zu töten, der konnte indes rechtzeitig mit seiner Anhängerschaft in den Süden des Flusses Limai flüchten, wo er sogleich eine Gruppe von Tehuelchen unterwarf. In der Folge attackierten beide Gruppen vereint Calfucurá, das Glück war aber auf der Seite der Gegner. Als der Deutsche Muhm Llanquitrue kennenlernte, waren die beiden Kontrahenten Calfucurá und Llanquitrue wieder gleich mächtig.

Wie kommt es, dass zwei Araukaner so verfeindet waren? Casamiquela ging der Sache auf den Grund:

1. Llanquitrue war trotz seines araukanisch klingenden Namens, der in der Form von Llanquitrue sogar die Bedeutung von „piedra preciosa perfecta“ hatte, kein Araukaner, sondern Tehuelche, Gününa Küne.
2. Das lässt sich aus der Tatsache schließen, dass sein Vater aus dem Osten der Pampa kam und sich Llanquitrue nach der Auseinandersetzung mit Calfucurá auch bei Patagones niederließ;
3. Dieser Landstrich wurde einige Zeit zuvor vom Kaziken Negro alias Chanel an die Spanier abgetreten, Casamiquela (1965:115) schließt aus Llanquitrues Nachfolgerschaft auf eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen beiden.
4. Ein Nachfolger Llanquitrues in der zweiten Generation, *Yemüll Antü*, besaß dessen Uniform. Dieser Mann, den Harrington im Februar 1915 persönlich kennenlernte, war wiederum ein Halbbruder seiner wichtigsten Informantin *Truwülmani*, einer eindeutigen Gününa Küne.

Guinnard sah die Entzweiung der beiden Kaziken so, dass Llanquitrue angespornt von dem Wunsch nach Rache, dabei von Stolz und Ehrgeiz getrieben, an das Ufer des Rio Negro floh, wo er, von allen möglichen missmutigen Gesellen eskortiert wurde, die er auf dem Weg dorthin rekrutieren konnte.

„Under the impulse of his deep resentment, he had no rest until he was prepared to commence against other tribes a war from which all fairness and loyalty were excluded. He sold himself to the Argentines, solely to conduct their troops into the camp of his brothers, whom he several times caused to be surprised in the night and massacred.“ (Guinnard 1856/1871:85f.)

Llanquitrue, zum Zeitpunkt dieses Zerwürfnisses ungefähr 26 Jahre alt, war sehr schlau. Nicht besonders groß, hatte er doch eine imponierende Figur, eine ausgeprägte Stirn und in seinem eigentlich häßlichen Gesicht waren die Verwegenheit und der ungebärdige Drang nach Freiheit und Macht nicht zu übersehen. Auf auffallende, prächtige Kleidung, die reichhaltig mit Silber verziert war, legte er größten Wert, seinen ebenso prächtig geschmückten Säbel legte er niemals ab. Sein starkes Selbstbewusstsein wird in dem folgenden Zitat deutlich, in dem er dem Deutschen Muhm deutlich zu verstehen gibt, dass er und seine Landsleute im Indianerland nichts verloren hätten.

„En el tiempo que gobernaba mi padre, no vino ningun español por acá, pero ahora vienen. Sabeis vosotros los alemanes, que Udes. son nuestros parientes; eso es mui verdadero: ved cerca del sol vivia un padre con sus dos hijos; i los hijos se casaron, i tuvieron muchos hijos. Los ganados multiplicaron, i no habia lugar en el pais en donde pudieren vivir sin incomodarse, i una parte salió de allá i llegaron aquí. Antes eramos tan blancos como vosotros pero los vientos nos tiñeron. Los alemanes vienen del lado del sol, por eso deben ser los hijos que se quedaron allá.“ (Cox 1862-63:176f.)

Des Lebens und Schreibens kundig, nützte Llanquitrue diese Fähigkeit, um den Bürgermeister von Valdivia in Briefen aufzufordern, dem Kaziken Calfucurá und seinen Indianern keine Waffen zukommen zu lassen. Zwei diesbezügliche Schreiben, im Dezember 1857 verfasst, zitierte Cox, um den zwielichtigen Charakter des Indianers hervorzuheben:

„Senor Presidente de chile [...] no mas voy a acerle la entrada i por ese le suplico me aga lagracia de ordenarles a todos los pueblos que no saquen arma ninguna para los indios.“ und „Al Señor Yntendente de Baldibia le suplico me aga la gracia de no consentir que los comerciantes saquen ninguna arma de ninguna clase ni polbora porque paillacan quiere pasarce al bando del calfucura yo me hallo en disposicion de salir apeliar con calfucura por eso le ago el encargo qe no debe sacar arma pacá...“ (Cox 1862-63:178)

Llanquitrue verfolgte eine Doppelstrategie, indem er sich immer jene zunutze machte, die ihm für seine Pläne gerade angenehm und wichtig waren. Einerseits überfiel er die Siedlungen der Weißen und es ist durchaus möglich, dass er an dem von D'Orbigny beobachteten Malon entscheidend beteiligt war, andererseits führte er kleinere Überfälle auf andere indianische Gruppen im Dienste der Argentinier durch. Die Argentinier waren interessiert, den geschickten, mutigen Mann auf ihre Seite zu bringen und stellten ihm dafür eine hohe Summe in Aussicht, forderten ihn aber

gleichzeitig auf, den Frieden zu wahren, denn andernfalls kannte die Regierung in Buenos Aires kein Erbarmen. In einem Schreiben vom Mai 1856 teilt ihm der Pastor Obligado aus Buenos Aires in wohlwollend herablassendem Du das soeben Gesagte mit.

„Señor don José Maria Llanquitrue.

„B. Aires ha acabado hasta el presente con todos los enemigos que ha tenido. La misma suerte sucederá a vos si tu no te resuelves a hacer la paz. He oido que tu eres un hombre bueno e intelijente, i quiero tratar contigo: si consientes en hacer la paz, te haré regalos este año i todos los otros años; juntad a todos tus caciques i comunicadles mis propuestas. En caso favorable, ponte en comunicacion con el Comandante de Guardia-Blanca.

„Dios te guarde i te dé buenos consejos.

„Mayo 1856.

Pastor Obligado.“

Llanquitrues Reaktion war positiv, denn in einem zweiten Brief im Juli wurde ihm gedankt, dass sein Bruder Manquelaf und ein Kazike der Tehuelche in Buenos Aires in seinem Namen Friedensverhandlungen geführt hätten. Dafür wurden ihm nun 50.000 Pesos in Aussicht gestellt. Mehr Geld wäre auf Grund der vielen Kriege in der letzten Zeit im Moment nicht vorhanden. (Cox 1862-63:179)

Llanquitrue empfing die Gesandten, sanktionierte ihre Verträge, machte von Zeit zu Zeit auch kleinere Überfälle auf andere Indianer, gerade groß genug, um das Vertrauen der Regierung in Buenos Aires zu gewinnen bzw. zu erhalten und war auch im Überfall weißer Siedlungen weiterhin aktiv.

Das Glück blieb für einige Jahre an seiner Seite; er leitete die damals berühmte Expedition gegen das Fort von San Antonio Iraola, kam in den Besitz vieler Tiere und ließ sich in Friedenszeiten in der Nähe von Carmen nieder. Aber die spanische Familie eines getöteten Offiziers wollte sich an ihm rächen. Sie beauftragte einen Agenten unter Beigabe eines größeren Geldbetrages, dem Kaziken Stuten und Silber zu schenken. Die Indianer, von Natur aus misstrauisch, witterten nichts Gutes und verließen die Gegend in Richtung Bahia-Blanca. (Cox 1862-63:177)

In „White Bay“ [Bahia Blanca] verhandelte Llanquitrue mit den argentinischen Soldaten über die Organisation einer größeren militärischen Expedition gegen jene Pampas und Moluches „the Pampean tribes and the Mamouelches“, die mit „Calfoucourah“ eine Allianz bildeten (Guinnard 1856/1871:87). Der Agent, der den Indianern gefolgt war, stieß unterwegs auf argentinische Soldaten, die darauf brannten, den Tod ihrer Kameraden zu rächen. Sie beschenkten Llanquitrue, dessen einschlägige Vorliebe allgemein bekannt war, täglich mit beträchtlichen Alkoholmengen. Als eines Tages alle betrunken waren „hasta la muerte“ töteten sie Llanquitrue und seinen Burschen. Der Tod wurde dem Burschen in die Schuhe geschoben und um vor der Rache der Indianer sicher zu sein, ein prunkvolles Begräbnis inszeniert, als hätte man einen argentinischen General zu Grabe getragen. So starb dieser außergewöhnliche Mann im Alter von 30 Jahren. (Cox 1862-63:177)

Guinnard sah den unmittelbaren Anlass für den Tod des Kaziken in dessen unverschämter Reaktion. Wie sehr viele Indianer war Llanquitrue

„passionately fond of alcoholic drink, he entered the *Huna propéria* (spirit store), to enjoy the pleasure of drinking, but found himself face to face with an Argentine officer, who recognized him, and reproached him with the death of several relations, officers like himself, who had fallen victims of his treachery. The insolent replies made by Langnequétrou so irritated this officer that, suddenly drawing a pistol, he blew out the chief's brains.“ (Guinnard 1856/1871:86f.)

Obwohl die Indianer, unter denen Guinnard zum Zeitpunkt dieses Ereignisses weilte, nicht auf der Seite dieses Mannes standen, waren sie von dem Gedanken erfüllt, den Tod eines der ihren zu rächen. Sie organisierten rasch eine Expedition, „which pillaged and burnt the town of White Bay, the heroic defence of which cost them heavily in dead and wounded“. (Guinnard 1856/1871:88)

Auf die Weißen waren die Indianer sehr schlecht zu sprechen, denn sie hatten vor deren Ankunft einträchtig in den verschiedenen Teilen ihres Landes gelebt, das ihnen die Weißen ohne Respekt vor ihrem Christengott einfach wegnahmen. Die Christen vertrieben die Indianer aber nicht nur von ihrem Land, sondern badeten in ihrem Hunger nach Gold auch noch ihre Hände im Blut der Indigenen. Guinnard vermeinte die Forderung der Indianer nach Rache an den Weißen zu vernehmen, wobei er dieses Verlangen bei den Araukanern stärker verspürte.

„These beings have no feeling of pity; the more victims they make the prouder they become. They look upon civilized beings as sorcerers and enemies. they accuse them of being the cause of all the ills that befall them. [...] They will for ever be our enemies; we shall struggle with them to the death, until we get back by degrees what they robbed us of at one stroke. Why have these dogs of Christians dared to come here instead of remaining in their own country?“ (Guinnard 1856/1871:270f.)

Llanquitrues Bruder Manquelaf wurde bei einem Überfall der Tehuelche besiegt und getötet. Der dritte Bruder Chincoleu begab sich mit vielen bewaffneten Leuten zu den Tehuelchen, um dessen Tod zu rächen. Mit diesen Worten schloss Cox (1862-63:179) seinen Bericht über Llanquitrues Familienangehörige.

Guillermo E. Cox, Forschungen am Rio Negro

1862/63 versuchte Guillermo E. Cox im Norden Patagoniens einen Handelsweg zwischen Valdivia und Buenos Aires zu finden. Er verfolgte damit den Zweck, mögliche Plätze für die Errichtung von Handelsstationen und Formen, wie man mit den Indianern Handelsbeziehungen unterhalten könnte, herauszufinden. (Cox 1863:262) Cox reiste den Rio Negro entlang, lernte vorwiegend Pampas und Araukaner kennen und immer wieder mit Araukanern liierte Tehuelche.

Er setzte sich mit dem unerlaubten Betreten des Gebietes des Kaziken Paillacan¹ (dessen erste Frau Tehuelchin war) einer ziemlich gefährlichen Situation aus, zumal Paillacan dem Schnaps eifrig zugesprochen hatte. Aber bald schenkte Paillacan Cox seine Anerkennung. Als der Forscher auf einem Flageolet musizierte, gewann er definitiv Paillacans Gunst. (Cox 1863:86f.) Zeitig am Morgen des folgenden Tages ließ der inzwischen ausgenüchterte Kazike Cox zu einem „Parlamento“ rufen, gab ihm die Erlaubnis nach Valdivia zu reisen, wobei er seine gute Gesinnung durch reichliche Geschenke herausstrich und gab ihm noch einige seiner Indianer, die ihre Felle in Valdivia verkaufen wollten, zur Begleitung mit. (Cox 1863:88)

Am Ende seiner Erkundungsfahrt war Cox überzeugt, dass es ein Leichtes wäre, zwischen dem Nahuelhuapi und Choelechel ohne Gefährdung der Menschen, die sich dazu bereit erklärten, Stützpunkte zu errichten. (Cox 1863:262-264) Es gab zwar

¹ zumindest von einem Elternteil her Günuna küne, laut (Casamiquela 1965:37)

zwischen dem Nahuelhuapi und Chile einen regen Handel, aber der war wegen der rauhen Kordillere nur vier Monate im Jahr möglich. Mit Buenos Aires bzw. Patagones könnte man das ganze Jahr auf dem Fluss Limai Handel treiben, von dessen guter Schiffbarkeit Cox durch eine Fahrt auf demselben überzeugt war. Die Indianer waren seiner Meinung nach so auf den Erhalt des billigen Fusels versessen, dass diese Begierde sie von übler Belästigung der Vertreter der abgelegenen Handelsstationen abhalten würde.

Die ackerbautreibenden Araukaner waren imstande, sich selbst zu versorgen, die Pampasindianer aber kultivierten den Boden nicht, sie hatten nichts, um ihren ersten Bedürfnissen zu genügen, im allgemeinen aßen sie nur das Fleisch ihrer Pferde und ihre Hörigkeit dem Schnaps gegenüber machte sie von den Händlern abhängig. Und die Tehuelche, die von Magallanes bis zu den Ufern des Limai zogen, um dort mit den Pehuenchen ihre Straußenfedern und Guanakofelle gegen Branntwein zu tauschen, wären einer einfacheren Tauschmöglichkeit gegenüber sicher nicht abgeneigt. Cox erwähnte, dass er mit den Indianern von Limai und Calefufu viel darüber gesprochen habe, als diese zum Zwecke ihrer Tauschgeschäfte bis zur Hazienda Arsquilhue kamen, die zwischen dem Lago de Ranco und der Kordillere lag. Diese ganz abgeschieden liegende, nur von zwei Männern bewohnte Hazienda wurde von den Indianern nicht überfallen, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre. Der Grund? „Porque temen que se les cierre el boquete de Ranco por donde les viene el aguardiente i las demas especies con que satisfacen sus primeras necesidades“. (Cox 1863:264) Eine ausreichende Versorgung der Handelsposten mit Schnaps käme den Händlern entgegen und würde die Indianer ruhigstellen. Wahrscheinlich stellte Cox sich die Handelsposten gleichzeitig als Verteidigungsposten gegen die „wilden Einwohner“ der Pampa vor, denn er bedauerte die junge Republik Argentinien, die keine natürlichen Grenzen hatte, weil die Flüsse keinen Schutz gewährten und die Argentinier sich gegen Horden von Indianern verteidigen oder mit Gold einen fiktiven Frieden erkaufen mussten. (Cox 1863:180f.) Insgesamt war Cox der Meinung, dass sich der politische Horizont in diesem Teil der Erde verdunkelte und von den vereinigten Kaziken nichts Gutes zu erwarten war.

Als Musters einige Jahre später zusammen mit seinen indianischen Freunden bei Las Manzanas den Rio Limay überquerte, wurde er in Inacayals Tolderia zu einem

alten Indianer gerufen, der fließend spanisch sprach und ihm von dem Engländer Cox erzählte, der vom Nahuel Huapi See aus im Schutz der Nacht den Fluss hinabzufahren versuchte, aber in den Stromschnellen oberhalb der Furt, an der Musters an diesem Tag den Fluss überquert hatte, gescheitert war. Weil sein Boot dabei beschädigt wurde, konnte er nicht nach Patagones weiterreisen, sondern musste über das Gebirge nach Valdivia zurückkehren. Vorher verbrachte er einige Tage im Lager der Indianer und zwar bei dem alten Mann, der sich mit Musters unterhielt, ihn daher gut kannte und ihm freundschaftlich gesinnt war. (Musters 1873:2238f.)

Im Zuge des Gespräches fiel folgende denkwürdige Bemerkung des Indianers: „...auf der einen Seite drängen die Chilier und auf der andern die Argentinier ein; dadurch mußten die Indianer am Ende von der Erde vertrieben werden oder um ihr Dasein kämpfen.“ (Musters 1873:239)

Der soeben genannte Engländer George Chaworth Musters kam nach Patagonien, um mit den Tehuelchen durch ihr Land zu reisen und um an der Guanakojagd teilzuhaben. Seine offene Haltung, seine Bereitschaft, sich der Lebensweise der Eingeborenen anzupassen, stieß auf deren Akzeptanz und Anerkennung. Noch Jahre später erinnerten sich die Indianer an den Engländer, der für ein Jahr ihr Leben geteilt hatte. Seine Erlebnisse und Erkenntnisse, die er täglich aufzeichnete, veröffentlichte er bereits 1871 in dem Buch „At home with the Patagonians“, das bald berühmt wurde und schon zwei Jahre später in deutscher Sprache erschien.

George Chaworth Musters in Punta Arenas

1869 kam Leutnant Musters dienstlich auf die englische Kolonie der Falkland-Inseln. Schon lange hegte der Engländer, der Darwins Werk gelesen hatte, den Wunsch, das gegenüberliegende Festland kennenzulernen. Über den Charakter der Indianer hatte er Gutes vernommen, die spanische Sprache beherrschte er nach eigener Aussage leidlich und er ergriff die erstbeste Gelegenheit, von der britischen Armee für ein Jahr Urlaub zu nehmen und sich zur Magellanstraße einzuschiffen. Sein Hauptinteresse galt, wie schon gesagt, der Guanakojagd. Um Eindruck zu machen,

stattete er sich mit einem Mantel aus Guanakofell, einem Lasso und Bolas aus. Von Punta Arenas aus reiste er nach einiger Zeit mit ein paar Chilenen nach Santa Cruz, wo er endlich Tehuelche sah. Musters verweilte ein Jahr „Unter den Patagoniern“ und ritt mit ihnen von Süden nach Norden. Ähnlich wie Viedma war er interessiert und aufgeschlossen, seine Kontakte zu den Tehuelchen waren sehr herzlich und er hinterließ einen genauen, profunden Einblick in ihre Lebensweise. Musters machte die Bekanntschaft einiger Kaziken der Tehuelche, die in den Jahren danach von argentinischen Forschern und Wissenschaftlern angetroffen und deren Leben teilweise aufgezeichnet wurde.

In Punta Arenas traf Musters nicht auf Tehuelche, weil die Indianer den Ort wegen eines Streites mit einem Chilenen, bei dem einer der ihren ungerecht behandelt wurde, vermieden oder zumindest nicht zu Handelszwecken aufsuchten.

Zur Entstehung der Siedlung Punta Arenas wusste Musters folgendes zu berichten. Die chilenische Regierung gründete 1843 auf dem Platz des ehemaligen Port Famine auf Grund des vorzüglichen Ankerplatzes eine erste Strafkolonie, aber den Siedlern erging es ähnlich wie den von Sarmiento Gamboa Zurückgelassenen, sie kamen oft in große Not, wenn Lebensmittellieferungen von Chile her ausblieben. Trotzdem hielt sich diese Kolonie einige Jahre mühsam aufrecht, bis sie von Verbrechern, die eine Meuterei anstifteten und den Gouverneur und Geistlichen ermordeten, geplündert und zerstört wurde.

Die Meuterer wurden gefasst und bestraft, die Kolonie an eine andere Stelle verlegt und neuerlich besiedelt, diesmal durch Heerflüchtige und meist mestizische Einwohner der Insel Chiloe. Die unentgeltliche Überlassung von Ländereien und die zusätzliche Bezahlung für die Nutzbarmachung des Landes, hauptsächlich wurden Kartoffeln angebaut, dienten als Lockmittel. Unter gewissen Einschränkungen durften auch einige Verbrecher der oben erwähnten Meuterei in Punta Arenas bleiben. Es kam aber immer wieder vor, dass sie zu entweichen versuchten und eine Expedition von Soldaten nach ihnen suchen musste. Mit einer solchen Expedition begab sich Musters ins Landesinnere nach Santa Cruz, wo er schließlich auf Tehuelche stieß.

Gegen die Indianer hätten die Truppen den Ort nicht verteidigen können. Das war allerdings gar nicht notwendig, soweit es die Aónikenk betraf, denn

„die südlichen Tehuelchen sind von Natur nicht geneigt, feindliche Einfälle zu machen, und wenn sie gut und ehrlich behandelt werden, so benutzen sie lieber die Vortheile, die ihnen in Bezug auf den Handel durch das halbe Dutzend Kaufläden geboten werden. Die Existenz dieser Geschäfte kann man sich nach meiner Ansicht nur dadurch erklären, dass die Besitzer auf den indianischen Tauschhandel rechnen, denn für die Bedürfnisse der Kolonie war ihre Anzahl viel zu groß.“ (Musters 1873:16)

Mit diesen Worten hatte Musters recht. Die Aónikenk waren in Punta Arenas gern gesehen. Schon allein ihr pintoresker Anblick brachte Abwechslung in den eintönigen Alltag. Dazu tauschten sie ihre sehr gefragten Quillangos zu äußerst günstigen Konditionen gegen weniger wertvolle Produkte aus den Geschäften und vor allem gegen viel Alkohol. Die Vorliebe für dieses Getränk teilten beide Handelspartner, sowohl die Bewohner der Stadt, wie aus Musters' humorigem Zitat zu ersehen ist, als auch die Indianer, die zum Tauschhandel kamen.

„Doch hatte die beständige Bevölkerung sicherlich viel Durst und schien ihr Möglichstes zu thun, um den Handel, wenigstens in Grog, zu beleben. Auf der Gasse betrunken zu sein ist jedoch ein Vergehen, auf dem Gefängnisstrafe steht, und zur Zeit meines Besuches saß wegen dieses verzeihlichen Vergehens der Grobschmied in gemeiner Haft, während der irische Doktor eben erst aus derselben entlassen worden war.“ (Musters 1873:16)

Die Handelsstation Pavón

Als Musters schon einige Tage mit der Expedition, die nach den Strafgefangenen suchte, unterwegs war, lernte er als ersten Indianer den Sohn Casimiro, Sam Slick kennen, der unter diesem Spitznamen, den er auf den Falkland-Inseln erhalten hatte, bekannter war als unter seinem christlichen Namen Manuel. In englischer Sprache begrüßte er Musters mit den Worten: „Wie geht es Ihnen? Ich spreche nur wenig Englisch.“, und hieß ihn und die Soldaten mit frischem Guanakofleisch herzlich willkommen. Sam Slick war nicht allein unterwegs, mit ihm waren ein zweiter Mann, ein Knabe und zwei Frauen, alle zu Pferd. (Musters 1873:32)

Bald danach wurde Musters mit Sam Slicks Vater, Casimiro, dem selbsternannten Häuptling der Tehuelche und Orkeke, dem Kaziken der „Horde nördlicher

Tehuelchen“ bekannt. [Orkeke hieß eigentlich Olkenken (nach Casamiquela 1965:49) und war Kazike einer nördlichen Gruppe von Aónikenk.] Die Gruppe lagerte für die Zeit des Winters am Rio Chico. Durch Casimiro's Vermittlung als Dolmetscher konnte Musters seine Bitte, im Frühjahr mit Orkekes Gruppe nordwärts ziehen zu dürfen, vortragen. Orkeke, dessen würdevolles Benehmen Musters stark beeindruckte, war durchaus nicht geneigt, seine Schar um einen Engländer zu vermehren. Auch Leutnant Gallegos hätte Musters lieber nach Punta Arenas zurückgenommen, die Langeweile und Unbehaglichkeit des Winters in Santa Cruz waren in seinen Augen alles andere als erstrebenswert, außerdem hielt er Musters' Plan für zu gewagt und fürchtete um sein Leben. (Musters 1873:43) Schließlich zog Gallegos mit den gefundenen Verbrechern und Sam Slick nach Punta Arenas zurück., aber ohne Musters, der in der Handelsstation Santa Cruz, die sich auf der Insel „Pabon“ befand und nur aus drei, durch Pfahlwerke gut beschützten Häusern bestand, blieb. Die Befestigungswerke sollten vor den Indianern schützen, wenn sie unter dem Einfluss des Rums unruhig wurden. Von nüchternen Indianern hatte ein ehrlicher Geschäftsmann wie Mr. Clark, der Leiter der Handelsstation war, nichts zu befürchten. (Musters 1873:44f.)

Die Handelsstation Pavón (=Pabon) wurde 1859 von dem Kaufmann und Industriellen Luis Piedra Buena, der auch Seehund- und Pinguinjagd betrieb, gegründet. Die argentinische Grenze hatte sich mit einem Schlag um mehr als tausend Kilometer ausgedehnt und Piedra Buena ließ sich als überzeugter Argentinier in diesem Gebiet nieder. In den folgenden Jahren wurde von zwei Zentren auf Patagonien eingewirkt, vom chilenischen Punta Arenas und vom Handelsstützpunkt auf der Insel Pavón, dessen Besitzer Piedra Buena zum Ehrenmitglied der argentinischen Kriegsmarine avancierte. Das hatte aber keinerlei kriegerische Bedeutung, weil nur einige Bands von Tehuelchen bei ihm vorbeikamen, die er als Bürger für Argentinien zu gewinnen versuchte, „poniéndose para ello en práctica los únicos argumentos que conmueven a estos seres primitivos: los galones, las raciones alimenticias y el aguardiente.“ (Braun Menéndez 1939/40:234) Eine dieser Bands, die mit 400 Personen und 1000 Stuten als reich anzusehen war, wurde vom Kaziken Casimiro Biguá angeführt. Diese gerissene Persönlichkeit hatte reichlich Erfahrung im Verhandeln mit den Weißen erlangt und Casimiro schaffte es, sowohl von den Chilenen als auch von den Argentinern zum Kapitän ernannt zu

werden. Das bedeutete, dass er von beiden Regierungen Rationen für sich und seine Gruppe erwarten konnte. Vom chilenischen Präsidenten Bulnes ließ er sich den Rang eines Kapitäns zuteilen, die entsprechende Bezahlung nicht von der Hand weisend, während er Jahre später vom argentinischen Präsidenten Mitre den Grad und die Bezahlung eines „cacique principal y jefe de las costas patagónicas hasta las puntas de las cordilleras de los Andes“ (Braun Menéndez 1939/40:234) angeboten bekam. Die Argentinier stellten ihm jedoch zur Unterstützung und zur Überwachung den Sekretär Don Doroteo Mendoza zur Seite.

Anfang 1865 fand sich der Sekretär Casimiro auf der Insel Pavon bei Santa Cruz im Haus von Piedra Buena ein. Als dieser Casimiro den Auftrag erteilte, seine Leute zu versammeln, damit sie ihre Rationen von der argentinischen Regierung empfangen sollten, war er unverzüglich dazu bereit.

„Contesto al Cptn. L.P.B. que marcharia al siguiente día a reunir sus Indios y que regresaría con ellos lo más pronto que le fuera posible para que sus indios recibiesen sus raciones en nombre del Exmo. Gobierno Nacional de la Rpbca. Argentina, y para que quedasen convencidos que son Argentinos y no Chilenos y que si el había admitido antes la pension que les enviaba el gobierno de Chile fué porque creía que Chile pertenecía al mismo Gobierno Argentino pero luego que el Cptn. L.P.B. le informo que era otro gobierno entonces para cerciorarse de lo positivo habia dispuesto presentarse a conocer a su Gobierno Argentino en nombre de sus Tribus.“ (Braun Menéndez 1939/40:239)

Daraufhin ritt Casimiro zum Gouverneur von Punta Arenas, um ihm mitzuteilen, dass er bis vor kurzem nicht gewusst hätte, dass er eigentlich Argentinier sei, sich nun aber verpflichtet fühle, ihn davon in Kenntnis zu setzen.

„Es verdad –Sr, -Gobernador soy Argentino y digo a Vd. que soy el Jefe principal de las costas Patagónicas hasta los puntos de las cordilleras de los andes, pues soy Jefe nombrado por mi Exmo.Gobierno Nacional de la Rpbca. Argentina que es el que me ha dado mis títulos i instrucciones para que me haga Respetar por todas partes de mi Pampa; mucho me alegro contesto el Sr.Gobernador de Magallanes, que Ud. sea el Jefe Principal de las Costas Patagónicas hasta las puntas de las Cordilleras de los Andes y que para constar tenga V.sus títulos é instrucciones que le ha dado su gobierno Argentino, de modo que en Virtud que es V.Argentino yo le detengo 9 onzas de oro, que tengo en mi poder para entregárselas a V.cuyas 9 onzas de oro se las ha mandado el Gobierno de Chile a quien le voy a escribir participándole que Casimiro es, nombrado por el Exmo.Gobierno Nacional, de la Rpbca.Argentina Gefe Principal, de las costas Patagónicas hasta las Cordilleras de los Andes. Entonces contestó Casimiro al Sr.Gobernador de la Colonia Chilena punta Arena de Maglls.de que no tenia interes tampoco de recibir lo que, el Gobierno Chileno le había mandado para el por cuanto, el no era Chileno sino Argentino,

pues si en este momento estoy en la Colonia Chilena de Magallanes es porque espresamente he venido a reunir a todos los Indios Tehuelchez y marchar con ellos a Santa Cruz, donde en dicho punto tengo Ropa calzado y viberes para racionarlos a todos los Indios y chinas en nombre de mi Gobierno argentino.“ (Braun Menéndez 1939/40:240)

Bereits am 12. Februar kam Casimiro mit „400 Yndios chinas y criaturas“ wieder in Santa Cruz an. Die Männer formierten sich zu Pferd auf einem Hügel. Der kleinere Kazike Sain blies in sein Horn und alle Kaziken zogen ihre Schwerter, wobei Casimiro schrie, dass die argentinische Regierung leben solle. Lautstark stimmte der ganze Chor der versammelten Indianer in diesen Ruf. Immer wieder ertönte der Schrei beim Abschreiten der Reihen, sofern von solchen die Rede sein konnte. Das wiederholte sich einige Male. Dann befahl Casimiro seinen Indianern, vom Pferd zu steigen, was diese sofort befolgten. Nun riefen sie ein Hoch auf den Kaziken aus. Danach wurden alle Waffen, die die Indianer bei sich hatten, auf Befehl des Kaziken in einem Haus zusammengetragen, das der Obsorge Mendozas oblag. Es waren 200 Dolche, 47 Gewehre „fusiles de chispa“, 30 Jagdgewehre „de un cañon“, 8 mit zwei Läufen „de dos tiros“, 16 Schwerter, 10 Säbel, 40 Macheten und 20 sechsschüssige Revolver. (Braun Menéndez 1939/40:242f.) Alle Waffen befanden sich in bemerkenswert gutem Zustand. Nach dieser amtlichen Handlung tranken die Indianer und ihre Frauen bis in die späte Nacht. Als Ergebnis hatten viele von ihnen am nächsten Tag Kratzwunden an den Armen oder Beinen. (Braun Menéndez 1939/40:242f.) Die meisten aufgezählten Waffen waren Teil der argentinischen Rationen.

Mendoza, der voller Verwunderung die Menge der Waffen festhielt, führte seine Aufzeichnungen über Casimiros Tätigkeiten von Jänner bis März 1865, dann war er eines Tages in der Nähe von Santa Cruz verschwunden; „man vermutete, er habe sich verirrt, in Wirklichkeit aber war er von einem Indianer getötet worden; die Ursache des Mordes war, glaube ich, Eifersucht.“, fand Musters (1873:55) später heraus.

Durch Handel erworbene Waffen

Im Tauschhandel erstanden die Tehuelche Schwerter – höchstwahrscheinlich von den Spaniern (Falkner 12774:129; Carteret 1767/1965:321; Mac Douall 1833:172; Fitz-Roy 1834/1839:149; Bourne 1849/1853:32); daneben vereinzelt Säbel (Vargas y Ponce 1805/1819:13; Mac Douall 1833:172; Bourne 1849/1853:32); und nur Antonio Viedma (1780/1837:26) sah Tehuelche mit einer Art von herzförmigem Dolch Guanakos ausnehmen.

Später wurden diese Waffen nicht mehr erwähnt, dafür immer öfter der Besitz von Gewehren. Mendoza, der Sekretär Casimiro berichtete, dass einige im Tauschhandel Gewehre erworben hatten und ausgezeichnete Schützen waren. (Braun Menéndez 1939/40:251) In den Besitz anderer Gewehre kamen sie durch die ihnen zugeteilten Rationen der argentinischen Regierung

Musters schrieb, welche Waffen die Tehuelche bei einer blutigen Auseinandersetzung hervorholten. Zu ihren offensiven Kriegswaffen gehörten Flinte oder Revolver, Degen oder Dolch, eine lange schwere Lanze und die Bola perdida. Aus eigener Anfertigung stammten die Panzerhemden, die ihren Leib beim Zweikampf schützen sollten.

„In einer Minute war alles in Aufruhr; Waffen wurden hervorgeholt, Gewehre und Revolver geladen, und einige der Indianer legten Panzerhemden an, andere polsterten sich, mit Hilfe der Frauen, um die Brust und den obern Theil des Leibes herum mit dicken wollenen Decken und Corconillas oder Satteldecken aus.“ (Musters 1873:90)

Spegazzini (1884:232) sah als Kriegswaffen Lanzen mit Spitzen von Scheren, die eigentlich für die Schafschur gedacht waren, gute Flinten, Winchester Gewehre und Bulldog Revolver. Sogar Kinder schmückten sich mit solchen Waffen. Die Waffen stammten entweder aus Punta Arenas oder von Soldaten, die 1874 aus diesem Ort geflohen waren. Im Gegensatz dazu meinte Hatcher (1896/1901:13), dass Feuerwaffen bei den südlichen Tehuelche unbekannt waren, denn sie waren bei der Jagd gänzlich auf ihre Geschicklichkeit im Umgang mit den Bolas angewiesen. Für die Jagd dürften sie immer die Bolas bevorzugt haben, es gibt nirgendwo einen Hinweis auf eine diesbezügliche Verwendung von Feuerwaffen. Diese waren schon

deswegen unpraktisch, weil mit einem regelmäßigen Nachschub von Munition nicht gerechnet werden konnte.

Casimiro Biguá, Kazike von eigenen Gnaden

Musters erzählte in seinem Buch Casimiros Geschichte, die er von diesem selbst aus erster Hand erfuhr. Sein Vater war in einem Kampf gegen Araukaner gefallen. Seine Mutter, eine vom Alkohol abhängige Tehuelchin verschacherte in einer Siedlung am Rio Negro das Kind kurzerhand gegen ein Fass Rum an den Gouverneur des Forts, einen Franzosen namens Biba¹ aus, „der mit dem Sklavenhandel in Verbindung stand; denn damals scheint man die Indianer ebenso zu Sklaven gemacht zu haben wie die Schwarzen“. Casimiro wurde getauft, wuchs in der Estancia auf und lernte fließend Spanisch. Im Alter von dreizehn Jahren lief er davon und schloss sich den Tehuelche-Indianern an. Einige Jahre gliederte er sich unauffällig in das neue Leben ein. In Port Famine (Punta Arenas) gewann er die Freundschaft des aus Patagones stammenden Santorin, der eine Tehuelchin geheiratet und es bis zum Rang eines Kaziken gebracht hatte. In dieser Funktion ritt er auch nach Chile, um mit der Regierung über den Schutz der Bewohner Port Famines (Punta Arenas) gegen feindliche Indianerüberfälle zu verhandeln. Santorin starb auf der Reise, aber Casimiro wurde vom Präsidenten, Señor Bulnes gut aufgenommen, mit Ehrenbezeugungen überhäuft und in den Rang eines Hauptmannes überstellt. Das war mit der Zuweisung von Rationen und einem entsprechenden Sold verbunden. Der frisch gebackene Hauptmann kehrte für einige Zeit nach Port Famine zurück. Als ein Aufstand die Siedlung zerstörte, war er nach eigener Aussage durch einen Jagdausflug bedingt gerade abwesend. Bei Martinic ist nachzulesen, dass sich 1853 eine Gruppe unter dem Kaziken Guaichi, dem Casimiro als Dolmetsch fungierte, für kurze Zeit in Punta Arenas aufhielt. Um diese Zeit begab sich der Gouverneur Philippi in amtlicher Mission auf eine Reise, auf der er überfallen und getötet wurde. Der Verdacht fiel auf die Indianergruppe, und obwohl kein Nachweis erbracht werden konnte, wurde der Handel mit den Aónikenk für einige Zeit eingestellt. Das Verbot

¹ nach Martinic 1995: 349 auch Biwa, Bivois. Die letzte Variante scheint mir die Wahrscheinlichste zu sein.

wurde erst 1855 wieder aufgehoben mit der Ausnahme des Verkaufes von Waffen. (Martinic 1995:105-107) In dieser Zeit war Casimiro „Chilene“.

Argentinien fühlte sich durch den chilenischen Hafen Punta Arenas gestört und beabsichtigte, auch einen Handelsstützpunkt in der Magellanstraße zu errichten. Für dieses Vorhaben brauchten sie die Zustimmung der eingeborenen Bevölkerung. Sie wendeten sich an den sprachkundigen Casimiro, dem dadurch die Ehre eines „Kaziken“ zuteil wurde, was auch eine entsprechende „finanzielle“ Zuwendung auf Lebensdauer beinhaltete. In diesen Jahren, zwischen 1856 – 59 bekam er von Argentinien auch einen militärischen „Orden“.

Bis 1864 herrschte zwischen den verfeindeten Ländern Ruhe, als in Chile das Gerücht einer „Comisión Exploradora de la Patagonia“ auftauchte und bekannt wurde, dass Casimiro im Jahr zuvor in Buenos Aires vom Präsidenten Bartolomé Mitre in allen Ehren empfangen wurde. Die Chilenen fanden nun heraus, dass die Argentinier in der Magellanstraße eine Kolonie gründen und die Indianer für ihre Sache gewinnen wollten. Den Besitzer der Handelsstation in Santa Cruz, Kapitän Luis Piedra Buena hielten sie für den Leiter der Kommission. Casimiro diente den Argentinern nur als Handlager in dieser Affäre, sie schmeichelten ihm mit dem Titel Kazike und „Jefe Principal de las Costas Patagónicas hasta las puntas de las Cordilleras de los Andes“, statten ihn mit einer prächtigen Uniform aus, versprachen ihm eine prompte Lieferung von Waffen und selbstverständlich erhielt er die entsprechenden Likörrationen und andere Dinge. In eitler, selbstgefälliger Manier verkündete er überall seine Würde als treuer argentinischer Bürger. Die Argentinier waren aber vorsichtig genug, ihm einen Sekretär, den schon erwähnten Mendoza, mitzugeben. (Martinic 1995:122-124) Bei Musters, der nicht wie Martinic Einblick in die Akten hatte, kann man denselben Zeitabschnitt in geraffter Form lesen.

„Der alte Wandertrieb schien sich seiner bemächtigt zu haben, denn er kehrte später an den Rio Negro zurück, trat in den Dienst der Regierung von Buenos Ayres und zog wieder nach dem Süden. In dieser Zeit hielt er sich dann und wann bei den Missionaren während ihrer Reise im Süden und in ihrer Station zu Santa Cruz auf und vertraute ihnen seine zwei Söhne an, um sie zu erziehen. Die Missionare entdeckten bald, daß er bloß selbstsüchtige Zwecke verfolgte, und daß er durchaus nicht daran dachte, an den Vortheilen, die sie bieten konnten, auch Andere theilnehmen zu lassen“. (Musters 1873:54)

Der ältere Sohn Sam konnte, wenn er vorher Grog bekam, noch ein Kirchenlied zum besten geben, Graviel, der jüngere „war der faulste Mensch, den man sich vorstellen kann, und hatte, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, über das Mein und Dein sehr unbestimmte Begriffe“. (Musters 1873:54f.)

1865 reiste Casimiro erneut nach Buenos Aires, wo ihn die Regierung zum Oberhäuptling der Tehuelchen ernannte, ihm den Rang und Sold eines Oberstleutnants zuerkannte und vorsichtshalber den Sekretär Mendoza mitgab, der bald in der Gegend von Santa Cruz verschwand.¹

Casimiro verfiel dem Alkohol, verlor an Besitz und Ansehen und war bei Musters' Anwesenheit so arm, „daß er für sich, sein Weib, seine Tochter und seinen Sohn nur zwei Pferde, Reitzug aber und sonstige Sachen kaum noch besaß“. (Musters 1873:55) Die Händler Don Luiz und Mr. Clarke halfen ihm laut Musters, allerdings tauschte er jeden Besitz gegen Alkohol. Casimiro lebte nicht mehr im Toldo, sondern in einer Hütte der Handelsstation.

Musters überredete den Trunkenbold, mit ihm zum Rio Negro zu ziehen, er brauchte jemanden, mit dem er reden konnte und Casimiro war der spanischen Sprache mächtig und erwies sich im nüchternen Zustand auch als gewandt, verständig und schlau, war aber unbeständig und unzuverlässig.

„Dieser echte alte Blaubart sagte mir, er sei sechsmal verheirathet gewesen; wenn alle seine Weiber dem Äußern und dem Gemüthe nach so waren wie die letzte, so darf man sich gewiß nicht wundern, wenn er die früheren fortschaffte; denn eine häßlichere, schmutzigere, trotzigere alte Hexe belastete noch nie die Erde mit ihrem Gewicht; dieser letztern Qualität oder Quantität wegen verließ sie wahrscheinlich, wenn sie es irgend vermeiden konnte, nie ihre Zimmer.“ (Musters 1873:56)

Durch seine „ausgedehnte Verschwägerung mit allen Häuptlingen, unter welchen sich auch Rouke und Calficurá befanden,“ hatte Casimiro zudem bedeutenden Einfluss. Casimiro war auch sehr geschickt in der Anfertigung von Sätteln, Pfeifen, Sporen, Lazos und anderen Gebrauchsgegenständen. (Musters 1873:53-56) Nicht nur Musters profitierte von Casimiro, sondern der Indianer selbst erhielt während der Reise noch einmal einen gewissen Stellenwert in seiner Gesellschaft. Danach verfiel

¹ siehe S. 145

er allerdings gänzlich dem Alkohol und starb 1874 einsam, arm und ohne Nachfolger, wahrscheinlich wurde er ermordet. (Martinic 1995:349) Eine Briefmarke mit der Aufschrift „*Casimiro Biguá, cacique de San Gregorio*“ erinnerte nach seinem Tod an ihn. (Caillet-Bois 1942/3:39)

Im Zelt mit Orkeke

Im Laufe des Winters besuchten die Indianer vom Rio Chico dann und wann die Handelsstation Pavón und Orkekes Vorbehalte gegen Musters ließen allmählich nach. Orkeke konnte beobachten, dass Musters sowohl sein Pferd als auch sich selbst versorgte, dass er an allem teilnahm und selbst im Freien, nur von seinem weiten Guanakomantel geschützt, schlafen konnte. Zusätzlich setzte sich Casimiro für den Leutnant ein und als gegen Ende Juli der Mangel an Wild die Indianer zum Weiterziehen zwang, der angekündigte Schoner aber noch nicht aufgetaucht war, entschloss sich Musters ins Quartier der Indianer zu wechseln. Am 7. August 1869, als eine Gruppe der Indianer vom Rio Chico zu Besuch kam, war es soweit. Musters kaufte sich ein drei Jahre altes, kürzlich zugerittenes Pferd und brach in Gesellschaft der vier ihm bereits gut bekannten Indianer Orkeke, Campan, Cayuke und Tankelow in Richtung Norden auf, Casimiro folgte mit seiner Familie etwas später. Die Indianer liehen Musters ein zweites Pferd. (Musters 1873:65f.)

Orkeke war eine imponierende Erscheinung, sechs Fuß hoch, mit einem muskulösen Körper ausgestattet, behende, wenn er sich aufs Pferd schwang und ausdauernd wie ein junger Mann. Nichts ließ vermuten, dass er sein sechzigstes Lebensjahr schon überschritten hatte. Sein Haar war schwarz und dicht, seine geistvollen Augen glänzten, die Adlernase und die dünnen Lippen gaben dem Gesicht einen gedankenvollen, ernsten Ausdruck. Der kinderlose Mann schenkte seine Liebe einem kleinen Dachshund und seinen Neffen und Nichten. Nach außen hin betrug er sich misstrauisch und sehr ernst, in vertrauter Gesellschaft konnte er aber lachen und schwatzen und oft kräftige, ergötzliche Sprüche von sich geben. (Musters 1873:41-43) Musters gewann das Vertrauen dieses Mannes und durfte sich der Gruppe anschließen.

Orkeke, der eigentlich Olkenken hieß, erlangte im Jahr 1883 in Argentinien hohen Bekanntheitsgrad. Er und seine Gruppe nahmen nicht an dem „Eroberung der Wüste“ genannten Krieg teil. Ein Grund lag darin, dass Orkeke kriegerischen Auseinandersetzungen auswich, ein anderer in seiner Feindschaft mit dem Kaziken Sayhueque. Orkekes Gruppe lagerte friedlich 15 Meilen vom Deseado entfernt, als sie im Morgengrauen von einem Trupp Soldaten unter Leitung des neuen patagonischen Gouverneurs Winter überfallen wurde. Die Indianer, eine unbedeutende, kleine Gruppe von 17 Männern, 37 Frauen und Kindern mit 50 Hunden und 200 Pferden, wurde gefangen genommen und mit dem Schiff Villarino nach Buenos Aires gebracht. Dieser Tatbestand erregte dort die gerechtfertigte Aufregung der Bevölkerung und ebenso gerechtfertigten Tadel, denn diese friedlichen Leute, die einzigen Bewohner einer immensen Einöde, die nicht wie die Pampas und Ranqueles gegen die Weißen gekämpft, sondern sich friedfertig in ihre Heimat zurückgezogen hatten, fielen einer bedauernswerten Verwechslung mit einer Gruppe nördlicher Tehuelchen, die in Appaleg gekämpft hatten, zum Opfer.

Die Ankunft der Gruppe gestaltete sich als Sensation. Orkeke wurde dem Präsidenten Roca vorgestellt, der ihn mit 500 Pesos und Havannazigarren gastlich beschenkte, die wissenschaftliche Gesellschaft lud die ganze Gruppe zu einer Theatervorstellung von „Mephistopheles“ ein, wo Orkeke und seine Frau einen Ehrenplatz auf dem Balkon einnahmen „notables ambos por su tamaño extraordinario, sujeto el pelo por vincha roja“. Beim ersten Zwischenakt gaben die Tehuelche im Proszenium eine Gesangseinlage, danach wurde ein Festessen ausgerichtet, bei dem Orkeke einen Orden erhielt und alle mit Ketten und Konfitüren beschenkt wurden. Ramón Lista, der Orkeke von seiner Reise durch Patagonien kannte, bei er aus dem Mund des sympathischen Kaziken über die Christen hörte, sie seien „*hombres buenos, de corazon bueno*“, hielt eine Lobrede. (Lista 1880:64) Weiters wurde für die Indianer eine Stadtbesichtigung organisiert, eine Einladung in einen Eissalon und eine Zirkusvorstellung ergänzten das Bild. Die Krönung aber bildete eine Einladung Orkekes ins Kaffee de Paris, bei dem er seine erstklassigen Feinschmeckerkünste präsentierte und bei seinem Trinkspruch in Tehuelche betonte, dass er ein Freund der Argentinier sei, der niemals gegen sie gekämpft hätte, schon deshalb nicht, weil er sich nicht nutzlos der Gefahr des Sterbens aussetzen wollte.

Der Aufenthalt erstreckte sich über einen Zeitraum von mehr als einem Monat, aber das Leben in der Zivilisation hatte für Orkeke fatale Konsequenzen. Der hübsche, gesunde 70jährige erkrankte an einer Lungenentzündung, der er binnen 10 Tagen im Spital erlag. Es sollte ihm ein ehrenvolles Begräbnis in einem schönen Sarg zuteil werden, aber das gefiel den Indianern nicht, sie verlangten, dass man ihm das Fleisch von den Knochen löste und ließen das Skelett aufstellen. Es sollte später im Museum de la Plata als „fossil representativo de la raza de gigantes“ aufgebaut werden, man konnte es jedoch nirgendwo auffinden. So starb Orkeke, „el más simpático de los últimos caciques, y el más nacionalista, ya que siempre se había mantenido leal al gobierno“, meinte Caillet-Bois (1942/3:37-39)

Die wallisische Kolonie am Chupat (in Chubut)

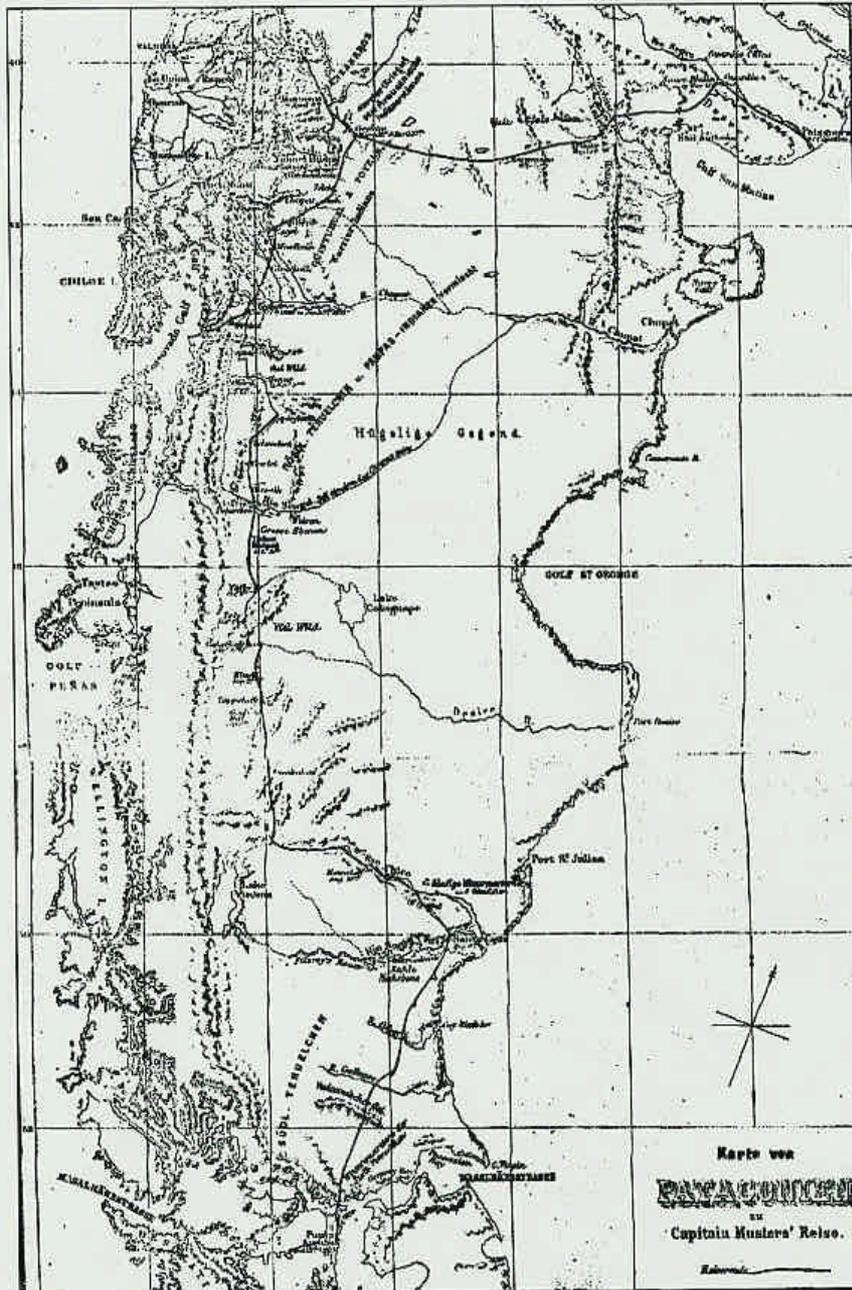
Im November lernte Musters Hinchel, den Kaziken einer Gruppe nördlicher Tehuelche¹, kennen. Über ihn und seine Gruppe schrieb er:

„Die unter Hinchel's Befehl stehenden nördlichen Tehuelchen halten sich gewöhnlich in der Gegend auf, die zwischen dem Rio Negro und dem Flusse Sengel liegt, und besuchen jährlich einmal, um den Juli herum, die Ansiedlung Patagones, wo sie in der Regel kurze Zeit verweilen; nur so lange nämlich; als nöthig ist; damit sie ihre Pelze und Federn umtauschen und die Häuptlinge gleichzeitig ihre Rationen Stuten, Rinder, Ponchos, Yerba, Tabak u.s.w., welche die Regierung von Buenos Aires ihnen bewilligt hat, in Empfang nehmen können. Zu der Zeit, als wir sie trafen, im November, war außer einigen Stuten und buntfarbigen Ponchos nicht mehr viel von dem zu sehen, was sie bei ihrem Besuch in Rio Negro im August gewonnen hatten. Hinchel besaß jedoch zwei oder drei Stück Rinder, die, wie man sagte, am obern Ende des Chupat-Thales gefangen worden waren, und die muthmaßlich sich verirrt haben und den wallisischen Ansiedlern gehören sollten. Einige Indianer hatten auch noch ein wenig Yerba übrig und Tabak in Fülle, und bei der Bewillkommnung trugen Viele farbige Ponchos, Chiripas, und Manche lederne Stiefeln. Mit Waffen waren sie leidlich gut versehen, mit Flinten und Revolvern in dem Verhältnisse, daß ungefähr auf vier Mann ein Gewehr kam.“ (Musters 1873:120)

Musters wurde von Hinchel, den er bald schätzen lernte, liebevoll empfangen und fand die Unterhaltung mit ihm sehr anregend. Zwei Tage nach der Ankunft der nördlichen Horde trafen die Indianer vom Chupat ein. „Die Meisten von ihnen waren

¹ Eher handelt es sich nach Casamiquela (1965:52-54) um nördliche Aónikenk.

Musters Reiseroute durch Patagonien



Karte aus Musters 1873

junge Männer von Pampa²- oder von gemischtem Pampa- und Tehuelche-Geblüt, aber es gab in ihren Reihen auch einige reine Tehuelchen;“ (Musters 1873:123)

Die Neuankömmlinge bewohnten beinahe dasselbe Gebiet wie Hinchels Gruppe, aber sie hielten sich näher zur Meeresküste, wo viele von ihnen die wallisische Kolonie am Chupat zu Handelszwecken besuchten. Mit den ehrlichen wallisischen Kolonisten konnten die Indianer sicherer und angenehmer handeln als mit den „Christen“ vom Rio Negro.

„Auch diese Leute fühlten es gar sehr, mit welcher Menschenfreundlichkeit die Bewohner von Chupat einen Indianer, wenn er von Rum betrunken ist, zudecken oder in ein Nebenhaus schaffen, wogegen in Rio Negro die einzige Aufmerksamkeit, die man ihm widmet, darin besteht, daß man ihn vollständig auszieht und plündert.“ (Musters 1873:123)

Die Bevölkerung von Chubut hatte aber auch allen Grund, den Tehuelche freundlich gesinnt zu sein. Nachdem sich im Jahr 1865 dort mit Frauen und Kindern insgesamt 152 Leute angesiedelt hatten, waren sie in der ersten Zeit auf die Zuwendungen der Indianer angewiesen. Ohne die Versorgung mit Fleisch, Mänteln, Guanakofellen und später mit Pferden und Rindern hätten sie möglicherweise nicht überlebt. Im Gegenzug erhielten die Indianer nach der Weizenernte Brot von ihnen. 1884 gab es bereits 1200 Einwohner in Chubut. (Leonor del Real in Caillet-Bois 1944:73-76)

Tschiffely schrieb über das Zustandekommen dieser Kolonie: Als die englischen Walliser auf Landsuche waren und dabei auf Nichteinmischung in ihre eigenen Angelegenheiten durch die Regierung bestanden, schieden die meisten in Betracht kommenden Länder von vornherein aus und so fiel die Wahl auf Patagonien,

„dessen weite Gebiete zu jener Zeit noch eine Art Niemandsland waren, denn vom Rio Negro bis zur Magalhaes-Straße hinunter, auf einer Strecke von fast tausend Meilen, wohnte kein Weißer. Wenn man sich vor Augen hält, daß die Indianer damals immer noch auf dem Kriegspfad waren und Einfälle bis weit in die Provinz Buenos Aires hinein machten, bekommt die Tatsache, daß dieses Land für eine Walliser Siedlung ins Auge gefaßt wurde, etwas Unglaubliches, Groteskes und Tollköpfiges.[...] Wenn man bedenkt, daß die argentinische Regierung Patagonien bis dahin nur auf den Karten in Besitz genommen hatte, während das Land in Wirklichkeit den Indianern gehörte, die den weißen Eindringlingen noch weit nördlich vom Rio Negro das Leben nicht gerade leicht machten, mutet es wie ein Witz an, daß

² Mit Pampa meint Musters nördliche Tehuelche.

sich die Walliser um Erlaubnis zur Ansiedlung an die argentinische Regierung wenden mußten. Nach dem natürlichen Recht hätten nur die Indianer das Land weggeben können, und dieses Recht wurde noch durch die Tatsache verstärkt, daß damals noch niemals weiße Truppen bis in diese Gegenden vorgedrungen waren.“ (Tschiffely 1940:56)

Die ersten Walliser siedelten sich also bei Chubut an und hatten mit den Indianern keine Auseinandersetzungen, sondern es bildete sich im Laufe der Zeit ein reger Tauschhandel von durchaus freundschaftlicher Gesinnung getragen, heraus. Als die Siedler von Chubut zu Beginn unter Hungersnot litten, hielten die Indianer sie mit ihren unentgeltlichen Fleischlieferungen am Leben. Auch das Zureiten der Pferde und den rechten Gebrauch von Lassos und Boleadoras auf der Jagd lernten die Siedler von den Indianern. Zum Beweis für die friedliche Gesinnung der Indianer erzählte Tschiffely folgende Geschichte eines Ansiedlers:

„Als der Siedler einmal mit einem wildaussehenden Eingeborenen sprach, kniete dessen Frau plötzlich neben ihm, dem Erzähler, nieder und begann, einen Riß in seinem Hosenboden zu flicken. Ohne ein Wort zu verlieren, hatte die Frau eine Nadel, die aus einem langen Dorn gemacht war, hervorgeholt, ein Stück dünn geschnittener Straußensehne eingefädelt und den Riß sauberlich vernäht.“ (Tschiffely 1940:61)

Musters lernte in Patagones einen Zimmermann namens Humphrey kennen, der die Kolonie am Chubut verlassen hatte. Mit diesem Weggang hatte er recht gehandelt, denn Jackechan informierte Musters, dass er Ansiedler „Gras essen“ gesehen und einige gelehrt habe, Bolas herzustellen und damit zu jagen. Und trotz dieses Entgegenkommens betrachtete derselbe Kazike die Ansiedler als Eindringlinge in sein Gebiet und gestand offen,

„daß er die Absicht habe, künftig einmal Bezahlung zu verlangen – und bei einer Pachtverweigerung würde in einem solchen Falle sicherlich sehr kurzer Prozeß gemacht werden, man würde das Vieh fortreiben und überhaupt auspfänden.“ (Musters 1873:334)

Jackechan schlug Musters übrigens vor, er solle in der Nähe des Chubut ein Handelshaus gründen und der Engländer konnte das nach seinem Aufenthalt in Patagones durchaus verstehen.

„Dieser schlaue Indianer überlegte wohl, daß, wenn in jener Gegend ein Handelshaus errichtet wurde, der ganze indianische Handel den Bewohnern von Patagones, die, wie allbekannt, falsche Gewichte benutzten und außerdem auch

noch für alle Waaren, die sie den Indianern lieferten, übertriebene Preise ansetzten, würde aus den Händen genommen werden.“ (Musters 1873:293)

In den ersten Jahren durften die Walliser alleine schalten und walten, ohne dass sich die argentinische Regierung eingemischt hätte. Als aber die Kolonie immer wohlhabender und größer wurde, schickte sie im Jahre 1875 Beamte nach Chubut, um die dortige Verwaltung zu übernehmen.

„Um diese Zeit drängten die Regierungstruppen vom Norden und besonders von den Vorbergen der Anden her die Indianer allmählich immer weiter nach Süden, denn Paraguay hatte inzwischen durch die vereinigten Armeen von Argentinien, Brasilien und Uruguay eine schwere Niederlage erlitten, sodaß wieder Soldaten zur ständigen Bekämpfung der Indianer verfügbar waren.“ (Tschiffely 1940:62)

Wallisische Ansiedler gab es auch am Rio Negro, allerdings zogen nur wenige das Tal dieses Flusses der Ansiedelung am Chupat vor. (Musters 1873:318)

Die Beratungen der Tehuelche und Manzaneros

Musters erlebte zwei Parlamenti. Beim ersten wurde „Casimiro zum commandierenden Häuptling der Tehuelchen erwählt“, Es wurde ferner ausgemacht, dass nach Ablauf der gerade stattfindenden Jagdsaison der „guanaco chico saison“ sich alle Anwesenden und die Indianer aus der Region Chubut an einem Ort namens Teckel treffen und von dort nach Las Manzanos marschieren sollten. (Musters 1873:121) In diesem Gebiet sollte wiederum die Vereinigung mit den „araucanischen Indianern“ stattfinden. Es handelte sich bei diesen um die schon öfter erwähnten „Pehuenchen“, einer von Araukanern durchsetzten Gruppe. „Die Beziehungen zwischen den Tehuelchen oder Tsonecas von Patagonien und den araucanischen Indianern von Las Manzanos waren früher keineswegs von friedlicher Beschaffenheit gewesen.“ (Musters 1873:121) Als die Araukaner nämlich, von der anderen Seite der Anden über Neuquén hinaus in die Gebiete der Flüsse Colorado und Negro eindringen, kam es zwischen ihnen und den Tehuelchen wiederholt zu Kämpfen, bei denen normalerweise die Tehuelche siegten, die eigentlich von sanfter Gemütsart waren und keine kriegerischen Absichten hatten, aber ihr Land, das sie wie ihre Westentasche kannten, verteidigen mussten. Schließlich aber kam es zum überraschenden Überfall bei Languiño, einer mit vielen Höhlen durchsetzten

bergigen Gegend, bei der die Tehuelche trotz heldenhafter Verteidigung unterlagen. Die Verwundeten, ihre Frauen und Kinder wurden gefangen genommen und der Ort des Geschehens erhielt seinen Namen „Ort der vielen Toten“. Nach den Erzählungen der Eingeborenen wird ein Mensch, der sich in der Nacht an diesen Ort verirrt, heute noch von den Schreien der Gefallenen gepeinigt. Tatsache ist, dass dieser nach Callet-Bois sehr unwirtliche und kalte Ort von Menschenknochen und Waffen übersät ist, der Schmerz der Toten aber ungehört verhallt. Nach dieser Schlacht begann die Vermischung der beiden Völker und die Tehuelche lernten von den Araukanern angeblich „el uso de un arma desconocida por ellos hasta entonces: las boleadoras y la bola arrojadiza“, die ihnen bis dahin noch unbekanntes Boleadoras kennen. (Trespailhié in Callet-Bois 1944:62f.) Tatsächlich war die Boleadora eine Waffe der Tehuelche und bei den Araukanern nicht in Verwendung.

Beim zweiten Parlamento in Las Manzanillas ging es um Calficuras Vorhaben, Bahia Blanca und die Grenze von Buenos Aires zu überfallen. Die Teilnehmer, besonders Linares und Casimiro hoben hervor, dass es vorteilhafter wäre, wenn Calficura die Ansiedlungen nicht überfiele, „da er sonst die wertvollen Pferde und Rinder, welche die Regierung von Buenos Aires ihm gebe, unvermeidlich verlieren werde, und daß es einträglicher sei, die jährlichen Rationen zu empfangen, als die Rio Negro-Ansiedlungen zu plündern und zu zerstören.“ Calficura sollte seine Feindseligkeiten auf Bahia Blanca beschränken. Choeque würde das nördliche Ufer des Rio Negro decken und Patagones im Norden schützen, Casimiro im Süden. Beide Seiten hielten sich an diese Übereinkunft. „Calficura rächte demgemäß das wirkliche oder vermeintliche Unrecht, das ihm widerfahren sein sollte, an den ‚Christianos‘ durch zwei verheerende Einfälle in Bahia Blanca, bei welchen er Beute und Gefangene fortschaffte.“ (Musters 1873:251) Später in England erfuhr Musters durch Briefe, dass der Friede wieder hergestellt und die Gefangenen ausgetauscht oder losgekauft worden waren.

Für Casimiro verfasste Musters übrigens ein Schreiben an die wallisische Kolonie am Chupat, in dem er sich nach Sätteln erkundigte, die zu seinen argentinischen Rationen gehörten. (Musters 1873:269)

Musters als Gesandter der Tehuelche

In der Nähe von Margenscho einigte sich die Gruppe, dass Musters die gefassten Beschlüsse der Indianer bei den Behörden in Patagones vorbringen sollte, da er sie besser darstellen und die augenblicklichen Bedürfnisse der Indianer besser präzisieren könnte. Einige Freiwillige boten sich in Erwartung eines ausgiebigen Trinkgelages zu seiner Begleitung an. Musters verfasste ein Schreiben die Rationen der Indianer betreffend, dem die versammelten Kaziken zustimmten. (Musters 1873: 275,280)

In Trinita traf Musters auf eine neue Gruppe von Indianern, die Teneforo, Patricio, Antonio und anderen kleinen Kaziken unterstanden und auf die Jackechan in der Nähe Margenschos gestoßen war.

„Diese vereinigten sich alle, schickten nach Patagones und erhielten Branntwein und andere Lebensbedürfnisse. Hierauf tranken sie, [...] zehn Tage lang, ohne daß jedoch Händel oder Kämpfe stattfanden – was den Häuptlingen zur Ehre gereicht. Nachdem sie einen Monat auf unsere Horde gewartet hatten, waren sie, wegen Mangel an Wild, aufgebrochen und in leichten Märschen hierher (nach Trinita) gekommen. (Musters 1873:288)

Teneforo war soeben in Patagones, wo er sich die ihm von der Regierung bewilligten Tiere holte. Seine Indianer waren reine Pampas, manche von ihnen standen im Dienste der argentinischen Regierung und mussten sich stellen, wenn Linares, der Häuptling der zahmen Indianer „indios mansos“ sie rief. Antonios und Patricios Indianer bestanden aus Tehuelchen und Pampas.

Für Antonio schrieb Musters einen Brief, worin um dessen Ration gebeten wurde. Dieser Kazike konnte nicht selbst zur Oberen Guardia reiten, da er seine Pferde im Sturm verloren hatte. Das entsprach zwar der Wahrheit, war aber nicht der eigentliche Grund, weshalb Antonio nicht selbst tätig werden wollte. Der wirkliche Grund bestand darin, dass Antonio auf der Straße nach Patagones einige Feinde hatte. (Musters 1873:288f.)

Als Musters endlich die Guardia erreichte, war er enttäuscht.

„Das erbärmliche Aussehen der vielbesprochenen Guardia vertrieb sofort die Vorstellungen, die ich mir nach den phantastischen Beschreibungen der Indianer von ihr gemacht hatte. Aber frühere Erfahrung über spanische Grenzstädte bewahrte mich vor Täuschung. Die Ansiedelung besteht aus einem kleinen Fort mit einem einzigen Geschütz, einem Cuartel oder einer Kaserne und einigen Häusern, die, eines oder zwei von Backsteine, die übrigen von Adobe gebaut, sich um das Fort herumdrängen. Sie sind fast alle, wenn nicht gar sämtlich, ‚Pulverias‘ oder Groglocale und Kaufläden, zum Handel mit den Indianern bestimmt, zu deren Ueberfahrt ein Boot vorhanden ist. Auffallenderweise fehlt hier etwas, das man in Grenzstädten gewöhnlich zuerst sieht – eine unvollendete Kirche; für die Bedürfnisse der Seele ist in der Guardia nicht gesorgt.“ (Musters 1873:299)

Der erste Eindruck täuschte nicht. Musters fühlte sich nicht freundlich begrüßt, gab aber zu bedenken, dass vielleicht sein zottiges Haar und seine Anzug nicht sehr vorteilhaft waren. Eines seiner Pferde mit Sattel, Lasso und allem wurde von einem der zivilisierten Einwohner gestohlen, dazu wurde ihm auch noch mitgeteilt, dass es in der hiesigen Gegend gefährlich wäre, des Nachts ohne ausreichende Bewaffnung Leuten zu begegnen. Musters machte sich allerlei Gedanken über die Wohltaten der Zivilisation für die Indianer. (Musters 1873:300f.)

Die Tehuelche hielt der Engländer für freundliche, gutgelaunte, plötzlichen Antrieben folgende Naturkinder, die gegen Fremde, besonders aber gegen solche spanischer Abstammung, die sie Christianos nannten, misstrauisch waren. Dies war „kein Wunder, wenn man bedenkt, welche Behandlung, welche hinterlistige Grausamkeit und spitzbübische Räuberei sie bald von Seiten der Eindringlinge, bald von den Colonisten erfahren haben.“ (Musters 1873:198)

Diese untereinander ehrlichen und rücksichtsvollen Indianer behandelten Musters wie ihresgleichen, deshalb fühlte er sich bei ihnen, „so lange als sie Nichts zu trinken oder keine Kämpfe hatten, weit sicherer als später in Rio Negro“ [d.h. in Patagones]. (Musters 1873:200) Aber Fremden gegenüber verhielten sich die Indianer nicht so edel, sie nahmen in den Kolonien ohne weiteres ein verirrttes Pferd mit oder eigneten sich allerlei Kleinigkeiten wie z.B. eiserne Nägel an. Unter dem Einfluss des Alkohols verhielten sich die Indianer, die in ihrer heimatlichen Wildnis ihre Sitten streng befolgten, enthemmt und ungeniert. Allerdings konnte Musters bei seinem Abschied vor Verlassen des Landes erleichtert feststellen:

„Im Ganzen genommen betrogen die Indianer sich in der Ansiedelung sehr gut. Ich sah selbstverständlich manchen Betrunkenen, aber es war nicht ganz so schlimm,

als ich erwartet hatte. Einer wie Alle nahmen höchst herzlichen Abschied von mir und baten mich dringend, so bald als möglich wieder, wie sie es nennen, nach der Pampa zu kommen. Jackechan war einer der Letzten, die Abschied nahmen.“ (Musters 1873:333)

Sie waren aber recht gut im Stande, die schlechten Wirkungen des Alkohols zu beurteilen und nahmen deshalb ihre jungen Frauen und Mädchen nicht in die Ansiedlungen am Rio Negro mit. Außerdem stellte Musters mit Wohlwollen fest, dass die jungen Burschen der Tehuelche dem Branntwein mit Abscheu gegenüberstanden und hoffte, dass sich diese Enthaltbarkeit weiter verbreiten würde. Den ersten Eindruck der Stadt Patagones beschrieb Musters so:

„Der Anblick derselben war von ferne, wenn sie auch etwas unregelmäßig aussah, doch ziemlich imposant; das Fort und die Gebäude auf dem nördlichen Ufer; die auf einer Anhöhe liegen, traten auffallend hervor, während auf dem südlichen niedrigen Ufer die (selbstverständlich unvollendete) Kathedrale und die englische Missions-Station die bemerkenswerthesten Gebäude waren.“ (Musters 1873:302)

Musters begab sich zu Dr. Humble, dem Missionar und Arzt der Siedlung und suchte danach Oberst Murga auf, um das Anliegen seiner indianischen Freunde vorzubringen, stieß aber bei diesem auf einen Mann, dem nur seine eigenen Interessen wichtig waren. (Musters 1873:303f.) Einige Tage später ließ der Oberst Musters, den er wegen seines Einsatzes für die Rechte der Indianer argwöhnisch betrachtete, zu sich rufen, um ihm mitzuteilen, dass die Indianer die ihnen gebührenden Rationen erhalten sollten; Stuten könne er hingegen auf keinen Fall senden. Die Rationen, die die argentinische Regierung den Indianern zukommen ließ, waren zwar sehr großzügig, die Indianer machten sie, zum Unterschied von den Händlern, die sich, aus der Spiel- und Trunksucht der Indigenen ihren Vorteil nutzend, kräftig bereicherten, dennoch nicht wohlhabend.

„Da der Groß-Cacique seinen jährlichen Gehalt, der 200 Kühe, 100 Stuten, 500 Schafe und eine Quantität Kleider und Yerba betrug, mehrere Jahre nicht bezogen hatte, so kann man sich wohl denken, daß er, wenn er ehrlich behandelt wurde und klug war, bei seinem Besuche zum Lohn für seine Mühe ein ebenso reicher als mächtiger Cacique werden mußte. Bei seinem vorhergehenden Besuche hatte er eine Menge Rinder und Schafe zurückgelassen und einigen der zahmen Indianer übergeben, damit sie zunehmen und sich vermehren sollten; als er aber bei seiner Ankunft nach ihnen fragte, kamen leider nur eine kleine Heerde Schafe zum Vorschein; die übrigen waren, anstatt sich zu vermehren, von ihren Hütern verspielt worden. Die Freigebigkeit der Argentinier und die Größe der Gaben mag überraschend erscheinen, und der nominelle Werth, wie er der Regierung für diese jährlichen Gaben an die Indianer angerechnet wird, ist in der That sehr bedeutend.

Ich sah selbst 1000 Stück Rinder auf ihrem Wege zu Rouque vorbeiziehen, und Cheoeque erwartete 1200 Stück. Die Rinder wurden durch Lieferanten vom Tandil herabgebracht. Das Geschäft dieser Leute muß ebenso einträglich sein wie das der amerikanischen Armee-Lieferanten; denn die Indianer lassen sich bisweilen, wenn sie nüchtern sind, und noch öfter, wenn sie berauscht sind, bewegen, sich für eine reine Lappalie von ihrem eben erst erworbenen Besitz zu trennen, die Rinder kehren in die Hände der Händler zurück und dienen noch einmal als Ration vielleicht für denselben Cacique. Auf diese Weise haben die Indianer nur wenig Nutzen, während die Regierung viel bezahlt und die Lieferanten und andere Agenten reich werden; die Indianer und die Regierung werden, wie es scheint, für Tauben gehalten, die man natürlich auf jede ungefährliche und gesetzlich erlaubte Weise rupfen muß.“ (Musters 1873:330f.)

Häufig war Musters Gast bei Dr. Humble, dessen Kirche an Sonntagen voll war, aber Musters vermutete nicht ganz zu Unrecht, dass einige nicht den Priester, sondern den Arzt aufsuchten. „Was die Mission betrifft, so waren dem Anschein nach die Bekehrten nicht zahlreich; ja, ein indianisches Mädchen, das die Magd und Amme machte, schien die einzige zu sein.“ (Musters 1873:308f.)

Im Jahr 1832 hatte Patagones nicht mehr als 800 Einwohner, Muster schätzte sie 1870 auf rund 2000, die in vier sehr deutlich unterscheidbare Klassen geteilt waren:

- „1. die Nachkommen der ursprünglichen und alten spanischen Ansiedler;
2. die neueren fremden Einwanderer;
3. die Neger, und
4. die aus der argentinischen Republik hierher gesandten Verbrecher“ (Musters 1873:309)

„Die Ansiedler von Carmen trieben abwechselnd mit den Indianern Handel und wurden dann wieder von ihnen geplündert; sie zogen den Gewinn, den dieser zweifelhafte Verkehr brachte, dem gefährlichen, wenn auch einträglichem Walfisch- und Seehundsfange vor. Daß die Feindseligkeit der Indianer mit der Concentration der spanischen Macht am Rio Negro Etwas zu thun hatte, geht aus einer Thatsache hervor, die in den spanischen Berichten geflissentlich weggelassen worden ist. Die Indianer bewahren genau eine Tradition des Inhalts; daß die ersten Colonisten in Port Desire¹ den Zorn der Eingebornen erregten, und daß diese einen erfolgreichen Angriff machten; die Colonisten zogen sich in die Kirche zurück und wurden dort sämtlich von den Eingebornen umgebracht. Die noch vorhandenen Gebäude und Fruchtbäume sind die einzigen Denkmäler, die aus der Zerstörung dieser Colonie übrig geblieben sind.“ (Musters 1873:313)

¹ Die Kolonisation am Puerto Deseado wird sonst nur mehr bei Lista kurz erwähnt.

Die von Musters beschriebenen Ansiedlungen und Guardias von Patagones lagen alle auf dem nördlichen Ufer des Rio Negro; die Südseite war bis zu dieser Stelle fast ganz in den Händen der zahmen und anderer Indianer.

„Die am meisten gefürchteten indianischen Horden sind die Araucanos unter dem Häuptling Rouque und die Pampas Calficura's, der sein Hauptquartier in den nahe bei Bahia Blanca gelegenen Salinas hat, während der erstere von der Umgegend der Insel Choelechel bis zur Cordillera streift.“ (Musters 1873:322)

Musters nahm an, dass Rouque unter dem Häuptling Cheoeque stand. Buenos Aires beschenkte Rouque mit einem Paar prachtvoller Steigbügel und verfolgte damit die Politik, ihn und Cheoeque von einem Anschluss an Calficura abzuhalten. Der hatte eine Kriegserklärung abgegeben und gab als Grund den Tod eines seiner Unterkaziken an, „der wirkliche Grund war jedoch wahrscheinlich der, daß die argentinische Regierung wegen der Räubereien, die einige seiner Leute begangen, sich geweigert hatte, ihm seine Ration Thiere wieder zu verwilligen“. (Musters 1873:323) Die Behörden planten, Calficura mit Hilfe einer großen Streitmacht unter dem Befehl Mitres zu vernichten; dieser Plan musste indessen durch Unruhen in Entre Rios aufgeschoben werden. Diesen Umstand machte sich Calficura zunutze, er

„griff an verschiedenen Stellen die Grenze an, führte, außer zahlreichen Rinderherden, Frauen und Kinder als Gefangene fort und überfiel und verwüstete zum Schluß die in der Umgegend von Bahia Blanca liegenden neuen Ansiedlungen; seine Indianer drangen kühn bis in das Herz der Stadt ein und kehrten mit reicher Beute zurück. (Musters 1873:323)

Patagones wurde nicht angegriffen,

- zum Teil dank der Verabredungen in Las Manzanas,
- zum Teil, weil die Tehuelchen sich nicht anschließen wollten
- und teilweise, weil die Behörden Rouque auf ihre Seite gebracht hatten.

„Der letztgenannte Häuptling spielte jedoch höchst wahrscheinlich mit zwei Karten; während er mit der einen Hand Rationen und Geschenke annahm, ließ er seine Leute an den Raubzügen theilnehmen und strich mit der andern Hand Beute ein.“ (Musters 1873:323)

- Ein weiterer Grund lag darin, dass sich in Patagones ein „Raubzug in großem Maßstabe“ nicht lohnte, weil die Zahl der Rinder und Pferde nicht überragend war. Kleinere Einfälle in Estancias kamen aber schon vor. (Musters 1873:323)

In Patagones waren auch „indios mansos“ angesiedelt, die im Dienste der Regierung standen. Diese Indianer zählten ungefähr „fünfzig Lanzen“ und wurden von Linares befehligt, der den Gehalt und die Rationen eines Offiziers der Armee bezog. Linares und seine vier Brüder waren zwar zuverlässige Leute, aber Musters bezweifelte, ob man ihnen im Falle eines vereinigten Einfalles der Indianer auch trauen könnte. (Musters 1873:324f.)

Die Erforschung des Landesinneren durch Moreno und Lista

Musters Bericht wurde bald bekannt und trug neben der einsetzenden Immigration aus vielen Teilen Europas zur Erforschung des Landesinneren bei. Ein solcher Forscher war der blutjunge Moreno, dessen eigentliches Interesse der Geographie und Prähistorie des Landes galt. Er unternahm fünf Reisen in das Innere Patagoniens.

- 1873 untersuchte er die Umgebung von Carmen am Rio Negro,
- 1874 unternahm er durch vier Monate Ausgrabungen vom Rio Negro bis zum Rio Santa Cruz,
- im September 1875 brach er von Buenos Aires auf, um das nördliche Patagonien bis Chile zu erforschen, er kam aber nur bis zum Nahuel Huapi
- im Oktober 1876 reiste er den Rio Santa Cruz stromaufwärts und
- bei der fünften Reise 1879 sollten die atlantische Küstenzone, das Innere Patagoniens und Feuerland erforscht werden. Für den ersten Abschnitt des gewaltigen Programmes war die Erforschung des Gebietes zwischen Atlantik und Anden im Gebiet zwischen den beiden Flüssen Rio Negro und Rio Chubut geplant. Am 11. November 1879 begann diese Reise, deren abenteuerliches Ende im März des darauffolgenden Jahres stattfand.

Im Oktober 1873 unternahm der erst Zwanzigjährige die erste Forschungsreise; diese und die Ausgrabungen 1874 brachten ihn auf die Idee, das Innere Patagoniens erkunden zu wollen. Bei dieser dritten Reise im Jahr 1875 verbrachte er einige Tage bei den Picunche, wo er an einem von den Kaziken Queupumilla, Yankamilla und Guempillo gehaltenen Parlamento teilnahm, bei dem es um die Umsiedlung der Indianer aus der Umgebung von Volcan „Javinas“ nach Rincon de la Espuela ging

und um deren Wunsch, mit der Regierung von Buenos Aires darüber Verhandlungen zu führen. Dieses erste Parlamente beeindruckte Moreno zutiefst. (Moreno 1876:4)

Bei einer Zwischenstation in Carmen de Patagones hatte Moreno Gelegenheit, Indianer der Mapuche, Tehuelche und der „Pampas verdadores“ oder Nordtehuélche zu beobachten. Die letzte Gruppe nannte sich laut Moreno *Gennaken* und bewohnte in früheren Zeiten die nördlichen Gebiete der Sierras Tandil und Ventana; es gab aber nur mehr wenige Reinrassige.

Mit dem Kaziken Miguel Linares, der ein Mestizo war, vier Indianern und seinem Assistenten machte sich Moreno, den Rio Negro flussaufwärts nach Manzanos auf. (Moreno 1876:5f.) Bei Neumuco (=stinkendes Wasser) in der Nähe der Sierra Colloncuro traf die Gruppe auf die ersten Tolderias. Die Bewohner gaben Moreno zu verstehen, dass sie über seine Ankunft schon vorinformiert waren und dass er und seine Begleiter sich der Todesgefahr oder zumindest einer Gefangennahme aussetzten, denn die Indianergruppen hätten sich in der Stärke von 4000 Lanzen zu einer Invasion gegen Patagones gerüstet. Moreno unternahm diese Reise tatsächlich in sehr unsicheren Zeiten, denn ein Jahr später begann der große „Wüstenfeldzug“ unter General Roca. Dank der Information überquerte die Forschergruppe bei der nächsten Furt den Fluss, um das gefährliche Gebiet zu verlassen. Am 30. Dezember traf er mit Shay-hueque, dem „Rey des las Manzanos“ zusammen. Das Hauptgebiet des Kaziken, der nach eigener Aussage nicht nur die Mapuche in dieser Region, sondern ganz Patagonien regierte, lag beim Rio Calefú.

Da Moreno wusste, dass die indianischen Bräuche eine Ankündigung durch Boten verlangten, schickte er zwei Männer zu Shay-hueque; die positive Antwort wurde ihm durch einen Sohn des Kaziken zuteil. (Moreno 1882:6) Der Kazike empfing ihn, mit seinen besten Kleidungsstücken versehen, zu Pferd, in Begleitung seiner Verwandten. Moreno die Hand gebend, lud er ihn ein, vom Pferd zu steigen und in sein Toldo zu folgen, während die Frauen mit einem monotonen Gesang über die schlechten Momente und Gefahren klagten, die der Reisende während eines so langen, gefährlichen Marsches erlebt hatte. Allein im Zelt gaben die beiden Männer einander die Hand, wobei Moreno auf seine Frage „amigo?“ zur Antwort bekam: „*Si, amigo, pues.*“ (Moreno 1876:9)

In diesem Moment trafen die übrigen Indianer im Zelt ein und ein Parlamento wurde abgehalten, bei dem Moreno erfuhr, dass Shay-hueque von den Einwohnern von Patagones nicht viel halte, Moreno ihn aber beeindruckte, weil er diese weite Reise auf sich genommen habe. Seiner Bitte, ihm den Weg nach Chile zu zeigen, könne er allerdings nicht nachkommen, denn er wisse genau, dass die beiden Regierungen in Argentinien und Chile die Niederschlagung der Indianer beabsichtigten. Er erhob auch den Vorwurf, dass die Weißen die Indianer in Randgebiete zurückgedrängt hatten und betonte seine übermäßige Güte, ihnen trotzdem ohne seine ausdrückliche Zustimmung die Niederlassung in Patagones und Chubut zu gewähren. Am Ende der Unterredung überreichte Moreno seine mitgebrachten Geschenke. Da er nicht die Erlaubnis erhielt, von diesem Punkt aus die Anden nach Chile zu überqueren, erbat er sich die Genehmigung, den Nahuel Huapi zu besuchen, um von dort nach Mendoza zu ziehen, indem er auf diese Weise das ganze indianische Territorium durchqueren konnte.

Moreno sah bei seinem Aufenthalt in der Toldería

- Briefe des Kaziken Namuncurá (=Fuß des Steines), in denen dieser versprach, Shay-hueque im Falle einer Invasion 3 – 400 Krieger seiner Ranqueles zur Verfügung zu stellen, obwohl er mit den Christen Verträge hätte und obwohl er von Shay-hueque selbst noch nie Hilfe erhalten hätte;
- außerdem warnte Namuncurá, sich mit dem Kaziken Reuque-Curá zu verfeinden, auch wenn dieser von den Christen größere Rationen bekäme als die übrigen
- und er empfahl, mit den Christen gute Beziehungen aufrecht zu erhalten.
- In einem Brief, der auf den 15. Mai 1874 datiert war, erfuhr Moreno, dass Shay-hueques Bruder Alverito Reumay im Begriff war, die Christen zu überfallen, weil die Regierung die indianischen Verträge nicht akzeptierte. Cuneco oder Juan José Catriel machte soeben einen Aufstand.
- Ein anderer Brief enthielt die Mitteilung, dass Shayhueque bereit war, Namuncurá mit all seinen Leuten zu unterstützen, wenn dieser eine Invasion in Bahia Blanca oder Patagones plane. Shayhueque sollte als Prinzipal die sieben indianischen Nationen dieser Gegenden leiten: die Araukaner, Picunche, Mapuche, Huilliche, Tehuelche, Agongure und Traro Huilliche, die sich unter dem Befehl von 84 Kaziken befanden (Moreno 1876:12f.)

Am 7. Jänner 1875 nahm Moreno an einer Besprechung teil, bei der „453 Lanzen“ dem Befehl der 5 Kaziken *Shay-hueque*, *Nun-Cucheuque*, *Molfinqueupe*, *Naguipichum* und *Yankakilque* unterstanden. Das Parlamento dauerte von fünf Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags. Der Rat der alten Anführer kam zu dem Schluss, dass Moreno nicht zu trauen wäre und ihm eine weitere Erkundung ihres Gebietes nicht erlaubt werden könne. Die Kaziken verlangten, dass er vorher für sie in Buenos Aires verhandeln müsse und zu diesem Zwecke unverzüglich nach Patagones zurückkehren solle. Sie hielten das für ein großzügiges Angebot. (Moreno 1876:13) Die Rückkehr wurde zunächst durch ausgiebige Feiern *Shay-hueques*, die immer mit ausgiebigen Trinkgelagen verbunden waren, die sich über mehrere Tage erstrecken konnten, hinausgezögert. Aber noch vor seiner Rückreise nach Patagones gelangte Moreno zum Nahuel Huapi. (Moreno 1876:14f.)

In den Jahren 1876/77 bei seiner vierten Reise lobte Moreno die freundlichen, gutmütigen *Ahonnekenkes*, wie er die Südtehuelche nannte.

„En los centros civilizados, generalmente no se conocen (ó no se quieren admitir) los instintos generosos del indio. Yo, que he vivido con ellos, sé que el viajero no necesita armas mientras habite el humilde toldo. No será atacado, á no ser en las borracheras, y si llega el caso raro de ser ofendido, lo será siempre despues de haber sido juzgado.“ (Moreno 1879:9)

In seinen romantisierenden Betrachtungen über die Tehuelche fand er nicht nur heraus, was schon Musters sagte, dass die Indianer in ihrem Land, frei vom Kontakt mit den Weißen ein völlig anderes Bild darboten als in den Städten, sondern er vermeinte, bei ihnen auch einen ungestörten Blick in die weit zurückliegende Vergangenheit der Menschheit („remoto pasado del hombre“) zu erhalten. Moreno sah im Tehuelchen das Musterbeispiel eines paläolithischen Menschen.

„En el trascurso de dos meses el viagero puede recorrer palpablemente 200,000 años y puede ver á su abuelo, armado unas veces de un filoso casco de piedra, disputando su alimento á las fieras y otras combatiendolas con las armas de acero que su nieto, llevado por la fuerza irresistible del progreso, ha conseguido fraguar, metamorfoseando, con la evolucion de su inteligencia, el cuchillo ó la flecha de sílex.“ (Moreno 1876/1879:227)

Auf seinen Reisen lernte Moreno auch Sam Slick, den Sohn Casimiro Biguás kennen und schätzen, der eines Tages bei einem Gelage in der Gegend von Chubut von

dem feuerländischen Indianer Chesco, der später Morenos Begleiter auf seiner Reise nach dem Lago San Martín war, meuchlings ermordet wurde. Moreno erkundete den Begräbnisplatz und beging in einer Mondnacht das Sakrileg, den Toten im Dienste der Wissenschaft auszugraben; seine Knochen wurden im anthropologischen Museum von Buenos Aires konserviert. (Moreno 1879:93,1882:12)

Auf dieser Reise gelangte Moreno bis zum damals noch namenlosen Lago Argentino und benannte den von den Indianern ängstlich verehrten und „con terror supersticioso“ gefürchteten Vulkan *Chalten* nach Fitz-Roy, weil dieser Forscher bis in diese Gegend gekommen war. (Moreno 1882:21)

In *Guerr-aiken* traf Moreno auf eine Gruppe stark betrunkenen Tehuelchen. Moreno bedauerte den Verfall dieser Menschen auf Grund des ihnen von den *cristianos* verkauften Alkohols. Dadurch hätten sie gar keine Möglichkeit, in das zivilisierte Leben einzutreten bzw. die angenehmen und nützlichen Seiten dieser Lebensweise kennenzulernen. Er war überzeugt, dass die Indianer als Gauchos oder Peones gute Dienste leisten könnten. Eine nicht gerade vielversprechende Aussicht für Menschen, die als Herren riesiger Gebiete nach ihren eigenen Vorstellungen zu leben gewohnt waren. Viel schlimmer war allerdings die allgemein herrschende Meinung, dass die Auslöschung der Indianer eine Notwendigkeit für die Zivilisierung Patagoniens wäre. Umherschweifende Indianer, die sich der Sesshaftigkeit verweigerten, hatten da nichts verloren.

„Se cree vulgarmente que para la poblacion de Patagonia es necesario la extincion del indio. Si este en su orgullo de salvaje no pide á la tierra lo que ella voluntariamente no le proporciona, es porque desprecia la vida sedentaria, prefiriendo ceder á la atraccion que en su cerebro ejercen los horizontes ilimitados del desierto, que los encamina á la vida nómada, porque la ambicion le es desconocida y porque le basta tener con que cubrirse y alimentarse para vivir contento.“ (Moreno 1879:453)

Morenos fünfte Forschungsreise 1879 brachte ihn in höchste Gefahr. Er brach am 11. November von Viedma aus auf, begleitet von einem Ingenieur, zwei Seeleuten, einem araukanischen Indianer und Leuten aus Valdivia, die eigentlich wegen Totschlages gefangen genommen worden waren und als Preis für ihre Freilassung die Aufgabe übernahmen, Moreno als Führer im Innern des Landes zu dienen. Zu der Menschengruppe kamen noch Pferde im Überfluss und 50 Stuten, um die Leute

zu ernähren. Einige Tage wanderte die Gruppe den Rio Negro entlang in Richtung Westen, als sie auf eine Karawane des Kaziken Shaihueque¹ trafen, deren 68 Leute vorgaben, in Sachen Handel unterwegs zu sein. Moreno wusste, dass sich gesuchte Mörder bei ihnen aufhielten. Die Lage erschien ihm ernst und er wandte sich an General Villegas, der sein Lager in Choelechoel aufgeschlagen hatte und sofort den Befehl erteilte, die 68 Indianer und ihre 400 Pferde gefangen zu nehmen. Moreno sprach seine Befürchtung aus, dass diese Handlung seine Forschung gefährden und den momentanen Waffenstillstand mit den Indianern in den Andengebieten unterbrechen könnte. Für ihn war das Leben eines Forschers ohnedies dem eines Soldaten gleichzustellen; die Aufgabe, die Flüsse, Berge und Wälder des Landesinneren zu erforschen, war zu dieser Zeit von vornherein ein gefährliches Unterfangen, unter den besonderen Umständen erhöhte sich die Gefahr noch um ein Vielfaches. General Villegas kam dem Forscher insofern entgegen, als er die Anzahl seiner Begleiter um zwei tapfere Veteranen, denen er voll vertrauen konnte, erhöhte. (Moreno 1882:25f.)

Auf seiner Reise kam Moreno zu der Tolderia des Kaziken Puitchualao, einem ungefähr sechzigjährigen Gününa Küne. Begrüßung und Abschied bei diesen Menschen nahmen Stunden in Anspruch, weil es für den Kaziken von großer Bedeutung war, seine Rednerfähigkeiten herauszustreichen. Im übrigen fühlte sich Moreno auch in den Zelten der nördlichen Tehuelche in die Steinzeit zurückversetzt. Bei den Quellen des Chubut (wahrscheinlich nicht allzu weit von Norquinco entfernt) traf Moreno auf weiße Siedlungen. Dort erfuhr er, dass die von ihm gesuchten Kaziken Inacayal und Foyel (schon von Musters her bekannt) sich weiter südlich aufhielten. Des weiteren wurde er gewarnt, dass er in unmittelbarer Nähe von 100 Kriegerern der Mapuches gesucht wurde. Ein alter Indianer empfahl Moreno, schnell den Rückmarsch in die östlichen Gebiete anzutreten, aber der Forscher suchte seine Tehuelchenfreunde auf. In Tecka, einer außergewöhnlich schönen Landschaft traf er auf sie. Hier wollte ihn eine Indianerin vergiften. Dank der sofortigen Einnahme von Opium überlebte Moreno den Anschlag, sein indianischer Reiseführer, der das Gift auch erhalten und sich lieber in die Behandlung eines Schamanen begab, starb aber. Die Indianerin, eine extrem eifersüchtige Frau Utracs, eines Sohnes von Inacayal,

¹ Beide Schreibweisen von Moreno

der mit Moreno befreundet war und diesen begleiten wollte, wollte mit dieser Gewalttat dessen Abreise verhindern. Das gelang ihr nicht. Moreno zog weiter, um den Übergang über die Anden bei Bariloche zu finden. Da wurden er und seine Gruppe von Araukanern Shayhueques umzingelt und gefangen genommen. Der Kazike wollte Moreno zwingen, die gefangenen Mörder am Choelechoel freizugeben, wozu dieser aber nicht bereit war. In einer Nacht und Nebelaktion entkam er auf einem Floß. Die Araukaner suchten zwar das Gelände ab, kamen aber nicht auf die Idee, im Wasser nachzuforschen, der Floßbau war ihnen unbekannt und Moreno hatte sich einige Tage zuvor beim Überqueren des Flusses mit voller Absicht sehr ungeschickt angestellt. (Moreno 1882:26-45)

Der Nahuel Huapi See konnte erst 1883/84, nachdem General Roca die Indianer über den Rio Negro nach dem Süden gedrängt hatte, wirklich erforscht werden. (Steffen 1929:20)

Während Moreno seine abenteuerlichen Forschungsreisen in erster Linie im Dienste der Wissenschaft unternahm, hatte Lista vorwiegend die Kolonisierung Patagoniens und seine politische Karriere im Auge. Im Anhang seines Buches „Mis exploraciones y descubrimientos en la Patagonia 1877 – 1880“ stellte er fest, dass dieses große Territorium bis jetzt auf Grund falscher Vorstellungen noch kaum besiedelt war. Der öde, wasserarme Küstenstreifen ließ nicht ahnen, dass das Landesinnere weit fruchtbarer war. Außerdem herrschte die Meinung vor, „dass das Land von ungastlichen Stämmen bewohnt wäre und man sich besser nicht hineinbegab. Lista gehörte nun zu jenen Leuten, die diese Ansicht widerlegten. Zu dieser Zeit lagen Argentinien und Chile noch immer im Wettstreit um das südliche Patagonien. Die Grenzziehungen waren noch nicht vollzogen.

Lista wies in seinem Buch auf frühere Besiedlungsversuche in Patagonien hin, wie auf die weit zurückliegende, missglückte Niederlassung durch Sarmiento Gamboa in „Port Famine“ in der Nähe von Punta Arenas, und die durch Thomas Falkners Werk angeregten Gründungen in Rio Negro, San José, Puerto Deseado und San Julian (A.Viedma). Von diesen hielt sich nur die Siedlung Patagones am Rio Negro, während die anderen Forts verlassen wurden. An diese erinnerten nur mehr Ruinen und in Puerto Deseado zusätzlich Apfel- und Weichselbäume. (Lista 1880:202f.)

Lista hob den früheren Seemann Luis Piedra Buena als einen der ersten, der es wagte, sich mitten im Land auf der Insel Pavon im Rio Santa Cruz als argentinischer Händler anzusiedeln, hervor. In seiner Nähe etablierten sich einige kleine Schaffarmen, der argentinische Händler selbst scheiterte aber an seinem Patriotismus. Ein anderer Besiedler, Herr Rouquand, musste seine Niederlassung am Santa Cruz aufgeben, weil der Gouverneur von Punta Arenas ihm alle seine Arbeiter mit verführerischen Versprechungen weglockte. Doch diese Ereignisse standen der fortschreitenden Besiedelung der Gegend nicht im Wege.

Neben Punta Arenas, auf das Chile sein Auge geworfen hatte, war die Kolonisierung in Chubut, die unter dem Schutz der argentinischen Nation im Jahre 1865 gegründet wurde, die erfolgreichste. Zum angegebenen Zeitpunkt lebten dort 800 Einwohner in ungefähr 130 Häusern. Wenngleich die Siedlung keinen Hafen hatte und in einiger Entfernung von der Küste lag, unterhielten die Einwohner doch einen regen Handel mit Tehuelchen und Araukanern; die größte Bedeutung lag indes in ihrer steigenden Weizenproduktion. (Lista 1880:204f.) Als bestes System für die weitere Kolonisation Patagoniens erachtete Lista (1880:206) die Etablierung von weiteren Schaffarmen in der verlassenen Gegend.

Zwei Jagdpartien in Patagonien

Wahrscheinlich durch die Lektüre von Musters' Buch angeregt, reisten zwei Engländer einige Jahre danach nach Patagonien, um hier zu jagen: der Straußenjäger Julius Beerbohm und die abenteuerlustige, englische Dame, Lady Florence Dixie.

Beerbohm langte im August 1877 im Hafen von St. Julian ein, von dort aus wanderte er mit einigen Begleitern nach Punta Arenas. Sein Interesse galt dem „Leben unter den Straußenjägern“, wie der Untertitel seines Buches lautet. Am Rio Chico stieß er mit seinem Begleiter Guillaume auf ein aus fünf Zelten bestehendes Indianerlager, jedes Zelt bewohnten bis zu 25 Menschen, neugierig schlenderte er umher und bald hatte er Kontakt mit den ebenso neugierigen Bewohnern. Er sah sich im Inneren einiger Zelte um. Zu seinem nahe gelegenen Feuerplatz zurückgekehrt, in Ruhe eine Pfeife genießend, erhielt er alsbald den Besuch einiger junger, hübscher Mädchen,

die sich Zucker und Zwieback holen wollten. Nach Erfüllung ihres Wunsches blieben sie noch eine kurze Weile, gerade so lang, dass sie der Höflichkeit Genüge taten, doch bald darauf wiederholte sich die Szene. Während des ganzen Abendmahles waren die Engländer von Männern, Frauen und Kindern umlagert, die alle ihr Verlangen nach Zwieback, Zucker oder anderen Dingen vorbrachten. Beerbohm und seine Begleiter befriedigten zwar nicht alle Wünsche, aber das verärgerte die Indianer nicht. (Beerbohm 1879:99-103)

Das zweite Indianerlager, das Beerbohm antraf, lag nördlich von Punta Arenas. Das Lager war größer und besser ausgestattet als das erste. Beerbohm und sein Begleiter Guillaume, die durch widrige Umstände ihre Pferde verloren hatten und am Rande ihrer Kräfte waren, wurden bald von Indianern umlagert und da einer von ihnen etwas spanisch konnte, war eine Verständigung möglich. Sie wurden von dem Kaziken Orkeke und seiner Frau, einer „ziemlich dicken, gutartigen Person“, freundlich aufgenommen. Als Orkeke von Beerbohm hörte, dass dieser und sein Begleiter seit Wochen weder Maté getrunken noch Pfeife geraucht hatten, meinte er in gebrochenem Spanisch: „No fumar, no tomar maté; muy malo!“, und lud sie selbstredend zu diesem Genuss ein. Für kurze Zeit fühlte sich Beerbohm wie im siebenten Himmel. (Beerbohm 1879:198-201)

So gutherzig sich Orkeke in diesem Punkt zeigte, war er nicht gewillt, Beerbohm und seinem Begleiter zwei Pferde zu leihen, damit sie Punta Arenas schneller erreichen könnten. Diese Bitte schien Beerbohm eine kleine zu sein, besaßen die Tehuelche doch etwa 2000 Tiere. Aber auch eine hohe Geldsumme konnte Orkeke nicht dazu bewegen: „Mi caballo, muy flaco, muy cansado“, war sein Kommentar. Er fügte noch hinzu, dass Beerbohm auf die Händler warten solle, die in ein paar Tagen vorbeikommen würden. „He could not understand that any one could possibly be in a hurry. Indians never are.“ Gewiß machte ihn die verzweifelnde Eile misstrauisch, vermutete der Engländer. Nach einer Weile vermittelte Orkeke Beerbohm zwar an einen anderen Tehuelchen, den Besitzer von 300 Pferden, der ihm die gewünschten Pferde beinahe geliehen hätte, aber aus Angst, sie nicht mehr zurückzubekommen, seinen Sinn änderte. Als Beerbohm daraufhin die Nerven verlor und fürchterlich fluchte, löste das bei den Indianern nur spöttisches Gelächter aus. In diesem Augenblick kam ein Kundschafter mit der Mitteilung, dass in einer Entfernung von nur

18 Meilen ein Weißer kampierte, der ihm sicher zwei Pferde leihen würde. Für diese kurze Strecke stellten sogar die Tehuelche Pferde zur Verfügung und Beerbohm suchte schleunigst das Weite, bevor Orkeke, dessen Familie er hastig mit ein paar Kleinigkeiten beschenkte, noch im allerletzten Augenblick anders disponieren konnte. (Beerbohm 1879:204-209)

Lady Florence Dixie unternahm 1879 ihre etwas ausgefallene Jagdpartie nördlich von Sandy Point (=Punta Arenas) in der Nähe des Hauptweges der Indianer, als sie eines Morgens vom Besuch einer Indianerin überrascht wurde. Diese hatte sich am Abend nach einem Streit mit ihrem betrunkenen Mann vom Lager entfernt. Daraufhin packte die englische Reisegesellschaft in der Befürchtung, dass die Indianer bald kommen könnten, um sich an ihrem weit verstreuten Hab und Gut zu bedienen, hastig ihre Sachen zusammen. Schon eine Viertelstunde später erschienen zwei Indianer, setzten sich seelenruhig, die abweisenden Blicke der Gesellschaft missachtend, ans Lagerfeuer. Fünf Minuten später erschienen weitere ungebetene Gäste. Alle machten es sich rund um das Feuer gemütlich. Ihre Bitte um Kaffee wurde aber von den misstrauischen Weißen, die die ganze Zeit sorgsam ihre Sachen bewachten, nicht erfüllt. Als sie nicht mehr aus noch ein wussten, hatten die Teilnehmer der Jagdpartie endlich die Idee, den Indianern Whisky anzubieten, wenn sie bereit wären, damit den Platz zu verlassen. Damit zeigten sich die Tehuelche zum Erstaunen der Lady zufrieden; die Jagdgesellschaft verdoppelte indessen ihre Bemühungen, den Platz schleunigst zu verlassen. Übrigens stahlen die Indianer nichts. (Dixie 1880:81-84)

Obwohl die exzentrische Lady zum Unterschied von Beerbohm Musters' Hinweise für den Umgang mit den Tehuelchen nicht einmal teilweise beherzigte, passierte nichts. Hier die Empfehlung, die sich nicht nur im Umgang mit Indianern bezahlt macht.

„Zeige nie Mißtrauen gegen die Indianer; sei für Dein Hab und Gut ebenso unbesorgt und mit demselben ebenso freigiebig, wie sie unter einander sind. Verlange nie, daß man Etwas für Dich mache: fange und saddle Dein Pferd immer selbst. Thue nicht, als wärest Du besser als sie, denn sie begreifen es nicht – es sei denn, daß Du Deine Ueberlegenheit irgendwie deutlich beweisen kannst. [...] Mit einem Worte, je nachdem Du sie behandelst, werden sie Dich behandeln.“ (Musters 1873:201)

Ursachen für den „Wüstenfeldzug“

Zu diesem schlimmen Kapitel argentinischer Geschichte gehört eine längere Vorgeschichte. Die Gründung von Bahia Blanca 1828 und das Vorrücken der Frontera unter Rosas in den Jahren 1832/33 erzürnte die Indianer. Der größte Teil der Provinz Buenos Aires war ihnen verloren gegangen. Praktisch hatte das freilich für die dort lebenden Gruppen noch wenig Bedeutung, weil große Teile der eroberten Gebiete noch nicht fest besiedelt waren. Eine Zeitlang kam es höchstens zu kleineren Konflikten. Diese dort lebenden Indianer

„waren oft geschätzte Bundesgenossen der Argentinier auf Kriegszügen gegen die ‚freien Gruppen‘ der Pampa und in den Kämpfen der einzelnen Parteien in den Bürgerkriegen. Sie bildeten aber ein für die argentinische Regierung äußerst labiles Bevölkerungselement, da ständig eine große Anzahl von Individuen zwischen den Gruppen im ‚unkontrollierten‘ Teil der Pampa und ihrem Wohnsitz innerhalb der Grenzlinien hin- und herpendelte. Mehrfach fielen ganze Gruppen dieser ‚Bundesgenossen‘ ab, was schwere militärischen Niederlagen der argentinischen Truppen nach sich zog.“ (Liedtke 1984:188, sich auf Schoo Lastra 1939:80ff. berufend)

Unter die Indianer mischte sich auch ein weißer Bevölkerungsanteil als Antwort auf politische oder strafrechtliche Verfolgung durch die argentinischen Behörden. Das hatte eine militärische Stärkung der Ureinwohner zur Folge, beschleunigte aber wohl ihre Zersetzung. Die indianische Bevölkerung vereinigte sich in Konföderationen. Drei große Gruppen traten den Weißen entgegen,

1. die Ranqueles, die die Pampa vom 35. bis 36. Grad südlicher Breite bewohnten, die Nordgrenze lag am Rio Quinto. (Liedtke 1984:190)
2. Südlich davon gab es die Pampaföderation unter dem Araukaner Calfucura, der sich sehr oft mit den Ranqueles gegen die Argentinier vereinte. Dabei handelte es sich selten um ausgedehnte Beutezüge, sondern um Verteidigung der eigenen Gebiete gegen die vorrückende Frontera. Calfucura bewohnte die wertvollen, großen Weideplätze um Guamini und Carhue, die denselben Wert hatten wie früher die Gebiete von Tandil und von den Indianern auf das Heftigste verteidigt wurden. (Liedtke 1984:192,197)
3. Die Manzaneros unter dem Kaziken Shayhueque waren die dritte große Gruppe. Vom Parlamento, an dem Musters teilnahm, ist bekannt, dass sie um 1870 die Teilnahme an einem von Calfucura geplanten Überfall verweigerten. Schoo

Lastra (1939:121) meinte, dass Shayhueque und Casimiro „trotz der großen Entfernung, die sie von den Zentren der Zivilisation trennte“, „Freunde der Weißen“ waren; ich meine, dass sie wegen der großen Entfernung „Freunde“ sein konnten. Außerdem wurde ihnen die Weigerung, gemeinsame Sache mit Calficura zu machen durch extra hohe Rationen abgegolten.

Die weiße Bevölkerung Argentiniens, durch Bürgerkriege selbst dauernd im Zwist, war den Indianern keineswegs positiv gesinnt. In einem Artikel der damaligen Presse stand zu lesen:

„Heute ist das Land weit und verwüstet. [...] Hätten unsere Argentinier nur den hundertsten Teil von Blut und Energie, welche sie in den unaufhörlichen Bürgerkriegen vergeudeteten, daran gesetzt, die Indianer zu Paaren zu treiben, so wären diese Söhne der Wildnis längst entweder völlig ausgerottet, oder doch derart gezüchtigt und zurückgedrängt, daß sie nicht mehr lästig fallen könnten. Jetzt aber sind die braunen Männer der Pampas eine wahre Geißel für das ganze Land. Durch sie ist die sichere Verbindung zwischen den einzelnen Provinzen unterbrochen; jeder Indianer ist der geschworene Todfeind des Weißen, und bis jetzt hat man diese wilden Stämme nicht mit Erfolg züchtigen können.“ (in Liedtke 1984:196)

Calfucura, der seit den Jahren 1833/34 in der Pampa „regierte“, war die wichtigste Ansprechperson für die argentinische Regierung, die einen Verhandlungspartner für die indianische Bevölkerung brauchte. Die vielen verstreut lebenden Gruppen, die noch dazu dauernd den Aufenthaltsort wechselten, waren für sie nicht fassbar. Sie erklärten Calfucura sozusagen zur juristischen Person, mit der sie alle Verträge abschlossen. Gegen das Versprechen, ins kolonisierte Gebiet nicht einzufallen, erhielt er jährlich 8000 Pferde, Sachgüter wie Stoffe, Lebensmittel und andere Dinge, die er an die Gruppen der Föderation weiterzuleiten hatte. Einige Indianergruppen waren auf diese Lieferungen angewiesen, da sie in einem ziemlich unfruchtbaren Gebiet lebten. Diese Gruppen schlossen sich daher stärker an Calfucura an und stärkten seine Position. Fraglos wertete der Kazike die Tributzahlungen der argentinischen Regierung als Schwächezeichen. Er griff auch mehrmals in die Innenpolitik ein, schloss Bündnisse mit politischen Parteien „Teilstaaten“, zerstörte dafür die Grenzbezirke der anderen. Als der nunmehrige Präsident Rosas 1852 für die Niederschlagung eines Aufstandes im Norden Argentiniens in Corrientes die Truppen von der südlichen Grenze abzog, nützte Calfucura mit seiner Föderation die Gelegenheit, um Bahia Blanca und die angrenzenden Bezirke zu überfallen. Ein Jahr später verwüstete er die Grenzbezirke von Cordoba, raubte alles Vieh und entzog

der ansässigen Bevölkerung die Existenzgrundlage. 1859 versuchte er wiederum in die Politik einzugreifen. Ein Briefwechsel bescheinigt seine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen und militärischen Lage Argentinien. (Liedtke 1984:199-201)

Gegen 1870 hatte Calficura, der sich regelmäßig argentinische Zeitungen beschaffte, genaue Kenntnis über die Pläne der Regierung, das gesamte Pampagebiet systematisch in Etappen von einigen Jahren zu erobern. Dafür stellte der Nationalkongress eine sehr hohe Summe zur Verfügung, die sich aus internationalem, vorwiegend englischem Kapital rekrutierte. Der Geldfluss wurde für die geplante Verkehrslinie von Buenos Aires über die Kordillere nach Chile zur Verfügung gestellt. Von diesem Plan wusste auch der Kazike der Ranqueles, Mariano Rosas. Als Luis Mansilla ihn 1870 aufsuchte, um über die Grenzsituation zu verhandeln, zog der Kazike plötzlich unerwartet sein „Archiv“ hervor, das amtliche Papiere, Briefe, schriftliche Entwürfe und Zeitungen enthielt. Er zeigte dem erstaunten, ja erschrockenen Argentinier, der von den Lesekünsten des Indianers keine Ahnung hatte, die Zeitung „La Tribuna“ aus Buenos Aires, in der von der geplanten Eisenbahn die Rede war. Auf die Frage Mansillas, warum ihn das so störe, antwortete er:

„Que después que hagan el ferrocarril, dirán los cristianos que necesitan más campos al Sur, y querrán echarnos de aquí, y tendremos que irnos al sur del río Negro, a tierras ajenas, porque entre esos campos y el río Colorado o el río Negro no hay buenos lugares para vivir.“

Als Mansilla ihn zu beruhigen versuchte, so etwas würde nicht geschehen, wenn er den Frieden wahren würde, antwortete er: „No, hermano, si los cristianos dicen que es mejor acabar con nosotros.“ (Mansilla 1870/1964:252)

Aber die Argentinier, die bis 1865 schon „eine Kette von Forts entlang den lebenswichtigen Wasserstellen in der Pampa ausgebaut“ hatten (Lindig 1978:129), konnten durch den Eisenbahnbau rasch große Mengen von Nachschub zu den Forts bringen und Mansillas Befürchtungen wahr machen.

1870 überfiel Calficura völlig unvermutet die innerhalb der Frontera gelegene Siedlungen Tres Arroyos und Azul. Mit der systematischen Verwüstung der

kolonisierten Gebiete, er brannte ganze Landstriche ab und trieb die Viehherden weg, verfolgte er nach Liedtke (1984:202) mehrere Ziele.

1. Er wollte die innerhalb der Provinz lebenden Indianergruppen zum Anschluss an sein Bündnis veranlassen,
2. Er wollte für sich und seine Leute Vieh gewinnen und gleichzeitig die Kolonisten vertreiben und vernichten. Es gelang ihm auch, sie zur Aufgabe ihrer Gebiete zu zwingen.
3. Die Armee machte er mit dem Raub eines Großteils ihrer Pferde beinahe bewegungsunfähig.

Cafulcuras Strategie ging auf, denn unmittelbar nach 1873 wanderten größere Gruppen von Indianern aus den Randgebieten in die innere Pampa, während die argentinische Regierung alle Kräfte aufbieten musste, um die Lage an der neuen Grenze zu stabilisieren. Es ist verständlich, dass die Argentinier sich das nicht gefallen lassen wollten.

Ganz besonders hatte es Roca auf die Indianer abgesehen. Er legte seine Pläne der Regierung vor und schrieb, als diese seinen Plänen die gebührende Zustimmung gab, in sein Tagebuch:

„...daß man, um einen Ameisenhaufen zu zerstören, auch dessen gesamte Bewohner töten muß; man kann sie doch nicht einzeln zertreten. Wenn man vor der Besetzung der Pampa nicht vollständig die Indianer ausräumt, so ist jede andere Maßnahme, ihre Überfälle zu verhindern, unnütz.“ (Schoo Lastra 1939:208f.)

Die Conquista del Desierto

Der außerordentlich grausam geführte Krieg unter General Roca begann 1878 und fand seinen definitiven Abschluss erst 1883. Bis 1880 war der Großteil der Ranqueles und der Pampakonföderation besiegt.

„Es war ein Krieg, hinter dem das argentinische und in weit höherem Maße das internationale Monopolkapital standen und der mit den Kämpfen der Provinztruppen und Milizen der vorhergehenden Jahrzehnte nur wenig Gemeinsames hatte.“ (Liedtke 1984:207)

An die Pampakonföderation, die nun von Namuncura, dem Sohn des 1873 verstorbenen „Großkaziken“ Calfucura angeführt wurde, schlossen sich auch große Teile der „indios mansos“, die im argentinischen Gebiet gelebt hatten, an. Die Vereinigung brachte den indianischen Gruppen auch bedeutende Anfangserfolge. Der an Zahl und Waffen überlegenen argentinischen Armee waren sie jedoch auf Dauer nicht gewachsen, dazu brach in ihren Reihen eine Hungersnot aus, sodass ihr Widerstand gebrochen war.

„An equally one-sided and dishonorable campaign was waged by the Argentine army at the same time, to remove the Tehuelche and Puelche peoples from the Pampas to make way for cattle ranches. The indigenous foragers lacked guns and were pushed off their lands by an advancing line of fortresses, walls, and trenches stretching 1600 km from the andes to the Atlantic. Cavalry columns armed with repeating rifles sought out the scattered bands of foragers. In a single battle in 1878 more than 5000 foragers were killed or captured, at a cost of only thirteen soldiers killed. this campaign continued until 1885, when all organized indigenous groups were considered officially eliminated. By 1914 barely one hundred Tehuelche survived¹.“ (Bodley 1999:469)

Namuncura floh mit seiner Gruppe in die Kordillere, die Ranqueles in das Gebiet der Manzaneros. Eine Gruppe von Ranqueles unterwarf sich gegen das Versprechen, weiterhin in ihrem Land bleiben zu dürfen, kampfflos. „Der Manzanero-Cazike Choeque wurde von der argentinischen Regierung anerkannt und zum Gouverneur des Territorio Las Manzanos ernannt, das damit eine Art Reservat wurde.“ (Liedtke 1984:208f.)

Von 1881 – 83 wurde im Gebiet von Neuquén weitergekämpft, wobei die Kaziken Sayhueque, Inacayal und Foyel eine bedeutende Rolle spielten. Sie verteidigten sich tapfer und zuletzt 1883 bei der Schlacht von Appeleg. Villegas, der in diesem Kampf die Argentinier anführte, sah sich plötzlich dem „Pöbel von ungefähr 1000 Indianern“ gegenüber. Die Tehuelche eröffneten das Feuer und es kam zu einem fürchterlichen Gemetzel, das die Argentinier in arge Nöte brachte. Erst als diese den dringend benötigten Nachschub erhielten, flüchteten die „Wilden“ in alle Richtungen.

1881 hatte Villegas eine lange Unterredung mit Inacayal, der ein sanfter, ehrlicher Mann zu sein schien. Daher ließ er ihm sein Gebiet unter der Bedingung, mit

¹ Bodley beruft sich bezüglich der Zahlen auf Cooper 1946:131,138.

Sayhueque nicht gemeinsame Sache zu machen. Aber später erfuhr er, dass Sayhueque sich im Territorium Inacayals aufhielt und Inacayals Sohn auf dessen Seite stand. Überzeugt vom unlauteren und falschen Charakter der Indianer, beschloss Villegas, ihnen ein Ende zu bereiten und keinen Indianer, der sich der Macht der Nation nicht unterwerfen wollte, am Leben zu lassen. Es wurde ihnen vor dem Wüstenfeldzug nahegelegt, sich der Regierung zu unterwerfen, „garantizándoles sus vidas, familias e intereses“, aber sie ließen sich nicht überzeugen, so mussten die Waffen sprechen.

„Hoy, en lo que propiamente se puede llamar Patagonia, *quede Sayhueque, pero huyendo, pobre, miserable y sin prestigio*; Inacayal se someterá a la primera insinuación, lo mismo los tehuelches, *gente índole mansa y dulce y que por una fatalidad para ellos se encontraron, presionados por Sayhueque, en el combate de Apulé.*“ (Villegas in Callet-Bois 1944:98)

Nach der Schlacht nahmen die argentinischen Soldaten Pferde der Indianer als Ersatz für die eigenen Verluste an sich, auch Rinder und Schafe teilten sie untereinander auf, den Rest verteilten sie unter den befreundeten Indianern, die an ihrer Seite gekämpft hatten. Danach besichtigte Villegas das Land südlich des Flusses Limay, und malte sich plastisch die Bebauung dieser fruchtbaren Landschaft aus. „Todo allí se produce, y sólo falta que la mirada inteligente del hombre se fije en aquel suelo para sacar de él un céntuplo de lo que hoy le arranca el indio ignorante“ (Villegas in Callet-Bois 1944:98)

Und es dauerte nicht lange, dass „der intelligente Blick des Menschen“ dem argentinischen Boden hohe Erträge entlockte. Argentinien wurde zu einem der größten Weizenproduzenten der Welt.

„In den achtziger Jahren rückte Argentinien allmählich in die Reihe der großen Weizenproduzenten der Welt auf: 1870 hatte das Land noch Weizen importiert, aber am Ende des Jahrhunderts war es zu einem der Hauptexporteure geworden. Eingewanderte europäische Siedler, Pachtfarmer und Erntearbeiter schoben das Weizenanbauggebiet immer weiter in Richtung Westen vor, bis die Grenze der erforderlichen Mindestregenmenge erreicht war.“ (Wolf 1986:445)

Dieser Erfolg führte dazu, dass immer mehr Menschen ihr Glück in der Pampa versuchten. Viele waren auch gezwungen, Europa zu verlassen, weil sie daheim am Hungertuch nagten.

„Der amerikanische Weizen, der in Europa billiger als der einheimische Weizen verkauft wurde, stürzte die bäuerliche Landwirtschaft Europas in eine Krise und löste einen Auswandererstrom ruinierten Bauern aus, die in den ‚aufbrechenden‘ amerikanischen Subkontinenten eine neue Lebensgrundlage zu finden hofften. ironischerweise traten viele dieser Auswanderer die Reise nach Westen auf denselben Schiffen an, die den Weizen, der ihren Ruin besiegelt hatte, nach Europa geschafft hatten.“ (Wolf 1986:444)

Neben dem Weizen machte das Fleisch von Zuchtrindern aus Argentinien für längere Zeit ein Eldorado. Für Indianer gab es da jedenfalls keinen Platz mehr.

Nach dem nordamerikanischen „Vorbild“ entstand auch die Viehzucht in der argentinischen *pampa* als Zulieferungsindustrie für die Konservenfabriken von Buenos Aires. Auf der argentinischen Grassteppe war das verwilderte Vieh zunächst nur der Häute wegen gejagt worden, später dann auch zur Gewinnung von Pökelfleisch für die Sklavenplantagen in Brasilien. Im industriellen Maßstab entwickelte sich die Rinderzucht in Argentinien jedoch erst im letzten Viertel des 19. Jhs., als es möglich geworden war, Fleisch einzufrieren und zu günstigen Frachtkosten auf die Märkte Europas und insbesondere Großbritanniens zu bringen. Britisches Kapital war es auch, mit dem die argentinischen Eisenbahnstrecken gebaut und betrieben sowie die Zuchtrinder angeschafft, die Rinderfarmen mit Stacheldraht umzäunt und die Anlagen zum Einfrieren des Frischfleisches errichtet wurden, und mit britischem Kapital wurden ebenso die Kühlschiffe finanziert, die das Gefrierfleisch über den Atlantik transportierten. ‚Am Ende des 19. Jahrhunderts‘, schreibt George Pendle (1963, 141), ‚hatte man die *pampa* gezähmt, durchorganisiert und buchstäblich für die Volkswirtschaft Großbritanniens eingespannt.‘“ (Wolf 1986:449)

Shaihueque, Inacayal und Foyel nach der „Conquista del Desierto“

Die drei Kaziken Shayhueque, Inacayal und Foyel zogen sich nach dem Wüstenfeldzug in die Andentäler südlich des Flusses Limay zurück. Sie wurden im Jahre 1883 bis in die Region des Senguerr getrieben. Bei Appeleg gab es den letzten verzweifelten Kampf, bei dem sie geschlagen wurden. Erstmals besaßen sie Hunderte ausgezeichnete Gewehre und Karabiner (=kurze Gewehre), die Nordtehuelche, vermutlich die Leute Jackecháns (Chiquichans), in der wallisischen Kolonie Chubut gekauft hatten. Diese Tatsache verärgerte das argentinische Militär und trug vermutlich zur (von mir schon beschriebenen) Gefangennahme der Gruppe Orkekes bei.

Im Inneren des Landes vagabundierten die Indianer in den patagonischen Ebenen bis zur Küste von Rawson und Deseado. Zwar hatten sie den Willen zum

Widerstand, aber es fehlte ihnen die Möglichkeit dazu. Der Nationalstaat Argentinien hatte sie unwiderruflich besiegt. Im März 1884 wurde Namuncurá ausgeliefert, im Oktober 1884 wurde die Tolderia von Foyel und Inacayal zerstreut und kurz danach Sayhueque unterworfen. Einige Monate danach, im Jahr 1885 kamen die drei Letztgenannten als Gefangene nach Buenos Aires. Dort setzte sich Moreno in Erinnerung an seine früheren Aufenthalte in ihren Gebieten für sie ein. Während sie als Halbgefangene unter dem Schutz des Museums standen, bemühte sich Moreno um ihre Rückkehr in die Kordillere.

Der Verbleib in der Stadt zog sich aber in die Länge und Inacayal starb 1888 eines natürlichen Todes, mit der Würde eines römischen Imperators in einem Sessel sitzend. „El amigo Moreno – la Ciencia ante todo – le preparó en seguida el esqueleto y lo armó, posiblemente en la macabra compañía de Orkeke, que se decía estar allí.“ Margarita, die Tochter Foyels, der Musters in seinem Buch seine Bewunderung aussprach, starb auch im Museum. (Caillet-Bois 1942/3:39f.)

Sayhueque und Foyel durften in ihre Täler zurückkehren, wo sie sich mühevoll an das Leben eines Bauern und Viehzüchters anpassten. Zehn Jahre später, 1896, besuchte Moreno erneut die Gebiete von Neuquén und Chubut. Foyel traf er bei Teckel, wo er von der Vertreibung durch einen „Señor aus Buenos Aires“ bedroht war. Das veranlasste Moreno, ihn provisorisch bei Namuncurá unterzubringen, bis ein Gebiet für ihn ausgemessen werden konnte. (Caillet-Bois 1942/3:40) 1919, ein Vierteljahrhundert später suchte der Sohn Sayhueques Morenos Hilfe. Sein Besitz sollte ihm als Bezahlung seiner Trinkschulden weggenommen werden. Diesmal konnte Moreno durch seinen Tod für die Sache nicht mehr eintreten, ob dem Indianer geholfen werden konnte, ist nicht bekannt. (Caillet-Bois 1942/3:40)

Öfter wurden Kaziken für eine Spazierfahrt, eine Ausstellung, eine Führung durch die Gebiete nach Buenos Aires gebracht und noch bis vor kurzem konnte man Namuncurá in der Uniform eines Obersten vor dem Regierungsgebäude sehen, schrieb Caillet-Bois 1942/ 3 (S.41).

Obwohl Shaihueque und seine Leute nach Ansicht Morenos Araukaner waren, entsprach ihre Lebensweise jener der Tehuelche. Sie lebten in Fellzelten, wobei das

Zelt des Kaziken in der Mitte des Lagers mit einem Durchmesser von 12 Metern das größte war. In diesem lebte Shaihueque mit seinen vier Frauen, elf Kindern und Besuchern; in manchen Nächten schliefen bis zu 50 Gäste in dem Zelt. Die Frauen in der Tolderia rackerten von früh bis spät, die Männer lungerten faul herum und jagten nur, wenn der Hunger sie plagte und kein Essen vorhanden war. (Moreno 1882:7-9)

Diese kurz dargestellte auffallende Ähnlichkeit mit der Lebensweise der Tehuelche stach selbstverständlich auch Casamiquela ins Auge, der das Thema ausführlich und sehr genau mit Hilfe seiner und Harringtons InformantInnen untersuchte und herausfand, dass Shaihueque trotz seines araukanisch klingenden Namens nördlicher Tehuelche war. Casamiquela nahm aber auch die Namen der beiden anderen Kaziken Inacayal und Foyel unter die Lupe und kam zu dem gleichen Ergebnis, von einer Ausnahme abgesehen, beim Vater Foyels, Paicallán, den Cox auf seiner Forschung kennengelernt hatte, konnte er die Abstammung nicht genau nachvollziehen. Die Schwester Paicalláns sprach einwandfrei gñüna yáyitch, die Sprache der Gñüna Küne, so war zumindest ein Elternteil des Genannten Nordtehuélche. (Casamiquela 1965:34-37) Welcher Ethnie sie auch immer angehörten, die drei Kaziken waren wie die Indianer des ganzen Gebietes zum Aussterben verurteilt. Diese unvermeidbare Auslöschung bedauerte Moreno 1882, der sich sehr bemühte, die Erinnerung wenigstens im Museum lebendig zu erhalten.

„Los gennakens, así como los ahonekekens ó patagones, están destinados á extinguirse rápidamente; [...] Los museos y bibliotecas perpetúan parte de la vida humana en manifestaciones materiales, pero la infancia de la sociabilidad, el principio de la vida intelectual de los pueblos en sus manifestaciones psicológicas, no se encuentran sino allí en la vida salvaje.“ (Moreno 1882:31,33f.)

Der Kazike Shaihueque sagt es in Kössler-Ilgs „Märchen der Araukaner“ mit eigenen Worten.

„Wir sind heute nur die Spukgeister der Helden der früheren Zeiten und nur die unbändige Kraft, die die Berge geben, läßt uns noch bestehen, denn wenig ahnen wir von der Zukunft [...] wesensverschieden ist heute alles, nichts eifert den Indianer mehr an. Er ist nicht mehr der wilde Puel-ché, der Ostwind. Enger ist unser Leben geworden; es verläuft zwischen unfruchtbaren Bergen und Klippen, Sand und Wasser, tiefen Morästen und kahlen Gegenden, die oft so grau und dürr sind wie eine alte Pumahaut. Wer schert sich um den Indianer? Und dies nur deshalb, weil wir nur noch den winterlichsten, winzigsten Teil der Erde besitzen, der den Urvätern

gehörte: Herrscher waren sie einst, verjagte, geknechtete Menschen sind wir heute, für die sich ein Aufstehen gar nicht mehr lohnt. ‚Ein Indianer nur‘ heißt es, ja ein Indianer, ein verspotteter.“ (Shaihueque in Kössler-Ilg 1956:160f.)

Schafe, die „weißen Guanakos“

Schon zur Zeit von Musters‘ Reise wurden auch am Rio Negro die ersten Versuche mit der Schafzucht unternommen, zeigten aber wenig Erfolg. Fünf Jahre später, nämlich 1874 landete hingegen der Engländer Reynard in Punta Arenas, besichtigte sofort nach seiner Ankunft das angrenzende Land und versprach sich „trotz der Tatsache, daß er dort an lebenden Wesen nur Indianer, Guanakos, Strauße (Rheas) und Pumas vorfand“ von der Schafzucht in diesem Gebiet wirtschaftlich Vorteile. Der Zeitpunkt war zwar wegen der politischen Lage ungünstig, denn Chile und Argentinien stritten um den Besitz der südlichen Gebiete von Feuerland und Patagonien, es war demnach nicht auszuschließen, dass die Gegend zum Kriegsschauplatz werden konnte. Reynard fand daher keine Partner für sein Vorhaben und musste es allein in Angriff nehmen. Unter Einsatz seines gesamten Vermögens kaufte er dreihundert Schafe, die sich in kürzester Zeit so unvorstellbar vermehrten, dass weitere Schafzüchter den gleichen Vorstoß wagten. „Platz war genügend vorhanden, denn weite Gebiete warteten nur darauf, von den ersten Ankömmlingen in Besitz genommen zu werden; allerdings musste man erst die Indianer vertreiben, die gar nicht verstanden, was vor sich ging.“, bemerkte Tschiffely (1940:117), an dessen Bericht ich mich in diesem Abschnitt halte.

Schon 1877, nur drei Jahre später, wies der kleine Ort Punta Arenas im Vergleich zu früher einen relativ größeren Wohlstand auf, während die Besiedelung der umliegenden Gegend sich für die Indianer verheerend auswirkte. Die Siedler ließen sich mit ihren Schafen an Plätzen nieder,

„wo es Wasser und Schutz vor den im Sommer fast ununterbrochen wehenden Winden gab. Daß diese Stellen auch die von alters her benutzten Lagerplätze der Indianer waren, spielte natürlich keine Rolle. Alle Vorräte und Materialien zum Bau der Häuser mußten über riesige Entfernungen von Punta Arenas oder den wenigen winzigen Siedlungen an der atlantischen Küste herbeigeschafft werden. Als Transportmittel dienten Packpferde, die überhaupt eine wichtige Rolle bei dem gespielt haben, was wir Kolonisierung nennen, und womit in diesem Falle der Raub eines Landes gemeint war, auf das allein die Indianer ein natürliches Recht besaßen.

Zur Behauptung dieses Rechtes aber fehlte ihnen leider das Wichtigste: die nötige Macht!“(Tschiffely 1940:117f.)

1878 forderten zwei Franzosen von der Regierung einen Grund und ließen sich in der Bucht von San Gregorio nieder, in jenem alt bekannten, von vielen Kontakten mit Seefahrern berühmten Indianergebiet. 1884 befand sich bereits ein 10 km breiter und 200km langer Streifen entlang der Küste im Besitz von Schaffarmern. Dabei blieb es nicht. Die Penetration setzte sich fort ins Landesinnere, zunächst wurden die Territorien Dinamarquero (Nameraike) und westlich davon Laguna Blanca erschlossen, danach die Täler der Flüsse Ciaiike, Gallegos, Chico und Zurdo und zuletzt am Beginn des 20. Jahrhunderts installierten sich die Kolonisatoren im chilenisch-argentinischen Grenzgebiet. Nicht nur vom Süden drangen die Kolonisten in das Land ein, sondern auch vom Osten her, von Santa Cruz und Rio Gallegos zuerst in Richtung Südwesten, dann in Richtung Nordosten bis zur Landesgrenze. In weniger als 25 Jahren gehörte Patagonien den Schaffarmern. (Martinic 1995:148)

Und die Indianer, die Aónikenk? Wie nahmen sie diese Infiltrierung auf? Die Südtehuelche, schon lang an merkantile und freundschaftliche Kontakte gewöhnt, leisteten keinen Widerstand. Sie kannten die Größe ihres Landes, in dem sie seit Alters her die Herren waren. Sich noch immer als Herren ihres Landes fühlend, verstanden sie die Einschränkungen nicht, denen sie nach und nach unterworfen wurden. Durch Zäune oder viel gröbere Zurückweisungen bis hin zu Quälereien wurde ihnen der ungehinderte Zugang zu ihren Ressourcen verwehrt. Ihre Klagen beim Gouverneur halfen vielleicht vorübergehend, auf Dauer gesehen waren sie die Verlierer. Ein Dekret aus dem Jahr 1889 gestand ihnen zwar das Recht auf bestimmte Gebiete zu wie den Norden der Lagune Blanca, Lagune und Rio Zurdo, Dinamarquero, Cheiak und Tres Chorrillos. Das Dokument wurde vom Gouverneur Valdivieso und seinem Sekretär Manterola unterschrieben, aber niemals – bis heute nicht – veröffentlicht. (Martinic 1995:151)

Tschiffely, der sich 1935 in der Provinz Chubut bewegte und dieselben Tendenzen beobachtete, versuchte die Motive und Belastungen der Siedler zu verstehen, hörte und erlebte aber auch von unbeschreiblichen Grausamkeiten. Sicher brauchte jemand, der sich in diesem von Weißen unerschlossenen Land ansiedeln wollte, unerhörte Tapferkeit, Unternehmungsgeist und Ausdauer, aber bei der Erschließung

Patagoniens waren auch gemeine Habsucht und Brutalität am Werk, und das hat im Verlauf zur „Ausrottung jener Kinder der Natur geführt, die zu ihrem Unglück erst geboren wurden, nachdem der weiße Mann ihr Land und dessen Ausbeutungsmöglichkeiten entdeckt hatte“. (Tschiffely 1940:119)

„Dieser Teil der Geschichte Patagoniens wird immer ungeschrieben bleiben, denn er würde die Namen zahlreicher Pioniere mit Schande bedecken, die nunmehr längst den vielen Indianern gefolgt sind, die sie einst in den Tod schickten, um sich zu bereichern. Vor langen Jahren habe ich einige von diesen Leuten persönlich gekannt; manche rühmten sich öffentlich der schändlichen Schlächtereien, die sie einst unter Menschen angerichtet hatten, die außerstande waren, sich gegen moderne Feuerwaffen zu verteidigen.

Ein ehemaliger Rancher zeigte mir eines Tages voller Stolz ein vollständiges Sattel- und Zaumzeug aus der Haut von Indianern, die er selbst niedergeschossen hatte!“ (Tschiffely 1940:119)

„Ein anderer Rancher, dem die Indianer öfters Schafe gestohlen hatten, kam schließlich zu einem Uebereinkommen mit dem betreffenden Häuptling. Bei dem Palaver wurde ausgemacht, daß alle Schafe, die von den Indianern jenseits einer bestimmten Grenzlinie im Busch gefunden wurden, von ihnen getötet und aufgegessen werden durften. Um das Abkommen zu feiern, lud der Rancher den ganzen Stamm zu einer ‚Fiesta‘ mit unbegrenzten Mengen von gebratenem Hammelfleisch und Wein ein. Voller Freude strömten die Indianer herbei. Als die Braten verzehrt waren, wurde zur allgemeinen Begeisterung ein Faß Wein angezapft. Alles war froh und lustig – aber nicht für lange, denn der Rancher hatte Strychnin in den Wein getan. Auf diese Weise wurde ein ganzer kleiner Stamm restlos ausgerottet, denn die Wenigen, die nicht an dem Gift gestorben waren, wurden auf andere Art ‚erledigt‘, wobei man auch die Kinder und Säuglinge nicht vergaß.“ (Tschiffely 1940:120)

Nach diesen Sätzen meinte Tschiffely, dass ihn ernsthafte Entrüstung nicht wundern würde: „Aber was ich berichtet habe, ist dennoch wahr.“ Hier in Patagonien stießen zwei vollkommen verschiedene Denkweisen aufeinander, die Indianer, denen ein Besitzdenken in bezug auf Land vollkommen fremd war, und die Immigranten, von denen einige in ihrer Besitzgier tatsächlich über Leichen gingen. Tschiffely, der gleichzeitig betonte, dass er die Indianer gut genug kenne, um sich keine Illusionen über sie und ihre Schwächen zu machen, verwendete zu diesem Punkt so klare Worte, dass dem nichts hinzugefügt werden muss.

„Die Stammesorganisation der patagonischen Indianer war sozusagen kommunistischer Natur. Jedes Mitglied des Stammes fertigte sich seine einfachen Waffen und Geräte selber an, und das Wild, das man erlegte, wurde stets unter den ganzen Stamm verteilt. Der Gedanke an Land b e s i t z war diesen Menschen ebenso fremd wie etwa der, die Luft ‚besitzen‘ zu wollen. Je nach der Jahreszeit oder den wechselnden Standorten des Wildes schweiften die nomadisierenden Stämme

nach allen Himmelsrichtungen über ihre heimatlichen Steppen, stiegen in die atlantischen Küstengebiete hinab oder in die Vorberge der Anden hinauf. Als dann weiße Männer in das Land eindrangen und Besitz davon ergriffen, um Schafe zu züchten, war deren Tun und Treiben für die Indianer einfach nicht verständlich. Das Einzige, was sie begriffen, war, daß Schaffleisch gut zu essen ist, und daß Schafwolle sich leichter und besser zu Decken und Teppichen verweben läßt als das Haar der Guanakos. Wenn man die ganze Mentalität der Eingeborenen in Betracht zieht, kann man also überhaupt nicht davon sprechen, daß sie Schafe ‚gestohlen‘ hätten. Sie betrachteten diese neuen Tiere genau so gut als jagdbares Wild wie etwa die Guanakos. Wenn ein Indianer hungrig war, und er sah ein Schaf, so tötete er es eben, und wenn er ein Pferd gebrauchen konnte, und es lief ihm gerade eines über den Weg, so nahm er es mit. Den Eingeborenen wurde aber bald schrecklich klar, was es auf sich hatte, daß die Weißen jetzt in ihren besten Aikes [Wort für ihre Lagerplätze] saßen, und daß die Tiere, die sie dort hielten, nicht angerührt werden durften, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, niedergeschossen zu werden. An ihrem gewohnten freien Herumschweifen gehindert, sahen sie sich jetzt in die wasserlosen Wüsten vertrieben, und so begannen sie ganz natürlicherweise, zu ‚stehlen‘, das heißt, sich mit List oder Gewalt das zu verschaffen, was sie zum Leben brauchten. Erst ganz allmählich wurden sich die Indianer des Begriffes ‚Besitz‘ und der damit verknüpften Vorteile bewußt.“ (Tschiffely 1940:120f.)

Die Salesianer im Süden Patagoniens

Im Dezember 1874 wurde Don Bosco vom italienischen Konsul gebeten, Salesianer nach Argentinien zu schicken, die sich um die italienischen Auswanderer und die Evangelisierung der Indianer Patagoniens kümmern sollten. (Rodriguez Ruiz 1994:34) Aber erst im August 1879 kam es zur Gründung des Missionszentrums in Patagonien, der von General Roca initiierte Wüstenfeldzug gegen die Indianer, „die das Land mit ihren Überfällen terrorisierten“, verhinderte eine frühere Gründung, andererseits aber öffnete dieser Krieg

„der Zivilisations- und Missionsarbeit der Salesianer in Patagonien die Tore. Auf die Art und Weise, wie die Indianer nach der Niederlage von der Regierung behandelt wurden, können wir hier nicht näher eingehen. Es gab einige kirchliche Stimmen, die die Ausrottung der Indianer bedauerten und verurteilten. Die menschlichen Probleme nach der Niederlage der Indianer waren sehr schwer zu lösen, und die Regierung war darauf nicht vorbereitet. In dieser schwierigen Lage hat die salesianische Kongregation eine überaus große – sowohl humanitäre als auch missionarische – Arbeit geleistet.“ (Rodriguez Ruiz 1994:57f.)

Die Missionierung am Rio Negro und in Patagones

Der Salesianer Don Fagnano wurde die tragende Figur der salesianischen Missionen in Patagonien und Feuerland. Im Februar 1880 gründete er in Patagones zwei Schulen mit Heimen für Buben und Mädchen. Außer den Kindern der Europäer sollten indianische Kinder, „die anlässlich der Unterwerfung ihrer Kaziken massenweise in die größeren Ortschaften kamen, um auf die reichen Familien verteilt zu werden“ christliche Erziehung erhalten. Mit Bedauern stellten die Missionare fest: „Während viele Familien die Eingliederung der Araukaner, Pampas und Tehuelches in die argentinische Gesellschaft in hervorragender Weise unterstützten, wurden sie von anderen ausgebeutet.“ (Rodriguez Ruiz 1994:61) In einem ebenso neu gegründeten Lehrlingsheim konnte Don Fagnano zwei indianische und einen weißen Lehrling unterbringen. In Patagones und um den Rio Negro wurden Araukaner, Pampas (Günuna Küne) und Tehuelche ohne Rücksicht, eher mit Absicht, durcheinandergewürfelt.

Den Indianern ging es indessen nicht so sehr um christliche Lehre und Zivilisation, als vielmehr um Bildung, die ihnen zu ihren Rechten zu verhelfen versprach. Ein Indianer, der seinen Sohn den Missionaren für fünf Jahre anvertraute, drückte es laut Carbajal folgendermaßen aus:

„Ich bringe meinen Sohn zum Kollegium Salesiano, damit er hier das Richtige lernt, viel und gut arbeitet, seine Rechte kennenlernt, weil die Rechte immer vom weißen Volk und seiner Regierung gegen die Indianer angewandt werden; weil Indianer, auch wenn sie argentinische Staatsbürger sind, überall wie „Hundefleisch“ behandelt werden; verachtet, schlecht und ungerecht behandelt, verraten und sogar bestraft werden. Wenn sich ein Indianer über einen Weißen beklagt, dann macht der Kommissar das nicht zu seiner Angelegenheit, im Gegenteil, der Indianer bekommt noch Schläge; ein Richter steckt ihn zweifellos ins Gefängnis und holt keine weiteren Informationen ein.

Der Indianer ist heute unglücklich, sehr unglücklich; er hat keine Gebiete, weil die Regierung ihm alles geraubt hat und auch sonst nichts mehr; keine Tiere, kein Eigentum, er ist unwissend und weiß sich nicht zu verteidigen; er wird verfolgt, egal, was er tut. Wenn der Weiße ein Pferd, eine Kuh, ein Schaf raubt, wird er nicht beschuldigt, sondern der Richter lässt dem Indianer Handschellen anlegen und niemand verteidigt ihn.

Oft nimmt der Weiße dem Indianer seine Frau weg, raubt die Tochter oder betrügt den Indianer sonstwie. Bestraft wird der Indianer und er kann den böswilligen Mann nicht bestrafen lassen, denn, wenn der reich ist, wird ihn der Richter von jeder Schuld freisprechen. Die Behörde handelt nach Gutdünken, nicht den Weißen behandelt sie schlecht, den armen Indianer schleppt sie zur Polizei.

Groß ist das Unglück! Groß ist das Unglück für den heutigen Indianer!... Deswegen will ich meinen Sohn bei den Salesianer Patres erziehen lassen. Nichts weiter! Damit es ihm möglich ist, sich Respekt und Liebe von allen zu verschaffen. So wird der Sohn nicht so unglücklich sein, er wird nicht so viel Unrecht erdulden, weil er viel, viel bei den Salesianern lernt.“ (Carbajal 1900: 81f.)¹

Während dieser ergreifenden Rede streichelte der „Wilde“, dem Tränen aus den Augen liefen, das Haar seines Sohnes.

In den Jahren 1880 – 1885 beschränkte sich die missionarische Arbeit der Salesianer auf die Evangelisierung der indianischen Stämme an beiden Ufern des Rio Negro und seiner Nebenflüsse, wobei es sich bei den Indianern um Araukaner, Pampas und Tehuelche handelte, die nun, wie es der Ranquele Manuel vorausgesagt hatte, zum Rio Negro und südlich davon abgedrängt worden waren. Die Indianer siedelten in der Nähe der flussaufwärts gelegenen Befestigungen und ihre Bekehrung zum christlichen Glauben stieß für die Patres, die sich von den Indianern sehr geschätzt vorkamen, auf keine Schwierigkeit.

„Der Missionar ist für die Indianer wie ein übernatürliches Wesen. Für sie gibt es keine andere Person auf der Welt, die mehr geschätzt wird. Sie empfangen den Missionar in ihren Zelten mit größter Höflichkeit; sie bieten ihm das Beste von dem wenigen an, was sie haben; sie lassen ihn auf einem einfachen Stuhl Platz nehmen und hören ihm still zu.“ (Don Milanesio in Rodriguez Ruiz 1994:67)

Aber die Soldaten und eingewanderten europäischen Familien hörten das Wort Gottes höchstens ein- oder zweimal im Jahr und verdarben darüber hinaus die Indianer. Der Geistliche hätte die Indianer gerne von den Weißen abgesondert

¹ „Io condurre qui e consegnare figlio al Collegio Salesiano; per imparare molte belle cose; lavorare bene e molto; conoscere suoi diritti e giustizia, che applicarsi sempre contro Indio dalla gente bianca e civile del Governo: perchè Indio, sebbene cittadino Argentino, in tutte parti essere carne di cane, spregevole, maltrattato e tradito con ingiustizie e castighi. Se Indio lagnarsi di un bianco, non farne caso Comissario, anzi, anche battere; nè giudice, che mandare senz'altro in prigione, e non prendere informazioni.

„Indio essere oggi disgraziato, molto disgraziato: non avere campi, perchè Governo rubare e nulla più; non avere animali, non avere proprietà; essere ignorante, senza saper parlare per difendersi; essere perseguitato, per qualunque cosa commettere. Se bianco rubar cavallo, vacca o pecora, non più incolpare lui, anzi Giudice far mettere manette Indio, senza aver nessuno sè difendere.

„Spesso bianco togliere donna, rubare figlia, od ingannare non più, e Indio non poter far castigare como malvagio; perchè se ricco, perdonargli Giudice senza più; e se Autorità fare a suo gusto, quando di più non maltrattare, e trascinare alla polizia povero Indio.

„Gran disgrazia! Molta disgrazia oggi Indio!...Per questo, volere io educare figlio presso Padri Salesiani e nulla più, perchè essi tarsi rispettare e amare da tutti: così figlio non essere tanto disgraziato, non soffrire ingiustizie molte, quando imparare molto, molto coi Salesiani.“ (Carbajal 1900: 81f.)

angesiedelt, denn „...wenn sie nicht von den Christen getrennt werden, werden sie niemals gute Christen sein. Das ist die Wahrheit, die traurige Wahrheit“. (Rodriguez Ruiz 1994:67)

Die von Roca besiegten Indianer hatten sich noch nicht unterworfen. Die Gefahr ihrer gefürchteten Überfälle bestand also weiterhin. Don Milanerio erlebte einen Malon am 4. November 1881, als eine Gruppe von Indianern benachbarte Kolonien überfiel und eine von der Regierung ausgesandte Kommission, die Trinkwasser suchte, tötete. Zu Beginn ihrer Tätigkeit war es auch für die Missionare gefährlich, sich den Zeltlagern der Indianer allein zu nähern. (Rodriguez Ruiz 1994: 79) Trotzdem besuchte Don Fagnano, als er von blutigen Kämpfen hörte, die „unglücklichen Indianerstämme Catriels und Simón Rozas, die von Krankheiten dezimiert zu werden drohten.“ (Rodriguez Ruiz 1994:69) Er reiste bis in die Kordillere zum See Nahuel Huapi, wo er die Truppe General Villegas' wusste, um mit den Indianern in Kontakt zu treten.

Am südlichen Ufer des Rio Negro stießen die Patres Milanerio und Beauvoir auf Schwierigkeiten bei der Indianermission wegen deren Wohnsituation, obwohl diese Indianer, die sich der Regierung unterworfen hatten, in festen Häusern lebten.

„Es ist unmöglich, alle zusammenzubringen, weil sie voneinander entfernt wohnen; einige von ihnen sind über 70 oder sogar 80 Jahre alt; außerdem haben etliche keine entsprechende Kleidung. Deswegen gehe ich in ihre Häuser. Nach einigen Begrüßungsworten setze ich mich, stelle sie um mich herum, und versuche etwa eine halbe Stunde lang, höchstens aber eine Stunde ihnen die wichtigsten Geheimnisse unserer heiligen Religion zu erklären.“ (Rodriguez Ruiz 1994:69)

Waren zu viele anwesend, wurde der Religionsunterricht im Freien abgehalten. So erfreulich die große Menschenansammlung bei solchen Anlässen war, so bedauerlich war dagegen ihr mangelndes Gedächtnis.

Beinahe unmöglich war jedoch die Missionsarbeit bei den Indianern, die sich der Regierung nicht unterworfen hatten. Don Fagnano schrieb in einem Brief über seinen Mitarbeiter Don Beauvoir: „Wenig hat er bei der Evangelisierung dieser armen Indianer erreicht, die die Regierung nicht in Ruhe läßt....Jene, die sich nicht unterworfen haben, werden weiterhin verfolgt.“ (Rodriguez Ruiz 1994:67) Don Beauvoir begleitete General Villegas auf seinem Feldzug gegen die Kaziken Sayhueque, Curuhinca und andere Anführer der Pampas, der Araukaner und der

Stämme Manzaneros zwischen Oktober 1882 und den ersten Monaten des Jahres 1883 über Choele-Choel bis nach Nahuel Huapi.

„Diese lange und anstrengende Missionsreise, die fast sechs Monate dauerte, war nicht ganz umsonst, auch wenn sie wenige Früchte gebracht hat, denn bisher gab es keine Christen jenseits der Befestigungen Choele-Choel und General Roca. Die Indianer überfielen alles, setzten alles in Brand, was sie fanden und töteten jene, die nicht rechtzeitig fliehen konnten. Es war unmöglich, sich den Indianern anzunähern, die empört waren und in ständigem Krieg mit den Christen lagen. Und doch fanden 75 Taufen von Christen und Ureinwohnern und einige Eheschließungen, viele Beichten und Kommunionen statt; die heilige Messe wurde immer gefeiert, sofern es möglich war. Darüber hinaus wurde einigen Hundert Ureinwohnern, Männern und Frauen, sowie den Soldaten und ihren Familien Religionsunterricht erteilt.“ (Rodriguez Ruiz 1994: 70)

100 Indianern hatten die Missionare auf ihren Reisen entlang des Rio Negro Ende 1882 die Taufe gespendet und 10 Ehen gesegnet. Zu diesen gehörten auch 45 Indianer des Kaziken *Sayhueque*, der sein diesbezügliches Ansuchen zuerst durch seinen Sohn an Monsignore Cagliariro überbrachte und später bei den Patres die angekündigte Taufe durchführen ließ. (Carbajal 1900:18f.)

Don Milanesio erlebte die Unterwerfung des großen Kaziken Namuncurá. Er war im April 1883 mit der Missionierung der Indianer beschäftigt, als eine Gesandtschaft des schwer geschlagenen Kaziken über die Kapitulation und Friedensbedingungen des Stammes mit der Obrigkeit der argentinischen Armee verhandeln wollte, die aber nicht bereit war, die Indianer zu empfangen. Sie waren ihnen zu zerlumpt. Die Indianer baten den tief erschütterten Don Milanesio um seine Vermittlung, sie schilderten ihm ihre erbärmliche Lage und versuchten, den Pater mit den schmeichelhaften Worten: „Wir haben immer die Missionare respektiert, weil sie uns immer geliebt und geschützt haben.“(Rodriguez Ruiz 1994:76) von ihrer Zuverlässigkeit zu überzeugen.

„Einerseits war Don Milanesio vom Anblick der heruntergekommenen Menschen tief erschüttert, andererseits befand er sich in einer gewissen Verlegenheit, weil er die Militärbehörde von Roca zu wenig kannte und die Gründe nicht wußte, aus denen sie abgelehnt hatte, die Abordnung zu empfangen. Da er Angst hatte, die Militärbehörde zu reizen, riet Don Milanesio dem Kaziken, sich mit seinen Leuten General Villegas zu stellen, denn sowohl der General als auch die argentinische Regierung würden sich über seine Unterwerfung sehr freuen.“ (Rodriguez Ruiz 1994:77)

In diesem Sinne empfahl Don Milanesio dem Kaziken, sich der argentinischen Regierung zu unterwerfen. Tatsächlich erschien einige Tage später Namuncurá mit seinem ganzen Volk vor Oberst Daza in Norquín, der ihn entgegenkommend empfing. Namuncurá wurde die Uniform eines Obersten mit den entsprechenden Rangabzeichen geschenkt und Don Milanesio teilte Don Bosco in einem Schreiben mit, dass „die argentinische Regierung die vergangenen Verfehlungen, sofern man den Trotz dieses Stammes so nennen darf, vergißt und weitere Beweise von echter Menschlichkeit mit diesen armen und unwissenden Menschen zeigt“ (Rodriguez Ruiz 1994:77)

Missionsarbeit in Patagonien

In Zentralpatagonien fanden die Salesianer 1885 nur wenige Tehuelche, nach Don Beauvoir die „Reste von vier Stämmen“, vor:

- „den Stamm des Kaziken Calacho, der das Gebiet vom Fluß Deseado bis nach San Julián bewohnte;
- den Stamm des Kaziken Papón in der Nähe von Santa Cruz;
- den Stamm von Zapa vom Gebiet in der Nähe von Santa Cruz bis zum Fluß Gallegos;
- den Stamm des Kaziken Mulato, dessen Gebiet vom Fluß Gallegos bis zur Magalhãesstraße reichte.

Die Kaziken Papón und Calacho waren damals bereits sehr alt; ihre Stämme verschwanden, indem sie sich mit den indianisierten Europäern oder den übrigen Stämmen verbanden.“ (Rodriguez Ruiz 1994:132)

Don Beauvoir und Don A. Savio betreuten zusammen die Missionsstation in Santa Cruz, einer winzigen Siedlung, die aus fünf Familien und dreißig als Polizisten und Küstenwächter arbeitenden Männern bestand. Die anderen patagonischen Stützpunkte wie Puerto Deseado, Puerto San Julian, Puerto Rio Gallegos, Cabo Virgenes waren auch nicht größer und das übrige Gebiet sehr dünn besiedelt. (Rodriguez Ruiz 1994:132) Trotzdem berichtete Don Savio, dass die Indianer aus Angst etwas zurückgezogen lebten und nur in kleinen Gruppen zu fünft oder sechst kamen, „um Pelze und Federn für Schnaps, Mate, Tabak, Reis und andere Gegenstände einzutauschen.“ Bei einer Missionsreise am 22. Dezember 1885 traf Don Savio bei der Insel Pavón 20 Personen an, von denen einige Indianer waren. Von diesen

„arbeiten einige beim Vieh; andere waren in der Früh zu Geschäften gegangen, viele kommen oft, aber nur in kleinen Gruppen und ohne Waffen. So wollen sie Zusammenstöße mit den Soldaten und die gefürchtete Umsiedlung nach Buenos Aires vermeiden.“ (Don Savio in Rodriguez Ruiz 1994:133)

Die Tehuelche hörten dem Missionar, der ihnen die Religion mit Hilfe eines der spanischen Sprache mächtigen Indianers näher zu bringen versuchte, gerne zu. Sie wollten mit Hilfe der Missionare lesen und schreiben lernen. „Wenn Du mit uns kommst, sehr weit von hier, werden wir viele Dinge lernen, und unsere Kinder werden lesen und schreiben lernen, wie es die Christen können.“ (Rodriguez Ruiz 1994:133)

Obwohl die beiden Missionare kaum über Geld verfügten und sich nicht einmal ein Pferd leisten konnten, gelang es ihnen doch, mit Hilfe einiger Personen einige Missionsreisen zu unternehmen. Don Savio schrieb am 6. Januar 1886 an Don Bosco: „Indianer gibt es viele, auch wenn es in den Berichten absichtlich verschweigen wird. Es gibt Hoffnung, daß uns die Regierung hilft, diese unglücklichen Indianer zu zivilisieren.“ (Rodriguez Ruiz 1994:134) Da aber die finanziellen Mittel fehlten, wurde 1888 die Missionsstation von Santa Cruz geschlossen. Msgr. Fagnano begründete das mit folgenden Worten.

„Don Beauvoir, der seinen Ordensgeist und alles verloren hätte, wenn er weiter allein geblieben wäre, befindet sich jetzt in Punta Arenas. Ich verstehe, daß er bei den Indianern des Calacho, Papón und Mulato viel Gutes hätte tun können. Wenn wir über Mittel und Personal verfügen, werden wir uns darum kümmern...Diese Indianer kommen regelmäßig nach Punta Arenas....Papón hat vor einigen Jahren seine Kinder in Punta Arenas, wo ich ihre Paten kenne, taufen lassen.“ (Rodriguez Ruiz 1994:136f.)

Don Beauvoir versuchte wenigstens, den Kontakt aufrecht zu erhalten und wollte sich im Dezember 1888 in Rio Gallegos niederlassen, „aber er wurde von Gouverneur Lista, der ihm durch einen Erlaß verbot, Schulunterricht zu halten und ohne seine Erlaubnis zu missionieren, daran gehindert.“ (Rodriguez Ruiz 1994:137) Trotz dieses Verbotes unternahm er gegen Ende des Jahres 1889 eine Missionsreise zum oberen Tal des Rio Gallegos, eine weitere in den ersten Monaten des Jahres 1890. Bei beiden Reisen konnte er nur wenige Leute zum christlichen Glauben bekehren, Indianer eher als Weiße. 1893 fuhr ein anderer Salesianer, Don Griffa, bis nach Santa Cruz, doch die Eindrücke, die er dort erhielt, waren sehr entmutigend.

„Die Indianer von Santa Cruz sind auf eine ganz kleine Anzahl zusammengeschrumpft; die wenigen, die noch da wohnen, sind völlig verdorben, denn sie lernen dort alle Laster, aber keine Tugenden. Bei den Indianern von Feuerland ist das Gegenteil der Fall, denn sie wissen noch nicht, was Sittenverderbnis ist, weil sie noch keine zivilisierten Leute kennengelernt haben.“ (Rodriguez Ruiz 1994:138)

Ab sofort galten daher die Bemühungen der Salesianer der Missionierung der Feuerlandindianer. Vor Beginn der Tätigkeit besichtigte Msgr. Fagnano 1886 das Gebiet bei einer von Ramón Lista geleiteten Forschungsreise. Bei der Ankunft des Schiffes am 21. November in der Bucht von San Sebastián auf Feuerland kam es zwischen dem Geistlichen und Lista zu einer Auseinandersetzung. Fagnano „rügte den harten und gewalttätigen Ramón Lista öffentlich, als er auf eine Gruppe von Indianern schießen ließ, weil einer der Expeditionsteilnehmer von den Indianern tödlich verletzt wurde.“ Fagnano warf Lista das Verbrechen mit harten Worten vor, so dass alle Anwesenden um sein Leben fürchteten, denn Lista wurde zunächst sehr zornig, aber kurz darauf ganz verlegen vor dem Priester. (Rodriguez Ruiz 1994:141)

1894-95 reiste Borgatello durch Südpatagonien. Er fand beim Rio Gallegos viele kleine Lager vor. In einigen fürchteten sich die Frauen, deren Männer sich gerade auf der Jagd befanden, vor den Fremden. (Borgatello 1924:111)

Der Kazike Paynakán, den Borgatello in Ultima Esperanza antraf, bat ihn inständig, bei den Tehuelchen zu bleiben und die Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Er versprach dem Pater gute Behandlung, beste Verpflegung und den Rang eines geliebten Kaziken. Aber es gab zu wenige Aónikenk.

„Perchè non rimanere tu qui con noi, [...] Noi pure siamo tutti buoni Tehuelci; volere molto bene al Sacerdote e ripettare; desiderare saper leggere e scrivere. Fermati dunque con noi, per far scuola ai nostri figli; noi ti vorremo sempre bene; non ti mancherà carne per mangiare; ti faremo una tenda e tu sarai il nostro amato Cacico.“ (Borgatello 1898/1924:117f.)

So gut die Salesianer es auch meinten, so große Mühen sie auf sich nahmen, bestand ihr Hauptziel doch darin, die Indianer zu „wahren Christen“ zu bekehren und zu zivilisierten Menschen zu erziehen. Für die eigentlichen Belange der Indianer hatten sie kein offenes Auge und Ohr. Ihr Hauptinteresse galt der Zahl der Neugetauften, das wird immer wieder in ihren Berichten hervorgehoben. Die Bitte der

Indianer um Unterweisung ihrer Kinder in den Kulturtechniken brachten sie zwar zu Papier, aber die Zahl der Aónikenk war zu klein, die Aussicht auf Erfolg zu gering und nicht rentabel. In der kurzen Zeit, die die Salesianer in Südpatagonien verbrachten und bei den sporadischen Kontakten mit denselben konnten sie jedenfalls nicht viel ausrichten.

„El Jimmy“, the Outlaw oder der Walliser Radboone

Die Jahre 1894 – 1907 verbrachte der Walliser James Radboone im südlichen Patagonien bei den Tehuelchen. Mit 17 Jahren kam er 1892 in das Land, in dem er mindestens bis 1932 blieb. Die meiste Zeit lebte er als Schafhirte. Seine Begeisterung für Pferderennen führte zu einem baldigen Kontakt mit den Tehuelchen und es dauerte nicht lange, so lebte er mit ihnen. Da er nur eine einfache Schulbildung genossen hatte, wie aus seinem Brief gut zu ersehen ist, suchte er jemanden, der seine Erinnerungen für ihn zu Papier bringen sollte. Der folgende Briefauszug enthält eine Kurzfassung seines Lebenslaufes:

„I referr to the work I done then how I got to be acquainted with the great Cacique Mulato how in after years he was such a great friend of mine & how one night at his house in his absence they killed what would be to day my brotherinlaw but as the man that killed him was an owner of a little property in Punta Arenas he was not punished. but a few days latter how at a sort of picnic I had a few words with the Judge not knowing him to be a Judge & how after a few days I had to appear before him & how I think my trial beat all records, how I was only asked one question & marched of & thrown into the filthey jail where I passed only 35 days of my sentence. then my years hunted life & all the narrow risks I took with the Chilian Police. a good account of the great criminal Montenegro & about a lot of his merders & odd life. Also the years I spent with the Tehuelches their costome their dances & etc.“ (Childs 1936:15)

Die Geschichte Radboones ist deshalb interessant, weil sie Einblick in die sich wandelnde Lebensweise der Aónikenk gibt und er vom damals bedeutendsten Kaziken Mulato, den der Walliser sehr verehrte, erzählt. Zunächst ließ sich James Radboone zur Schafschur auf einer Estanzia in Dinamarquero (entstellte Form von Nameraik) anwerben, wo er die Tehuelche, von denen er sofort begeistert war, zum ersten Mal sah.

„The sportsmanship of the big Indians, their art in capturing and handling animals, their love of hunting and games, appealed to Jimmy tremendously, and he spent

most of his free time with them, learning their ways and eating their food, whether roast mare, guanaco, or the tasty but rich ostrich. The company of lovely young chinas in a land predominantly masculine also had its appeal.“ (Childs 1936:103)

Bald kaufte er sich im Distrikt Ultima Esperanza, wo ein Teil der Aónikenk mit dem Kaziken Mulato wohnte, ein Rennpferd und besuchte die Indianer bei jeder sich bietenden Gelegenheit. In dieser Zeit hatten die Tehuelche begonnen, ihre Pferde mit Brandzeichen zu versehen. Das war als Verteidigungsmaßnahme gegen die Weißen notwendig geworden, die immer weiter in ihr Land eindringen und obendrein bedenkenlos ihre Tiere stahlen. (Childs 1936:134) Der Kazike Mulato hatte aus diesem Grund beim Präsidenten von Chile vorgesprochen und von ihm die Zuteilung eines angemessen großen Landstückes für sich und seine Gruppe verlangt, das den Pferden, Rindern und Schafen genügend Weidefläche böte,

„to take the place of the guanaco that the white men wanted killed off to make way for sheep. Some of the farmers let the Indians hunt guanaco and ostrich on their camps, as long as they didn't molest the sheep, and there were many other choice hunting grounds white men seldom saw.“ (Childs 1936:158)

Als Radboone Mulato das erste Mal besuchte, lebte der noch in seinem großen Guanakozelt. Nahe bei seinem Toldo waren andere Zelte aufgestellt „and he gave work to many chunkes and Chileans on his farm“. Mulato war für einen Indianer sehr reich, er züchtete Schafe und Rinder und die besten Pferde des Landes gehörten ihm. Sein Brandzeichen, das Y, eine Darstellung der dreifachen Boleadora, war überall bekannt und respektiert. Die besten Rennpferde kamen aus seiner Zucht. Auch Radboones bester Renner kam aus dem Stall Mulatos. (Radboone in Childs um 1900/1936:134)

Mulato lebte in einem hübschen Tal beim Rio Zurdo. Dort bewunderte der Salesianer Borgatello sein fast rundes, mit Leinwand bedecktes Zelt, das weit größer war als die traditionellen Fellzelte. Ein gleiches Zelt sah er nur noch beim Kaziken Paylán. (Borgatello 1898/1924:109,119) Gegen Ende des Jahrhunderts ließ sich Mulato ein Haus in der Art der Kolonisten bauen, dazu eine Scheune, die sowohl als Heuboden als auch als Bodega diente und gelegentlich als Schlafplatz für die Hilfsarbeiter. Ob Mulato das Gebäude aus eigenem Antrieb oder unter Druck der Behörden errichten ließ, ist nicht festgehalten. Auf alle Fälle behielt er daneben sein Toldo und verwendete es auf Reisen. (Martinic 1995:161)

Mulato war mit Abstand der reichste Kazike der Tehuelche und seine Gruppe setzte sich aus mehr als 500 Personen zusammen. Er war „besser, fleißiger, liebenswürdiger und sympathischer“ als die meisten Tehuelche, die Borgatello kennenlernte. Er trank nicht, wahrscheinlich auch ein Grund für seinen Reichtum von mehr als 500 Hengsten und Stuten. Almosen verschenkte er an seine Landsleute nicht, war aber bereit, Pferde auszuborgen, wenn jemand sie benötigte. Er wurde von allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt. Seine Gastfreundschaft war sprichwörtlich und auch seine Frau war für ihre Großzügigkeit berühmt. Beide hatten einen liebenswürdigen Sohn und zeigten sich Kindern sehr zugeneigt. (Borgatello 1898/1924:134f.)

Radboone dachte genauso über den von ihm sehr geschätzten Kaziken. Seine Berichte geben einen guten Einblick in die Aufgaben des Kaziken. Er konnte ungefähr 20 Toldos unter sich haben, die Zahl war durch das umherschweifende Jagdleben begrenzt. Die Regierungsform war vollkommen demokratisch. Kein Kazike konnte einen Kampf ansetzen oder auch nur das Lager wechseln ohne Konsens mit den übrigen. Er war vor allem ein Ratgeber. Wenn sich weniger bedeutende Kaziken zu oft betranken und als unfähig erwiesen, wurden sie von ihren Leuten einfach verlassen. Die verschiedenen Tehuelchelager standen aber in freundschaftlicher Beziehung zueinander. „Jimmy never heard of fighting or jealousy among them. They were peaceful, big, strong, good-humored people.“ Mulato war von allen anerkannt, wenn ein „kleinerer“ Kazike ein Problem hatte, wendete er sich an ihn. Das war um so leichter durchführbar, als Mulato sesshaft war und nicht mehr wie die anderen Indianer von einem Platz zum anderen wanderte. Er hatte von der Regierung Land erhalten und seine Stellung als Kazike war vom Präsidenten in Chile anerkannt.

Jimmy selbst, wie Childs den Walliser Radboone nannte, fand in Luis Carminati, einem Mestizen mit italienischem Vater und indianischer Mutter (Martinic 1995:137,157), seinen besten Freund, mit dem er sehr viel Zeit verbrachte, er lernte von ihm und seinen Verwandten die Sprache der Tehuelche und es dauerte nicht lange, dass „Jimmy was living as to the toldo born“ und seinen Freund sehr zur Verwunderung der anderen Indianer als „vollwertiges Mitglied“ auf die Jagd begleitete. Zuerst gab es viel Aufhebens über den Weißen, aber bald war er akzeptiert. (Childs 1936:162) Das Leben im Zelt gefiel ihm dermaßen, dass er Angst hatte, zum Indianer zu werden. (to „go native“ in seiner Ausdrucksweise in Childs

1936:165) Deshalb wollte er sich die Tehuelche aus dem Kopf schlagen und ging auf die Estancia nach Dinamarquero statt mit Luis nach Rio Zurdo zurück. Darüber hinaus gab es noch einen triftigen Grund, Jimmy war in Luis' Schwester Juana verliebt, die aber mit seinem ärgsten Widersacher, einem „unguten Chilene“ verheiratet wurde.

Es kam sehr oft zu Ehen zwischen Indianerinnen und weißen Kolonisten, aber diese waren oft Delinquenten, die bei den Indianern untertauchten, sodass diesen daraus mehr Ungemach als Freude erwuchs. Krankheiten, Trunksucht und Laster breiteten sich aus.

Die ersten Siedler, die neugierig die Wirkung des Alkohols auf die Indianer beobachteten, bemerkten rasch, dass diese im Rausch schreckliche Kämpfe austrugen. Nicht wenige fanden daran Gefallen und führten absichtlich solche Situationen herbei, um sich daran zu weiden.

„Often white men would go out to a group of toldos and distribute cheap, raw spirits gratis among the chunkes. When they were far under the influence one of the white men would strike an Indian and blame it on another Indian nearby and then sit back and watch the whole company fall to fighting one another.“ (Childs 1936:171)

Es geschah aber auch, dass Weiße bei einem Trinkgelage Indianer töteten. Auf diese Weise verlor Jimmy seinen besten Freund Luis Carminati. Der Mörder, ein Chilene namens Teofilo, meldete sich in Punta Arenas bei der Polizei, gab an, einen Indianer in Notwehr erschossen zu haben und ging straffrei aus. Kazike Mulato, der keine Probleme hatte, bei seinen Leuten Recht zu sprechen, konnte hingegen nichts unternehmen, wenn ein Weißer Unrecht tat.

„None of us realized what was happening then, but I guess old Mulato knew. If it hadn't of been for the intrusos they'd still had all Patagonia to play in, and because they was friendly to the Cristianos they wasn't killed off like the Fuginos, but I reckon it is just as bad what did happen. ‚Do they think we are like guanaco for sport?‘ he says and I was ashamed that I was Cristiano myself.“ (Radboone in Childs 1936:180f.)

Weiße gaben nicht nur Männern billigen Alkohol zu trinken, sie verschonten auch die jungen Frauen nicht, machten sie öfter mit süßem Zuckerrohrschnaps betrunken, um sich an ihren Streitigkeiten zu delectieren, Es konnte vorkommen, dass die Frauen einander bisßen oder sich gegenseitig an den Haaren rissen, mehr passierte aber

nicht, denn die Indianer waren immer klug genug, die Waffen rechtzeitig außer Reichweite zu bringen. Meistens achteten die Tehuelche zusätzlich darauf, dass entweder nur die Männer oder nur die Frauen tranken. „They did not know enough not to take the fiery stuff from the strangers, but they knew enough not to trust it to the point of all indulging at once.“ (Childs 1936:171)

Einige Weiße verfolgten die Mädchen beim Verstecken der Waffen, um sie zu quälen und zu vergewaltigen. Davon bemerkten die Männer einige Zeit deshalb nichts, weil die Mädchen in der Befürchtung, nur mehr schlechte oder womöglich gar keine Heiratschancen zu haben, zögerten, von diesen Vorfällen zu berichten. Als die Männer das doch erfuhren, trafen sie Vorsichtsmaßnahmen und hielten die Mädchen an, beieinander zu bleiben und einander zu helfen. Ein Mann, der versuchte, einem Mädchen zu nahe zu kommen, wurde von den Indianern an einen Zeltpfosten des Kaziken gebunden und verprügelt. War jemand einmal von den Indianern geächtet, tat er gut daran, sich nicht mehr in die Nähe ihres Lagers zu begeben, denn die an und für sich friedliebenden und freundlichen Tehuelche rächten sich unbarmherzig, wenn ihnen Leid zugefügt wurde. (Childs 1936:172)

Radboone fühlte sich geehrt, als Mulato ihn bat, in Punta Arenas bei den Behörden den Mord an Carminati richtig darzustellen. Jimmy nahm die Mutter und Schwester des Verstorbenen und einen Spanier als Zeugen mit. In Punta Arenas traf er auf Luis' Mörder, den Chilenen Teofilo, der trotz des Mordes freigesprochen worden war, während Radboone gerechte Strafe forderte. Für dieses Engagement wurde er ins Gefängnis geworfen, dem er mit Hilfe seiner indianischen Freunde nach 35 Tagen entflohen. (Childs 1936:173-177, 181f.) Allerdings musste er daraufhin chilenischen Boden als Outlaw verlassen. Mulato machte kein Aufhebens von der Tatsache, dass der Mörder nicht bestraft wurde, zeigte sich nur besorgt über den schlechten Ausgang für Jimmy und machte ihm mit den Worten „I'll give you the toldo of the Carminatis“ das Angebot, bei den Tehuelchen zu leben und ihn vor der chilenischen Polizei zu schützen. Jimmy wusste, dass er sich auf das Wort Mulatos verlassen konnte und als ihn auch die Carminatis baten, bei ihnen zu bleiben und sogar bereit waren, ihm auf argentinisches Gebiet zu folgen, wenn dies notwendig werden sollte, fühlte er sich sehr geschmeichelt, denn noch nie hatte er davon gehört, dass Tehuelche einem Christen angeboten hätten, einer der ihren zu werden. (Childs

1936:222) Da Jimmy von der chilenischen Polizei gesucht wurde, musste er tatsächlich nach Argentinien flüchten.

In der Zeit, als Radboone das soeben wiedergegebene Vorkommnis erlebte, expandierte die Penetration der Kolonisatoren in besonders hohem Ausmaß. Die Verdrängung der Indianer von ihren Gebieten nahm zu. Von seiten des Gouverneurs von Punta Arenas wurde nichts dagegen unternommen. Deshalb fuhr der Kazike Mulato im Versuch, für sich und die Rechte seiner Leute zu kämpfen, zum Gouverneur nach Santiago de Chile. Sehr wahrscheinlich erreichte er nicht viel. Es gibt darüber keine Aufzeichnungen, aber in einer Zeitungsmeldung vom 5. Dezember 1905 sagte Alberto Fuentes, der Kapitän des Schiffes, mit dem Mulato unterwegs war, im wesentlichen aus, dass ein Indianer kein Recht auf Eigentum hätte:

„Con motivo de los remates de tierras, al cacique Mulato, que es descendiente de noble estirpe patagónica, se le espropiaron diez o doce mil hectáreas que tenía antes por derecho de ocupación nada más, pues un indíjena no puede tener derechos de propiedad. Als rematársele sus tierras se le dejaron mil hectáreas.“ (Martinic 1995:174)

Mit leeren Händen und Trostlosigkeit im Herzen fuhr der stolze Kazike in seine Heimat zurück, als seine Nichte, die ihn auf dieser Reise begleitet hatte, in Punta Arenas an Pocken starb. Darüber schier untröstlich, folgten er und seine Frau bald in den Tod und kurze Zeit darauf wurde der größte Teil seiner Gruppe durch diese Krankheit hinweggerafft. Der Tod ersparte ihnen den weiteren Verlust ihrer Gebiete mizuerleben. (Martinic 1995:174; Radboone in Childs 1936:298-300) Mit Wehmut dachte Radboone an seinen väterlichen Freund.

„I'r'd make you fair sick to stand there in the Cacique's house looking at the old man. He just sat there with his capa all around him, looking out the window. I reckon he seen the end of his people from all the humbugging of the Cristianos. He didn't complain or anything, just talked and sat quiet, but he knew there was nothin' he could do. The rest of the Indians wouldn't take out camp and settle on it, and when he wasn't with them, or when traders come to other camps of Indians, they'd sell 'em booze and soon have horses and capas and all and the Indians what had been so proud would have nothing left. I never thought much about it then, they was such fine strong specimens, but I guess Mulato seen the end of the Indians.“ (Radboone in Childs 1936:180)

Da Radboone erkannte, dass das Leben für die Indianer immer schwerer wurde und schlechter verlief, entschloss er sich, eine Farm zu kaufen, um sich und seine

zukünftige Frau Juana, die Schwester seines verstorbenen Freundes Luis zu erhalten. Die Hochzeit feierte er bei einem Händler namens Boblona, der im Gegensatz zu den meisten seines Standes keinen Alkohol an die Indianer ausschenkte, sie nicht ausbeutete und fair behandelte. (Childs 1936:313) Leider gab es solche Leute nur selten in dem Land, die meisten bereicherten sich auf Kosten der Indianer.

„That's how it was with the Indians, and I could see it was going to be the same for me, only worse, if I waited till they had all the camp taken from them. More than once some toldos in a regular camping place they'd used every year, had to move off because some Cristiano had got that piece in his name. All of Chile (Patagonian Chile) bar the unknown mountains was now taken up, this being in 1906, and the farms was getting farther and farther west in Argentina. Odd passers would tell us how they was settling in the north of Patagonia too. Big companies was forming and buying out the small farmers and lots of these would go north with their money and settle again.“ (Radboone in Childs 1936:307)

„Es una raza que se va“

Als Hatcher 1896 – 99 eine Expeditionsreise bei den Südtehuellen unternahm, hatten sie, wie schon ausgeführt, bereits einen großen Teil ihrer Territorien verloren. Es blieben ihnen noch Gebiete, die an die Kordillere angrenzten und einige Jagdregionen (siehe Karte 182a/S.207). Südlich des Flusses Coy (Coig) hingegen wurde das Land faktisch zur Gänze durch Schaffarmen genützt (Hatcher 1896/1903:265,277).

Die Siedlungen an der atlantischen Küste hatten sich im Gegensatz dazu vergrößert. Punta Arenas (Sandy Point) hatte um 1900 ungefähr 8000 Einwohner; verfügte über eine Londoner Bank, ein Opernhaus und etliche Handelsunternehmungen. Es gab zwar elektrisches Licht, aber Wasser- und Kanalsystem waren nicht vorhanden. Bedeutung erlangte der Ort durch den Hafen in der Magellanstraße, der von allen Schiffen auf der Durchfahrt angefahren wurde.

Der nächste bedeutendere Ort an der Atlantikküste war Gallegos, durch seine Lage im Herzen der Schaffarmen war er ein Umschlagplatz für die erzeugte Wolle. Zwei Banken und etliche Handelshäuser befanden sich in der Ortschaft, die zudem die Hauptstadt der argentinischen Provinz Santa Cruz war.

Santa Cruz selbst, wie Punta Arenas als Strafkolonie gegründet, war zwar die älteste Siedlung des Distriktes gleichen Namens, aber ohne Bedeutung.

Des weiteren gab es die Siedlungen Punta Delgada, San Julian und Puerto Deseado (Port Desire). Alle zwei Monate fuhr ein Schiff von Punta Arenas bis San Julian, das Post, Passagiere und Frachten mit sich führte und alle Monate verkehrte eine Linie von Buenos Aires bis Feuerland. Außerdem liefen noch zahlreiche kleine Schiffe in unregelmäßigen Abständen vor allem Punta Arenas an. Sie brachten verschiedene Güter mit und reisten mit Ladungen von Wolle und Fellen ab. (Hatcher 1896/1903:276f.)

Je näher die Indianer bei den Siedlungen wohnten, umso mehr wurde ihr Leben beeinträchtigt. Durch die Einzäunungen wurden die Jagdgebiete eingeschränkt und die Guanakos dezimiert. Die Indianer verloren dadurch einen Teil ihrer Autonomie, wurden abhängiger von Gütern der Kolonisatoren. Sie begannen sich nach europäischer Manier zu kleiden mit Hemden, Hosen, Schuhen. Ihre Quillangos ersetzten sie durch Überwürfe aus Stoff. Die Zelte bedeckten sie nach und nach mit Segeltuch. Die Männer mussten sich als Gelegenheitsarbeiter verdingen, um an die notwendigen oder begehrten Artikel zu kommen. Allerdings blieben die Tehuelche ihren Arbeitsstellen fern, sobald sie sich die gewünschten Waren leisten konnten. (Martinic 1995:170,177)

Das Ende der Gruppe Mulatos wiederholte sich in ähnlicher Form bei dem Kaziken Blanco und seiner Gruppe. Im Gebiet von Ultima Esperanza, wo sie lebten, erwarb eine Bank Grundstücke für die Schafzucht. Der Verwalter der Estanzia, Stubenrauch intervenierte 1904 beim Gouverneur von Chile, weil die Indianer der Gegend ihm gewaltigen Schaden zugefügt hätten. Der durch sie verursachte Verlust an Schafen übertraf jenen Verlust, den er durch den strengen Winter erlitten hatte. Stubenrauch verlangte die Entfernung der Indianer. Kazike Blanco wandte sich ebenfalls an den Gouverneur und erreichte vorübergehend die weitere Aufenthaltserlaubnis im angestammten Gebiet. Stubenrauchs Beharrlichkeit indessen bewirkte ein Jahr später die Delogierung der Aónikenk. Obwohl sie sich der von Rechts wegen ihnen zustehenden Länder beraubt sahen, räumten die Aónikenk das Gelände gewaltlos. Eine Zeitlang hielten sie sich weiter nördlich in den rauhesten Tälern der Sierra

Baguales oder östlich davon in den Feldern von Tapi-Aike auf, aber ab 1910 verlief sich ihre Spur. (Martinic 1995:174-176)

Im nördlichen Patagonien traf Henry de la Vaulx beim Rio Genua auf ein Tehuelchelager. Der Platz Choiquenlahué (passage de l'autruche) war seiner Meinung nach ein Lieblingsplatz der Indianer, auf dem die Kaziken Quanquel (Kankel) und Sapa einen Großteil des Jahres verbrachten. Darum war es auch nicht verwunderlich, dass in der Nähe desselben ein Italiener, namens Eduardo Botello eine miserable Ranch errichtet hatte, um mit den Indianern regen Handel zu treiben. Es wird nicht ausgesprochen, ob er auch mit Alkohol handelte, dies ist aber anzunehmen. (De la Vaulx 1901:185) Auch Vallentin lernte am „Straußenpaß“ Botello als den ältesten Ansiedler dieser Gegend kennen. Die Größe seiner Estancia, auf der er „mit einer Vollblutindianerin aus dem Tehuelchenstamm verheiratet“ war, betrug 100 Quadratkilometer. (Vallentin 1906:140f.)

H. Hesketh Prichard fand bei seinem Aufenthalt in Patagonien, der von September 1900 bis Juni 1901 dauerte, noch fünf existierende Indianerlager vor, von denen er zwei besichtigte. Er musste feststellen, dass seit Musters' Reise die Zahl der Indianer auf erschreckende Weise gesunken war. Im Rum sah er ihren größten Feind, gegen dessen Gefahren sie weder sozial noch moralisch geschützt waren. (Prichard 1902:88f.) Prichard klagte über die Händler, die keine Gelegenheit ausließen, um die Indianer durch den Tausch von Fusel gegen Pferde zu betrügen. In ganz Patagonien gab es Likörbuden, an denen der Silberschmuck der Tehuelche zur Schau gestellt wurde. Die Besitzer verdienten am Zugrundegehen und Aussterben dieser harmlosen Menschen. Kriege und vernichtende Streitigkeiten können die Indianer überleben, „but they never survive the Civilisation of the Bottle“, lautete Prichards (1902:111) traurige Erkenntnis.

Mischehen mit weißen Männern betrachtete Prichard (1902:94) ausnahmslos wegen des schlechten Einflusses der Männer auf die indianische Gruppe mit Antipathie. Das „Fortschrittsdenken“ der anderen Weißen brachte den Indianern Tag für Tag den Verlust eines weiteren Stück Landes. Ein Indianer, der Prichard von den früheren Wanderungen seiner Leute erzählte, stellte traurig fest:

„Once we had the sea upon the one side of us, and upon the other the cordillera. but this is not so now. The white man is ever advancing upon one side and the Cordillera

remains ever unchanging upon the other. Soon there will be no place for us; yet once the land was ours.“ (Prichard 1902:109)

Steffen Hans hatte im Auftrag der chilenischen Regierung die politische Grenze zwischen dem 44. und dem 46.° südlicher Breite zu ziehen. So konnte er sich auf seiner Aisen-Expedition im März 1897 in der Nähe des Fontana – Sees mit einer schweifenden Indianertruppe in Verbindung setzen. Die Toldería dieser Leute, einer Mischung aus Araukanern und Tehuelchen, war an den Ufern des Arroyo Verde errichtet. Fünf Jahre später war an dieser Stelle von der Toldería keine Spur mehr zu sehen. Angeblich war sie einen Breitengrad weiter südwärts an den Rio Senguel verlegt worden. Andere dürftige Reste der Indianerbevolkerung gab es noch bei den Sierras von Putrachoique und bei Genua, aber auch die waren 1902 gänzlich verschwunden, stellte Steffen bekümmert fest.

„Ich selbst bewahre den ehemaligen Herren dieses Landes ein dankbares Gedenken. Ohne ihre bereitwillige Hilfeleistung wäre meine Aisen-Expedition im März 1897 in die größte Bedrängnis geraten, und auch auf anderen Reisen sind sie mir und meinen Gefährten willkommenen Führer in den patagonischen Einöden gewesen.“ (Steffen 1929:155-157)

Auf der Rückkehr von der Aisen-Expedition hatten sich zwei Leute der Führung des Tehuelchen Severo Torres überantwortet, einem der wenigen Indianer, dem das ganze südpatagonische Gebiet vertraut war, und sie waren mit seiner Leitung so zufrieden, dass Steffen (1929:171,215) ihn im Jahr 1899 wieder beschäftigte. Auf einem alten Indianerpfad reisten sie Richtung Süden. Entlang des Rio Chico wollten sie nach Santa Cruz gelangen. Aber Severo verließ, wie er schon bei seinem Engagement erklärt hatte, die Karawane bei Tameln am Oberlauf des Rio Chico. Der Grund war die Besorgnis, auf seinem einsamen Rückritt von einem allgemein gefürchteten Banditen überfallen zu werden. Der Gefürchtete war ein „verwildeter“ Gaucho, namens Ascencio Brunel, der als Mörder und Räuber von der Polizei verfolgt wurde und von den Indianern für vogelfrei erklärt worden war. Nicht nur für die wenigen, weit verstreut wohnenden Siedler, sondern auch für die Tolderías war Brunel ein Schreckgespenst. Wem das Verdienst gebührte, diesen gefährlichen Banditen unschädlich gemacht zu haben, ist eine offene Frage, aber ein Gerücht schrieb es den Indianern des Kaziken Kankel am Rio Senguel zu. (Steffen 1929:228f.)

Längs der chilenischen Grenze trieben sich viele kriminelle Elemente um und viele Bewohner der Farmen in diesen Gebieten neigten ebenfalls zu Gewalttätigkeiten. Ein Bericht aus dem Jahr 1920 besagt über die Gegend des Lago Fontana,

„daß im Laufe des Jahres 1919 sich in der Grenzzone vom Lago Fontana bis zum Valle Huemules (Simpson) 47 Bluttaten ereigneten, von denen die Hälfte ungesühnt blieb. In der ersten Hälfte des Januar 1920 kamen 11 Morde vor; nur 5 Schuldige wurden ergriffen, die übrigen flüchteten. Am 5. Januar desselben Jahres wurden in der Nähe des Rio Guenguel drei Farmer und ein Handwerker, die im Automobil von Comodoro Rivadavia heraufkamen und Geld bei sich trugen, an einem vorher mit Draht abgesperrten Wegedurchlaß angehalten und ermordet. Ein Gastwirt aus Balmaceda soll der Hauptschuldige gewesen sein. – In demselben Stil geht es seitenlang weiter; auch von den Übergriffen, um nicht zu sagen Freveltaten, der argentinischen Gendarmerie in den kleinen Siedlungen zu beiden Seiten der Grenzlinie weiß der Verfasser viel zu erzählen.“ (Steffen 1929:154)

Der weiter fortschreitenden Kolonisation taten solche Vorkommnisse keinen Abbruch. Steffen berichtete(1929:263):

„Unsere Expedition wurde während ihres Marsches, der dem schon erwähnten Hauptverkehrswege nach Puerto Consuelo folgte, auf Schritt und Tritt Zeuge des Einströmens von Kolonisten, die fast ausnahmslos von Punta Arenas her kamen, teils mit, teils ohne Besitztitel, und trotz der damaligen Unsicherheit betreffs der politischen Zugehörigkeit des Gebietes kleine Farmen aufsetzten, wo immer die Kämpfe ihnen günstige Aussichten zu bieten schienen.“

Der Deutsche W. Vallentin erforschte von 1904 – 1905 die noch weißen Flecken der Provinz Chubut in Mittelpatagonien mit ihren fruchtbaren Tälern in der Nähe der Kordillere. Von Norden her kommend, traf er etwa 30 km südöstlich von Norquinco auf die Indianerkolonie Cushámen, wo der Mapuche Njankuchi Nahuelquí mit der Tehuelchin Tanahuén verheiratet war, die mit ihrem Christennamen Manuela hieß. „Sie ist eine gutmütige, dabei aber gescheite und energische Ehefrau und hat ihrem Herrn Gemahl gegenüber manchmal einen schweren Stand“, nämlich dann, wenn er dem Alkohol zusprach. (Vallentin 1906:18) Fast alle Mapucheindianer waren so wie die Tehuelchin Tanahuén Christen, aber nur nach außen hin. Sie und ihre Kinder waren zwar – eher überzeugungslos– getauft, doch die „alten ererbten religiösen Gebräuche bedeuteten ihnen mehr, als die Satzungen jenes Christengottes, durch dessen Lehre und diensteifrige Diener ein Stamm nach dem anderen dem Untergang geweiht wurde.“ (Vallentin 1906:20)

„Nur einige Male kam bei ihm [Njankuchi Nahuelquí] der bitter empfundene Schmerz über die verloren gegangenen Zeiten zum Ausbruch.

„Das ist nun alles vorbei!“ sagte er schwer seufzend. Dabei schaute er düster auf den Boden, stampfte mit dem Fuße, daß die Sporen klirrten, und blickte dann sinnend durch die offenstehende Tür hinaus ins Freie, wo sein ältester Sohn, ein hübscher, 16jähriger Junge, eben mit dem Aufsatteln eines Pferdes beschäftigt war. „Ja, das ist nun alles vorbei!“ wiederholte er im gedämpften Ton.“ (Vallentin 1906:18f.)

Südlich von General San Martín wurde den Indianern ein 250 Quadratkilometer großes Gebiet als Besiedlungsland zugesprochen, eine steinige, felsige Gegend, im Südwesten mit Lacken und Sümpfen durchsetzt, der Boden salpeterhaltig.

„Die wenigen Indianer, die hier sitzen, treiben ausschließlich Viehzucht. Sie sind teils Tehuelchen, teils Pampas; auch Manzaneros vom Araukanerstamm leben hier. Vielfach schon haben sie sich durch Ehen miteinander gemischt, so daß ein reiner Stamm nicht mehr existiert.“ (Vallentin 1906:130)

In dieser Gegend war der berühmte Häuptling Saihuéque gestorben,

„dessen Macht einst sprichwörtlich gewesen ist und der sich einer Ehrfurcht und eines Gehorsams sondergleichen erfreute. Über Tausende hatte er einst geboten [...] Und heute? – Der große, reiche Häuptling ist vor wenigen Jahren gestorben. Er selbst und seine Familie sind verarmt, ruiniert von seinen Söhnen und Töchtern, die der liebevollen Umarmung der europäischen Kultur willenlos erlagen und an Vergnügungssucht, Trunk und Spielwut zugrunde gingen.“ (Vallentin 1906:131f.)

Ein ähnlich trauriges Ende befürchtete Vallentin für den Tehuelchen Kintruai und die anderen. Zwar hatte Kintruai für 30 Stück Rindvieh und etwa 1000 Schafe ungefähr 625 ha Fläche zur Verfügung, war also arbeitsam und nüchtern und steckte trotzdem schon

„in den Krallen der Spekulanten und Bolicheros, die gewissenlos die kleinste menschliche Schwäche ausbeuten, um ihrer Habsucht zu fröhnen....Ich finde – vielleicht ist es Einbildung – daß bei allen Indianern, insbesondere bei den älteren Leuten so etwas wie eine stumpfe Resignation zur Geltung kommt, eine stillschweigende Ergebung in das unvermeidliche Schicksal.“ (Vallentin 1906:133)

Noch südlicher am Fluss Senguérr hatte die Regierung Land vermessen und für die Besiedlung Gebiete von ca. 625 ha abgeteilt. Hier lebten meistens Tehuelche unter dem Häuptling Canqué, die ausschließlich Viehzucht trieben und in ihren Zelten wohnten, aber auch in festen Hütten aus Adobe. (Vallentin 1906:145)

Unter Carl Skottsberg machte sich eine schwedische Expedition auf den Weg nach Patagonien und bereiste das Tal des Mayo Flusses, von dem die Forscher gehört hatten, dass es zu den letzten Refugien der „half-wild Tehuelches“ gehörte, die hier in ihren Toldos nach alter Art und Weise lebten. Sie bekamen die Indianer aber nicht zu sehen. (Skottsberg 1908:199) Erst viel südlicher beim Lago Belgrano trafen sie auf zwei Tehuelche, die zuerst sehr schweigsam waren, sich aber durch eine Schale Kakao, einem ihnen eher unbekanntem Getränk, die Zunge lösen ließen. Skottsberg gefielen die beiden ausnehmend gut und es schien ihm unvorstellbar, dass sie einer aussterbenden Rasse angehören sollten. Nicht nur diesen Abend verbrachten die Schweden, Deutsche und Indianer gemeinsam, sondern auch den nächsten, den Silvesterabend 1908. (Skottsberg 1911:237f.)

1917 konnte sich der Fregattenkapitän Caillet-Bois persönlich über die Lebensweise der Tehuelche bei Santa Cruz informieren. Er traf auf eine Gruppe von 300 Individuen, Vermischungen von Tehuelchen mit anderen Rassen, die in drei oder vier Zonen unterteilt in Zeltlagern wohnten. Ihre einzige Beschäftigung waren die Guanako- und Straußenjagd im Frühling, danach das Nähen und Verkaufen von Mänteln, genauso wie zu Musters' Zeiten. Nach Caillet-Bois' Eindruck passten sie sich nicht an das zivilisierte Leben in Form regelmäßigen Arbeitens auf den Landgütern oder kleinen Farmen an und sie waren, von Ausnahmen abgesehen, vom Alkohol beherrscht. Caillet-Bois und die Leute, die mit ihm unterwegs waren, versuchten zu erreichen, dass die Indianergebiete in dieser Umgebung für die Dauer von 10 Jahren nicht an Weiße verkauft werden sollten und übergaben einem Indianer, der ihnen auf Grund seiner Alkoholabstinenz geeignet schien, eine Hazienda. Aber nach kurzer Zeit hatte der Mann sein Land an einen Interessenten verkauft und sich aus dem Staub gemacht. (Caillet-Bois 1942/43:41)

Am Ende der Welt

1940 kam Tschiffelys Buch: „Ans Ende der Welt. 7000 Meilen durch Patagonien und Feuerland.“ heraus, aus dem schon vorher in Zusammenhang mit den „weißen Guanakos“ zitiert wurde. Der Autor fand nur wenige, sehr versteckt liegende Indianerlager, sozusagen die Endpunkte am Ende der Welt.

„Heutzutage sind in Patagonien reinrassige Indianer (hier meine ich solche vom Stamme der Tehuelchen) nur noch in der Nähe der Anden anzutreffen, es sei denn, daß gelegentlich einige in die Küstengegenden herabkommen, um junge Guanakos zu jagen.“ (Tschiffely 1940:51)

„...denn heutzutage gibt es in Patagonien nur noch sehr wenige indianische Zeltlager, und im allgemeinen werden sie an Oertlichkeiten errichtet, die kaum zu finden sind.“ (Tschiffely 1940:164)

Der Bericht von einem Ausflug mit einem ortskundigen Korporal bestätigt diese Behauptung. Nachdem sie eine Weile mit einem Auto in eine unwirtliche Gegend gefahren waren, mussten sie in einem kahlen Tal mit schroffen nackten Wänden und gewaltigen Felsblöcken aussteigen und den Weg zu Fuß fortsetzen.

„Außer Sand und Felsen, die auch nicht eine Spur von pflanzlichem oder tierischem Leben zeigten, war auf diesem Wege nichts zu erblicken. Als wir aber eine gute Stunde gegangen waren und um eine Biegung des Tales herumkamen, gewährte ich weit droben ein paar dunkle, bienenkorbformige Zelte. Die Behausungen lagen vollkommen still und einsam da, und ich gab der Befürchtung Ausdruck, daß sie vielleicht unbewohnt seien. Aber der Korporal beruhigte mich mit dem Hinweis, daß die Indianer uns sicherlich schon längst gesehen und sich zusammen mit den ausnehmend scheuen Kindern in der Nähe zwischen den Felsblöcken versteckt hätten. ‚Wir werden bei unserer Ankunft alle Frauen in den Zelten vorfinden‘, fuhr er fort.“ Und so war es auch. (Tschiffely 1940:164)

Die Tehuelche, die Tschiffely im Laufe seiner Reise immer wieder antraf, sprachen, mit Ausnahme der Kinder, fast alle fließend Spanisch und waren „halbzivilisiert“, aber:

„Das Geschick der halbzivilisierten Indianer, die ich später noch besuchte, ist wahrhaft tragisch zu nennen, denn was sie angeblich an Zivilisation gewonnen haben, haben sie an Lebenskraft verloren – sie sind völlig demoralisiert und dementsprechend degeneriert und heruntergekommen.“ (Tschiffely 1940:169)

Seiner Meinung nach war es höchste Zeit, etwas für das Überleben der letzten Überreste der Tehuelche zu tun, denn ihr Verschwinden würde einen großen Verlust für künftige Geschlechter bedeuten, „die vielleicht noch einheitlicher Massenprodukte sein werden als wir Europäer es heute schon sind“. (Tschiffely 1940:170)

„Bei alledem wäre es unwahr, zu sagen, daß sich die Indianer samt und sonders unglücklich fühlen oder sich auch nur ihres traurigen Loses bewußt sind. Sie gleichen in dieser Hinsicht vielmehr den Bewohnern der Elendsviertel in den modernen Großstädten, die auch schon kein anderes Leben mehr kennen und die Dinge fatalistisch so hinnehmen, wie sie sind und wie sie kommen.“ (Tschiffely 1940:170)

Rund um den Rio Negro waren zur Zeit, als Tschiffely durch Patagonien reiste, zwar achtzig bis neunzig Prozent der dort lebenden Bevölkerung Indianer, aber das gute Land gehörte zur Gänze den zahlungskräftigen Weißen, während die Indianer sich mit den kahlen Einöden begnügen mussten,

„wo sie, mit Lumpen und Fetzen bekleidet, in stinkenden Lehmhütten hausen und an Tuberkulose, Syphilis und andern Seuchen langsam zugrunde gehen. Unterernährung und Alkohol haben binnen zwei oder drei Generationen aus diesen ehemals vor Kraft und Gesundheit strotzenden, großwüchsigen Eingeborenen verkümmerte Elendsgestalten gemacht. Die Kinder leiden fast alle an Rachitis und schwanken auf dünnen, krummen, Beinen herum; dazu kommen allgemeine Degenerationserscheinungen, die sie zu einem schlechthin erbarmungswürdigen Anblick machen. So leben diese Enterbten und Entrechteten des Schicksals in einem gemeinsamen, hoffnungslosen Elend, in dem Zank und Streit um Kleinigkeiten an der Tagesordnung sind, was häufig zu wüsten Raufereien und Mordtaten führt.“ (Tschiffely 1940:175f.)

Als Tschiffely bei seinem Umherstreifen in Patagonien den Namen seines alten Freundes, des in der Zwischenzeit verstorbenen Häuptlings Liempichún, erwähnen hörte, äußerte er den Wunsch, dessen Söhne besuchen zu wollen. Tschiffely fand die Leute den gesetzlichen Vorschriften entsprechend in würfelförmigen Lehmhütten vor, die wie große graue Kisten aussahen – ihre Spinn- und Webarbeit verrichteten die Frauen aber in Zelten.

„Die Leute waren vollständig zivilisiert, machten aber alle einen sehr niedergeschlagenen und armseligen Eindruck. Die beiden Söhne des alten Häuptlings mochten etwa fünfundvierzig und fünfzig Jahre alt sein. Beide hatten in ihrer Jugend Militärdienst geleistet; sie wußten etwas von der Welt und konnten ein wenig schreiben und lesen – Fähigkeiten, die ihnen allerdings hier in ihrer trostlosen Halbwüste nichts nutzten.

Sie erzählten mir eine lange, unendlich traurige Geschichte von der bitteren Armut, in der sie lebten; die Pferde, die sie einstmals besessen hatten, waren jetzt fast alle verkauft oder aufgeessen. Nur noch wenige waren übriggeblieben und dazu eine kleine Herde dürrer und rüdigter Schafe.“

Tschiffely war so betroffen von dem Elend dieser Leute, dass er sich gerne wieder verabschiedete, selbstverständlich ließ er für die Kinder Schokolade für die Erwachsenen eine Flasche Rum zurück,

„...das willkommenste Geschenk..., das ich den Indianern machen konnte. Sie vergaßen auch wirklich sogleich alle ihre Sorgen, denn ihre schwermütigen Augen leuchteten erwartungsvoll auf, als ich einem von ihnen die Flasche überreichte. Doch er gab sie mir mit einer höflichen Handbewegung zurück und bat mich, als Erster daraus zu trinken. Ich tat es, und dann kreiste die Flasche unter vielem Lippenlecken und befriedigtem Grunzen von Mund zu Mund.“ (Tschiffely 1940:232)

Ein düsteres Bild zeichnete Siegfried Winter 1941 über die noch verbliebenen Indianer, von denen er kleine Reste in patagonischen Reservaten antraf. Die Menschen bildeten aber seiner Meinung nach „eine recht wenig erfreuliche Bevölkerungsschicht. Wer sie etwas näher kennengelernt hat, der wird immer froh sein, wenn er so wenig wie möglich mit ihnen zu tun hat. [...] Sie waren der Zivilisation, welche Tuberkulose, Alkohol und sehr viele blaue Bohnen mit sich brachte, nicht gewachsen.“ (Winter 1941:20)

Die Bevölkerung Patagoniens setzte sich zum Großteil aus Ausländern und deren Nachkommen zusammen, dazu gehörten Deutsche, Engländer und andere Nordeuropäer, denen das rauhe Klima Patagoniens eher lag als den Spaniern und Italienern, die sonst die Mehrheit in Argentinien bildeten.

Gibt es Wege aus der Tristesse?

Die Indianer und ihre Kultur starben also aus, nur Elemente ihrer Lebensart blieben erhalten. Argentinische Viehhirten, die Gauchos, übernahmen von ihnen die Boleadoras, das Lasso und den „Recado“ genannten Sattel. (von Hahn 1943:168) Die wenigen Indianer, die noch überlebt hatten, waren entwurzelt, dem Alkohol verfallen und wurden zum „Problema Indígena en Argentina“ deklariert. Ricardo Rojas beschäftigte sich 1943 in der Zeitschrift „America Indígena“ damit. In Patagonien gab es in Neuquén am Andenrand vor allem Mapuches, vermischt mit einigen Tehuelche, weiter im Süden Patagoniens gab es auch einige Überlebende dieser Ethnie, aber niemand kannte nach Rojas die genauen Zahlen. Bei den Volkszählungen waren sie nicht erwähnt bzw. herabgesetzt worden. Eigentlich hatte sich niemand wirklich damit befasst,

„que es jurídicamente una ‚tribu‘ ni cuáles habitantes han de ser considerados indios por la legislación nacional. Hubo en nuestro país un prurito por parecer población de raza exclusivamente europea; y se ha preferido no solamente escamotear al indio en los censos, sino dejarlo morir, o matarlo sin piedad, después de haberle quitado la tierra y no haberle dado medios de vida ni educación.“ (Rojas 1943:106)

Seine Aufgabe sah Rojas darin, die noch verbliebenen Indianer (er meinte sämtliche Indianer Argentiniens) zu retten und für sie eigene, ihnen entsprechende Institutionen zu schaffen. Vor allem zwei Angelegenheiten müssten vordringlich in Angriff

genommen werden: der Landbesitz und die Schulbildung. Auf den Besitz geeigneten Landes hätten die Indianer nicht nur Recht, sondern der Argentinier schulde es ihnen sogar. Was die Schule betrifft, müsste eine „Schule für den Indianer“ (Rojas 1943:108) geschaffen werden. Es genüge nicht, Lesen, Schreiben und Rechnen zu vermitteln; Fähigkeiten, die der Indianer bald nach dem Verlassen derselben nicht mehr brauche und daher rasch vergesse. Die Schule müsse sich an den Bedürfnissen der Indianer ausrichten, an ihrer Psychologie, ihren Traditionen, ihren Sprachen, ihren Glaubensvorstellungen und ihren Notwendigkeiten. Davon ausgehend hätte der Lehrer die Aufgabe sie zum höchstmöglichen sozialen Niveau zu führen, um sie zur Entwicklung ihrer natürlichen Fähigkeiten zu befähigen. Das stünde dem Indianer als erstem Sohn dieses Landes zu und es wäre ein Unrecht, sie nur mit Almosen abspeisen zu wollen.

„Los indios argentinos que aún sobreviven, pocos o muchos, son los herederos de los que han muerto (algunos por nuestra culpa) y representan a los que murieron. Para ellos pedimos tierra; pero sabemos que el hombre autóctono vale más que esa tierra. Para ellos pedimos escuela: pero sabemos que el espíritu autóctono vale más que esa escuela. No hablamos por trasnochado romanticismo ni por momentáneo entusiasmo; hablamos por fruto de estudio largo y seria meditación.“ (Rojas 1943:113f.)

Rojas war nicht der erste und blieb nicht der einzige, der sich Gedanken machte, wie man das Los der letzten verbliebenen Indianer verbessern könnte. 1912 gelang es dem argentinischen Gouverneur Lamarque durch geeignete Maßnahmen die Trunkenheit in der „Reserva Tehuelche“ beim Rio Coyle herabzusetzen. Zusätzlich sollte den Weißen die Jagd auf Guanakos verboten werden. Auch über die Integrierung der Indianer mittels Schulbildung machte man sich Gedanken. (Martinic 1995:177,179) Aber Amtsmühlen mahlen und mahlten langsam. Ich bin auch nicht sicher, ob die ausschließlich von Weißen ohne Rücksprache mit den Indianern erdachten Maßnahmen den bereits vorgezeichneten Weg geändert hätten.

Der Arzt Escalada war 1949 der letzte, der sich diesbezügliche Gedanken machte und einen Verbesserungsvorschlag unterbreitete. Durch seine Tätigkeit in der Militärregion Comodore Rivadavia bekam er Kontakt zu den Tehuelche und begann, sich für sie und ihre Geschichte zu interessieren. Er listete verschiedene Gründe für den elenden Zustand der Patagonier zu seiner Zeit auf: (Escalada 1949:346-349)

- a) Der bruske Wechsel vom „Neolithikum“ in die Zivilisation des 20. Jahrhunderts konnte nicht bewältigt werden.
- b) Sie wurden als „Hindernisse auf dem Weg in die neuen Zeiten“ von dem Boden, der ihnen durch Jahrhunderte zustand, vertrieben. Nicht einmal Wissenschaft und Forschung bekundeten ihr Interesse für sie. Schulen bekamen sie spät oder gar nicht. „El boliche fué su escuela, el alcohol su estrella y las plagas del ‚huinca‘¹ la maldición final.“ (Escalada 1949:346)
- c) Das Fehlen der Bedingungen und Möglichkeiten führte zu ungeschickten Versuchen, die Indianer an das neue Leben anzupassen. Den Araukanern fiel es nicht schwer, sich vom einfachen Bodenbau auf das Leben nomadischer Jäger einzustellen, aber es gelang ihnen nicht, von heute auf morgen Viehzüchter zu werden. Sie hielten der Konkurrenz der Weißen nicht stand, was auch nicht verwunderlich ist, wenn man ihre kleinen, durch mindere Qualität „ausgezeichneten“ Felder in Rechnung stellte.
- d) Bei Uneinigkeiten standen die Behörden, besonders die Polizei und die Gerichtsbarkeit immer auf der Seite der Weißen.
- e) Sämtliche Laster, die man an den Indianern feststellen konnte, hatten sie von den Weißen erlernt. Ihre geringe Neigung, einer Arbeit nachzugehen, resultierte auch daher, dass ihre Bemühungen keine Erfolge zeigten, ja sogar schamlos ausgenutzt wurden.
- f) Die Gepflogenheit der weißen Farmer, ihre Güter einzuzäunen, schnitt die Indianer von ihrer autochthonen Tierwelt und Lebensgrundlage ab. Sie verloren die Möglichkeit zur Subsistenz. Das musste zum Scheitern führen. Es fehlte ihnen an allem, an Bildung, an Geld, an Unterstützung usw.
- g) Krankheiten, schlechte Ernährung und Laster führten zum psychophysischen Verfall, zum Verfall ihrer Moral und zum schändlichen, aktuellen Zustand.

Wenn man Wege aus der tristen Situation suchen wollte, müsste man bedenken, dass es sich hier um kleine, nicht reine ethnische Gruppen (Vermischung von Araukanern, Tehuelchen und Weißen) handelte, die, von einigen Tehuelchen abgesehen, nicht mit der Erde, auf der sie gerade lebten, verwurzelt waren. Zur Führung geeignete Persönlichkeiten fehlten in den entscheidenden Jahren gänzlich

¹ Indianerwort für Weiße

und der Prozess der Kulturentfremdung ging von Generation zu Generation unaufhörlich weiter. Escalada fürchtete, dass für die Regierung dieses Problem auf Grund der geringen Zahl der Betroffenen gar nicht existent war. Für die Verbesserung der Situation der noch verbliebenen Indianer brachte Escalada seinen konkreten Lösungsvorschlag zu Papier, der Krankenhausbetreuung, professionelle Erziehung und Unterweisung der Kinder in Internaten vorsah. Dazu sollten Arbeitsmöglichkeiten für junge Männer in der Region geschaffen werden, um die Familien zu verwurzeln. „Angepassten“ Indianern müssten bessere Bodenflächen für Viehzucht oder Ackerbau gegen günstige Bankkredite bzw. geschickten Frauen Kredite für die Produktion gewebter Stoffe geboten werden. Sicher alles gut gemeinte Überlegungen, sie wurden jedoch nicht einmal ansatzweise zur Kenntnis genommen oder ausgeführt.

Wissenschaftliche Erforschung der aussterbenden Kultur der Tehuelche

Escalada war nicht der einzige, der sich wissenschaftlich mit den Indianern befasste. Der Linguist Tomás Harrington suchte in mehr als 15 Jahren immer wieder den Kontakt mit den Nordtehuellen, den Gününa Küne. Sein besonderes Interesse galt ihrer Sprache, *yájitich* genannt. 1911 unternahm er seine erste Reise in das Tal von Jenua, in Chubut gelegen. Drei Jahre reiste er durch die westlichen Teile Chubuts und gelangte 1914 nach Gangán, im Norden der Region gelegen. Er traf dabei auf araukanische Indianer, aber auch auf Tehuelche und zwar sowohl auf die südlichen Aónikenk, als auch auf die nördlichen Gününa Küne, die miteinander vermischt waren. Im Jänner 1915 ließ er sich in Lefi Gniyeu, in der Nähe von Gangán für ungefähr fünf Monate nieder. Er wohnte bei der alten Indianerin Trruúlmani. Bis 1918 blieb Harrington in diesem Teil von Chubut, auf den Plätzen Gangán, Lefi Gniyeu, Carhue Gniyeu und Yalálau Bat. 1919 und 1920 unternahm er jeweils gegen Jahresende flüchtige Besuche bei seinen patagonischen Freunden. Zurück in Buenos Aires studierte er intensiv die Schriften, die es über Tehuelche und Araukaner gab. Durch seine Arbeit verhindert, konnte er erst 1929 wieder eine Reise in die oben erwähnten Gegenden zu seinen eingeborenen Freunden unternehmen. Er suchte eine Freundin Trruúlmanis, Kilkil-ägüs auf, deren anfängliches Misstrauen, als er ihr Fotos zeigte und einige Dutzend Sätze in gününa yajitich zum Besten gab, schwand. Von 1929 bis 1935 reiste Harrington jährlich für acht bis zehn Tage zu

seinen indianischen Lehrmeistern. (Harrington 1946:236-239) Die kurzgefasste Lebensgeschichte seiner zentralen Informantin Trruúlmani und des nicht minder wichtigen Nawelkir Chiquichano handelt von zwei Menschen, die die Stationen vom Nomadismus zur Sesshaftigkeit durchliefen.

Trruúlmani, mit ihrem spanischen Namen Agustina Moreira, war Harringtons wichtigste Informantin. Sie kam nach seinen Berechnungen 1864/65 zur Welt und verbrachte Kindheit und Jugend in den Ebenen zwischen Rio Negro und Chubut, wobei sie bei einigen Gelegenheiten bis an den Atlantik gelangte. Sie gehörte 1879 zum Gefolge von Pitchalau und war später Mitglied des berühmten Kaziken Chiquichano. Der Vater ihres älteren Sohnes, Zoilo Moreira, war Lienpichún. Viel später heiratete sie einen Schwarzen aus Patagones, Cirilo Crespo, mit dem sie viele Kinder beiderlei Geschlechts hatte, die mit ihrem gekrausten Haar und der kupferfarbenen Haut Merkmale beider Elternteile aufwiesen. Sie besaß ausgezeichnete Kenntnisse in ihrer Muttersprache gñüna yáyitch, und bewies bei ihren Antworten auf Harringtons Fragen Geduld und Wissen. Der Gedanke, dass ihre Antworten in einem Buch veröffentlicht werden sollten, begeisterte sie und sie pflegte ihren Antworten hinzuzufügen: „Y no se olvide de poner en el libro que esto se lo dijo la vieja Trruúlmani.“ (Harrington 1946:240//242)

Nawelkir oder Adolfo Nawelkir Chiquichano, der zweite wertvolle Informant Harringtons, wurde 1867 geboren, zwei Jahre, nachdem die Walliser in Puerto Madryn an Land gegangen waren. Den Namen Adolfo nahm er sehr früh an, den Familiennamen seines Onkels, Chiquichano (Musters' Jackechan), um das Jahr 1910. Dieser Onkel rettete die ersten Walliser in Chubut vor dem Verhungern. Von Guanakos und Sträußen umgeben, waren sie nicht in der Lage, diese zu jagen. Chiquichano verhinderte darüber hinaus die Massakrierung der Neuankömmlinge durch seine Indianer.

Um 1910 erhielt Nawelkirs Onkel Yemüll (José Maria Llanketrrú) in Colelache von den Behörden Land, als er starb, unternahm Nawelkir den jährlichen Behördengang und wies dabei erfolgreich auf den Namen Chiquichano hin, denn die Walliser bestätigten ihm Titel und Rechte des Onkels, was in kritischen und bitteren Stunden für ihn von unschätzbarem Wert war. In den frühen Kinderjahren erlebte Nawelkir das umherschweifende Leben seiner Eltern, aber sein Vater ließ das Kind von dem

angesehenen Herrn Ap Iwan in der englischen und wallisischen Sprache unterweisen. Später brachte er es autodidaktisch mit zäher Beharrlichkeit im Lesen und Schreiben der spanischen Sprache zu mittelmäßiger Fähigkeit. Zählen konnte er in sechs Sprachen, den drei Indianersprachen, englisch, wallisisch und spanisch. Noch 1945 mit 78 Jahren schwang er sich behende auf ein Pferd. (Harrington 1946:241)

Krankheiten, Alkohol, Kriege untereinander oder mit anderen Stämmen nennt Harrington als Gründe für Niedergang und Vernichtung der Indianer, der maßgeblichste war seiner Meinung zufolge die Vermischung mit Araukanern, Weißen und Schwarzen. Vor allem das Vordringen der Araukaner und der Weißen beendete den Nomadismus der Tehuelche. Die wenigen Aóeni Kenk und Gününa Küne, die es Ende des 19. Jahrhunderts noch gab, zerstreuten sich und wurden in mehreren kleinen Gruppen sesshaft. Gününa yájitch wurde schon um 1900 nur mehr in wenigen Familien gesprochen und dort vor allem nur von den alten.

Am Beispiel Trruúlmanis zeigte Harrington das schnelle Verschwinden auf. Sie war eine Autorität in ihrer Sprache, ihr ältester Sohn Zoilo verstand sie und konnte einige Wörter sprechen, die Kenntnisse der beiden älteren Töchter Ûrsula und Liboria waren unzureichend und die übrigen sowie Trruúlmanis Enkel sprachen und verstanden das Idiom überhaupt nicht mehr. Die Kinder der Tochter Ursula verwendeten ihre Vatersprache araukanisch, die anderen Enkel (Kinder von Zoilo, Liboria und den übrigen) sprachen spanisch, verstanden aber nur wenig araukanisch. (Harrington 1946:271-273)

Mehrerer Sprachen mächtig war hingegen ein Informant Escaladas, der schon bei de la Vaulx und Steffen erwähnte Kazike Kánkel, eine lebenswerte, würdevolle, männliche Erscheinung eines Tehuelchen, „un tipo noble de indio“, konnte er aber äußerst unangenehm werden, wenn er getrunken hatte – und er war dem Trunk verfallen. (Escalada 1949:312-313)

Escaladas wichtigste Informantin war Doña Agustina. Sie lachte über die vergangenen Unannehmlichkeiten des Nomadenlebens, weinte, wenn sie sich an ihre verehrten Vorfahren erinnerte, aber ihre Augen funkelten vor Empörung, wenn sie die Ungerechtigkeiten, die Verbrechen erwähnte, die ihrem Volk widerfahren

waren. Es gab allerdings tragikomische Situationen. Als ihr araukanischer Mann Manquel Dokumente brauchte und nicht genau wusste, ob er in Chile oder in Argentinien geboren worden war, stellten ihm die Chilenen ohne Umschweife die Dokumente aus.

Freunde der Patagonier, Forscher, die auch Einfluss bei den Behörden hatten, rieten den Indianern, ihre Besitztümer registrieren zu lassen. Doch der alte Kazike Kéltchamn pflegte auf solche Vorschläge zu erwidern: „Para qué nos vamos a poner en tanto trabajo! Ya van a encontrar, lo mismo, la forma de quitarnos el campo, los animales y todo lo que pongamos en él!“ (Escalada 1949:305) Mit dieser Äußerung hatte er leider nicht unrecht. Nach und nach wurden seinen Leuten immer mehr und mehr von den noch verbliebenen Gebieten weggenommen. Kéltchamns Kindern verblieb ein kleines Stück, auf dem sie die armseligen Mauern einer Hütte errichten konnten, die das Zelt ihrer Kindertage ersetzte. Mit Bedauern stellte Escalada (1946:305) fest:

„A los 70 años, doña Agustina, que en sus mocedades fuera una auténtica princesa en las tribus tehuelches, cuyo padre contara por millares los animales vacunos, yeguarizos y lanares y que en aquellos azarosos días él y su tribu constituyeron un puntal real para la nacionalidad de estas comarcas en disputa; hoy, esta hija del amigo de Moreno, Fontana y Onelli, vive olvidada y relegada; despreciada por los advenedizos que pasan a su vera sin sospechar siquiera el tesoro que su experiencia y sabiduría guardan para la investigación de estos aspectos trascendentes de nuestra historia.“ (Escalada 1946:306)

Eine Aufstellung Escaladas (1946:353) über „caciques o familias de las agrupaciones indígenas, lugares que habitan, extensión de la tierra ocupada y población actual estimada, en la Zona Militar de Comodoro Rivadavia“, gibt Einblicke in die erlittenen Gebietsverluste.

<i>Kaziken o. Familien</i>	<i>Gebiet</i>	<i>ursprüngliche Größe in ha</i>	<i>Größe in ha um 1946</i>	<i>Geschätzte Einw. Zahl</i>
Kazike Tramalco	Loma Redonda	45.000	35.000	200
Kazike Quilchamal	Col. Quilchamal o Arroyo Chalia	60.000	30.000	150
Kazike Lienpichun	Payaguiyco	10.000	2.500	35
	Summe	115.000	67.500	385

Zur Aufzählung Escaladas gehörten noch die Familie Juana Tracaleu, der Kazike Nahuel und die Familie von Payalef, zusammen 400 Personen, die insgesamt 20.000 ha Land besaßen, aber keinen Verlust an Besitz erlitten hatten.

Zu den von den Gebietsverlusten betroffenen Familien gehörten Araukaner, die etwas vom Bodenbau verstanden und daher einigermaßen gut über die Runden kamen, aber auch kleinere Gruppen von Tehuelchen, die darin keine Erfahrung hatten und mit der neuen Situation kaum zurechtkamen. Außer den wenigen Personen, die es verstanden, sich an die „Zivilisation“ anzupassen, verlief das Leben der meisten eher miserabel. In den vierzig bis fünfzig Jahren Sesshaftigkeit mussten sie immer wieder mit ihrer Vertreibung auf einen noch unfruchtbareren Boden rechnen. Von Behörden und Händlern wiederholt betrogen, hatten sie jegliches Vertrauen verloren.

„Aún hoy, en que las circunstancias han cambiado radicalmente, la vida del indio es insegura y azarosa. Su economía está por lo general arruinada; desconoce casi todo lo que le permitiría salvar los múltiples escollos que ofrece la vida de civilización al hombre inculto y que facilita al preparado en la lucha por la existencia la ocupación de los lugares de privilegio.“ (Escalada 1949:344)

Den Indianern war der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Escalada bedauerte, dass die Familie als Basis der intakten indianischen Gesellschaft verloren gegangen war. Die jungen Mädchen gaben sich, kaum dass sie die Pubertät hinter sich gebracht hatten, einem aktiven Sexualleben hin, wodurch sie fast ohne Unterbrechung von einer Schwangerschaft in die andere gerieten. Die Kinder, die sie zur Welt brachten, stammten von verschiedenen Vätern, waren meist unerwünscht, wurden eher als Hindernis, wenn nicht gar als Unglück von den Müttern angesehen, die oft nicht wussten, welcher ihrer sexuellen Partner der Vater war. Die hohe Anfälligkeit für Krankheiten und die hohe Kindersterblichkeit (die meisten starben noch vor Erreichung des zweiten Lebensjahres) waren unter diesen Umständen keinesfalls verwunderlich. (Escalada 1949:346) Bei den wenigen verbliebenen Tehuelche, denen sein Interesse galt, fand er noch vereinzelt Spuren der traditionellen Kultur vor.

„Hoy quedan pocos individuos de esta unidad étnica y un sólo núcleo de relativa importancia (tribu Quilchaman), donde junto con el idioma primitivo se conservan vestigios de las costumbres ancestrales, sobre todo en la tradición mantenida por los ancianos. Son tehuelches también los descendientes del cacique Canquel y, por vía materna, los Payahuala. Los componentes de la tribu de Sacamata fueron

primitivamente tehuelches, pero en la actualidad han perdido su idioma y, por mezcla con araucanos, casi no quedan rastros del tipo originario.“ (Escalada 1949:344)

Diese letzten „Tehuelche puros“ galt es zu erforschen. Dafür interessierten sich neben Harrington und Escalada der Humananthropologe J. Imbelloni, der wie Seefahrer in früheren Zeiten ihre Größe maß, die Erkunder der Sagen und Mythologien Llaras Samitier und Siffredi und der Biologe und Paläontologe Casamiquela, dessen Passion die Tehuelche waren.

Diesen wenigen, oft miteinander verschwägerten Tehuelchen war bewusst, dass sie die letzten Repräsentanten einer großen menschlichen Familie waren, die nun zum Aussterben verurteilt war. Sie bewahrten mit Aufmerksamkeit die Erinnerung an ihre eigenen Eltern und entfernteren Verwandten. Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen konnte die Gruppe dank der Mitarbeit von Escalada, der ihre Sprache gelernt hatte, in der Form einiger Genealogien schriftlich festhalten. (Imbelloni 1949a: 21,25)

Imbelloni bedauerte, nur mehr die kümmerlichen Überreste der „reinblütigen Tehuelche“ angetroffen zu haben, für die er keine Zukunft mehr sah, denn sie waren alle schon im fortgeschrittenen Alter. Die jungen Leute waren mestiziert, denn die jungen Frauen heirateten Araukaner und Chilenen, aber nicht Tehuelche. Von den nördlichen Tehuelche, den Gününa-Kene gab es gerade noch vier oder fünf Überlebende und von den südlichen, den Aónikenk, fristeten an die zwölf ihr kümmerliches Dasein. In Anbetracht ihrer baldigen Auslöschung stellte Imbelloni die etwas eigenartigen Überlegungen an, ob es ein Mittel gäbe, „de conservar en vida al menos unas cuatro o cinco familias, a modo de semblanza y documento, y preservarlas de la codicia ajena en lo económico y de la hibridación en lo fisiológico.“ (Imbelloni 1949a:57) Das Ergebnis wäre ein „Leben im Schaukasten“ gewesen, ein erstrebenswertes Leben? Die Frage erübrigt sich allerdings, denn die Kultur war verloren, die Menschen entwurzelt und vermischt, wertvolles Wissen verloren.

Was bleibt, ist die Erinnerung

Mitte des 20. Jahrhunderts war die Kultur der Tehuelche ausgestorben. Einige wenige konnten noch befragt werden und 1958-59 wurde in der Zeitschrift Runa das „Testimonio del último de los tehuelches Septentrionales“, Kalaqapa oder José Maria

Cual, veröffentlicht. 1870 wurde er in eine ökonomisch wohlhabende Familie hineingeboren, die einige tausend Schafe, Ziegen, Pferde und Rinder besaß. Später besaß er 4000 Schafe, aber nach dem Tod seiner Frau wurde er gemütskrank und später verlor er durch unglückliche Umstände sein Augenlicht. Wie alle anderen von den Wissenschaftlern Befragten war auch er sich des Endes seiner Kultur bewusst und hatte keine Scheu, über diese zu reden. Früher waren die Tehuelche in bezug auf Mythen und Religion sehr zurückhaltend und verschwiegen. Die Aóniken empfanden es als Verrat, als der Kazike Papon Ramon Lista Fabeln und Mythen enthüllte. Sie fürchteten sich auch vor der Rache des bösen Geistes Gualichu und dem Übel, das er über sie bringen könnte. Radboone wurde erst nach seiner Verehelichung in einige Traditionen eingeweiht, er gab sie aber nicht weiter. Die allerletzten Vertreter der Tehuelche, die Mitte des 20. Jahrhunderts verstreut an verschiedenen Aufenthaltsorten lebten, waren bereit, die Schätze ihrer zu Ende gehenden Kultur vor den Wissenschaftlern auszubreiten. In San Martín de los Andes erfuhr die deutsche Frau eines Arztes, die sich auf das Sammeln araukanischer Märchen verlegt hatte, vom Kaziken Shaihueque auf die Frage, wo die Wiege der Indianer stand:

„Unsere Wiege? Untergegangen ist die Heimatbrücke, wie eine Kui-kui, eine Hängebrücke, deren tragende Bäume im Morast versunken sind. So ging es mit der Wiege! Nirgends mehr ist der Mapuché daheim. Weder der Huilli-ché noch der Puelché hat eine richtige Heimat.“ (Shaihueque in Kössler-Ilg 1956:161f.)

ÄUSSERES ERSCHEINUNGSBILD

Größe der Tehuelche

„The well known Streights we enter then
So famed for its Gigantic Men
Whose Height from six feet, reach'd to ten.“¹

Wenn man über die Tehuelche arbeitet, ist es unvermeidlich, sich mit ihrer Größe auseinandersetzen zu müssen, denn Pigafettas diesbezügliche Übertreibung lenkte das Augenmerk aller künftigen Reisenden auf diesen Aspekt. Die sogenannten „Riesen von Patagonien“ regten die Phantasie der Menschen an. Jonathan Swift dienten sie als Vorlage für die Giganten in seinem berühmten Buch „Gullivers Reisen“, Shakespeare als Vorlage für den Riesen Calliban im „Sturm“. Auch die Wissenschaft bemächtigte sich dieses Themas.

Als Pigafetta den ersten Patagonier sah, schrieb er: „One day we suddenly saw a naked man of giant stature [...] He was so tall that we reached only to his waist, and he was well proportioned.“ (Pigafetta 1520/1962:101) Sechs Tage später sahen die Seeleute einen Mann, der sogar noch größer und besser gebaut war und eine außerordentlich laute Stimme hatte. (Pigafetta 1520/1962:104). Die Frauen waren nicht ganz so groß wie die Männer, aber „very much fatter“, ergänzte Pigafetta (1520/1962:103) Maximilianus Transylvanus bestätigte Pigafettas Aufzeichnungen insofern, als er ihre außerordentliche Größe mit mehr als 10 Spannen angab. (Transylvanus 1520/1962: 282-284).

Während Urdaneta (1526/1911:45), ein Mitglied der zweiten Reise nach der Magellanstraße die Patagonier für große, häßliche Menschen, aber keineswegs für Riesen hielt, wurde in der Ausgabe von Oviedo y Valdés sowohl Männern als

¹ in Carteret (1767/1965:324) Der poetische Erguss stammt vom Barbier dieser Reise, Rogers Richardson, und ist als Reaktion auf Byrons Übertreibungen bezüglich der Größe der Tehuelchen zu verstehen. Mit „ten“ sind zehn Zoll gemeint.

auch Frauen eine Größe von „trece palmos de alto“¹ zugeordnet. (Loaysa 1526/1852:39,43)

Widersprüchlich waren die Aussagen der einzelnen Mitglieder von Francis Drakes Reise.

- John Winter, ein Reisebegleiter von Francis Drake empfand sie nur als mittelgroß und wohlproportioniert, er hatte in England größere Menschen gesehen. (Winter 1904/1578:156,157)
- Francis Drake (1926/1578:22) gab ihre Größe mit 7 ½ engl. Fuß an.
- Der Kaplan Francis Fletcher schrieb: „men in heights & greatenes are so Extraordinary that they hold no comparison with anny of the sones of men this day in the world: so the women are Answerable to them in stature & proportion every waye“ (Fletcher 1926/1578:120).
- Lopez Vaz empfand sie als riesig, sie waren bestimmt zehn oder elf Fuß hoch. (Lopez Vaz 1904/1578:256)

Tomé Hernandez, der den Besiedlungsversuch bei Port Famine überlebte, empfand die Größe der patagonischen Männer und Frauen als riesenhaft (Hernandez 1904/1586:357).

- Narbrough (1670/1722:210) hielt sie für mittelgroß und gut gebaut,
- Isaac Morris (1741/1927:193) für fünf bis sechs Fuß groß,
- Jorge Barne (1753/1836:21) fand sowohl die Männer als auch die Frauen groß.

Lord Byron war der Letzte, der die Größe der Patagonier gewaltig übertrieb. Er behauptete, dass die Durchschnittsgröße der Patagonier ungefähr acht Fuß betrug, die größten aber neun Fuß und noch mehr maßen. Furchterregend dünkten ihm diese Riesen mit ihrer Körperbemalung (Byron 1766/1964:46). Byrons Offizier, Mr. Clarke, der ungefähr zwei Stunden lang die Gelegenheit hatte, die „Riesen“ aus der Nähe zu betrachten, schilderte Thomas Pennant, der sich mit dem Thema wissenschaftlich auseinandersetzte, seine Eindrücke:

„...that none of the men were lower than eight feet, and that some even exceeded nine, and that the women were from seven feet and a half to eight feet. He saw Mr. Byron measure one of the men, and, notwithstanding the Commodore was near six feet high, he could, when on tip-toe, but just reach with his hand the top of the Patagonian's head; and Mr. Clarke is certain that there were several taller than him on whom the experiment was made, for there were about five hundred men, women, and children.“ (Pennant 1788:105f.)

¹ 1 palmo entspricht rund 21 cm, das bedeutet 2,73 m.

Zu dieser Zeit flauten aber Wunderglaube und Interesse an den „Riesen“ bereits ab. Byrons Übertreibung wurde in zeitgenössischen Karikaturen sogar verulkt. Die Reisenden nach Byron sahen sich keinen „furchterregenden Riesen“ gegenüber, wohl aber äußerst großen Menschen, denn die Durchschnittsgröße der männlichen Südtehuelche betrug 1,85 m, die Frauen, deren Größe wesentlich weniger Augenmerk geschenkt wurde, waren im Vergleich zu den Männern relativ klein. Die nördlichen Tehuelche waren im allgemeinen nicht ganz so groß wie ihre südlichen Nachbarn. Die von Martinic erstellte Tabelle für die Aónikenk, die die Maßangaben ab Byrons Reise enthält, lege ich auf Seite 220a vor.

Was bewegte die Menschen der Neuzeit, 200 Jahre lang an Riesen zu glauben? Als Magellan 1520 zu Beginn der Neuzeit die erste Weltumsegelung antrat, waren die Menschen in Europa dem Weltbild des ausklingenden Mittelalters, das einen starken Bezug zur Antike hatte, verhaftet. Mythen über Amazonen und Kannibalen waren vielen bekannt. Diese Mythen erzählten nicht von real existierenden Menschen, sondern waren Darstellungen von verkehrten – gefährlichen und destruktiven – Gegenwelten. Sowohl die Amazonen als auch die Kannibalen hielten sich nicht an die dem christlichen Weltbild innewohnende Ordnung. Die Amazonen setzten sich als wilde Frauen zur Wehr. Der Kontinent Amerika wurde sehr oft als eine Art Amazone dargestellt, als nackte, bewaffnete, auf einem Gürteltier reitende Frau. Die Kannibalen, abnorm gebaute Monster, oft Riesen, verspeisten kurzerhand ihre Opfer. Den Tehuelchen, die eher gutmütige Menschen waren, wurde sogar Kannibalismus zugeschrieben. Solch phantasievolle Behauptungen wurden lieber zur Kenntnis genommen als Berichte, die mehr der Wahrheit entsprachen. Einige Seereisende, wie Olivier von Noort, nährten das Interesse mit Freuden. Obwohl der Seefahrer bei Port Desire nur einen flüchtigen Blick auf die Patagonier werfen konnte, zögerte er nicht, sie als Menschenfresser hinzustellen. (Duvials 1997:132) Es muss aber hinzugefügt werden, dass viele Menschen geneigt waren, Amazonen und Riesen als reale Wesen aufzufassen.

Amazonen und Riesen entsprachen nicht dem geordneten christlichen Weltbild, sondern waren Geschöpfe der heidnischen Wildnis. Als die Berichte über das Amazonasgebiet und über die Riesen in Patagonien nach Europa kamen, glaubten viele, nun den Ort der „wilden Menschen“ gefunden zu haben. Es wurde sogar die Frage gestellt, ob diese „Wilden“ überhaupt Menschen waren; wenn sie aber Menschen waren, dann sicher nur solche zweiter Klasse. (Mader: Vorlesung vom 16.3.2000)

Einige Indianer eigneten sich als „Menschen zweiter Klasse“. Sie ließen sich befrieden, als Arbeiter in der Landwirtschaft oder im Bergbau verwenden, und sie ließen sich zum Christentum bekehren. Andere, wie die Patagonier, entzogen sich diesen Versuchen. Die Sesshaftigkeit passte nicht zu ihrer Lebensart, zu ihrer Umwelt, zu ihrem Weltbild. Man kann nicht sagen, dass sie Widerstand leisteten, sie entzogen sich einfach den entsprechenden Versuchen der Spanier. Sie blieben „heidnisch“ und „unzivilisiert“, sie blieben „Indios bravos“. Ein „Wilder“, ein Heide hatte aber in der Vorstellung vieler Christen mehr mit einem Tier als mit einem Menschen gemeinsam. (Mader:30.3.2000) Solche „Wilden“ waren zu nichts taugliche, unnütze Wesen, die den „Menschen“ bei der „Zivilisierung“ im Wege standen. Möglicherweise trugen unbewusste Gedanken dieser Art zur Vernichtung der Indianer Argentiniens bei.

Die Tehuelche entsprachen mit ihrer auffallenden, oft übertrieben dargestellten Größe und ihrem Nomadentum perfekt dem Konzept der Wildheit. Auch der Name Patagonier entsprach diesem Konzept, wie man in Duviols Artikel über die patagonischen „Giants“ nachlesen kann. In einer spanischen Rittergeschichte namens *Primaleón* ist von einer Insel die Rede, auf der nicht nur ein Riese namens Patagón lebt, sondern eine ganze Bevölkerung von „wilden Männern“. Sie

„live like animals and are very fierce and wild and eat raw meat, which they obtain by hunting in the mountains. They are like savages and are dressed only in the skins of animals they have killed. They are so monstrous that it is fascinating to observe them. But this is nothing compared with a man who now lives among them and is called Patagón. They say that this Patagón was born of an animal that lives in the mountains and is the most monstrous being on earth; he is very intelligent, however, and loves women very much. He looks like a dog, with big ears that reach down to his shoulders and with very long, pointed teeth which stick

like carved fangs out of his mouth. His feet look like a stag's and he runs so fast that nobody can keep up with him." (Anon.1524 in Duval 1997:129f.)

Gegen diesen Patagón, „big and very strong of body“ kämpfte Primaleón, der Held der Geschichte. Für den Fall, dass Pigafetta diese Geschichte kannte, scheint die Erklärung, dass der Name Patagonier von daher stamme, plausibel zu sein. Endlich hatte die uralte Vorstellung der Europäer über die bislang nur im Mythos vorhandenen Riesen ein reales Ebenbild gefunden – und zwar in Gestalt eines ganzen Volkes, das in einer fernen Gegend am Rande der Welt lebte.

Der Mythos über die Riesengröße war im zu Ende gehenden 18. Jahrhundert zwar widerlegt, das Interesse an der Größe der Tehuelche blieb aber bis zuletzt erhalten. Es gibt einfach keine Arbeit über diese Indianer ohne eine mehr oder minder ausführliche Abhandlung ihrer Größe.

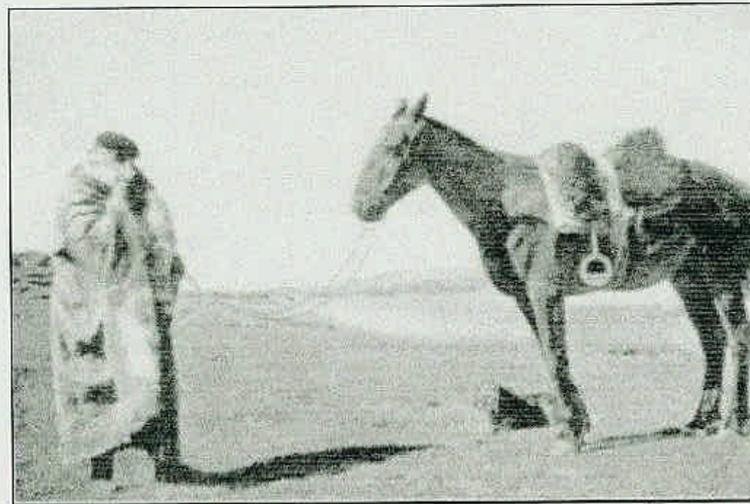
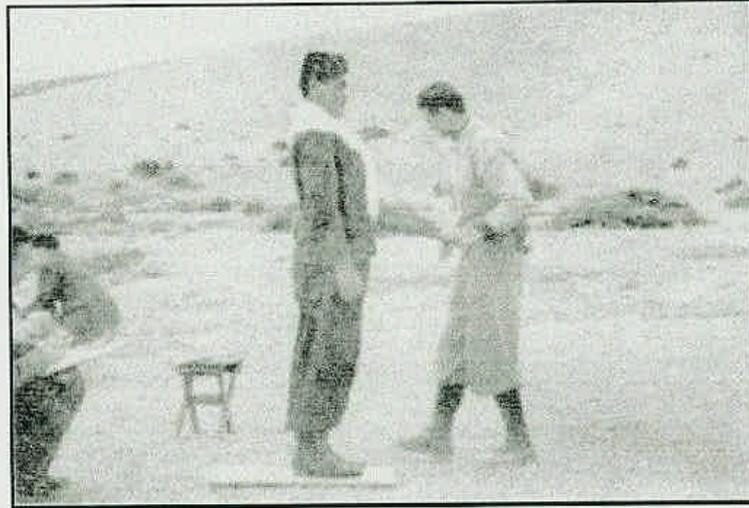
Imbelloni war es noch 1949 im letzten Augenblick vor ihrem gänzlichen Ende wichtig, die Maße einiger „Tehuelche puros“ abzunehmen, er verglich die Ergebnisse mit den Daten über die Mestizen. Die Gününa Küne „puros“ waren mit dem Durchschnittsmaß von 1,658 m deutlich kleiner als die Aónikenk „puros“ mit 1,766 m, während die Gününa-Mestizen nur 1,611 m aufzuweisen hatten. (Imbelloni 1949a:51,54) Mit der Frage, warum die Aónikenk zu „Riesen“ modifiziert wurden, beschäftigte sich der Humananthropologe sehr eindringlich. Folgende Gründe fand er:

1. Die großen Mäntel übersteigerten die Größe ins Riesenhafte.
2. Die relativ kleinen Pferde trugen dazu bei, sie größer erscheinen zu lassen als sie waren.
3. Die für die Gegend typische, besonders klare Atmosphäre verursachte, dass Gegenstände aus der Entfernung viel größer erscheinen als es der Wirklichkeit entsprach. (Dazu gibt es ein Foto auf Seite 222a)
4. Dazu kam, dass die phantastischen Berichte der frühen Seefahrer, die in den Köpfen der späteren spukten und sie wunderbare Erscheinungen erhoffen ließen, kombiniert mit den ersten drei Punkten, Wirkung zeigten. Soweit Imbelloni (1949a:52f.)
5. Die Idee fasste er nicht ins Auge, dass einige Reisende wie Lord Byron, der den Tehuelchen nach eigenen Angaben so nahe kam, dass er sie messen konnte, einfach die Wundergläubigkeit ihrer Zeitgenossen nutzten, um sich interessant zu machen.

ÄUSSERES ERSCHEINUNGSBILD

222a

**Der Anthropologe Bormida bei der Arbeit –
José Rondán in seinem Fellumhang**



Oben: Bormida (rechts) ist tatsächlich größer als der Tehuelche.
Aus: (Imbelloni 1949a:Tafel II)

Körperbau und körperliche Merkmale

Nicht nur für Imbelloni (1949a:51,54) gehörten die Tehuelche, die sich durch athletischen Körperbau, ein Skelett aus erstklassigem Knochenmaterial und ein imponierendes Muskelsystem auszeichneten, zu den schönsten Vertretern des menschlichen Geschlechtes. Henry de la Vaulx (1895:84) bezeichnete sie mit ihren ausdrucksvollen Figuren, sehr feinen Gesichtszügen und einer Art Adlernase als die Aristokraten Patagoniens. Für Nordenskjöld (1897:410) waren sie „extremely handsome, tall fellows, a really fine people“ und auch für H. Hesketh Prichard (1902:87f.) gehörten die Tehuelche zu den schönsten Rassen. Ein besonders hübsches Bild vermittelte Coan (1833/1880:50f.) von seinem ersten Eindruck eines Tehuelchen.

„The first detachment came up like a whirlwind, their long, coarse black hair streaming and their rough skin mantles flapping in the wind, while all were shouting in savage glee.“

Ihr breiter, athletischer *Körperbau* wirkte durch ihre Fellumhänge noch wuchtiger und verstärkte den Eindruck der Riesenhaftigkeit, wie wiederholt bemerkt wurde. Ich gebe verschiedene Eindrücke wieder.

- Angezogen, das heißt, von Kopf bis Fuß in verschiedene schreckliche Häute gehüllt, erschienen sie viel größer als nackt. (Transylvanus 1520: 282-284).
- Riesenhaft erscheinen sie durch ihre enorme Schulterbreite, ihre großen Köpfe und die Dicke ihrer Glieder. Sie sind robust und wohl genährt, mit Sehnen, ihr bronzefarbenes Fleisch ist stark und fest, mit einem Wort, sie haben eine gesunde, kraftstrotzende, nicht unangenehme Erscheinung. (Bougainville 1771:129)
- Ihre großen Gestalten waren gut proportioniert. (Carteret 1767/1965:317)
- Sehr starke, gut gebaute Leute waren die Tehuelche für Falkner (1774:109).
- „...todos son gruesos con proporcion á su estatura: lo que, y usar las ropas del cuello á los pies, habrá contribuido á que algunos viageros los tengan por gigantes.“ (A. Viedma 1783/1837:68)
- Ihre Körper fand er so wohlgeformt, dass sie ihm als Malermodelle geeignet schienen. (Pineda 1789/1971:16,21)
- Obgleich fleischig, kann man sie doch eigentlich nicht fett nennen. Für ihre außerordentliche Körperstärke zeugen das Hervorstehende und die Biegsamkeit ihrer Muskeln. Im Ganzen genommen macht ihr Äußeres keineswegs einen unangenehmen Eindruck, obgleich ihr Kopf selbst verhältnismäßig etwas zu groß ist. (Cordova 1820:118f.)
- Philipp Parker King bemerkte, dass sie auf Grund ihrer kräftigen Erscheinung und ihrer breiten Schultern vor allem zu Pferd den Eindruck von Riesen

machten und dass der Mantel, der ihren Körper, von Kopf und Füßen abgesehen, gänzlich einhüllte, sie größer erscheinen ließ. (King 1827/1939:17)

- Die Gewohnheit der breitschultrig gebauten Patagonier, ihre Arme unter ihren bis zum Boden reichenden Mänteln vor der Brust zu kreuzen, ließ sie noch größer und voluminöser wirken, als sie tatsächlich waren. (Fitz-Roy 1839:135)

Im Verhältnis zum übrigen Körper hatten die Tehuelche kleine *Hände und Füße*, empfanden einige wie Cordova (1820:118f.) und Lista (1880:119f.). Schmid (1860:204) meinte, dass sie durch ihre langen Körper und eher kurzen Glieder auf den Pferden größer wirkten als sie tatsächlich waren. Ibar Sierra (1879:42f.), der aufgrund der Bezeichnung Patagonier das Maß der Füße abnahm, kam zu der Erkenntnis: „El patagon tiene el pié proporcionado a la estatura.“

Schnelligkeit

Die „kleinen Hände und Füße“ hinderten die Patagonier nicht daran, sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit zu bewegen. Zuerst fiel dies Transylvanus auf,

„But, as our men could not only not keep up with these almost giants when the latter were running, but could not, even by running, keep up with them walking, two of them escaped upon the march, on the pretext of pursuing an onager¹, which they saw feeding at a distance upon a mountain.“ (Transylvanus 1520/1962:284)

danach Loaysa (1526/1852:44) und später Sarmiento (1904/1580:146f.), als sich vier Indianer aus Angst vor spanischen Armbrüsten retteten. Christoph C. Fernberger erlebte (1621/1972:68) das schnelle Davonlaufen der Patagonier: „...und als wir gegen ihnen zuzogen, haben sie als hirschen angefangen zu laufen,...“ und Narbrough schienen sie deshalb sehr furchtsam zu sein, denn sie entflohen bei jeder sich bietenden Gelegenheit. (Narbrough 1670/1722:210)

Köpfe und Gesichtszüge

Dumont D'Urville fand den kräftigen Körperbau, die sanfte, glatte, olivfarbene Haut und die langen, schwarzen Haare, die mit einem Stirnband nach hinten gebunden

wurden, bemerkenswert. Schmale, längliche Augen, vorspringende Backenknochen, eine nicht allzu große Nase, ein mittelgroßer Mund und ein ebensolches Kinn zeichneten ihre Gesichter aus, die für gewöhnlich ruhig und ausdruckslos wirkten, nur manchmal wurden sie von einem gutmütigen Lächeln erhellt, das auf den sanften Charakter dieser Menschen hinwies. (Dumont D'Urville 1842:146)

Lange, schwarze Haare umrahmten die großen Köpfe der Tehuelche. Ihre dunklen, strahlenden Augen gaben ihren ovalen rotbraunen Gesichtern einen intelligenten Eindruck. Adlernasen waren häufig. Auffallend war der eigentümliche Vorsprung über den Augenbrauen. (Musters 1873:173)

Fast identisch äußerte sich Lista (1880:119f.) Sie hatten große Köpfe, schwarzes, langes Haar, schwarze, große und manchmal leicht schräg gestellte Augen, die Gesichter oval, die Stirnen gewölbt, Adlernasen, große Münder und dicke Lippen. Bei Indianern, die nicht mit europäischem Blut vermischt waren, fand er niemals kariöse Zähne vor. De la Vaulx (1901:160) hob die intelligenten Augen und die eleganten Bewegungen hervor, Imbelloni (1949a:51) die schöne braunfarbene Iris in den Augen der authentischen Aónikenk.

Moreno wies auf die künstliche Deformierung der Kopfform hin, die es schwer machte, ihre ursprüngliche Kopfform genau festzustellen. Seiner Meinung nach waren sie eher dolichocephal als brachycephal (Moreno 1879:379). Lista (1894:67) war genau der gegenteiligen Meinung. Es gab auch Mischformen. Ricardo Latcham (1909:283) führte die verschiedenen Kopfformen der Tehuelche auf ihre Exogamie¹ zurück, „buscando sus mujeres entre las tribus que los rodean“.

Meinungen zu Männern und Frauen

Es gab einige hübsche Männer unter ihnen, vor allem, wenn man sie in ihren heimatlichen Gefilden mit ihrem lebendigen, gutmütigen Gesichtsausdruck sah. In den Siedlungen wirkten sie dagegen finster und niedergeschlagen, bei Kämpfen

¹ Guanako

¹ Ich habe in meiner Quellenlage keinen Hinweis auf die Exogamie bei den Tehuelchen gefunden, sondern nur bei den Pehuenchen.

bekamen ihre Gesichter etwas Wildes. (Musters 1871:195f., 1873:173) Lista (1880:1221) kamen die Männer im allgemeinen stark vor, manchmal auch kühn. Die Frauen waren sehr anziehend, sofern sie sich nicht mit roter Farbe verunstalteten. Ihr eher grobes Haar war kürzer als das der Männer, obwohl es nicht geschnitten wurde, sie trugen es in zwei geflochtenen Zöpfen. (Musters 1871:195f., 1873:173) Auf Lista (1880:1221) wirkten die robust gebauten Frauen mit ihren hübschen Formen dennoch graziös. Sie wurden im Alter allerdings abstoßend hässlich.

Der Matrose Mac Douall (1833:76f.,152) hatte Schwierigkeiten, die Männer, sie trugen keine Bärte und hatten keine Augenbrauen, von den Frauen zu unterscheiden. Sie hatten zwar breitere Schultern, waren seiner Meinung nach aber nicht muskulös, ihre Arme und Beine wiesen weibliche Rundungen auf. Sie wirkten feminin. Eines Tages, als er sich nach einem hübschen Mädchen erkundigte, das er „Young Maria“ nannte, erfuhr er, dass die begehrteste Dame ein junger Mann war. (Mac Douall 1833:152) Auch Fitz-Roy (1839:144f.) fiel auf, dass die Frauen, von ihrer Haartracht ausgenommen, kaum von den Männern zu unterscheiden waren, zumal die Männer eher wenig Gesichtshaare hatten und die wenigen, die sie besaßen, entfernten.

Der bemerkenswert geringfügige Unterschied zwischen Männern und Frauen äußerte sich nicht nur in der physischen, sondern auch in der mentalen Entwicklung und schien mit der gleichmäßigen Aufteilung der Arbeit zwischen den beiden Geschlechtern zusammenzuhängen, meinte Hatcher (1901:13)

Zur Gesundheit der Tehuelche

Sie machten einen kräftigen, gesunden, wohlgenährten Eindruck, schrieb Schmid (1860:204). De la Peña betonte die Robustheit der Alten. (in Lehmann-Nitsche 1914/1789:9)

„Witterungseinflüsse, Strapazen und Arbeit machen sie nicht so früh alt, als man erwarten könnte; sind sie aber einmal alt, so werden sie zum Entsetzen häßlich, und die greulichsten Hexen, die ein Doré sich denken konnte, würden von einem Kleeblatt alter Tehuelchinnen noch übertroffen werden.“ (Musters 1873:173)

Dumont D'Urville (1842:156) sah eines Tages ein gut erhaltenes altes Paar, das er auf mindestens 70 Jahre schätzte. Die „reinrassigen“ Typen wurden laut Ramon

Lista sehr alt, von allen Indianern waren sie seiner Meinung nach die Langlebigsten. In der Tolderia von Coy-Inlet traf er auf fünf Personen im Alter von 65, 70 (2 Personen), 80 und 100 Jahren. (Lista 1894:65f.)

Vallentin kannte in Chubut eine hundertjährige Tehuelchin, die noch „kein einziges weißes Härchen“ aufzuweisen hatte.

„Pechschwarz wallt das Haar lang herab zu den Schultern, und in dem pergamentartigen, dunkelfarbigem Gesicht blitzen zwei Reihen tadelloser weißer Zähne, und die großen Augen funkeln noch so lebhaft, als ob sie zu einer Frau in mittleren Jahren, aber nicht zu einer hundertjährigen Greisin gehörten. Und diese alte, rüstige Indianerin – das habe ich selbst gesehen – ist noch tätig. Sie versieht die Kinder und holt Holz zum Feuermachen und hilft in der Hauswirtschaft auf alle Art.“ (Vallentin 1906:90)

Graues oder weißes Haar kam sehr, sehr selten vor, schrieb auch Musters (1873:172) und Lista (1894:65f.) bestätigte, dass die Tehuelche frühestens im Alter von 50 Jahren ergrauten. Er sah Siebzigjährige ohne ein einziges weißes Haar.

Gesunde Zähne

Die strahlend weißen, gesunden Zähne fielen einigen Besuchern ins Auge, wie

- Byron (1764/1964:47): „as white as snow, very even & well set“
- Carteret (1767/1965:318): feine, weiße Zähne
- Cordova (1820:118f.):ungemein weiße, etwas zu lange Zähne
- Lista (1880:119f.): niemals kariös
- Scottsberg (1911:238): „The Tehuelche boys laughed till their beautiful white teeth shone.“

Anblick der Tehuelche

Die Tehuelche bemalten ihre Gesichter und Körper, was zu ihrem furchterregenden Eindruck beitrug. Die prachtvolle äußere Erscheinung war ihnen – wie im Grunde allen Menschen – sehr wichtig.

Erdfarben wurden mit Fett und dem Knochenmark des Straußes vermischt und sowohl für das Bemalen der Fellumhänge, der Quillangos, als auch für das Schmücken von Gesicht und Körper verwendet. (Vignati 1936:608) Die Erdfarben

fanden die Indianer an verschiedensten Plätzen Patagoniens, wie aus Musters' diesbezüglichen Anmerkungen hervorgeht.

- In der Nähe des Rio Cuheyli war nach Sam Slicks Auskunft eine Schicht der schwarzen Erde zu finden, mit der sich die Indianer bemalten. (Musters 1873:34)
- Zwischen Rio Chico und Gelgel Aik ritt die Gruppe durch ein Gebiet, wo an vielen Stellen Lager von rotem und gelbem Ocker anzutreffen waren, die man schon aus weiter Ferne sah und bei denen sich die Frauen neuen Vorrat an Schminke besorgten. (Muster 1873:98)

Das Fett gewannen die Tehuelche, die alles von den Tieren, die sie jagten, verwerteten, aus dem Mark der Beinknochen des Vogel Strauß, und Musters (1873:138) glaubte, dass es früher in Buenos Aires zur Verfertigung von Pomade hoch geschätzt war.

Eigentlich unterschieden sich Gesichts- und Körperbemalung kaum voneinander, überall tauchten Streifen, Ringe und Punkte in den Farben rot, weiß und schwarz auf. Die Bemalung diente gleichermaßen dem Schutz wie dem Schmuck der Haut. In der Folge wird die Bemalung des Gesichtes und des Körpers getrennt behandelt.

Bemalung der Gesichter

Die ungenaue Äußerung von Transylvanus (1520/1962:284) „and with their faces painted in different colours“ wurde von Lehmann-Nitsche (1937:191) genauer ausgeführt.

„Das Gesicht des ersten Indianers war rot bemalt, die Augen mit einem gelben Kreise umgeben und auf den Backen zwei herzförmige (wohl auch gelbe) Flecke angebracht. Die übrigen Indianer waren jeder verschieden bemalt. Auch die Frauen waren bemalt.“

Über die Hässlichkeit der Gesichtsbemalung waren sich alle Beobachter einig, wie aus den folgenden Zitaten hervorgeht. Nur die Indianer selbst hielten sie für schön.

- Einige Gesichter waren mit roten, weißen oder schwarzen Punkten versehen. (Winter 1578/1904:156)
- Die Gesichter manchmal mit roter, manchmal mit schwarzer Farbe bemalt (Falkner 1774:128-131)

- Sie waren „rot in ihrem gesicht angestrichen“ (Fernberger 1621/1972:68)
- „They were painted in the most frightful manner imaginable, some of them had a large circle of white paint round one Eye, & about the other a circle of black or red; Others had their faces streaked all over with different colour'd paint. Nothin in Nature could appear more frightful than these People did both Men & Women.“ (Byron 1764/1964:46)
- Ihre Gesichter bemalten sowohl Männer als auch Frauen schwarz oder dunkelrot, um sich vor starkem Wind, großer Kälte oder Frost zu schützen; aber auch, wenn sie Schmerz empfanden. (A.Viedma 1783/1837;81)
- „um die Augen mit kreisförmigen, oben rothen, unten schwarzen Figuren bemalt“ (Cordova 1820:18)
- Maria hatte den oberen Teil ihres Gesichtes bis zum Rand ihrer Augenlider mit rot pigmentiertem Ocker gefärbt. (King 1827/1939:115f.)
- Das oft bis zur Taille lang herabfallende Haar verlieh den Männern in der Kombination mit den schwarzen, stechenden und mit roten und schwarzen Flecken bemalten Augen ein wildes Aussehen. (Mac Douall 1833:154)
- Mehrere Männer und Frauen beim Rio Negro hatten rot bemalte Gesichter. (Darwin 1834/1909:43)
- Bei der Magellanstraße fand Darwin (1834/1909: 141) stark mit Rot und Schwarz gemalte Gesichter vor, „ein Mann war wie ein Feuerländer mit Weiß geringelt und gefleckt“.
- Die Gewohnheit, ihre Gesichter mit grotesken Ornamenten - wie Kreisen um die Augen oder großen Flecken überall im Gesicht - in den Farben rot, schwarz oder weiß zu bemalen, trugen kaum zur Verschönerung bei. (Fitz-Roy 1839:135)
- Das Gesicht bemalten die Patagonier rot, ausgenommen einen ein Zoll breiten Raum unter der Augenbraue, den sie mit schwarzer Farbe schminkten. Unter jedes Auge formten sie einen weißen Flecken. Die Frauen waren mit Ausnahme der weißen Farbe, die nach D'Orbignys Vermutung als „Kriegskostüm“ diente, genauso bemalt. D'Orbigny (1839-43/1829:84)
- Rote Erde und Kohle verwendeten die Männer für die Kosmetik. Eine breite rote Linie alternierend mit einem schwarzen Streifen in verschiedenen phantastischen Figuren, war ihre bevorzugte Verzierung. Die Frauen machten dasselbe und wenn es möglich war, sogar noch scheußlicher. Sie mischten sich auch eine Farbe aus Ton, Blut und Fett. Ohne diese abenteuerliche Zierde hätten manche recht ansprechend ausgesehen. (Bourne 1853:31)
- Manchmal wuschen sie ihre Gesichter, um sie danach mit Farbe anzumalen. Mit Fett vermischte Erde trugen sie in Herzform oder als Streifen auf. (Schmid 1860:206)
- Lady Dixie sah wie Lista meist rote Gesichtsbemalung, nur bei ein oder zwei Leuten die Verwendung von roter und schwarzer Farbe, was diesen ein diabolisches Aussehen verlieh. (Dixie 1880:67)

Die Gesichtsbemalung hatte nicht nur einen dekorativen Aspekt, sondern sie schützte die Haut vor Sonne, Wind und großer Kälte oder Frost. (A.Viedma 1783/1837:81; Muñiz 1826/1917:214; Musters 1873:175) Der Engländer , der eine

Zeitlang auf das Bemalen seines Gesichtes verzichtete, weil er „neuen Ankömmlingen nicht als ein edler Wilder erscheinen wollte“, griff gern wieder auf dieses Mittel zurück.

„Beide Geschlechter beschmieren sich das Gesicht und gelegentlich auch den Leib mit Schminke. Als Grund dafür, daß sie dieses Schönheitsmittel gebrauchen, geben die Indianer an, es schütze gegen die Wirkung der Winde, und ich habe durch eigene Erfahrung gefunden, daß es ein vollkommenes Vorbeugungsmittel gegen Ercoriation oder Aufspringen der Haut ist. Ebenso wirksam erwies es sich gegen die Sonne, die in Henno so brannte, daß mein Gesicht sich vollständig abschälte, bis ich mich wieder bemalte – was ich eingestellt hatte, weil ich den neuen Ankömmlingen nicht als ein edler Wilder erscheinen wollte. Die Schminke für das Gesicht besteht aus einem Gemisch entweder von rothem Ocker oder von schwarzer Erde mit Fett, das man aus den Markknochen des auf der Jagd erlegten Wildes gewinnt. Diese Knochen werden von den Frauen alle sorgfältig gesammelt und, wenn eine günstige Gelegenheit sich bietet, zerstoßen und in den großen Töpfen gekocht; Fett und Gallerte werden sorgsam abgeschöpft und aufbewahrt.“ (Musters 1873:175f.)

Im Tal von Santa Cruz gab es einige Stellen, an denen die Indianer sich den roten Ocker holten, den sie für die Bemalung der Quillangos und ihrer Gesichter brauchten. (Moreno 1879:369)

Die Gesichter der Männer wurden von den Frauen mit Farbe geschmückt, während die Frauen sich gegenseitig bemalten, oder wenn sie ein Stück Spiegel besaßen, auch selbst schminkten.

Die Auswahl der Farben wurde nach Musters durch äußere Geschehnisse beeinflusst, während Lista die Anwendung der Farben anders interpretierte.

„Bei Trauer verwenden sie schwarze Farbe, und geht es zum Kampfe, so bringen sie zuweilen unter den Augen ein wenig weiße Farbe an, die, weil sie von der übrigen auffallend absticht, dem Gesichte einen wilden Ausdruck verleihen hilft.“ (Musters 1873:176)

Beide Geschlechter färbten sich Gesichter und Arme mit verschiedenen Ockerfarben, vorzugsweise mit rot, die sie aus der Gegend von San Julian und einem Ort namens *Shehuen* holten. Auch die schwarze Farbe verwendeten sie gerne, denn sie schützte die Haut besonders gut vor den Sonnenstrahlen und der trockenen Luft. Da sie schwarze Farbe aber seltener vorfanden, wurde die rote häufiger aufgetragen. (Lista 1880:122)

Zwar benutzten die Tehuelche für das Bemalen der Gesichter die gleichen Mineralfarben wie für das Färben ihrer Quillangos, aber sie vermischten sie mit frischem Stutenfett, meinte Spegazzini (1884:234) im Unterschied zu Musters.

Zusätzlich fand er erwähnenswert, dass die Zeichnungen nicht regelmäßig waren und keine symbolische Bedeutung hatten wie auf Feuerland. Lista (1894:96f.) strich wiederum das Vermischen der Farben mit Guanakofett heraus.

In den letzten Jahren nach dem Wüstenfeldzug gaben die Indianer die Gesichtsbemalung auf. Sie versuchten nun, ihre Gesichter mit dem Saft der Kalafate zu bleichen, weil sie eine Vorliebe für weiße Haut entdeckt hatten. (Radboone in Childs 1936:270)

Körperbemalung

Über die eigentliche Hautfarbe waren sich die verschiedenen Augenzeugen nicht einig.

- Verhältnismäßig dunkel ist ihre Hautfarbe. (Transylvanus 1520/1962: 282-284)
- Dunkelbraun ist ihre Hautfarbe (Winter 1578/1904:156)
- Einige haben eine weiße, gute Hautfarbe, andere sind sehr braun. (Hernandez 1586/1926:370)
- Ihre Hautfarbe war nicht so gelbbraun wie bei anderen Indianern. (Falkner 1774:109)
- Ihr bronzefarbenes Fleisch ist stark und fest. (Bougainville 1771:129)
- Kupferfarben und sonnengebräunt ist ihre Haut. (Pineda 1789/1971:21)

Auf jeden Fall bemalten sie diese Haut genauso wie ihre Gesichter mit Erdfarben.

„Their whole bravery and setting out themselves standeth in painting their bodies with divers colours, and such workes as they can devise. Some wash their faces with sulphure, or some such like substance: some paint their whole bodies black, leaving onely their neckes behind and before white,....Some paint one shoulder blacke, another white; and their sides and legs interchangeably with the same colours, one still contrary to the other. The black part hath set upon it white moones, and the white part blacke Suns, being the marks and characters of their gods,“, (Francis Drake 1926:18)

schilderte Francis Drake phantasievoll die bemalten Körper. Ihm fiel allerdings auf, dass diese Bemalung zum Schutz des Körpers vor der beißenden, schneidenden Kälte diene. Zur Erinnerung: Drake traf im Winter auf die Patagonier. Die Farben waren nicht nur auf die Haut geschmiert, sondern drangen stark in dieselbe ein und durch den regelmäßigen Auftrag füllten sie die Poren solcherart, dass weder

Luft noch Kälte eindringen und sie keine Gänsehaut bekamen. Ähnliches behauptete Francis Fletcher (1926:118f.), dessen Bericht Drake als Vorlage diente.

- „...an ihrer Brust sein sie rot und gelb gefärbt“ (Fernberger 1621/1972:68)
- Sie überzogen ihre Körper mit weißer Erde, die Frauen überall, die Männer mit Streifen auf der Brust, den Armen und den Schultern. (Schmid 1860:206)
- Die Färbung der Haut mit einem Gemisch aus roter Erde und dem Fett aus dem Fettgewebe des Vogels Strauß diente nach Ibar Sierra dem Schutz vor den lästigen Moskitos. (Ibar Sierra 1879:43)

Despard sah Körperbemalung nur gelegentlich und nur bei wenigen. (Despard 1852:88)

Die Bemalung von Gesicht und Körper erfüllte einerseits eine Schutzfunktion, kam andererseits dem Schönheitsideal der Tehuelche entgegen. Das kommt besonders zum Ausdruck, wenn sie sich für Feste herausputzten.

- Zu besonderen Anlässen wurde der ganze Oberkörper „strangely decorated (or disfigured) by paint, awkwardly laid on with very little design“, wunderte sich Fitz-Roy (1839:135) und führte als Beispiel an: Bei seiner Landung fielen ihm zwei unbeweglich dastehende, würdevoll wirkende Männer auf. Die Tehuelchin Maria klärte ihn auf, dass diese beiden die abwesenden Kaziken vertraten. Dafür hatten sie sich mit Streifen bis zur Taille herausgeputzt und auf der oberen Brust noch dazu mit weißen Flecken herausgeputzt. (Fitz-Roy 1839/1834:322)
- „Bei feierlichen Gelegenheiten, wie zum Beispiel bei einem Geburtstagsschmause, und zum Tanze schmücken sich die Männer auch noch mit weisser Farbe oder gepulvertem Gyps, den sie anfeuchten und auf die Hände schmieren, mit welchen sie dann weiße Abdrücke der fünf Finger auf Brust, Arme und Beine machen.“ (Musters 1873:175f.)
- Am Abend vor ihrer Hochzeit bedecken die Frauen ihren ganzen Körper mit weißer Farbe und auch ein Kind wurde nach seiner Geburt eingeweißt. (Musters 1871/72:197)
- Für ein Fest waren die teilnehmenden Männer besonders bemalt und trugen auf ihren Köpfen lange Federn. (Beerbohm 1879:112)
- Bei einem Fest waren die beinahe nackten Körper der Männer weiß bemalt, auf dem Hinterkopf trugen sie Straußenfedern und über die Schultern hatten sie mit Schellen besetzte Riemen geworfen. In ihre Decken gehüllt, kamen sie in Gruppen zu viert an und tanzten um das Feuer. (De la Vaulx 1895:95f.)

Abschließend sei auf Canals Frau' (1953:197) hingewiesen, der zwischen den Ethnien Vergleiche anstellte und zu dem Schluss kam, dass die Gününa Küne Körper und Gesicht wie die Aónikenk bemalten.

Sáin

Musters war der erste, der die Tatauierung am Vorderarm überhaupt bemerkte und er ließ sie sogleich bei sich vornehmen.

„Beide Geschlechter tätowiren sich am Vorderarme, indem sie mit einer Ahle sich Stiche in die Haut machen und mit einem Stück trockenen Glases ein Gemisch von blauer Erde hineinbringen; die gewöhnlichen Muster bestehen aus einer Reihe Parallellinien und zuweilen einem einzelnen oder auch einem doppelten Dreieck, wo das obere auf der Spitze des untern steht. Ich ließ mir selbst von einer Schönen, die mich unterjocht hatte, eine einzige Linie tätowiren und gestehe, daß es etwas schmerzhaft war.“ (Musters 1873:177)

Lista nannte die allgemein übliche Tatauierung, die bei fast allen Frauen, egal welchen Alters, zu sehen war, *chaine*. Die Operation war schmerzhaft, wenn sie auf der Brust vorgenommen wurde, aber bei Armen und Händen weniger schlimm. Mit einer kleinen Nadel wurden Kreise, Kreuze und parallele Linien eingeritzt. (Lista 1894:97)

Imbelloni bestätigt Musters und Lista, nannte die Tatauierung aber *sáin*, und schrieb, dass die Tehuelche sie am linken Unterarm trugen und er sie auf seiner Forschungsreise noch bei den alten Leuten vorfand. Es bestand aus sehr einfachen Zeichnungen mit zwei oder drei parallelen oder gekreuzten Linien oder aus Punkten. In der Kindheit wurde die Ader eines Guanakos oder eine andere Faser mit indigofarbener Tinktur durchtränkt, durch eine Nadel gefädelt und unter der Haut durchgezogen. (Imbelloni 1949:51)

Haartracht

Die Frisur war bei beiden Geschlechtern verschieden. Die Männer hielten ihr Haar mit einem gewebten oder, wie das einige Kaziken zu tun pflegten, mit einem Lederband, das mit Kupferplättchen besetzt war, zusammen. Gepflegt wurden die Haare der Männer von ihren Frauen. Als die patagonischen Männer noch Pfeil und Bogen verwendeten, fixierten sie diese in ihren Haaren (Vignati 1936:607). Als Fletcher die Frauen sah, trugen sie kürzeres Haar als die Männer, später wurden immer wieder ihre langen Zöpfe beschrieben. Spegazzini (1884:228) – und nicht nur er – bemerkte, dass nur sehr alte Leute weißes Haar hatten.

Haartracht der Männer

„Die Haare der Männer, jedenfalls des ersten, waren mit einem weißen Pulver eingestäubt, bei den übrigen Männern tonsurartig geschnitten (offenbar waren diese Leute gerade in Trauer, R.L.N.)“, erläuterte Lehmann-Nitsche (1937:191) Pigafettas Beschreibung, dass die Männer ihr Haar ähnlich wie Mönche trugen, indem sie eine Tonsur ausschnitten, das übrige Haar allerdings länger trugen. (Pigafetta 1520/1962:107) Im Laufe der Begräbniszeremonie kürzten die Tehuelche ihre Haare, die Männer hinten, die Frauen vorne. Sie konnten kurze Haare nicht leiden, bezeugten aber auf diese Weise den Toten ihren Respekt, schrieb Schmid (1860:230)

Francis Fletcher fiel auf, dass die patagonischen Männer im Gegensatz zu den Engländern ihre Haare lang, die Frauen hingegen kurz trugen;

„the men never cutt their haire so the women are ever shorne or rather shaven with a razor of a flint stone whereof they make all their Edged Toolles & a cutt one of them with another“ (Fletcher 1578/1926:120)

- Die Männer banden sich das Haar mit einem zwei Finger breiten Wollband hoch, die Haarenden standen an der linken Seite wie ein Federbusch in die Höhe. Mit diesem Kommentar bestätigte Antonio Viedma (1783/1837:69) eine häufig gemachte Beobachtung über die Haartracht der Männer.
- Lose, ungepflegt und sehr schmutzig hing das schwarze Haar der Männer herunter. Das Haarband, das sie trugen, hatte keinen besonderen Nutzen, meinte Fitz-Roy 1839:144)
- Um ihre „scheußlichen Köpfe“ zu schmücken, schmierten sie ihr Haar mit Pferdefett ein. (Guinnard 1871/1856:55f.) Wahrscheinlich kam davon der ungepflegte Charakter. Das Haar trugen sie im allgemeinen aufgerollt bis zum Scheitel des Kopfes wie die Indigenen von Paraguay. (Guinnard 1871/1852:72)

Die Köpfe der Männer sind mit dichten, wallend herabhängenden Massen langen Haares bedeckt, das sie sehr gut pflegen und wenigstens täglich einmal durch ihre Weiber oder andere weibliche Verwandte sorgfältig ausbürsten lassen.“ (Musters 1873:172)

Haartracht der Frauen

Die Frauen banden ihr langes Haar nicht hoch, sondern flochten es in zwei lange Zöpfe, die zu beiden Seiten herunterhingen. (Falkner 1774:128-131; A.Viedma 1837/1780:28; Fitz-Roy 1839:136)

- Das Haar trugen die Frauen in zwei lange Zöpfe geflochten, die vorne zu beiden Seiten herunterhingen und auch durch falsche Zöpfe aus Pferdehaar verlängert wurden. (King 1939/&1827:18)
- Ihre Haare wurden zu zwei Zöpfen geflochten oder zu Schwänzen gedreht, die locker zu beiden Seiten bis auf den Rücken herunterhingen und an deren Ende eine Menge von Ornamenten aufgehängt waren. (D'Orbigny 1839-43/1829:84f.)
- Manche verlängerten ihre Zöpfe mit blauen Perlengehängen. (Schmid 1860:207)

Musters gefielen die jungen Frauen mit ihren zwei langen geschmückten Zöpfen besonders an den Festtagen, wenn die Haare

„auf künstliche Weise verlängert werden, wahrscheinlich mit Pferdehaar, das mit blauen Glasperlen verwebt ist, während man die Enden mit silbernen Gehängen schmückt. Diese Sitte beschränkt sich jedoch, wie ich glaube, auf die unverheiratheten Damen.“ (Musters 1873:173)

Vignati (1936:607) fasste zusammen: Die Frauen teilten ihr Haar in zwei Teile und flochten es in Zöpfe, die zu beiden Seiten von den Ohren weg bis zur Brust oder Taille herabhingen. Diese wurden mit einem zwei Finger breiten Band gebunden, das bei den reichen Frauen an Festtagen mit Perlen verziert war.

Haarpflege

Ihr Haar kämmten sie mit einem Kamm, der von den Kinnbacken eines Delphins stammte. Sie besaßen auch eine kleine Bürste, die aus grobem Gras, Zweigen oder Binsen erzeugt war. (Fitz-Roy 1839:173) Ihre freie Zeit verbrachten die Indianer gewöhnlich mit Spielen und gegenseitigem Kämmen der Haare, wozu sie eine Bürste aus getrockneten zusammengebundenen Wurzeln verwendeten. (Bourne 1853:71)

Zwar ließen die Männer ihr Haar täglich von den Frauen in Ordnung bringen, die Frauen kämmten ihre Haare aber selbst mittels eines Kammes aus grobem, trockenen Gras in der Form einer Malerbürste.. Als Pomade oder Haaröl verwendeten sie vor allem das Fett des Straußes. (Schmid 1860:206)

Es gehörte zur Morgentoilette, dass die Frauen, die Töchter oder die Geliebten nach dem täglichen Bad den Männern das Haar frisiereten,

„dabei tragen diese die größte Sorge, alle Haare, die etwa bei dem Bürsten ausgehen, zu verbrennen; denn sie glauben steif und fest, daß, wenn bösgesinnte Menschen ein Haar von ihnen bekommen, sie mit demselben Zauberei treiben können. Aus demselben Grunde werden, wenn sie sich die Nägel abschneiden, die Schnitzel sorgfältig den Flammen übergeben.“ (Musters 1873:176; ebenso de la Vault 1895:96)

Körper- und Gesichtshaar

Die wenigen Barthaare, die ihnen wuchsen, entfernten die Männer sorgfältig, während die Frauen ihre Augenbrauen auszupften. Dazu verwendeten sie Pinzetten aus Metall oder die perfekt schließenden Schalen von Muscheln. (Vignati 1936:608)

- Die regelmäßige, sorgfältige Entfernung ihrer Bärte mit einer kleinen Silberpinzette frappte D'Orbigny (1829/1839-43:85).
- Sie hatten auffallend wenig Gesichts- oder Körperhaar, das erstere entfernten sie auch sorgfältig mit Hilfe von zwei Muscheln oder einer Art von Pinzette. (Fitz-Roy 1834/1839:322)
- Sie entfernten ihre Haare mit einem Messer und vor allem jüngere Männer und Frauen kamen sich durch das Auszupfen ihrer Augenbrauen schöner vor. (Schmid 1860:204; Guinnard 1856/18871:55; Cox 1862-63:168).
- „Die spärlichen Barthaare [...] und selbst die Augenbrauen werden sorgfältig vermittelt einer silbernen Haarzange ausgerupft, und ich wurde oft gedrängt, mich ebenfalls von meinem Barte zu trennen und dieser schmerzlichen Operation zu unterziehen, aber ich machte natürlich Einwendungen dagegen und erfüllte das Anliegen Nicht.“ (Musters 1873:172)

Coan hielt nicht viel von der Hygiene der Tehuelche und war eher verwundert, als der Indianer Louis ihn, nachdem er ihn dabei beobachtet hatte, um eine Rasur bat. (Coan 1880/1833:72,73)

Hygiene

Die Patagonier waren kein Vorbild an Hygiene in unserem Sinn. Zwar badeten sie in der warmen Jahreszeit täglich am frühen Morgen, aber um sich zu erfrischen, nicht um sich zu reinigen. (Vignati 1936:608) Für diese Behauptung gibt es zwar Belege, aber genauso gibt es Belege für die gegenteilige Behauptung, dass die

Indianer sehr auf Reinlichkeit achteten und auch im Winter täglich badeten. Außerdem ist nicht mit Sicherheit feststellbar, dass alle Menschen in unserer Zivilisation täglich und –besonders im Sommer vor allem aus Gründen der Hygiene baden.

Morris (1740/1927:197) schrieb, dass alle (Alte wie Junge) jeden Morgen im nahe gelegenen Wasser nackt badeten, auch wenn das Land mit Schnee bedeckt war. Dadurch waren sie so abgehärtet, dass sie auch im tiefsten Winter nackt laufen konnten. Diese Aussage bestätigte Guinnard (1856/1871:52), der die Indianer in seinem Buch nicht ins beste Licht stellte. Sein dreijähriger Sklavendienst unter den Tehuelchen gewährte ihm sicher einen intensiven Einblick in deren Alltag, führte ihn aber zu der Erkenntnis, dass sich alle, ungeachtet des Alters oder Geschlechts trotz der in diesen Regionen vorherrschenden Kälte täglich vor dem Einbruch der Dämmerung badeten. Seiner Meinung nach trug dieser Brauch, an dem teilzunehmen er gezwungen war, sowohl zur Gesundheit der Bevölkerung als auch zu seiner eigenen bei. Das Baden in mehr oder minder eiskalten Flüssen hob Musters (1873:213,237,298) immer wieder hervor – wie auch in den folgenden Beispielen.

Zwischen Gelgel-Aik und Appleykaik lagerte die Gruppe neben einem Bach, in dem bald darauf viele ein erquickendes Bad nahmen. „...dies ist bei den Tehuelche, die gewaltige Schwimmer sind und gut tauchen, immer ein Lieblingsgenuß“. (Musters 1873:111) Fast täglich genossen sie das Baden, wobei sie schwammen oder untertauchten. (Musters 1873:170) „Die Indianer halten viel auf Reinlichkeit des Körpers, und waschen sich nicht bloß des Morgens, sondern baden sich auch außerdem, wenn sie in der Nähe eines Flusses lagern, wo sie dann Stunden lang schwimmen und tauchen.“ (Musters 1873:177)

Im Gegensatz dazu kamen für Coan (1833/1880:62) die Morgentoilette und auch einiges andere, was Reinlichkeit und Sauberkeit betraf, bei den Tehuelche zu kurz.

„But no one was washing hands and face, no one bathing in pure water, no one reading, no one praying, no one laying a clean breakfast-table, no one cooking a morning repast, and no one eating, drinking, or even giving signs of having anything to eat! This is poverty, hunger, nakedness, filth; this is squalid misery; this is darkness and deep degradation; this is heathenism and savagism of the

lowest type; this is man with the image of God erased from mind and heart – man sunk below the brute he feeds on – heaven created man in ruins – man unconscious of his origin, utterly ignorant of what he is, of what he might be, and of all that awaits him!“

Für ihn kannten die Tehuelche, wie man dem Zitat entnehmen kann, nicht die mindesten Anstandsregeln, sie befanden sich sozusagen noch auf der Stufe der Tiere. Deshalb war Coan sehr überrascht, als ihm die Tehuelchin Maria eines Morgens eine Schüssel mit Wasser und ein Stück Seife brachte. Schließlich hatte er vom Vorhandensein solcher Gegenstände bis dato nichts bemerkt. (Coan 1834/1880:156) Coan lebte nicht mit den Indianern zusammen in ihren Toldos, sondern mit seinem Begleiter Arms zusammen in einem eigenen Zelt. Ich vermute, dass er sich noch nicht beim Morgengrauen zur täglichen Reinigung erhob.

Als Coan und Arms ihre Kleider wuschen, wurden sie allerdings von den Indianern begafft, denn diese wuschen nicht einmal die paar Woll- oder Baumwollstücke, die sie besaßen. Sie schienen diesen Vorgang nicht zu kennen. (Coan 1880/1833:98) Nicht ganz so krass wie Coan urteilten die folgenden Autoren über die Tehuelche, jedoch waren sie gleichfalls nicht von deren Sauberkeit überzeugt.

Beide Geschlechter wuschen sich weder regelmäßig, noch oft, die Frauen allerdings häufiger als die Männer. (Fitz-Roy 1839:173) Von Reinlichkeit hielten diese Indianer nicht allzuviel, denn saubere Gesichter oder Hände hielten sie nicht für nötig. Einige wirkten aber vergleichsweise rein. Manchmal wuschen sie ihre Gesichter, um sie danach mit Farbe anzumalen. Mit Fett vermischte Erde trugen sie in Herzform oder als Streifen auf. (Schmid 1860:205f.) Moreno sah die Indianer nur selten beim Bad am Nachmittag und beklagte sich über ihre Schmutzigkeit – zumindest in der Tolderia von Shaihueque. (Moreno 1879:228f.)

Zurück zu Musters! Er betonte nicht nur wiederholt das häufige Bad, sondern auch die ängstliche Sorgfalt, mit der die Tehuelche ausgefallene Haare und abgeschnittene Nägel sammeln und den Flammen übergaben, in der Angst, ein bösgesinnter Mensch oder böser Geist könnte ihnen sonst schaden.

„Die gewöhnliche Morgentoilette ist einfach. Nach einem im Flusse genommenen Bade, das, selbstverständlich wenn nicht die Umstände es verhindern, immer das Erste ist, was beide Geschlechter, jedoch gewissenhaft voneinander getrennt und in der Regel vor Tage, thun, wird den Männern von ihren Weibern, Töchtern oder Geliebten das Haar gemacht; dabei tragen diese die größte Sorge, alle Haare, die

etwa bei dem Bürsten ausgehen, zu verbrennen; denn sie glauben steif und fest, daß, wenn bösgesinnte Menschen ein Haar von ihnen bekommen, sie mit demselben Zauberei treiben können. Aus demselben Grunde werden, wenn sie sich die Nägel abschneiden, die Schnitzel sorgfältig den Flammen übergeben.“ (Musters 1873:176)

Ungeziefer

Spegazzini bedauerte, dass Reinlichkeit und Sauberkeit nicht zu den Tugenden der Tehuelche gehörten, was sich beim Betreten ihrer Zelte durch einen wenig angenehmen Geruch und durch die Invasionen [kleiner Tiere?] sofort bemerkbar machte. (Spegazzini 1884:231)

Coan wusste zu berichten, dass die alten und schmutzigen Fellmäntel der Tehuelche unzähliges kleines Ungeziefer beherbergten. Einmal beobachtete er, dass etwa sechs „Wilde“ um einen ausgebreiteten Mantel saßen, auf das Fell einschlugen und das getötete Ungeziefer mit Genuss verzehrten. (Coan 1880/1833:58) Aufgrund ihrer Kleidung hatten sie zahlreiche ungebetene Gäste und die Suche nach diesem Ungeziefer gehörte zu ihrem „Freizeitvergnügen“, meinte Dumont D'Urville (1842:155) Musters bestätigte das mit zwei Anekdoten.

„Zu dieser Fellkleidung gehörten ganz selbstverständlich auch einige Mitbewohner, an die die Indianer zwar gewöhnt waren, die sie aber dennoch störten, denn eines Nachts weckte Orkeke Musters auf, um mit ihm eine Pfeife Tabak zu rauchen und bemerkte nach einiger Zeit gedankenvollen, in tiefem Nachdenken versunkenen Rauchens: „Musters, die Läuse schlafen nie!“ (Musters 1873:42)

„Aber auch die Strauße hatten in der Brutzeit viel Ungeziefer, das auch in die Toldos und Guanako-Mäntel der Indianer kroch und zu einer ungeheuren Plage für sie wurde. Musters gab künftigen Reisenden den Rat, dafür zu sorgen, dass die Squaw des Hauses nie Straußmäntel unter die Schlafhäute legen sollte. (Musters 1873:140)

Wesensart

Die Patagonier wurden von der überwiegenden Mehrheit ihrer Besucher als freundliche, fröhliche, gutmütige Menschen beschrieben. Die Liste der positiven Behauptungen ist lang. Sie waren

- freundlich, ohne einen Hang zum Streiten; nicht furchtsam, von der Furcht abgesehen, dass ein Schiff, statt ihnen einen Besuch abzustatten, bei ihnen vorbeifahren wolle. (King 1827/1939:103)

- fröhliche und fröhlich machende Leute. (Loaysa 1526/1852:44)
- voller Fröhlichkeit und Lustigkeit. (Winter 1904/1526:156),
- sowohl untereinander als auch Fremden gegenüber entgegenkommend, nett und freundlich, außer nach dem Genuss von Alkohol. (Morris 1741/1927:190,193f.)
- friedlich und liebenswürdig (Barne 1753/1836:21),
- menschlich, höflich, wohlätig, aber auch neugierig. (Gyraudaix 1769:697,702)
- vertrauensvoll. (Bougainville 1771:127).
- freundlich und zivilisiert. „Altogether they are the finest set of men I ever saw any where before“ (Carteret 1767/1965:316,318)
- zwar höflich und gefällig, aber sehr unbeständig und sie kamen ihren Versprechungen und Verpflichtungen nicht verlässlich nach. Kühn, kriegslustig und ohne Furcht vor dem Tod schienen sie ihm zu sein. (Falkner 1774:109)
- im allgemeinen sehr sanfte und harmlose Leute. (A.Viedma 1783/1837:81)
- ehrlich und gelehrig. (Pineda 1789/1971:17)
- redlich und gutgläubig.(Vargas y Ponce 1819:12)
- dankbar. „Übrigens hat auch die schöne Tugend der Dankbarkeit ihre Tempel bei diesen Wilden, denn nie, wenn unser Boot sie ans Land zurückbrachte, unterließen sie, uns durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß wir so lange am Ufer warten möchten, bis sie einige Erfrischungen oder sonst etwas zum Geschenk für uns herbei geschafft hätten.“ (Cordova 1820:123).
- vertrauensvoll, denn sie stiegen ohne zu zögern und unbewaffnet in die Boote, auch wenn diese unter Segel gesetzt waren und ließen sich von einem Ort zum anderen fahren. Diese Handlungsweise passte zu ihrem ehrlichen, zufriedenen, unerschrockenen Gesichtsausdruck. (Fitz-Roy 1839:145)
- in hohem Grade gastfreundlich. Sie boten ihre Zelte als Schutz an und teilten ihr Essen mit jedem, der es brauchte.(Schmid 1860:201)
- zwar untereinander nicht sehr gesprächig, aber wohlwollend und hilfsbereit. Sie zeigten sich in den Kriegen, an denen sie teilnahmen, sehr mutig. (Guinnard 1856/1871:82)
- besonders ehrliche Leute und an der Aufrechterhaltung des Friedens interessiert, schrieb Cox (1863:95) über den Kaziken Hunicahual und die Pehuenche.
- voller Vertrauen und freundschaftlichem Entgegenkommen, wenn jemand, wie Mr. Clarke auf der Insel Pavon ihnen ehrlich und offen begegnete, schrieb Musters (1873:50)
- „Die Bezeichnungen grausame Wilde, Räuber der Wüste u.s.w. verdienen sie sicherlich nicht. Sie sind freundliche, gutgelaunte, plötzlichen Antrieben folgende Naturkinder, die sich leicht für oder gegen Etwas sehr einnehmen lassen, feste Freunde oder ebenso erklärte Feinde werden.“ (Musters 1873:198)
- sanft, liebenswürdig, gefällig und sehr gastfreundlich. „El viajero nunca peligra entre ellos; testigo yo que he vivido en los toldos, sin haber recibido mas que pruebas de respetuose cariño.“ (Lista 1879:77)
- gutmütig, zurückhaltend und gewissenhaftig in sozialen und häuslichen Belangen. Sie entsprachen dem Typ des „noble savage“ und waren „immeasurably superior not only to the other South American indigenous tribes,

but also, all their disadvantages being taken into consideration to the general run of civilized white men.“ (Beerbohm 1879:89)

- voll lockeren, guten Humors. Zu ihren hervorstechenden Eigenschaften gehörten das immerwährende Lächeln und Plaudern. (Dixie 1880:69)
- im nüchternen Zustand lebenswürdig, fröhlich und höflich, entwickelten sich aber nach dem Konsum von Alkohol zu schrecklichen, sekkanten und streitsüchtigen Individuen. (Borgatello 1924:113)

Die Auflistung weniger guter Erfahrungen hat geringeren Umfang. Vor allem ihre Bereitschaft zum Stehlen wurde von einigen Beobachtern hervorgehoben, während andere meinten, dass sie diese Eigenheit nur den Christen gegenüber anwandten und wiederum andere diese Erfahrung gar nicht machten. Sie waren

- grausam und wild. (Lopez Vaz 1586/1904:257)
- faul, schlaff und arbeitsscheu. Nichts an ihnen deutete auf Lebenskraft, Geschmeidigkeit oder Behendigkeit. (Dumont D'Urville 1842:146)
- generell zum Lügen bereit. Wer beim Lügen erwischt wurde, schämte sich keineswegs. An Versprechen hielten sie sich nicht. Außerdem waren sie ziemlich eitel und auf Lob aus. (Bourne 1853:30)
- ihren christlichen Feinden gegenüber barbarisch, quälten und töteten sie mitleidslos. (Guinnard 1856/1871:82)

- Sie stahlen alles, was in ihre Reichweite kam. (Winter 1904/1526:156)
- Der Matrose Gourdin berichtete, dass man einen Patagonier beim Stehlen erwischt hätte, dass aber die Frauen die flinkeren Langfinger hätten. (Dumont D'Urville 1842:284)
- Die Indianer selber waren untereinander ehrlich, bestahlen aber jeden, der nicht zu ihrer Horde gehörte. „So nehmen sie zum Beispiel, wenn sie des Handels wegen in die Colonien kommen, ein verirrtes Pferd ohne Weiteres mit, und in Santa Cruz mausten Graviel und Andere fortwährend eiserne Nägel und sonstige Kleinigkeiten.“ (Musters 1873:199) Ihm wurde nur einmal ein Paar Straußkugeln aus seinem Toldo entwendet.
- Sie hatten keinen Hang zum Stehlen (de la Peña 1789/1914:8; Carteret 1767/1965:319). Wenn ihnen etwas so gefiel, dass sie es gerne wollten, gaben sie das zu verstehen, wenn der Besitzer dieses Gegenstandes aber nicht geneigt war, es ihnen zu geben, machten sie auch keine Anstalten, es zu nehmen.

„Ich für meinen Theil fühlte mich unter den Tehuelchen, so lange als sie Nichts zu trinken oder keine Kämpfe hatten, weit sicherer als später in Rio Negro. Wenn sie betrunken sind, werden ihre Leidenschaften selbstverständlich zügellos; sie erinnern sich aller Fehden und kämpfen zuweilen bloß um des Kampfes willen. Um dies zu beobachten, braucht man jedoch nicht bis nach Patagonien zu gehen.“, schrieb Musters (1873:200).

Auch zur Intelligenz und Auffassungsgabe waren die Meinungen der verschiedenen Berichtersteller geteilt.

- Sie waren sehr intelligent und von schneller Auffassungsgabe (Carteret 1767/1965:319)
- Die Kinder waren lernfähig, intelligent und für die Segnungen von Gottes Wort aufgeschlossen. (Marsh 1857/1883:151)
- „Their intelligence is limited, their character grave, their physiognomy stamped with a wild ferocity and incredible hardihood.“ (Guinnard 1856/1871:50)
- Sie waren herausragend in ihrer allgemeinen Intelligenz. Ihr bemerkenswertes Talent, eine neue Sprache und ihre Ideen aufzufassen, brachte das besonders zum Ausdruck. (Beerbohm 1879:89)
- Die Tehuelche waren intelligente Leute und kühn im Handeln, solange sie nüchtern waren (Prichard 1902:90)

In der Zeit nach dem Wüstenfeldzug war der freundliche Gesichtsausdruck immer seltener zu sehen. Die Gesichter hatten immer einen melancholischen, traurigen Ausdruck, nur selten huschte ein Lächeln über ihr Gesicht; die Jungen hatten immer sympathische, fast kindliche Gesichter, die Alten wirkten zwar etwas abstoßend, aber ihre Figuren und Bewegungen drückten etwas Würdevolles aus, wusste Spegazzini (1884:235) zu sagen. Fremden gegenüber waren sie verschwiegen und sie schienen einfältig zu sein, sie misstrauten allen Fremden, untereinander oder mit Freunden waren sie hingegen lebhaft und fröhlich, wirkten aber bei ihren Spielen immer melancholisch. Ihre Gäste bedienten sie freundschaftlich und würdevoll. Sie waren friedliebend und kaum rachsüchtig, in ihrem Hass allerdings waren sie nachtragend und exzessiv. Ruhe, Frieden und vor allem der Müßiggang bereiteten ihnen höchstes Vergnügen und nur dringende Pflichten konnten sie davon abhalten. (Spegazzini 1884:228)

Die Trostlosigkeit der Gesichter empfand auch Ramon Lista als hervorstechendes Merkmal und er begriff sie als Widerspiegelung der monotonen ariden Landschaft. Das Lachen wirkte bei ihnen fremd und aufgesetzt oder schroff und wild. (Lista 1894:74f.)

Nichts konnte die Aónikenk aus ihrem Gleichmut bringen. Als Beispiel führte Lista den Besuch des Kaziken Papón am Rio de la Plata an, den keine der technischen Errungenschaften in Erstaunen versetzen konnte, weder Eisenbahnen, noch öffentliche Denkmäler, Industrieanlagen oder elektrische Beleuchtung. Das Einzige, das sein Interesse weckte, war das Elefantenpaar im Tiergarten von

Buenos Aires. „Oh! Cómo llamar ese animal grande?...*Keteshk* (lindo) – agregó en su lengua, y se quedó callado, girando su mirada á otra parte.“ (Lista 1894:74f.)

Vallentin entging dieser Gesichtsausdruck der Indianer auch nicht, aber er deutete ihn ganz anders als Lista.

„Ich finde – vielleicht ist es Einbildung – daß bei allen Indianern, insbesondere bei den älteren Leuten so etwas wie eine stumpfe Resignation zur Geltung kommt, eine stillschweigende Ergebung in das unvermeidliche Schicksal.“ (Vallentin 1906:133)

Zuletzt möchte ich noch an dieser Stelle Prichards Bericht bringen. Er verbrachte einen Abend lang mit einem Indianer am Lagerfeuer essend und Pfeife rauchend, obwohl sie sich miteinander sprachlich nicht verständigen konnten. Am nächsten Morgen trieb der Mann ihm seine verloren gegangenen Pferde zu und verschwand einfach ohne auf einen Dank zu warten, wiewohl er, nach dem Zustand der Tiere zu urteilen, einen langen Weg hinter sich hatte.

„I am no wild admirer of the noble savage. He is, generally speaking, a highly objectionable person. But to see a race – so kindly, picturesque, and gifted with fine qualities of body and mind – such as the Tehuelches, absolutely at hand-grips with extinction, seems to me one of the saddest results of the growing domination of the white man and his methods of civilisation.“ (Prichard 1902:102f.)

Dieses Erlebnis zeigt, dass die Indianer gemäß Musters' Worten sich den Weißen gegenüber genauso verhielten wie gegenüber ihresgleichen, wenn man ihnen menschlich entgegenkam und sie als gleichwertige Partner behandelte.

Die Kleidung der Tehuelche

bestand im Prinzip aus Guanakofellen. Mehrere kunstvoll zusammengenähte Häute bildeten ihr Hauptkleidungsstück, den Quillango. Auch die Geschlechtsteile und die Füße bedeckten sie mit Fellen. Weitere Kleidungsstücke kannten sie ursprünglich nicht.

Der erste, „riesenhafte“ Patagonier, den Pigafetta zu Gesicht bekam, war

- in geschickt zusammengenähte Tierhäute gehüllt.
- In gleichartigen Fellen steckten seine Füße.
- Die Frauen waren genauso gekleidet wie ihre Männer
- mit Ausnahme eines Schamschurzes aus einem kleinen Stück Fell. (Pigafetta 1520/1962:102f.)
- Die Männer banden ihren Penis hoch, wegen der außerordentlich großen Kälte, nahm Pigafetta (1520/1962:107) an. Es war gerade Winter.

Damit ist das Wesentlichste über die Bekleidung der Patagonier gesagt.

- Das Hochbinden des Penis wurde später nicht mehr erwähnt,
- der sogenannte Schamschurz der Frauen verschwand Mitte des 19. Jahrhunderts,
- die Fellschuhe wichen mit der Übernahme des Pferdes den „potos de botro“, einer Art Stiefel,
- aber die zusammengenähten Tierhäute, die „Quillangos“, blieben als Kleidungsstück beinahe bis zuletzt erhalten. Ab 1880 wurde der Umhang mehr und mehr aus Stoffen angefertigt.

Canals Frau (1953:177f.) schrieb über die Aónikenk, dass sie mit der Einführung des Pferdes langsam ihre Kleidung wechselten, vom Lendenschurz zur *chiripá*, von den Mokassins zu den *botas de potro*. Nur der Fellumhang blieb gleich.

Quillangos

Das wichtigste Kleidungsstück der Tehuelche war der Quillango. Obwohl mit einfachsten technischen Mitteln angefertigt, war er so kunstvoll verarbeitet, dass er sich bei den meisten europäischen Besuchern großer Wertschätzung erfreute. Er wurde im Laufe der Zeit zum wichtigsten Tauschobjekt der Patagonier. War er doch nicht nur ein gut verarbeitetes Fellstück, sondern gleichzeitig ein Kunstobjekt. Die Hautseite gestalteten die Indianerinnen meisterhaft mit graphischen Mustern. Genügend Gründe, um dem Quillango ein eigenes Kapitel zu widmen und hier nur das Grundsätzlichste mitzuteilen.

Musters, der im Laufe seiner Wanderung mit den Indianern ihre Kleidung vollständig übernahm, hüllte sich bereits zu Beginn der Reise in einen Guanakomantel ein, der ihn bei den kalten, rauen Winden Patagoniens gut warm

hielt. (Musters 1873:23,94) In gleicher Weise war der Engländer Beerbohm, der das Kleidungsstück auf seiner Expedition ausprobierte, voll des Lobes.

Die Fellumhänge der Indianer, aus den Fellen der noch nicht drei Wochen jungen Guanakos hergestellt, waren außerordentlich warm und schützten gut vor den kalten Winden, jedes andere Kleidungsstück würde seinen Zweck nicht so erfüllen. (Beerbohm 1879:33)

Die ersten Tehuelche, die Musters sah, hatten trotz des schneidenden Windes ihre Mäntel zurückgeworfen, „die nackte Brust der Luft aussetzend, und fühlten sich, wie es schien, durch die Kälte nicht im mindesten belästigt“ (Musters 1873:35).

Außer dem Fellmantel, „der, mit dem Pelz nach innen und der bemalten Seite nach außen getragen, den Träger bei dem nassesten Wetter eine beträchtliche Zeit lang trocken erhält“ (Musters 1873:174), trugen sie nur eine Art Unterwäsche zur Bedeckung ihrer Geschlechtsteile und eine Fußbekleidung im Winter und beim Reiten.

„Bei der Jagd wird er [der Fellmantel] oft nicht umgenommen; wird er aber beim Reiten getragen, so wird er mit einem Gürtel von Haut oder Leder, wenn man dieses bekommen kann, an der Taille befestigt. Im Lager wird der Gürtel nicht benutzt und das Kleidungsstück locker getragen, etwas ähnlich wie die herkömmliche Meuchelmörderfigur der Bühne den Mantel trägt.“(Musters 1873:174)

Bei nassem Wetter ließen sich die Mäntel leicht trocknen, man durfte aber nur die behaarte Seite der Hitze des Feuers zuwenden, weil sonst die Haut austrocknete und leicht riss. (Musters 1873:106)

Lendenschurz und Chiripá bei den Männern

Die Leibwäsche der Tehuelche variierte nach Vignati (1936:604) vom einfachen Lendenschurz, *taparrabo* der früheren Tehuelche bis zum hosenförmigen Kleidungsstück der Gauchos, dem *chiripá*, das die Reisenden im 19. Jh. beschrieben und Canals Frau (1953:177f.) stellte diesen Kleiderwechsel mit der Einführung des Pferdes in Zusammenhang.

- Die Männer banden ihren Penis hoch, wegen der außerordentlich großen Kälte, nahm Pigafetta (1520/1962:107) an. Es war gerade Winter.
- Das von Pigafetta beschriebene Hochbinden des Penis wurde von Areyçaga (in Oviedo y Valdés 1526/1852:40): „andan desnudos que ninguna cosa traen

cubierta sino las partes menos honestas de la generacion, é allí traen delante unos pedaços de cuero de danta“ bestätigt.

- Die Männer trugen nur ein dreieckiges Fellstück, schrieb King (1827/1939:17).
- Cox beobachtete bei den Pehuenchen das Tragen einer Art Unterhose, einer *chiripá*, die ein so bequemes Kleidungsstück war, dass auch Cox es auf seiner Reise benutzte und die argentinische Regierung es für ihre Soldaten der Kavallerie einsetzte. „El orijen de este vestido es Pampa, i puramente Pampa, porque es una palabra desconocida en el idioma Araucano.“, fügte Cox (1862-63:167f.) hinzu.
- „Die Kleidung der Männer besteht aus einer Chiripa, das heißt, aus einem Unterleide um die Lenden herum; sie wird aus einem Poncho, einem Stück Tuch oder auch aus einem Guanaco-Mantel gemacht; der Stoff mag aber sein, welcher er will, dieses Kleidungsstück ist unerlässlich nothwendig und wird mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit getragen, denn sie halten viel auf Anstand. (Musters 1873:173)
- Die Männer trugen eine *chiripá* als eine Art Unterhose, bemerkten Ibar Sierra (1879:52) und Dixie (1880:67).
- Die *chiripá* wurde in der Taille mit einem mit Silber reich verzierten Gürtel zusammengehalten. (Beerbohm 1879:90)
- Auf der Pampa näherten sich Prichard (1902:82,87) zwei Indianergestalten, die in ihre *chiripá* gekleidet waren,
- auch Radboones Tehuelche trugen noch ihre Chiripás (Childs 1905/1936:101)
- Vallentin (1906:14) sah Mapuche ebenfalls die Chiripá tragen, wie er sie bei den Tehuelchen im Süden gesehen hatte.
- Bei Ramón Lista (1880:122) war diese bereits aus Baumwolle oder Tuch angefertigt und gelegentlich sah er in Punta Arenas oder in Carmen de Patagones gekaufte Unterhosen. Dieser Autor nahm übrigens an, dass die Indianer die Chiripá von den Gauchos übernommen hätten. (Lista 1894:94)

Lendenschurz der Frauen

Bis weit ins 19. Jahrhundert wurde das Tragen eines Lendenschurzes aus Fell erwähnt, einzig A.Viedma erwog die Möglichkeit, dass dieses Kleidungsstück aus Tuch sein könnte. Danach wurde der Lendenschurz zugunsten eines langen tunikaartigen Gewandes aufgegeben.

- Die Frauen trugen unter ihrem Umhang einen Schamschurz aus einem kleinen Stück Fell. (Pigafetta 1520/1962:103)
- Sie hatten einen Lendenschurz, der fast bis zu den Knien reichte. (Hernandez 1770/1836:57)
- Unter dem Mantel trugen sie nur einen viereckigen Schurz, der bis zu den Knien reichte und möglicherweise aus Flanell oder Tuch war, sonst aus einem Fellstück und den sie mit einem Band um die Taille festhielten. (A.Viedma 1783/1837:70)

- Unter ihrem Fellmantel zogen die Frauen eine Art Unterrock an. (King 1827/1939:17)
- Die Frauen trugen unter dem Fellmantel eine Art Unterrock aus Fell. (Fitz-Roy 1834/1839:134-136,149)
- Bei Musters trugen die Frauen nicht mehr den Fellschurz, sondern ein weites sackartiges Kleidungsstück von Calico oder anderem Stoff, das von den Schultern bis zu den Knöcheln reichte. (Musters 1873:175)
- Sie trugen eine Tunika, die sie vom Hals bis zu den Füßen bedeckte und darüber den Fellumhang. (Ibar Sierra 1879:53)
- Die Frauen trugen ein Baumwollhemd (Beerbohm 1879:90),
- ein ärmelloses Hemd aus Leinen, das sie von den Schultern bis zu den Fußknöcheln bedeckte. (Lista 1880:122)

Beinbekleidung

Die Füße des ersten Patagoniers, den Pigafetta sah, waren mit Fellen beschuht. (Pigafetta 1520/1962:102f.) Die Indianer trugen Schuhe, die den Fuß bis vier Finger oberhalb des Knöchels bedeckten; diese Schuhe waren mit Stroh angefüllt, damit die Füße warm blieben, ergänzte Lehmann-Nitsche (1937:194f.) Pigafettas Beschreibung. Von dieser Schuhbedeckung erhielten sowohl die Menschen als auch das Land den jeweiligen Namen Patagonier bzw. Patagonien. Als Sandalen bezeichnete Loaysa diese Beschuhung (1526/1911:45).

Vignati (1936:605f.) meinte dazu: Vor der Einführung des Pferdes kannten die Tehuelche keine eigentliche Fußbekleidung, sondern umhüllten ihre Füße mit Fellstücken, die meistens vom Guanako stammten. Diese legten sie unter ihre Füße, ergriffen die Ränder und befestigten sie über dem Spann. Zwischen Fußsohle und Leder stopften sie eine Handvoll Stroh und fertig war diese unbearbeitete Sandale. Deshalb erschienen die Füße sehr groß, wovon bekanntlich der Name Patagonien herrührt.

Nach der Einführung der Pferde änderte sich in Folge die Fußbekleidung in Richtung des *bota de potro* oder auch Schnürstiefels. Die erste Kunde davon gibt es von Falkner. (1774:128-131)

Sowohl Männer als auch Frauen hatten eine Art Stiefel oder Strümpfe, die aus den Schenkeln und Füßen der Stuten und Fohlen gemacht waren. Zuerst entfernten sie Fett- und Hautreste auf der Innenseite, nach dem Trocknen machten sie das Leder durch Einfetten und Wringen geschmeidig und konnten sie ohne weiteres

Formen oder Nähen anziehen. Die Frauen hatten genau solche Stiefel wie die Männer. (1774:128-131)

Diese „Stiefel“ wurden von vielen Beobachtern genannt. (A.Viedma 1783/1837:70; Pineda 1971/1789:14,22; Vargas y Ponce 1819/1805:89f.; Cordova 1820:119; Ibar Sierra 1879:52; Ramón Lista 1880:122; Prichard 1902:94?; Childs 1905/1936:101) Francisco Javier Muñiz verwendete als Erster den Namen „botas de potro“ für diese besonderen Stiefelart und ergänzte, dass auch Pampas, Chilenes und Ranqueles *botas de potro* hatten, „pero mui inferiores á las que fabrican los chehuelchús“. (Muñiz 1826/19172:14f.) *Sumeles* nannte Cox (1862-63:167f.) diese Stiefel.

- Während die Indianer im Sommer fast immer barfuß gingen, behielten sie im Winter die Stiefel lieber an, beobachtete Fitz-Roy (1834/1839:173)
- Auch Bourne wies ausdrücklich auf das Tragen von Stiefeln nur im Winter hin. (Bourne 1853:29)
- Beim Reiten trugen sie Stiefel aus Pferde- oder Guanakofell. Sobald sie aber vom Reiten zurückkamen, zogen sie ihre Stiefel aus und gingen – Sommers wie Winters – barfuß. (Schmid 1860:205f.)
- Nur zu Pferd, aber nicht im Lager, trugen sie die *botas de potro*. (Beerbohm 1879:90; Dixie 1880:71f.)

Obwohl Pumahaut sich durch ihren Fettgehalt leichter geschmeidig machen ließ als Guanakohaut, verwendeten die Indianer sie nur selten zur Herstellung von Satteldecken oder Mänteln. Aber einige verfertigten „aus der Haut der Kniekehle und des unteren Theils der Hinterbeine“ Stiefel, die ähnlich erzeugt wurden wie die aus Rossleder, jedoch viel schneller abgetragen waren. (Musters 1873:62) Deshalb bevorzugten die Tehuelche im allgemeinen Stiefel aus Pferdehaut, und selbst den Pferden wurden auf steinigem Gelände „Schuhe von Haut an die Vorderfüße“ angelegt. (Musters 1873:141) Der Engländer führte die Herstellung der Stiefel genauer aus.

„Ihre Potro-oder Wickelstiefel werden aus der Haut der Kniekehle des Pferdes und gelegentlich auch aus der Haut des Beines eines großen Puma gemacht. Die Haut wird bis an das Knie heraufgezogen und um den Fuß herum befestigt; so wird sie einen oder zwei Tage getragen, bis der Stiefel die Gestalt des Fußes angenommen hat; dann wird das Leder an den Zehen abgeschnitten und zusammengenäht, damit der Stiefel paßt. Ist die Sohle durchgelaufen, oder ist sehr nasses oder Schneewetter, so werden außerdem noch Ueberschuhe von Haut getragen, und die Fußstapfen, die dadurch entstehen, sind allerdings groß genug, um auf den Gedanken zu führen, daß sie von Riesenfüßen stammen, und erklären es zum Theil, daß die spanischen Entdecker diesen Indianern den

Namen ‚Patagon‘ oder Großfüße gaben. Im Lager werden die Stiefel aus ökonomischen Gründen selten angezogen, obgleich beim Aufstehen, sobald es Tag ist, barfuß in das gefrorene Gras zu treten selbst für einen Tehuelchen unangenehm ist. Würden aber die Stiefel zum Gehen benutzt, so würde das dazu verwendete Material sich bald abtragen. Beim Reiten werden sie entweder mit buntfarbigen gewebten Bändern oder, was für Häuptlinge unerlässlich ist, mit Riemen von Haut befestigt, die massive silberne Schnallen haben.“ (Musters 1873:174)

Einige verfertigten „aus der Haut der Kniekehle und des unteren Theils der Hinterbeine“ des Pumas Stiefel, die zwar ähnlich erzeugt wurden wie die aus Rossleder, jedoch viel schneller abgetragen waren. Ein Tehuelche trug Hosen aus „Löwenfell“ mit den Haaren nach außen, wodurch sie für Nässe undurchdringlich wurden. (Musters 1873:62)

Die „Bota de potro“, die Stiefel vom Pferde, die Vallentin von den Tehuelchen im Süden kannte, trugen auch die Mapuche unter ihrem Kaziken Njankuchi Nahuelquí. Vallentins (1906:14) Beschreibung bestätigt Musters‘ Worte.

„Diese eigenartige Fußbekleidung wird aus der Haut der Hinterbeine des Pferdes hergestellt, und zwar derart, daß man sie vom Knie über das Sprunggelenk bis zur Fessel – wenn möglich in einem Stück – herunterzieht. Der untere Teil bis zur Fessel herab, der vorn mit Lederstreifen geschlossen wird, dient als eigentliche Bekleidung des Fußes, während der übrige Teil gleichsam als Stiefelschaft den Unterschenkel des Mannes bedecken soll. Durch mehrtägiges Tragen nimmt dieser Naturstiefel die Gestalt des Fußes an, wird dann vorn an den Zehen säuberlich zusammengenäht und am Schaft mit farbigen Bändern oder Lederriemen, die zum Befestigen dienen, versehen. Häufig sind noch silberne Schnallen, Ringe usw. zur Verzierung angebracht.“

Die Stiefel wurden aus den

- Hinterbeinen der Pferde,
- den Beinen von Rindern,
- Berglöwen
- und erwachsenen Guanakos geformt.

Das Sprunggelenk der Tiere wurde für die Ferse verwendet, der untere Teil für den Fuß, der obere für das Bein, ergänzte Hatcher (1896/1903:270)

Die Ausgestaltung der Stiefel mit prächtigen, von den indigenen Frauen hergestellten Bändern unterhalb der Knie zum Zwecke der Fixierung, hatte Lista (1894:94f.) bereits früher erwähnt.

- Die Frauen verschlossen ihre Fohlenstiefel auf dem Vorderfuß mit Messingnägeln, die gleichzeitig als Verzierung dienten, während den Männern vorne die Zehen herausschauten. (Pineda 1971/1789:14,22;)
- Bei den Stiefeln der Frauen wurde bei Herstellung das Haar an der Haut gelassen, während es bei den Männerstiefeln sorgfältig entfernt wurde. (Musters 1873:175)
- Die Frauen trugen genau solche Stiefel wie die Männer, aber sie ließen das Fell daran, bestätigte Vignati (1936:607) die Beschreibungen.

Selbst die Kinder bekamen ähnliche Stiefel, allerdings aus den Vorderfüßen der Guanakos, aber sie vermieden das Tragen derselben, wenn es möglich war. (Musters 1873:175) Die Stiefelchen der Kinder

„werden aus dem, in der Hand weich gemachten, Felle von den Vorderbeinen des Guanaco gefertigt. Die kleinen Kinder sträubten sich in der Regel stark und wirksam dagegen, dieses Kleidungsstück zu tragen, und sprangen, die Witterung mochte noch so streng sein, lieber barfuß umher.“

Als Radboone mit den Tehuelchen lebte, trugen manche Frauen schon gekaufte Schuhe. „Certainly, when Christian shoes were introduced by the turcos, they were preferred to the bota potro by the girls.“ (Childs 1905/1936:101) Tschiffely (1940:167), der die Patagonier 1935 sah, schrieb: „Die Männer gingen alle barfuß; sie trugen als einzige Bekleidung weite, über den Knöcheln zugeknöpfte Pluderhosen und kragenlose Hemden.“

Gürtel

Gürtel, nur von den Männern verwendet, fielen den Besuchern der Tehuelche erst nach der Einführung des Pferdes auf. So schrieb Hernandez (1770/1836:57) Um die Taille wickelten sie einen Gürtel aus einem Stück Fohlenleder. An ihren Gürteln befestigten die Männer ihre Bolas und einige Taschen mit Salz, Tabak, Material zum Anzünden und andere Kleinigkeiten. Alles andere trugen die Pferde, heißt es bei Pineda (1789/1971:21-23) Ihre wunderbar bearbeiteten Umhänge aus gut durchgekneteten Guanakofellen, hielten die Männer in der Taille mit einem Gürtel und vor der Brust mit Schnallen und Spangen aus Metall oder aus Holz zusammen, ist von demselben Autor in einer anderen Ausgabe zu lesen. (Pineda 1789/1914:9f.)

Beim Reiten wurde der Quillango „mit einem Gürtel von Haut oder Leder [...] an der Taille befestigt.“ Im Lager wurde kein Gürtel benutzt und das Kleidungsstück locker getragen.(Musters 1873:174)

- Dieser Gürtel war „frequently ornamented with silver, in which the tobacco, pouch, knife and ostrich bolas are secured.“ (Musters 1871/72:196)
- Der Ledergürtel war manchmal mit Silber- oder Messingschnallen verziert. (Schmid 1860:205f.)
- Sie verwendeten breite, mit Silber geschmückte Gürtel. (Lista 1880:122)
- Von ihren Gürteln hingen Geldtaschen, Ringe und andere Kleinigkeiten herab. (Ibar Sierra 1879:53)

Martinic (1995:258) beschrieb die Beschaffenheit der Gürtel genauer. Aus dem gut zubereiteten Leder eines erwachsenen Guanako stellten die Männer schmale, mit Schnallen und Metallköpfen reichhaltig verschönerte Gürtel her, deren Spitze sie im allgemeinen mit einer dreieckigen, durch eingestanzte Punkte verzierten Metallplatte verstärkten. Die industriell angefertigten, im Handel erworbenen Gürtelschnallen schmückten sie reichlich nach eigenen Vorstellungen aus. Es gab etliche Gürtel, die komplett mit halbkugelförmigen Bronzenieten bedeckt waren.

Die Gürtel hatten also wie so Vieles bei den Tehuelche eine mehrfache Funktion, sie dienten einerseits dem Festhalten des Fellumhanges, boten andererseits den Indianern die Möglichkeit, wichtige Gegenstände anzuhängen und bei der Anfertigung ihre Fähigkeit zur künstlerischen Gestaltung zu beweisen.

Haarbänder

- Um den Kopf hatten sie ein Baumwollband gewunden, in dem sie beim Jagen ihre Pfeile befestigten.(Pigafetta 1520/1962:107)
- Bei Lehmann-Nitsche (1937:191) kann man lesen: „Um den Kopf herum wurden die Haare mit einer wollenen Kordel festgehalten; hinter diese steckten sie auch die Pfeile, wenn sie zur Jagd gingen.“
- Areyçaga fiel das Stirnband auf, in das die Männer ihre Pfeile mit den Federn nach oben steckten, sodass sie sie bei Bedarf schnell herausziehen konnten. (Oviedo y Valdes 1526/1852:40)
- Ihr langes Haar knüpften sie mit einer „roll of Ostrich feathers“ hinauf und benützten diese Rolle zugleich als Köcher für ihre Pfeile und als Warenlager, in dem sie die meisten Dinge, die sie mit sich führten, verstauten. (Francis Drake 1926:17f.)

- Falkner (1774:127) berichtete aus dem Norden des Landes von derselben bemerkenswerten Sitte, das Haar hinten mittels eines langen gefärbten Wollgürtels hochzubinden.

Antonio Viedma (1783/1837:69) konnte sich am Anblick der schön geschmückten Bänder erfreuen.

Die Männer banden sich das Haar mit einem zwei Finger breiten Wollband hoch, die Haarenden standen an der linken Seite wie ein Federbusch in die Höhe, die Enden des Wollbandes wickelten sie ungefähr sechsmal umeinander und befestigten daran Messingstückchen.

Das lange, schwarze, zerzauste Haar versuchten sie mit einem schmalen Band aus gefärbter Guanakohaut zusammenzuhalten, aber nichtsdestotrotz wehte es in wilder Unordnung auf beiden Seiten bis zur Brust herab. Vervollständigt wurde dieses Bild durch eine einzelne Straußenfeder, die in dem Band steckte und über der rechten Schulter hin und her flatterte. (Mac Douall 1833:72)

Die Männer trugen zwar ein geflochtenes oder gedrehtes Haarband, aber das hatte keinen besonderen Nutzen. (Fitz-Roy 1839:144) Auf seinem Kopf trug der Kazike Wissale ein sonderbares rotes Band, (Despard 1852:54) Um das Haar banden sie ein Band oder auch ein Handtuch. (Schmid 1860:205f.)

„They go bareheaded, their flowing locks being confined by a fillet plaited from any unravelled yarn obtained from ponchos procured in barter with their Araucanian neighbours, or from cloth or flannel from the settlements.“ (Musters 1871/72:196)

Ihr Haar umwanden sie mit einem Tuch, die eleganteren bevorzugten konisch zulaufende Hüte. (Cox 1862-63:167f.)

Die gewöhnliche Kopfbedeckung der Männer ist zwar bloß ein farbiges Band, um das Haar zusammenzuhalten, doch werden zuweilen, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, auch Hüte getragen, wenn man sie sich verschaffen kann. Der alte Orkeke trug häufig einen breitrandigen Filzhut, den, wenn er von der Jagd zurückkehrte, seine aufmerksame Gemahlin sorgfältig aufhob.“ (Musters 1873:174f.)

Dem Seefahrer Antonio Pineda (1971:14f.) fiel 1789 in der Magellanstraße auf, dass auch die Frauen Stirnbänder trugen. Das einer alten Frau war mit drei

Metallknöpfen geschmückt. Und mehr als 100 Jahre später schrieb Prichard (1902:94), die Frauen trugen ein rotes Stirnband.

Zuerst fiel das Tragen eines wollenen Bandes auf, das zugleich die Haare der Männer am Kopf festhielt und als Köcher für die Pfeile diente, dessen genaue Beschaffenheit wurde aber nicht identifiziert. In der Mitte des 18. Jahrhunderts war von einem gewebten Wollband araukanischer Provenienz die Rede. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fiel Pineda auf, dass nun auch die Frauen Stirnbänder in Gebrauch hatten. Und ab der Mitte des 19. Jahrhunderts sah man bei den Männern Hüte.

Hüte

- Beim Reiten verwendeten die Frauen einen kegelförmigen Strohhut nach Art der Chinesen (Falkner 1774:128-131)
- Auch Pineda beobachtete bei einigen Frauen die Verwendung einer Art von Sonnenhut oder Sonnenschirme. (Pineda 1789/1971:21f.)
- Dazu bemerkte Vignati (1936:607): Frauen, die einige Autorität genossen, trugen auf den Märschen unter dem Kinn gebundene (kopfloze) Hutkrempe aus Stroh.

Zur Ausschmückung des Hutes bemerkten die verschiedenen Autoren:

- Der Hut war mit verschiedenen bunten Fäden durchwebt. Außer den alten Frauen trugen alle ihre selbst erzeugten Hüte. (Pineda 1789/1914:9f.)
- Ihre aus Binse oder Flanell hergestellten Hüte, waren mit Glasperlen oder Silberplättchen verschönert und den chinesischen Hüten nicht unähnlich anzusehen. (Lista 1894:95)
- Manchmal trugen die Frauen mit Federn geschmückte Hüte in der Art der spanischen Hauben. (Vignati 1936:607):

Das Tragen von Hüten durch Männer fanden, wie oben beim Abschnitt Haarbänder zitiert, Cox und Musters und später Lista (1880:122) erwähnenswert.

Straußenfedern als Kopfschmuck

Buschen von Straußenfedern trugen die Patagonier im 16. Jahrhundert, Mac Douall sah im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nur mehr eine einzelne Feder, die übrigen Autoren machten davon keine Erwähnung, der Brauch dürfte,

ausgenommen als Festschmuck, abhanden gekommen sein. Die Frauen stellten nach Muñiz (1826/1917:214) die Federbüsche aus den Straußenfedern her.

Ein Patagonier mit einem Federbuschen von Straußenfedern auf seinem Kopf besuchte das Schiff *Loaysas* (1911/1526:45). Außer den sehr hübschen Federbüschen auf ihren Köpfen und Füßen waren sie völlig nackt, erzählte Johan de Areyçaga von derselben Reise. (1526/1852:43)

Manche hatten zu beiden Seiten des Haarbandes als Zeichen ihrer Würde eine große Feder gesteckt, es sah aus, als ob sie Hörner aufgesetzt hätten: „so that such a head upon a naked body (if divels do appeare with hornes) might very nigh resemble divels.“, schrieb Francis Drake (1926:17f.) wenig schmeichelhaft.

Bei Mac Douall (1833:72) lugte nur eine einzelne, über der rechten Schulter hin und her flatternde, Straußenfeder aus dem Haarband der Patagonier hervor.

- Für ein Fest waren die teilnehmenden Männer besonders bemalt und trugen auf ihren Köpfen lange Federn. (Beerbohm 1879:112)
- Auf dem Hinterkopf trugen sie bei einem Fest die Straußenfedern (De la Vaulx 1895:95f.)

Manchmal trugen die Frauen mit Federn geschmückte Hüte in der Art der spanischen Hauben, schrieb Vignati (1936:607), er führte aber nicht aus, ob es sich dabei um Straußenfedern handelte. Erwachsene Männer schmückten sich allerdings mit „Diademen“ aus Straußenfedern. (Vignati 1936:608)

Kinderbekleidung

Die Kinder trugen bis zum Alter von sechs oder acht Jahren überhaupt keine Kleider, sondern liefen vollkommen nackt umher, in den Wintermonaten bloß durch Straußenfett geschützt, schrieb Vignati (1936:605), obwohl die Aussagen der Augenzeugen nicht ganz übereinstimmen.

Coan (1833/1880:74-76) teilte mit, die kleinen Kinder trugen „Adam-skin“. Vollkommen nackt waren die kleinen Kinder bis ins Alter von drei Jahren ohne je zu frieren. Alle waren pausbäckig, mit runden Gesichtern und prallen Bäuchen wie Barockengelchen, bekundete Dumont D'Urville (1842:156)

„Die Kinder werden ebenfalls in kleine Mäntel gekleidet, häufiger aber läßt man sie bis zum Alter von sechs oder acht Jahren nackt umherspringen“. (Musters 1873:175)

D'Orbigny (1829/1839-43:105) schrieb hingegen, die Frauen gingen niemals mit unbedecktem Körper, schon die ganz kleinen Mädchen sah man niemals nackt. Im selben Sinn drückte sich Cox (1863-63:162) aus:

Im zarten Alter trugen die kleinen Mädchen im Winter eine kleine *hualca*, im Sommer zwei kleine Decken; ab dem Alter von 10 – 12 Jahren trugen sie dieselbe Tracht wie die Frauen, nämlich eine Decke aus dicker Wolle oder ein Tuch, das sie an der linken Schulter mit einer Nadel festhielten, die äußersten Spitzen hielten sie hinten zusammen, die Arme ließen sie frei; die Brust blieb bedeckt. Ein zweite Decke wurde über den Rücken geworfen und mit einer Anstecknadel, die meistens mit einer schweren großen runden Silberplatte oder Silberkugel geschmückt war, vorne zusammengehalten. Die Frauen trugen als Kleidung geschmückte Guanakofelle.

Eine Zwischenstellung nahm Beerbohm (1879:90) ein. Die Kinder, an die die meisten Silberornamente verschwendet wurden, trugen bis zum Alter von vier oder fünf Jahren nur den Fellumhang, erst danach die *chiripá*. Beerbohm beachtete anscheinend nur die Knaben.

Kindertragen

Die Frauen trugen ihre Babys ständig mit sich, schrieb Francis Fletcher (1578/1926:120f.)

„The women go naked without anny artificiall covereing to the secretts of nature, they carry their children at their back in a fawnes skin the feet whereof are knitt about their necks under their chin where hanging behind them they role their brests over their shoulders whereat they lay duggeing as at a great water bagg & hanging downe in their naturall places they reach to their Navells & their bellyes being like woole sacks hang to their knees & that is their hideing of nature their buttocks like two bellyes of young heifers lye bobbing in their hamms enforceing them at every stepp to make a french curtesye their leggs are all calves downe to the ankells whose feet are like schouells & their hands like shoulders of Mutton their Eares most Large & Eyes in compass of a great hand bawle or Bad or the inmost circle of a Reasonable sawcer their browes like the forehead of an Elke, & under their chinns a bagg reaching to their breasts as if were stuffed with bombast so that a Camell should have much adoe to carry one of them anny long way.“

Das hatte sich zu Antonio Viedmas (1783/1837:75) Zeiten geändert, denn nun banden die Mütter ihre Babys nach der Geburt mit vielen sehr geschmeidig und weich zugerichteten Lederstreifen an ein Brett, das sie aus gekreuzten und zusammengebundenen Stöckchen geformt und mit Fellstreifen umwickelt hatten. In diese Vorrichtung steckten sie ihre Säuglinge und nahmen sie zum Stillen auch nicht heraus. Die Patagonier behaupten, dass ihre Kinder auf diese Weise eine sehr gerade Haltung bekämen und in der Tat fand Viedma bei ihnen keine Person mit gebeugtem Rücken vor. Wenn die Mütter ihre Säuglinge von dieser „Krippe“ lösten, trugen sie sie immer mit sich auf dem Rücken zwischen ihrer Haut und dem Fellumhang umher, das Gesicht des Kindes auf ihren Nacken gerichtet.

„Die Wiegen für die ganz kleinen Kinder werden aus Streifen von Holzflechtwerk, die man mit Hautriemen durchflecht, hergestellt, mit einer Decke versehen, um Sonne und Regen abzuhalten, und der Gestalt nach so eingerichtet, daß sie während des Marsches auf dem Sattelzeuge der Mutter stehen können. Sind die Eltern reich, so werden sie mit Glöckchen, mit Messing- oder sogar mit Silberplatten geschmückt.“ (Musters 1873:175)

Die Tehuelche waren sehr gute Eltern und stolz auf ihren Nachwuchs, hatten aber wie viele südamerikanische Ethnien die Gewohnheit, die Hinterköpfe ihrer Babys durch Bandagieren flacher zu machen. Prichard (1902:92) stellte sich die Frage, ob diese Sitte den Charakter der Menschen beeinflussen könne. Darüber machte sich Canals Frau keine Gedanken, wies jedoch darauf hin, dass die bei den Patagoniern, sprich Aónikenk übliche postnatale Deformation, durch die der Hinterkopf flach gedrückt wurde, diesen kürzer erscheinen ließ als er tatsächlich war. Dasselbe galt auch für die „Puelche-Guénaken“, d.h. für die Gününa Küne. (Canals Frau 1953:172,195) Das Festhalten der Säuglinge in den Wiegen führte zu beachtlichen Deformationen der Kopfformen, das war aber gleichzeitig Ausdruck eines ästhetischen Ideals. Die Hinterköpfe und die seitlich angrenzenden Zonen waren stark eingedrückt; bei anderen war die Stirn so flach gedrückt, dass Imbelloni dafür den Begriff „planofrontal“ hervorbrachte. Andere wiederum waren in der Art der Aymarará deformiert, das heißt, der obere Teil der Stirn wurde gegen die Region des Nackens gepresst. Schließlich gab es welche,

deren Kopfform sowohl in der vorderen als auch in der hinteren Region des Kopfes deformiert war. (Vignati 1936:607)

Die Frauen hatten ihre Babys seit der Einführung der Pferde nach wie vor ständig bei sich, sie trugen sie aber nicht mehr unmittelbar an ihrem Körper, sondern steckten sie die meiste Zeit in ein Gestell, das sie jederzeit im Toldo in Lederriemen festhalten oder auf einem Pferderücken festbinden konnten.

Weben

Es ist anzunehmen, dass die Patagonier das Weben von den Araukanern übernahmen. Der Erste, der die Frauen bei dieser Tätigkeit beobachtete und beschrieb, war Coan. Er beschrieb die einfache Konstruktion des Webgerätes: Zwei Pfosten, an denen zwei Stangen, eine über der anderen, horizontal befestigt waren, setzte die Weberin in die Erde. Die Länge des zu webenden Stückes bestimmte die Distanz. Im von Cox beobachteten Fall waren es 4 ½ Fuß. An jedes Ende der Stangen band die Frau die Kette. Der Webprozess ging äußerst langsam vor sich. Eine glatte Nadel oder ein Stab diente zum Trennen der Kette. Die Weberin setzte sich auf den Boden vor den Webstuhl, machte einen ungefähr sechs Zoll breiten Abstand und schoss das aufgezugene Garn durch diese Öffnung einer als Weberschiff dienenden Straußenfeder. Anschließend zog sie den Stab heraus, wendete ihn und der Prozess begann von neuem. Bis zur Fertigstellung einer Bettdecke vergingen viele arbeitsreiche Tage. Aber das Ergebnis ließ nichts zu wünschen übrig. Bunte und abwechslungsreiche Figuren wurden in das Gewirk gewoben. Als Garn für die Decken diente der lange und weiche Faden der gesponnenen Wolle des Guanakos. Der Faden wurde mittels Drehen der Finger unter Zuhilfenahme eines Schilfrohres gezwirnt. Die Wolle wurde mit verschiedenen Ockerfarben aus dem Landesinneren gefärbt. Es handelte sich um dieselben Farben, mit denen die Frauen die Guanakomäntel bemalten und die geometrischen Figuren waren genauso geschmackvoll wie bei diesen. „These figures are often tasteful, and show much native genius in the operator. Where and how did these savages get this skill and taste?“ fragte Coan (1834/1880:193f.) voller Bewunderung.

Eine anerkennende Bestätigung dieser Fähigkeit der Frauen ist in Mendozas eigenwilliger spanischer Schreibweise nachzulesen.

„El aparato pa.tejer es muy censillo consiste en dos palos apartados el uno del otro a la distancia y ancho de la tela que han de trabajar.

„En ellas embuelven el hilo con las cepearaciones de los colores, vien estirados entrelasan luego un peine con hilos cortos que sirven pa.la operación de apartar los hilos de urdimbre y luego con unos obillos de diferentes hilos de colores hacen la trama y bordados al telar que dibujan con primor y a veces mucho gusto.“ (in Braun Menéndez 1939/40:259)

Verschiedenste Bänder webten die Frauen im allgemeinen. Sie erzeugten unter anderem Steigbügel, Stirnbänder, Zierbänder für den Kopfschmuck, die immer wieder die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Besucher erregten.

Spegazzinis Aufmerksamkeit erregten erlesene Gewebe aus Guanakowolle aus der eigenen Werkstatt der Tehuelche. Er bezweifelte allerdings die Herkunft der Gewebe, denn er entdeckte Fäden von zweifelhafter Provenienz. (Spegazzini 1884:234)

Bei seiner Reise durch Patagonien konnte Tschiffely (1940:168) Frauen beim Spinnen und Weben beobachten. Die Weberei wurde mit sehr roh zusammengefügten Rahmen betrieben, das Interessante waren die Wollfarben. Zwar konnte Tschiffely nicht herausfinden, woraus die Indianer ihre Farben machten, aber manche waren von ungewöhnlicher Farbkraft und unbegrenzt haltbar.

„Jeder Stamm hat seine eigenen Webmuster, von denen man manche ruhig als künstlerisch ansprechen darf. Keine Decke wird gleichmäßig durchgewoben; bei jeder wird das fortlaufende Muster durch einen oder auch mehrere unregelmäßige Streifen unterbrochen und dann wieder aufgenommen. Diese Unterbrechung des Musters beruht auf der abergläubischen Vorstellung der Indianer, daß kein Mensch irgend etwas auf vollkommene Weise ausführen darf, ohne dafür bestraft zu werden. Vollkommenes kann nur ‚Futa Untru‘, der große gute Geist der Pampa, erschaffen.“ (Tschiffely 1940:168)

Übernommene Kleidung

Pineda von der Expedition Malaspina war der Erste, der bei den Tehuelchen Ponchos aus Wolle sah., Diese Tracht, die in der Folge immer wieder bei den Gününa Küne gesehen wurde, stammte ziemlich sicher von den Araukanern.

- Schon 1789 sahen die Seeleute ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen in einem bunt gestreiften Wollcape, das einem Poncho glich und den Erzeugnissen in Buenos Aires glich. (Pineda 1914:9f.)
- D'Orbigny stellte 1829 in Carmen de Patagones fest, dass einige Frauen dazu übergingen, Gewebe und Schmuck nach Art der Araukaner (Aucas) zu tragen. (1839-43:84f.)
- Über die Schultern warfen sie sich einen Poncho oder eine *hualca*. (Cox 1862-63:167f.)
- Viele von Hinchels Gruppe trugen farbige Ponchos. (Musters 1873:120)

Ungefähr ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Indianer bei besonderen Anlässen, wie bei Festen, beim Handel in den Siedlungen, auch in europäischer Kleidung gesehen. Teilweise war diese Kleidung von den Gauchos abgeschaut. Die traditionsbewussteren Frauen legten ihre Fellmäntel ab und nähten ihre Kleidung statt dessen nach dem gleichen Schnittmuster aus Stoffen. Imbelloni freute sich, wie beim letzten Zitat zu lesen, im Jahr 1949 über diesen Anblick. Ich lasse die Beobachter in chronologischer Reihenfolge sprechen, zuerst über die Kleidung der Männer, danach über die der Frauen:

- Einige trugen europäische Kleider, aber mehr um ihrer Eitelkeit zu frönen. (Dumont D'Urville 1842:147)
- Spegazzini bemerkte, dass die Indianer sich zum Handel in den Kolonien ganz in Schwarz kleideten, sie trugen Hemd, Poncho, Chiripá, Stiefel und Hut.(Spegazzini 1884:232)
- Manche besaßen einige Stücke europäischer Kleidung, die ihnen aber nur zum Prunk dienten. „Some beautiful articles of satin patchwork given me by some ladies for the use of Wissale's wives, were immediately transferred to the decoration of his horse.“ (Despard 1852:88)
- Gelegentlich sah man die Männer in Hemden und Unterhosen, die aus Punta Arenas oder Carmen de Patagones stammten (Lista 1880:122). Von den Gauchos hatten sie solche Gewohnheiten übernommen wie eine weite Unterhose, *chiripá*, Hemd, Hut und Stiefel, die unterhalb der Knie mit prächtigen, von den indigenen Frauen hergestellten Bändern festgehalten wurden. (Lista 1894:94f.)
- „Die Männer gingen alle barfuß; sie trugen als einzige Bekleidung weite, über den Knöcheln zugeknöpfte Pluderhosen und kragenlose Hemden. (Tschiffely 1940:167)
- Die Frauen ersetzten ihre Fellmäntel durch Kittel aus Baumwollstoff in Leinenbindung oder anderem leichten Gewebe (Vignati 1936:605).

- Bei seinem Besuch in einem Tehuelche-Reservat traf Tschiffely auf zwei Mädchen, die als einzige Bekleidung hemdartige Gewänder trugen, „die ziemlich schmutzig, verschlissen und aus dem schlechtesten Kattun gemacht waren, den es überhaupt gibt, für den die armen Teufel von Indianern aber höchstwahrscheinlich einen hohen Preis hatten bezahlen müssen. Denn es ist eine traurige Tatsache, daß die meisten weißen Händler sich auch heute noch die geschäftliche Unkenntnis der Indianer auf scham- und gewissenlose Weise zunutze machen.“ (Tschiffely 1940:166)
- Imbelloni sah bei seiner Forschungsreise in die Zone Comodore Rivadavia eine Frau, die in eine hellfarbige Tunika gekleidet war, die ihren Körper von Kopf bis Fuß bedeckte, und über die sie ein feines, baumwollenes, intensiv blaues, mit zahlreichen kleinen weißen Punkten übersätes Kleidungsstück geworfen hatte. Dieses Kleidungsstück zog Imbellonis ganze Aufmerksamkeit auf sich, denn noch nie hatte er, dieses von den Aónikenk *salg* benannte charakteristische Gewand der älteren Frauen in Wirklichkeit gesehen. Diese ästhetisch anzusehende Tracht konnte gegen die Kälte nur unwesentlich schützen, aber mit ihren vielen, vor allem hellen Farben, Weiß eingeschlossen, lag ihr Wert in dem prächtigen, schmeichelhaften Anblick, der durch die Metallbroche in Kragenhöhe und den sich vor allem im unteren Teil der Figur bildenden harmonischen Faltenwurf unterstrichen wurde. (Imbelloni 1949a:34)

Der alltägliche Umgang mit den Pferden machte eine dafür angepasste Kleidung erforderlich. Die Männer wechselten vom einfachen Lendenschurz zur hosenförmigen „chiripá“, bei den Frauen wurde im Laufe der Zeit aus dem Lendenschurz ein sackartiges Kleidungsstück. Die einfachen Fellsandalen wichen „potas de botro“ genannten Stiefeln. Um 1833 bemerkte der Missionar Coan, dass die Frauen mit Hilfe eines einfachen Gerätes Bänder webten.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts passten sich die Tehuelche der europäischen Kleidermode an. Die Frauen verfertigten aus Stoff ein Kleidungsstück, das in der Form dem traditionellen Quillango aus Fell glich. Die Quillangos, als das wichtigste Tauschobjekt der Tehuelche werden im nächsten Kapitel besprochen.

Schmuck

Als Schmuckstücke trugen die Tehuelche

- Ketten
- Ohrgehänge
- Fibeln. Sie schmückten sämtliche Gebrauchsgegenstände:
- Gürtel
- Stiefel
- Taschen
- Reitzeug
- Kinderwiegen u.a.

Hals- und Armbänder trugen sie aus allen möglichen Materialien, meistens aber aus Metall und Gegenständen des Meeres, schrieb Vignati (1936:608).

Das Verwenden von Muscheln und von Tierknochen für Schmuckgegenstände ist naheliegend und war früher höchstwahrscheinlich der Fall, ist aber in der Literatur über die Tehuelche nicht beschrieben. Sich hübsch zu machen ist ja ein urmenschliches Bedürfnis und eine Ethnie wie die Tehuelche, die alles verschönerte, was in ihrem Umkreis zu verschönern war, lief vor der Kenntnis von Perlen und Silber sicher nicht schmucklos durch die Gegend – trotzdem habe ich in keiner Quelle davon gelesen. Entweder haben die frühen Reisenden wirklich keinen Schmuck gesehen oder, was ich eher glaube, nicht für erwähnenswert befunden. Es ist mir jedenfalls nicht erklärbar, woher Vignatis Information über die „Gegenstände des Meeres“ stammt. Auch die folgende Behauptung: die nördlichen Tehuelche trugen in ihrer Nasenscheidewand ein kleines Knochen – oder Holzstück (Vignati 1936:608) konnte ich sonst nirgendwo finden.

Das Tragen von Schmuck findet erst Mitte des 18. Jahrhunderts durch eine Beschreibung von Falkner Eingang in die Literatur. Als Beispiel für die Schmuckfreudigkeit der Tehuelche möge Musters' Zitat dienen.

„Die Frauen lieben den Schmuck sehr; sie tragen gewaltig große Ohrgehänge von viereckiger Gestalt, die an kleinen, durch das Ohrläppchen gehenden Ringen hängen, und Halsbänder von silbernen oder blauen Perlen. Auch die Männer tragen diese Halsbänder und schmücken ihre Gürtel, Pfeifen, Messer, Scheiden und ihr Pferdegeschirr mit Silber. Wer die Mittel hat, erlaubt sich auch silberne Sporen und Steigbügel. Ihre meisten Schmucksachen, die Glasperlen ausgenommen, werden im Lande gefertigt, und zwar aus Dollarstücken geschmiedet, die sie in den Ansiedelungen beim Handel bekommen.“ (Musters 1873:175)

Laut D'Orbigny (1829/1839-43:84f.) gingen im Laufe der Zeit einige Frauen dazu über, Gewebe und Schmuck nach Art der Araukaner zu tragen.

Der Hinweis des Gelehrten Canals Frau (1953:197), dass der Schmuck der Gününa Küne jenem der südlichen Tehuelche glich, erübrigt eine Trennung bei den Zitaten.

Ketten

- Die Tehuelche schmückten Hals, Arme und Knöchel mit himmelblauen ein- oder zweireihigen Glasperlenschnüren. (Falkner 1774:128-131)
- Glasschmuck in Perlen- oder Scheibenform liebten sie und machten daraus Bänder für Hals, Arm- und Fußgelenke und zwar sowohl für die Frauen als auch für die Männer. (Hernandez 1770/1836:57; A.Viedma 1783/1837:70; Pineda 1914/1789:9f.; Fitz-Roy 1839:136; Schmid 1860:207; Cox 1862-63:162; Musters 1873:175)

Musters (1873:175) fiel als erstem neben dem bunten Perlenschmuck das Tragen von Silberschmuck sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern auf. Dies wurde

- von Lista, der vermerkte, dass die jungen Frauen sich mit großen Silberringen aus eigener Erzeugung schmückten, und hinzufügte, dass das gleiche für Männer und Jungen galt. (Lista 1894:95; 1880:122)
- und von Prichard (1902:94) – die Frauen trugen ein rotes Stirnband und silberne Halsketten – bestätigt.

Ohrgehänge

Jedes Metall war den Tehuelche recht, um ihre Ohren zu behängen: Messing, Kupfer und in späterer Zeit vor allem Silber.

Die Indianer trugen Ohrringe oder –gehänge aus zwei oder drei Zoll breiten und genauso tiefen viereckigen Messingplatten, die mit einem Stück desselben gut gehämmerten Metalls in ihren Ohren festgehalten wurden. (Falkner 1774:128-131)

Die Tehuelchin Maria schmückte ihre Tehuelche-Kleidung mit Ohrringen, die aus Medaillons mit dem Bild der Mutter Maria hergestellt waren und einer ebensolchen Brosche, das Geschenk eines Herrn Lewis, der die Indianergruppe zu „Christians“ gemacht hatte. (King 1827/1939:86)

- Alle trugen Silberohrringe, drei Zoll groß, mit viereckigen, ungefähr gleich großen Platten desselben Metalls verziert, aber alles war genauso unbeholfen wie bei den Araukanern.“ (D’Orbigny 1839-43/1829:84f.)
- Klobige Ornamente aus ihrer eigenen Manufaktur hingen bis auf ihre Schultern, schrieb Guinnard (1852/1871:72)
- Einige von ihnen trugen Ohrringe aus Messing oder Kupfer, viele von diesen putzten auch ihre Kinder damit heraus, sie schätzten diesen Schmuck mehr als alles andere, Rum, Tabak und Brot ausgenommen. (Bourne 1853:51)

„Die Frauen lieben den Schmuck sehr; sie tragen gewaltig große Ohrgehänge von viereckiger Gestalt, die an kleinen, durch das Ohrläppchen gehenden Ringen hängen“. (Musters 1873:175; Cox 1862-63:162)

Ihre Ohren schmückten sowohl die Frauen als auch die Männer mit Messingohrgehängen. (A.Viedma 1783/1837:70; Lista (1880:122), allerdings waren die der Männer wesentlich kleiner, laut Cox (1862-63:168). Selbst die Kinder kamen nach D’Orbigny und Beerbohm (1879:90) nicht zu kurz, der sogar meinte, dass an die Kinder die meisten Silberornamente verschwendet wurden.

Der „letzte Gününa Küne“ Kalaqapa berichtete, dass die Ohrläppchen der zwei bis drei Monate alten Säuglinge mit einer Silbernadel durchstoichen wurden. Die Nadel wurde dafür nicht erwärmt. In die Öffnung wurde ein Bleistückchen gesteckt. Wenn das Kind ungefähr ein Jahr alt war, bekam es die ersten kleinen Ohrringe.

Fibeln

- Die Umhänge der Frauen glichen denen der Männer, aber sie legten ein Ende um den Hals und hielten sie mit einer Messingbrosche oder –nadel fest (Falkner 1774:128-131).
- Die Frauen hielten ihr *quiapi* [Quillango] in der Halsgegend mit einer Art Brosche aus Silber oder Blech zusammen (Hernandez 1770/1836:57);
- mit einer Metall- oder Holzbrosche (A.Viedma 1837/1780:28,70);
- mit zwei Eisennadeln oder –schrauben zusammen, die mit Perlen und anderen Ornamenten verziert waren. (King 1827/1939:17);

- „mit einer großen silbernen Nadel, die eine breite Scheibe hat (einer Art Broche), oder auch mit einem Nagel oder Dorn zusammengesteckt, je nachdem die Trägerin reich oder arm ist“ (Musters 1873:175).

Eine sehr genaue Beschreibung der von ihm so bezeichneten Anstecknadeln, die aus Messing, Stahlnadeln oder aus Holz angefertigt waren, lieferte Schmid (1860:205).

„The young ladies, and also married women, if not in mourning, wear the brass pins, whilst the old women are, and must be, content with wooden pegs. Each of the two pins is about five inches long, flat, with a hole in one end, through which they pass a string of coloured beads, (red and sky-blue are their favourite colours) and fasten one or two thimbles to the hole, if they are lucky enough to have them. Others have a round piece of silver, beaten out thin, sometimes as large as the circumference of a small saucer, fastened to their pins; but this is rather rare. These pins are stuck through the robe horizontally, and about five inches apart; and any appendage, such as thimbles or other tawdries, are dangling about.“

Die Frauen trugen den unvermeidlichen Umhang aus Fell, aber auch aus Wollgewebe, den die reichen Frauen mit einer Silberbrosche in der Größe von zehn bis zwölf Zentimeter, *kaichel* genannt, zusammenhielten. (Lista 1880:122; 1894:94f.) Imbelloni (1949a:34) bewunderte die Metallbrosche in Kragenhöhe bei einem *salg*, wie er den Quillango nannte, aus feiner Baumwolle.

Pineda (1914/1789:9f.) sah auch Männer, die den Quillango nicht nur in der Taille mit einem Gürtel fixierten, sondern auch vor der Brust mit Schnallen und Spangen aus Metall oder aus Holz zusammenhielten.

Andere Schmuckstücke

Die Tehuelche schmückten ihre Gürtel, ihre Stiefel, ihre Taschen, ihr Reitzeug, ihre Kinderwiegen mit Metall oder Perlen, am liebsten mit blauen. Den Metallschmuck stellten sie selber her,

- aus Metallteilen, die sie bei Schiffswracks gefunden hatten oder
- aus alten Münzen.

Ich bringe an dieser Stelle eine Reihe von Zitaten.

- An den Enden des Haarbandes befestigten die Männer Messingstückchen. (A.Viedma 1783/1837:69)

- Der Seefahrer Antonio Pineda sah 1789 in der Magellanstraße Frauen, die wie ihre Männer Stirnbänder trugen, wobei das einer alten Frau mit drei Metallknöpfen geschmückt war und die mit Messingnägeln verschlossenen und verzierten Fohlenstiefeln der Frauen. (Pineda 1971/1789:14,22)
- Mit Glasperlen verzierten die Tehuelche ihre Gürtelschnallen und ihre Broschen. (A.Viedma 1783/1837:70)
- Manche Frauen schmückten ihre Sättel mit Messingschnallen und Perlen, andere ihre Ledergürtel. Manche verlängerten ihre Zöpfe mit blauen Perlengehängen, (Schmid 1860:207)
- Auf der Reise hielten die Frauen ihren Mantel an der Taille „durch einen breiten, mit blauen Glasperlen und silbernen oder messingenen Buckeln geschmückten Gürtel zusammengehalten.“ (Musters 1873:175)
- „Auch die Männer schmücken ihre Gürtel, Pfeifen, Messer, Scheiden und ihr Pferdegeschirr mit Silber. Wer die Mittel hat, erlaubt sich auch silberne Sporen und Steigbügel. Ihre meisten Schmucksachen, die Glasperlen ausgenommen, werden im Lande gefertigt, und zwar aus Dollarstücken geschmiedet, die sie in den Ansiedelungen beim Handel bekommen.“ (Musters 1873:175)
- Die Tehuelche verzierten ihre Hüte, die Wiegen ihrer Kinder und vieles andere mit Metallplättchen. Ihre aus Binse oder Flanell hergestellten Hüte waren mit Glasperlen oder Silberplättchen verschönert und den chinesischen Hüten nicht unähnlich anzusehen. (Lista 1894:95)
- Sind die Eltern reich, so werden die Wiegen mit Glöckchen, mit Messing- oder sogar mit Silberplatten geschmückt. (Musters 1873:175)
- Das Pferd des Kaziken Shaihueque war nach Moreno (1882:6) überreich mit Silberornamenten bedeckt.

Aber nur der Silberschmuck hatte nach Spegazzinis Meinung einigen Wert. Damit verzierten die Indianer das Reitgeschirr der Pferde, aus Silber erzeugten sie Halsketten, Ohrgehänge, Ringe, Armbänder, Gürtel und Broschen. Silber war das einzige Metall, das ihnen wertvoll schien:

„lo llaman *pésos* ó tambien *plâtn* y los saben distinguir muy bien de todos los demas parecidos que tenemos; no sabiendo extraerlo, lo reciben de los cristianos bajo forma de moneda en el pago de los quillangos; la moneda que buscan mas son los patacones de Montevideo.

Casi todos estos adornos son fabricados con las dichas monedas por ellos mismos; casi todos los trabajan por su cuenta y gusto, sin embargo entre ellos hay obreros afamados en este oficio á los cuales muchos recurren; el fueguino Enrique, el doctor, y la china Maria eran de los mas hábiles. Una piedra y el fuego comun, algunas veces un martillo, son todo lo que emplean en estos trabajos, que salen siempre bastante toscos sin ser privados de una cierta elegancia.“ (Spegazzini 1884:233)

Bei der Herstellung von Schmuck bewiesen die Tehuelche wie auch bei anderen Gelegenheiten ihr handwerkliches Geschick. Die Metallbearbeitung durch Jäger, die von einigen Forschern eigentlich in der „Steinzeitkultur“ angesiedelt wurden, erstaunt allerdings. Dabei brachten die Männer mit einfachsten Mitteln mitunter künstlerisch wertvolle Ergebnisse zustande.

SUBSISTENZ

Jagd

Bereits Pigafetta bemerkte, dass die Patagonier von der Jagd auf das Guanako lebten (Pigafetta 1520/1962:103) und Maximilian Transylvanus (1520/1962: 284) teilte mit, dass die "Riesen" sich derart schnell bewegten, dass zwei von ihnen beim "pursuing an onager" einfach verschwunden waren. Vom selben Tier sprach Fernberger (1621/1972:68) mit den Worten: "und ieder trueg ein lang dün rint in der handt".

Die Methode, die die Tehuelche bei der Jagd auf das zweite für sie wichtige Tier, den Vogel Strauß anwandten, fiel Francis Fletcher 1578/1926:112f.), dem Kaplan der Reise Francis Drakes auf, während sich Narbrough (1670/1722:213) glücklich wähnte, mehr als 100 Guanakos und Strauße erblickt zu haben.

Maximilian von Transylvania beobachtete auf der Reise (1520/1962: 282), dass Indianer beim Golf von San Julian Schalentiere einsammelten.

Hunde in verschiedenen Farben von der Größe eines mittleren Vorstehhundes (Byron 1764/1964: 40) setzten die Indianer gegen einen feindlich Gesinnten an, schrieb der davon betroffene Sarmiento de Gamboa (1580/19...:319). Narbrough (1722:210) fielen im Gegensatz dazu die kleinen Hunde der Frauen auf.

1741 gewährte Morris im Norden des sehr fruchtbaren Landes Unmengen von wilden Pferden. Morris beobachtete, dass die Indianer den Frühling und Sommer damit zubrachten, die wilden Pferde einzufangen, während sie die schwarzen Rinder, die es auch, allerdings in viel kleinerem Ausmaß gab, nicht beachtetten. Wenn das Weideland abgegrast war, zogen die Patagonier weiter. (Morris 1741/1927:193,195,197)

Sechs Jahre später unterschied der Jesuit José Cardiel Indianer "de a caballo", damit meinte er diejenigen, die in den nördlichen Teilen Patagoniens und nördlich des Rio Negro lebten und Indianer "de a pie", worunter die südlichen Gruppen in

der Nähe der Magellanstraße zu verstehen waren. (Cardiel 1747/1953:207) Er bestätigt Morris' Aussage über das Einfangen wilder Pferde und gab als Ort die Sierra de Volcan an. (Cardiel 1747/1960:7)

Mit ihren schönen, starken Pferden und ihren Bolas jagten die Indianer alles, was ihnen in die Quere kam: Guanakos, Strauße, Gürteltiere usw. Aber Vögel jagten sie nicht, obwohl verschiedene Entenarten, Möwen und unzählige andere vorhanden waren, sie aßen nur deren rohe Eier. (Barne 1754/1836:22) Eine Jagd mit Bolas beobachtete auch Gyraudaix (1766/1769:695f.)

Sowohl das Jagen als auch das Einfangen der Wildpferde bewältigten die Patagonier im Reiten, stellte Hilario Tapary (1753/1836:28) fest.

Und alle Subsistenz-Tätigkeiten der Patagonier fasste Hernandez in einigen Sätzen zusammen: Ihre Arbeit besteht einzig und allein darin, Stuten und wilde Fohlen zu fangen, Füchse, Löwen, Tiger und Rotwild [Guanakos] zu jagen, von deren Häuten sie „quiapís y guaspicuás“ [Quillangos und Zeltabdeckungen] herstellen, die Federn des Straußenvogels binden sie zu Federbuschen. Das ist alles, was sie arbeiten. Die Tiere geben ihnen zu essen, sie tragen ihre Lasten. Die Frauen bewegen die Zelte zu den neuen Plätzen und stellen sie auf. Die Männer helfen ihnen dabei nicht ein bisschen. (Hernandez 1770/1836:60)

Was Hernandez noch nicht explizit äußerte, brachte Falkner auf den Punkt: Sie säen und pflanzen nicht, sie leben hauptsächlich von Guanakos, Hasen und Straußen und – wenn sie es erhaschen – von Stutenfleisch. Ständig sind sie in großer Zahl in Bewegung. Es gibt auf der Welt kein zweites, so ruheloses Volk wie die Tehuelche. Weder äußerst hohes Alter, noch Blindheit, noch irgend eine andere Krankheit kann sie von ihrem Wandetrieb abhalten. (Falkner 1774:109)

Folgende Punkte, die auch allen Besuchern der Patagonier auffielen, kristallisierten sich als wesentliche heraus:

- Die Tehuelche lebten hauptsächlich von der Jagd, wobei Guanako und Strauß ihre favorisierten Tiere waren.
- Im 18. Jahrhundert erlangte das Pferd enorme Bedeutung und wurde zur Grundlage für die Subsistenz.

- Die Indianer waren „ständig unterwegs“, wobei sie einerseits hinter Tieren herzogen, die sie jagten und sie andererseits andere Tiere, nämlich die Pferde und in früherer Zeit auch die Hunde, als Lastträger benutzten.
- Die Tiere, derer sich die Tehuelche bedienten, nutzten sie für Ernährung, Kleidung, Wohnstätten, Einrichtung derselben und diverse Bedürfnisse.

Jagd allgemein: Jagdmethode

Waren nur wenige Männer beisammen, jagten sie bei jeder Gelegenheit und nahmen alles, was sie vorfanden: Strauß, Stinktier, Guanako, Fuchs oder Puma, äußerte sich Fitz-Roy (1833/1839:151) Nur Fische verschmähten sie, wusste Pineda (1789/1971:19).

Die Äußerung Fitz-Roys weist darauf hin, dass die Tehuelche im allgemeinen in Gemeinschaft jagten. Sie jagten in kleineren und größeren Gruppen, was von der Zahl der Gesamtgruppe, dem Mangel an vorhandener Nahrung und der Zahl der Pferde abhing. (Fitz-Roy 1833/1839:151)

„They have no fixed days for the chase, but they go when the stock of meat is getting low, or has been consumed entirely [...] a party of men, of not almost the whole force, prepare to replenish their stock of meat.“ (Schmid in Marsh 1883:214)

Ihre Verpflichtung, sich und ihre Familien zu ernähren erfüllten die Indianer vorbildlich, „except when they are under the influence of liquor for several days.“ (Schmid in Marsh 1883:224)

Um der Jagd nachzugehen, verließen die Männer ihre Lager, in denen sie die alten Leute, Kinder und Frauen zurückließen. Als Antonio Viedma San Julian zu besiedeln versuchte, entfernten sich die Männer für mehrere Tage und vertrauten die Zurückgelassenen seiner Obhut an. (A.Viedma 1780/1837:42f.)

Coan fiel auf, dass eine Gruppe, als sie eines Nachmittags zu einer viertägigen Jagd aufbrach, dazu ihre „poco casas“, ihre kleinen Zelte, mitnahm. Bei ihrer Rückkunft brachten sie auch für die Patres genug zum Essen mit: sechs Stück Leber, große Fleischstücke von Guanakos, aber nur wenig Straußenfleisch, das behielten die Indianer für sich, denn fettem Fleisch galt ihre Vorliebe. (Coan 1833/1880:138,142f.)

Die erwachsenen männlichen Tehuelche jagten beinahe täglich, stellte Lista 1894 (S.102) fest, wobei manchmal die Kranken und kleinen Kinder in den Toldos zurückblieben. Die Wahl des Ortes wurde immer vorher festgesetzt, man diskutierte darüber oder der „capitán del campo“, das konnte der beste Jäger, der geschwätzigste Redner, der verschlagenste oder der anspruchsvollste Mann sein, bestimmte den Jagdort.

Als Jagdmethode wurde die Treibjagd eingesetzt, wobei D'Orbigny sich wunderte, dass sie trotz des Besitzes von Pferden zu Fuß jagten. Er sah weiters, dass sie neben den Bolas auch den Bogen verwendeten.

Zeitig am Morgen begeben sie sich zu einem bestimmten Ort und umzingeln das Wild – Hirsch, Guanako, Strauß –, indem sie immer gemeinsam vorwärts ziehen. Um die Tiere zu erlegen, verwenden sie vor allem Bolas, aber auch den Bogen. Will ein Tier entweichen, versuchen sie, es schnell mittels ihrer Bolas einzufangen oder ihm einen Pfeil nachzusenden. Die zahlreichen Hunde, von denen sie immer umgeben sind, leisten ihnen bei dieser Arbeit große Dienste. Pferde und Hunde sind für die Lebensart dieser Indianer unverzichtbar. (D'Orbigny 1829/1839-43:100f.)

Schmid (in Outes 1928b:367f.) zeichnete um 1860 einen Text auf, der die Aufgabe hatte, eine Jagd zu initiieren oder besser gesagt, es sollte einem der Mund wässrig gemacht werden:

Nash ush haugeshc ïah! wilum ush haugeshc.

Mañana nosotros cazar ïah! todos nosotros cazar

Ush parlishc ïah! wilum ush parlishc ïah!

Nosotros hambrientos ïah! todos nosotros hambrientos ïah!

Ush amel paro parlishc ïah! paro parlishc ïah!

Nuestros hijos muy hambrientos ïah! muy hambrientos ïah!

Yeper heu, yeper heusche ïah!

Carne sin, carne sin estamos ïah!

Meric ush haugeshc ïah! meric ush haugeshc ïah!

Allá nosotros cazar ïah! allá nosotros cazar ïah!

Seushe nau meric, seushe nau ïah!

Muchos guanacos allá muchos guanacos ïah!

Hemsheem yeper zeut, yeper getène ïah!

Estos tienen carne mucha, carne buena ïah!

Meric hoyue seushc, hoyue seunc meric ïah!

Allá avestruces muchos, avestruces muchos allá ïah!

Yeper hoyue ca seuwine ïah! yeper getène, ïah!

Carne avestruz del gorda ïah! carne buena, ïah!

Nashgot ush haugeshc; ïah! nash ush haugesgot ïah!

Mañana nosotros cazaremos; ïah! mañana nosotros icazaremos ah!

Die freie Übersetzung bedeutet etwa:

- (1) Morgen gehen wir auf die Jagd! Ah! Morgen gehen wir alle auf die Jagd!
- (2) Wir sind hungrig. Ah! Wir alle sind hungrig. Ah!
- (3) Unsere Kinder sind sehr hungrig. Ah! Sehr hungrig! Ah!
- (4) Ohne Fleisch sind wir, ohne Fleisch! Ah!
- (5) Dorthin gehen wir jagen. Ah! Dorthin gehen wir jagen. Ah!
- (6) Viele Guanakos gibt es dort, viele Guanakos. Ah!
- (7) Sie haben viel Fleisch, gutes Fleisch. Ah!
- (8) Dort gibt es viele Strauße, viele Strauße gibt es dort. Ah!
- (9) Das Fleisch des Straußes ist fett. Ah! Sein Fleisch ist fein. Ah!
- (10) Morgen gehen wir auf die Jagd! Ah! Morgen gehen wir alle auf die Jagd!

Solch eine Rede wäre nach der Auffassung Fitz-Roys, dass die in Form einer Treibjagd durchgeführte Aktivität für die Tehuelche sowohl Notwendigkeit als auch Vergnügen darstellte, nicht notwendig gewesen. Der Forscher wies auf einen formalen Aspekt hin, dass nämlich der Kazike oder Jagdführer das Vorrecht hatte, als Erster seine Kugeln nach einem Tier zu werfen, womit er die Erlaubnis zur allgemeinen Hatz gab. (Fitz-Roy 1839/1833:151)

Bevor die Jagd aber losgehen konnte, wurden zwei Späher geschickt, um zu erkunden, wo genügend Tiere grasten. Die Jagd war eine Treibjagd, bei der die Guanakos eingekreist wurden, Pferde und Hunde waren auf das Beste abgerichtet, um sich leise zu verhalten. Die Bolas warfen sie so, dass sie sich um die Häuse und Beine der Tiere wickelten. (Coan 1833/1880:107)

Ideal für diese Art des Jagens war nach Bourne das ebene und baumlose Land, bestens geeignet, um das Wild zu verfolgen und er beschrieb eine Jagd, an der sehr viele Männer teilnahmen.

„Two to four hundred Indians on horseback, bare-headed, and with their skin mantles about them, and each having the bolas and his long knife tucked beneath his belt, the whole followed by an innumerable pack of dogs of every kind, down to durs of low degree, make up a hunting party; as far as the eye can reach, their gigantic forms, diminished by the distance, may be seen projected on the horizon, their long hair streaming in the wind. [...] There is a herd of from five hundred to a thousand of these animals [...] When within twenty or thirty yards, he jerks the bolas from his girdle, and, whirling it violently above his heads, lets fly. The weapon usually strikes the head or neck of the animal, and winds itself about its fore-legs, bringing him to the ground. The hunter dismounts, cuts the victim's throat, remounts, and is again in pursuit.“ (Bourne 1849/1853:44)

Dieser Vorgang wiederholte sich, wobei das Verfehlen eines Tieres, von den ehrgeizigen Männern als Schande angesehen, selten vorkam, ermöglicht war dies durch spielerisches Trainieren seit frühester Kindheit. Bei einer so großen Jagd kamen derartig viele Tiere zu Fall, dass auch die Hunde ihr Teil davontrugen.

Schmid schrieb, dass die Indianer in kleinen Gruppen zu zweit oder dritt loszogen, ausgerüstet mit ihren Bolas. Eine Meile vom Lager entfernt, versammelten sie sich, zündeten hinter einem Strauch ein Feuer an, um eine Pfeife zu rauchen und sich aufzuwärmen. Danach wies der Jagdführer jedem seinen Platz zu und wieder machten sich die Männer in Kleingruppen zu zweit oder dritt auf, wobei sie den Platz, an dem sie die Guanakos vermuteten, vorsorglich einkreisten. Konnten sie bei günstigem Wetter die Tiere überraschen, brachte ein Mann an einem Tag schon zwei oder drei Guanakos zu Fall. (Schmid 1860:220f.)

Laut Musters hatte das Feuer zusätzlich die Funktion, einander den Standort anzuzeigen.

„Zwei Mann brechen auf und reiten im Galopp um eine gewisse Fläche Land herum, deren Umfang je nach der Anzahl der Jäger verschieden ist; dabei zünden sie in gewissen Abständen Feuer an, um ihren Weg zu bezeichnen. Nach einigen Minuten werden wieder zwei abgeschickt, und so fort, bis nur noch Einige mit dem Cacique übrig sind. Diese breiten sich in einer halbmondförmigen Linie aus und schließen und verengen den Kreis an einem Punkte, wo diejenigen, die zuerst abritten, jetzt angekommen sind. Der Halbmond ruht auf einer Grundlinie, welche die langsam fortschreitende Linie der Frauen, Kinder und Bagagepferde bildet. Die Strauße und Guanacoherden laufen vor den vorrückenden Jägern davon, werden aber von jenen, die an den Spitzen stehen, aufgehalten und, wenn der Kreis völlig geschlossen ist, mit den Bolas angegriffen, wobei zwei Mann häufig dasselbe Thier von verschiedenen Seiten jagen. Auch die Hunde helfen bei der Jagd, aber die Indianer sind so schnell und im Bolaswerfen so geübt, daß, wenn ihre Pferde nicht ermüden oder sie zufällig ihre Bolas verspielt haben, die Hunde nicht viel gebraucht werden.“ (Musters 1873:82f.)

Diese Ausführungen wurden von den weiteren Beobachtern bestätigt (Mendoza in Braun Menendez 1939/40:258; Lista 1880:63f.; 1879:45f.; 1894:102; Prichard 1902:105f.). Spegazzini fügte noch den Tagesanbruch als Zeitpunkt hinzu.

„...al levantar del sol todos regresan hacia el centro, encendiendo hogueras que dan mucho humo, para marchar todos de acuerdo y alineados; los animales entonces como baguales salvages, guanacos, avestruces y leones disparan, yendo á concentrarse en el punto establecido, donde con los perros y con las bolas son matados.“ (Spegazzini 1884:324)

Radboone nahm öfter an Treibjagden teil und charakterisierte das gleiche Bild.

„Leaving early in the morning they rode out into the camp. They had already ascertained where several pregnant guanaco were feeding. The riders lined up in a huge, loosely knit circle about them, unnoticed, and at an appointed time all rode in towards the center. The game ran, only to meet other riders, ran from them, to meet others on the shrinking circle. If any broke through, a rider balled it, jumped quickly from his horse and killed, mounted and was back in place in no time. Lions, ostrich, deer, and guanaco shared the same fate. The trapped animals fought to escape when the ring drew close about them, and the Indians, in a sort of ecstasy, caught and killed as many as they could. If there were riders enough, and good horses under them, few would escape, and at last the center would be a mass of dead animals or struggling live ones, killed or entangled by boleadoras.“ (Childs 1936:160f.)

Trotz genauer Ortskenntnisse und großem Geschick im Aufstöbern und Jagen der Tiere zeugen wiederkehrende Berichte von unterschiedlichem Jagderfolg und der Abhängigkeit der Tehuelche von demselben. Namentlich Musters wies im Laufe seiner Reiseerzählung wiederholt darauf hin (Musters 1973:274,278,280,294) Und Coan, der selber öfter über Hunger klagte, erzählte, wie der späte Jagderfolg eines Tages die Gesichter der Menschen in der Vorfreude auf ein gutes Mahl zum Aufleuchten brachte. Die Gruppe hatte bis 4 Uhr Nachmittag nichts zu essen ergattert; die Erwachsenen machten düstere Gesichter, die Kinder schrien vor Hunger, als eine Jagdgruppe drei feine Guanakos brachte. Sofort gab es Lachen und freudiges Rufen und noch vor Einbruch der Dunkelheit erhielten auch die beiden englischen Missionare ein gut gebratenes Stück Fleisch zum Abendbrot und als Draufgabe noch ein 14 Zoll langes Straußenei. (Coan 1833/1880:72f.)

Am 12. März 1865 mussten die Männer, die am Tag davor ausgiebig getrunken hatten, auf die Jagd gehen, erstens um den Hunger zu stillen, zweitens um genügend Vorräte für den Winter zu haben und drittens um zu Fellen für den Handel mit den Weißen zu kommen, meinte jedenfalls Mendoza, der dem Kaziken Casimiro von der argentinischen Regierung als Sekretär zugewiesen worden war. (Braun Menendez 1939/40:246) Vor allem der zweite Punkt bezüglich des Wintervorrates weist deutlich darauf hin, dass Mendoza die indianische Gesellschaft noch nicht kannte.

Bei Musters Reise durchquerten die Patagonier Landstriche, die ihnen zum einen nicht vertraut waren und in denen sich zum anderen auch nicht viel Wild aufhielt. Da kam es schon vor, dass die Tehuelche nach zwar eifriger, aber erfolgloser

Jagd an Hunger litten und, wenn sich die Möglichkeit ergab, zu unlauteren Mitteln greifend, sich im Schutz der nächtlichen Dunkelheit an den in unmittelbarer Nähe grasenden Rindern und Schafen, die einer nördlichen Gruppe von Tehuelchen gehörten, gütlich taten. (Musters 1873:258f.)

In diesem Fall befanden sich die Aónikenk zur Zeit des Spätherbstes auf dem Weg nach Patagones. Sie konnten also nicht umkehren, um, ihrer Gepflogenheit entsprechend, bessere Jagdgründe aufzusuchen, wie z.B. von Viedma (1780-83/1837:72) berichtet. Musters erlebte allerdings einmal, wie die Tehuelche aus ökonomischen Gründen zwei Jagdgruppen bildeten:

„Am 20. November wurde beschlossen das Lager abzubrechen, und sich zur Jagd in zwei Horden zu theilen; man erkannte, daß, wenn wir Alle zusammen an einem einzigen Orte jagten, unsere Zahl zu groß war, als daß wir hätten viel erreichen können.“ (Musters 1873:146)

Ein anderes, gravierendes Problem zeigte später Radboone auf. Die Jagdgründe der Indianer wurden durch die Schaffarmen der Kolonisten mehr und mehr reduziert. (Childs 1936:305)

Jagen verschiedener Tiere

Außer den drei wichtigen Tieren Guanako, Strauß und Pferd bildeten andere Tiere eine willkommene Abwechslung auf dem Speiseplan der Tehuelche.

- Hasen, deren Fleisch sehr bekömmlich schmeckte (A.Viedma 1780-83/1837:68; Darwin 1833/1909:101) patagonische Hasen oder Halbkaninchen, [wahrscheinlich Maras] (Musters 1873:267)
Bei der Jagd auf den patagonischen Hasen näherten sich die Indianer den Höhlen dieser Tiere und verschlossen den Eingang in dem Augenblick, in dem die Tiere die Höhle verließen, mit Zweigen. Mit der Boleadora setzten sie dem Tier, das weder die Flucht nach vorn noch zurück antreten konnte, ein Ende. (Vignati 1936:600)
- einen in Patagonien häufig anzutreffenden Nager, den *coruro* (Ibar Sierra 1879:54)
- Gürteltiere, deren Muschelschale sie als Teller verwendeten, (Narbrough 1670/1722:210; A.Viedma 1780-83/1837:68; Pineda 1789/1971:19; Musters 1873:219 in der Gegend von Teckel)
- Rebhühner (A.Viedma 1780-83/1837:68; Musters 1873:205)
- Füchse (Pineda 1789/1971:19; Darwin 1833/1909:101; Musters 1873:155; Bourne 1849/1853:28; Borgatello 1924:88)
- Stinktiere (Pineda 1789/1971:19; Bourne 1849/1853:28)

- Hirschkühe am Ostrand der Kordillere (Musters 1873:155)
- Pumas, bei A.Viedma (1780-83/1837:68) noch als Leoparden mit feinem, saftigen Fleisch bezeichnet (Darwin 1833/1909:101; Bourne 1849/1853:79; Musters 1873:61,82; Borgatello 1924:88)

Die Jagd auf den Feind des Guanakos, den Puma war eine seltene, gefährliche, jedoch beliebte Sportart bei den Patagoniern. Das Tier wurde eingekreist. „Horses, riders, and dogs, from all points of the compass, were scampering to the scene of action, hallooing, varking, howling, enough to frighten any unsophisticated lion out of his senses.“ (Bourne 1853/1849:79) Es war wichtig, dass der Puma nicht entfliehen konnte. Da konnte es schon passieren, dass einige Hunde Verletzungen davontrugen. Die erjagte Beute wurde aufgeteilt, auf die Pferde geladen und die Jagd fortgesetzt.

„Pumas findet man sehr häufig in den Kreisen; sie werden durch einen Schlag mit der Kugel auf den Kopf schnell abgethan.“, schrieb Musters (1873:82f.) und er tat an anderer Stelle eine lebensrettende Vorsichtsmaßnahme kund: „Die Indianer behaupten, daß der Puma einen einzelnen Menschen, wenn er allein und zu Fuße ist, anfällt, und ich lernte später allerdings ein Beispiel kennen, wo dies der Fall war. Wird indes jemand von der Nacht überfallen oder hat er sich verirrt, so braucht er nur die Vorsicht anzuwenden, daß er ein Feuer anmacht; diesem kommt der Puma niemals nahe.“ (Musters 1873:61)

Nutzung und Ernährung

Genügend fett mussten Pumas und Stinktiere sein, damit die Patagonier sie überhaupt aßen (Schmid 1860:212). Sie verspeisten alle oben hervorgehobenen Tiere und einmal diente ein wilder Bulle als allerdings zähes und unangenehm schmeckendes Mahl (Musters 1873:167).

Musters erzählte, dass die Gruppe Anfang Oktober bei Gelgel-Aik sieben Pumas erlegte, die in dieser Jahreszeit sehr fett waren und in eisernen Töpfen gekocht wurden. Das Fleisch erinnerte an gekochtes Schweinefleisch. Auch gebratenes Pumafleisch lernte er kennen, fand es aber lange nicht so gut wie gekochtes. (Musters 1873:105,112)

Coan war froh, als ein Stinktier Abwechslung in den eintönigen Speiseplan brachte. Das Haar des Tieres wurde bei einem bald entzündeten Feuer versengt, einige kleine Steine, die der Jäger bei sich getragen hatte, erhitzt, in die

Eingeweide des Tieres gesteckt, alles in die Asche und den Rauch seines improvisierten Ofens gelegt, und bald war das Tier zur Zufriedenheit des Indianers gebraten. Coan bekam ein Viertel des Tieres, der Indianer Louis verschlang die anderen drei Teile in kürzerer Zeit als man zum Aufschreiben dieses Vorganges brauchte. (Coan 1833/1880:111)

In den Genuss von Gürteltieren kamen die Tehuelche im patagonischen Frühjahr, im September. Die Tiere waren auf Grund ihrer Langsamkeit zwar leicht zu fangen, es war aber sehr schwer, sie aus ihren Höhlen hervorzulocken.

„Sie schmecken sehr gut und werden gewöhnlich in ihrem Panzer auf dem Feuer gekocht; zu diesem Zwecke werden die Eingeweide usw. herausgenommen und der hohle Raum mit heiß gemachten Steinen ausgefüllt. Wenn sie in ihrem besten Zustande sind, hat ein Mensch an einem einzigen Schenkel genug, da das an demselben befindliche Fett, das gelb aussieht, ungefähr einen Zoll dick ist.“ (Musters 1873:203)

Bei ihrer Wanderung nach Patagones konnten die Indianer ab Geylum sehr wenig Tiere finden. Daher waren sie froh, als sie Kaninchen aufstöberten. „Sie schmecken gut; doch ist das Fleisch, gebraten, etwas trocken. Ihre Felle werden zu Mänteln verarbeitet, haben aber wenig Werth, da das Haar bald abgeht.“ (Musters 1873:267) In dieser Gegend gab es genug von ihnen.

Bevor ich auf Jagd, Ernährung und Nutzung der beiden wichtigsten Tiere, des Guanakos und des Straußes, eingehe, mache ich einen Abstecher, um die von den Tehuelchen verwendeten Waffen zu beschreiben.

Vom Pfeil und Bogen zur Boleadora

Erregten in der ersten Zeit nur Pfeil und Bogen das Augenmerk der Europäer, änderte sich das mit der Übernahme des Pferdes zugunsten der Boleadora. Zwar gibt es schon in den frühen Berichten unklare Hinweise auf diese Waffe bei Oviedo und Cavendish, siehe (Rex Gonzalez 1953:225f.) und archäologische Funde und Felszeichnungen bestätigen ein sehr hohes Alter dieser Waffe. Nur die

dreifache Boleadora tauchte in den Ebenen der Pampa und Patagoniens erst Mitte des 18. Jahrhunderts auf.

Die Boleadora gehört laut Hirschberg/Janata (1966:228) zu den beweglichen Fanggeräten. Man versteht darunter

„eine rotierende Wurfleine oder Leinenkombination, an deren Enden Beschwersteine (die ‚Bolas‘) montiert sind. [...] Zweck des Fanggerätes ist es, das zu fangende Tier durch die rotierende Leine zu fesseln. Die Beschleunigung erfolgt dadurch, daß sich die beim Flug gestrafften Schnüre wie Hebel verhalten, auf die die Trägheitsbewegungen der Beschwersteine wirken. Nach der Zahl der Leinen und Beschwersteine unterscheidet man die Bola perdida, doppelte, dreifache und mehrfache Boleadoras. Als Material für die Leinen kommen Pflanzenfaserschnüre und Lederstreifen in Frage, die Bolas bestehen vorwiegend aus Stein, Muschelstücken und Eisen.“

Die Tehuelche verwendeten selbstverständlich Lederschnüre für ihre Leinen. Sie setzten die Boleadora sowohl zur Jagd als auch im Kampf ein. Das klingt mit Darwins Worten folgendermaßen (1834/1909:43):

„Mittels dieser wichtigen Waffe fängt der Indianer das Wild und sein Pferd, das frei auf der Ebene umherschweift. Beim Kampfe versucht er zuerst, das Pferd seines Gegners durch die Bolas zu Fall zu bringen und ihn dann selbst, wenn er sich im Fall verwickelt hat, mit dem Chuzo zu töten.“

Der Franzose Guinnard (1856/1871:34) machte die Bekanntschaft der Tehuelche, als eine Bola ihn am Kopf traf und betäubte.

Pfeil und Bogen

Pigafetta beschrieb einen Patagonier, der einen kurzen, schweren Bogen trug. Die Sehne des Bogens war dicker als die Saite einer Laute und stammte aus dem Darm des Guanakos. Dann trug er ein Bündel von eher kurzen Pfeilen aus Rohr, gefiedert in der Art, wie Pigafetta sie kannte und mit schwarzen und weißen Spitzen aus Feuerstein in der Art der türkischen Bogen versehen, diese Spitzen wurden mit der Hilfe eines anderen Steines gestaltet.

Pfeil und Bogen waren somit die Waffen der Patagonier, als sie von Pigafetta (1520/1962:102) bei San Julian gesehen wurden. Das bestätigten (Maximilian

Transylvanus 1520/1962:284; Loaysa 1526/1911:45; Oviedo y Valdes 1526/1852:40; Vehedor 1535/1866:102; John Cook 1578/1926:151; Nuño da Silva 1578/1926:171; Edward Cliffe 1578/1926:194,195; Morris 1741/1907:189; Falkner 1774:129; Dom Pernety 1769:643; Fitz-Roy 1834/1839: 149; D'Orbigny 1829/1839-43:117)

Pigafettas Beschreibung über das Aussehen dieser Waffen wurde von vielen Beobachtern attestiert, aber die Größe der Bogen änderte sich je nach Betrachter, wie man aus den unterschiedlichen Maßangaben ersieht.

- von John Winter, einem Teilnehmer von Drakes Reise (1578/1904:156): Jeder Mann trug seinen Bogen, der eine Elle lang war und Pfeile, die aus Rohr hergestellt und mit Spitzen aus Feuerstein versehen waren.
- von Fletcher (1578/1926:116f.) Einige ihrer Pfeile waren aus Schilfrohr gemacht und beinahe so lang wie ihre Bogen; einige ihrer Pfeilspitzen waren aus Feuerstein geschnitten mit großer Kunstfertigkeit in der Form unserer breiten Pfeilspitzen „with Picked shoulders & toothed one both sides to the verry point“: einige waren aus harten Holz, andere aus Knochen hergestellt, sie hatten ungefähr eine Länge von 4 Zoll.
- von (Candish 1986:296f.): Ihre Pfeile waren aus kleinen Rohren gemacht, die Köpfe derselben aus Feuerstein, der sehr kunstvoll in die Rohre gesetzt war.
- von Olivier du Nort (1599/1610:13): Sie hatten kleine Bogen und Pfeile, deren Steinspitzen sehr feinsinnig verbunden waren, die aber grausam verwunden konnten.
- von Thomas Falkner (1774:129): Zu ihren Offensivwaffen zählten ein kurzer Bogen und Pfeile mit Knochenspitzen. Die Tehuelche und Huilliche versetzten ihr Pfeilspitzen manchmal mit einer besonderen Giftart, die sehr langsam wirkte, sodass die verwundete Person zwei oder drei Monate leiden musste, bevor sie, zum Skelett abgemagert, starb.
- von D'Orbigny (1829/1839-43:117): Der Bogen: Am 30 cm langen, einfachen, unverzierten Bogenstab aus weißem Holz waren zwei Tiersehnen befestigt. Die Pfeile aus Holz waren sehr kurz und an einem Ende mit weißen, kurzen, steifen Vogelfedern verziert, am anderen Ende hatten sie eine Steinspitze mit Tiersehnen. Die Spitze war so kunstvoll angebracht, dass sie kaum aus der Wunde des getroffenen Tieres herausgezogen werden konnte.
- von Fitz-Roy (1834/1839:149): Ihre Bogen waren drei oder vier Fuß, ihre Pfeile etwa zwei Fuß lang. Letztere hatten dreieckige Spitzen aus Achat, Jaspis, Obsidian oder aus Knochen. Aber Bogen, Pfeile, Schilde, Keulen und schwere Rüstungen wurden nur mehr selten benutzt. Sie waren bei Kämpfen zu Fuß angebracht, nicht bei Kämpfen zu Pferd.

Laut Beschreibung des argentinischen Forschers Vignati verwendeten die alten Patagonier einen Bogen mit einer doppelt gespannten Leine und sehr kurze Holzpfeile mit weißen Federn von Seevögeln, deren sehr kunstvoll verarbeitete Steinspitzen mit Tiersehnen so leicht befestigt waren, dass beim Zurückziehen

des Pfeiles die Spitze in der Wunde verblieb. Beim Versuch, die Spitze zu entfernen, wurde die Verletzung noch vergrößert. (Vignati 1936:628)

Die grausamen Verwundungen wurden in den obigen Zitaten von Olivier du Nort, D'Orbigny und Falkner bescheinigt, wobei letzterer sogar die Verwendung von Gift aussprach. Francis Drake (1926/1578:18) berichtete, wie das Bein eines englischen Matrosen von einem Pfeil sehr tief verletzt wurde.

Die Anwendung von Gift bei Waffen leugnete Musters, obwohl er wusste, dass die Patagonier die Möglichkeiten kannten und auch anwendeten, um sich im geheimen von einem Feind zu befreien, wie im Bericht Pigafettas nachzulesen ist, meinte Vignati (1936:628)

Um den Kopf herum wurden die Haare mit einer wollenen Kordel festgehalten; hinter diese steckten sie auch die Pfeile, wenn sie zur Jagd gingen. (Lehmann-Nitsche 1937:191) In den Haaren, in den Bogen, in ihren Händen trugen die Patagonier ihre Pfeile, schrieb Sarmiento (1580/192?: 321). Als sie diese mit großer Kraft und Geschwindigkeit abschossen, töteten sie einen seiner Soldaten, berichtete derselbe Autor. Die Verwundung zweier Seeleute durch die Pfeile der Indianer, die sofort entflohen, erlebte Candish (1586/1903-05:296f.) ebenso. Den Pfeil sendeten sie mit bewundernswerter Kraft, meinte Fletcher (1578/1926:120) und andere Berichterstatter von Drakes Reise bestätigten diese Aussage.

Nach Outes (1928b:359) formten die Patagonier ihre Pfeilspitzen mit Feuersteinstücken. Die meist dreieckigen Pfeilspitzen waren nach Lista (1880:188-191), der am Rio Negro, am Rio Chico, am Rio Santa Cruz und am Rio Gallegos nach ihnen forschte, aus Feuerstein und Quarz. Spegazzini (1884:227) stellte fest, dass die Pfeilspitzen, die man in den einstigen Lagerplätzen der Patagonier fand, jenen glichen, die die Selknam noch um 1880/90 benutzten, was er als weiteren Beweis für die Verwandtschaft der beiden Ethnien guthieß.

Während im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts noch Patagonier mit Pfeil und Bogen gesehen wurden, gaben die Aónikenk in der letzten Dekade desselben Jahrhunderts auf Radboones Frage nach den historischen Pfeilspitzen, die an vielen Plätzen in ganz Patagonien gefunden wurden, selbstsicher zur Antwort, dass sie von einem anderen Volk stammen mussten, zumal die meisten Funde in

den Bergen und nördlich des Santa Cruz Flusses stattfanden, sie selber aber vor allem in den Ebenen und südlich dieses Flusses lebten und gelebt hatten (in Childs 1936:227).

Einzig D'Orbigny (1829/1839-43:117) berichtete von einer ziemlich kurzen Steinschleuder, die mit einer Spitze aus Kieselstein und einer sehr einfachen Lederschleuder ausgestattet war, die in der Mitte eine verbreiterte Steinauflage hatte. Die Gününa Küne gingen mit dieser Waffe ungeheuer geschickt um, obwohl das nicht ihre eigentliche Waffe war. Ihre charakteristische Waffe war die

Boleadora.

Diese Waffe wurde zum ersten Mal von Morris erwähnt, als er beschrieb, wie die nördlichen Tehuelche die wilden Pferde einfingen. Bei der einen Methode verwendeten sie eine Fangschlinge, aber an dieser Stelle wichtig ist die Erwähnung der anderen Methode, bei der sie einen engen zirka zwölf Fuß langen Riemen aus Pferdeleder verwendeten, wobei an jedem Ende eine runde, ungefähr zwei Pfund schwere Eisenkugel befestigt war. Wenn sie in einem gewissen Abstand von dem Tier waren, schwangen sie eine der Kugeln einige Male über ihrem Kopf und warfen sie dann so, dass sie sich um die Beine des Pferdes schlang, wodurch das Pferd zu Boden gezogen wurde. Einige Mitglieder der Gruppe hatte die Aufgabe, die so gewonnenen Pferde an ein Seil zu binden und zu bewachen. Nach einigen Tagen waren die Pferde zahm. (Morris 1907/1741:199)

Mit diesen Kugeln, die sie in beachtliche Höhen werfen konnten, töteten sie auch Vögel. Sie trainierten diese Fangart schon von Kindheit an und waren in der Jugend bereits wahre Meister. „These Iron Balls, fasten'd in the above Manner, are likewise their chief warlike Weapons, next to their Bows and Arrows.“ (Morris 1907/1741:199)

Material und Herstellung

Beinahe zur gleichen Zeit stieß der Jesuit Cardiel bei einer Erkundungsfahrt an der patagonischen Küste zwar nicht auf Tehuelche, dafür aber auf viele bunte oder weiße, auf jeden Fall aber rund zurecht geschliffenen Steine,

„todas mui duras y tan redondas como las del juego detrucos, y algunas de estas tenian alrededor una raya como canal como para atar un cordel; maravillamonos de cosa tan perfecta. Los indios infieles decian que estas piedras se llamaban *las piedras del diablo*, por que el las hacia, y que con la uña desudedo pulgar hacia aquella raya segun decian otros: dixoseles lo que hacia el caso sobre este error.“ (Furlong 1747/1930:259)

Die Indianer in der Reduktion erzählten ihm auch, dass die „Toelchús“ viele von diesen in Volcan verkauften, um die wilden Tiere zu töten. „Los Toelchús llevaban muchas de esas a vender al Volcán para bolear fieras.“ Furlong nahm in seiner Fußnote zurecht an, dass es sich um die klassischen „Bolas“ der Tehuelche handelte (Furlong 1747/1930:259)

Dies bestätigte Falkner (1774:130), der erläuterte, dass es sich um große, runde Kieselsteine mit einem Durchmesser von ungefähr vier Zoll handelte, die durch Gegeneinanderstoßen geformt wurden. Manche Bolas waren aus einer kupferfarbenen Erzentart und andere aus Eisenstein hergestellt.

King (1927/1839:19) beobachtete nicht nur die Verwendung von Bolas, sondern auch deren Anfertigung. Kleine Ledertaschen wurden feucht gemacht, mit Kugeln aus Eisen oder mit anderen Materialien, die ungefähr die Größe eines Hühnereies hatten, gefüllt und getrocknet und anschließend mit einer drei bis vier Yard langen Leine verbunden.

Eine andere Herstellungsart beobachtete Darwin (1834/1909:43).

„Eine ihrer hauptsächlichsten häuslichen Beschäftigungen besteht darin, zwei Steine so lange aneinander zu schlagen, bis sie rund sind und als Bolas dienen können. [...] Da das Runden der Steine eine Arbeit von zwei Tagen erfordert, ist die Herstellung der Bolas eine allgemein häufige Beschäftigung.“

„They also shape the materials for bolas with hard stones“, bestätigte Musters (1871:198)

Bolas, deren Verwendung von allen bestätigt wurde, die bei den Tehuelche waren, wurden ursprünglich aus Stein, Kies, Eisen oder Eisenerz hergestellt, später aus Kupfer und Bronze, das sie sich in den Siedlungen verschafften und noch später aus Holz. Zur Erläuterung folgen Zitate der gründlichsten Kenner der Indianer, Musters und Radboone und Erklärungen des Wissenschaftlers Rex Gonzalez, der sich in einer anerkannten Arbeit intensiv mit der Boleadora auseinandergesetzt hat.

„Die Kugeln sind gewöhnlich von Stein, zuweilen werden aber auch Kugeln von Weißmetall oder Kupfer angewandt, die man sich in den Ansiedlungen verschafft; sie brauchen nicht überzogen zu werden und kommen seit einigen Jahren immer mehr in die Mode; auch Kugeln von Eisen oder Eisenerz, das die Tehuelchen selbst gewinnen und in die erforderliche Gestalt schmieden, sind gemein; diese werden zu der runden Schlagkugel oder den Schlagkugeln, wenn deren zwei sind, benutzt; die eiförmige Handkugel aber, die man in der Hand hält, und die notwendigerweise wenigstens um ein Drittel leichter als die andere sein muß, wird in der Regel aus der weichen Punktlava gemacht, die in so vielen Distrikten in großer Menge vorhanden ist.“ (Musters 1873:178)

Nach Überquerung des Rio Chico kam die Gruppe, mit der Musters unterwegs war, zu einem Pass, dessen Felswände auf beiden Seiten aus Punktlava bestanden. „Hier machten wir eine Viertelstunde Halt, und Jeder brach sich Stücke Stein ab, die zur Herstellung von Handkugeln zu Bolas paßten.“ (Musters 1873:94) An anderer Stelle (1973:52) schrieb er: „Wir lasen Steine auf, machten sie rund, um sie zu Bolas benutzen zu können, und überzogen sie mit der von der Kniekehle des Guanaco abgezogenen Haut“. Oder: Bei Henno blieben die Tehuelche eine Weile und die meisten nützten diesen Aufenthalt, um ihren Besitz wieder herzustellen und sich gut mit Bolas zu versehen. (Musters 1873:146)

In der Nähe von Gelgel-Aik bemerkte Musters viele Sandsteinkugeln von verschiedener Größe.

„Als ich eine entzwei brach, bildete ein Stück, wie es schien, Eisenstein einen Kern, um den herum dem Anschein nach Schichten Sand sich angesetzt hatten. Auf welche Weise diese Kugeln entstanden sein konnten, war mir ein Räthsel; aber sie ließen sich sehr bequem zu Bolas verwenden, indem man sie nur ein wenig kleiner zu machen brauchte.“ (Musters 1873:104)

Bolas erzeugten die Tehuelche aufgrund von Radboones Aussage vorzugsweise aus weichen Steinen, aus grobem Kies – bei Verwendung von Kies wurden die

Kugeln aufgrund des leichteren Gewichtes größer – aus Stücken von einem alten Eisentopf, aus Holz, und manchmal aus Gewehrkugeln.

„The wooden ones you can bore and load with lead. For this we used sometimes to pinch the lead from the leadheaded nails that are used for nailing corrugated iron. We used to take them off from the shanties that had been left uninhabited.“ (Radboone in Childs 1936:277)

Rex Gonzalez (1953:151) ergänzte die Ausführungen Radboones. In neuerer Zeit bevorzugten die Indianer Bolas aus Bronze, weil sie durch ihr Glänzen nach dem Wurf leichter zu finden waren. Früher fügten sie der dunklen Steinfarbe einen intensiven Farbton hinzu, um die Bolas leichter finden zu können.

Erst in der letzten Zeit kam es manchmal vor, dass die Tehuelche Holz für die Kugel verwendeten, die dadurch geringeres Gewicht hatte und sich gut für das Einfangen der Pferde oder Rinder eignete. Den Gebrauch von Holz hatten sie von den Weißen abgeschaut, weil ihnen aber die Werkzeuge für die Herstellung einer gleichmäßigen Kugel fehlten, nahmen sie geeignete Formen aus der Natur, die sich mit nur wenig Handarbeit perfekt für den Einsatz eigneten. (Rex Gonzalez 1953:160)

Schon Falkner unterschied drei Arten von Bolas, einfache, doppelte und dreifache, wobei sich jede für einen bestimmten Zweck besonders eignete.

Bola perdida

Die einfache Bola wurde auch Bola perdida, verlorene Bola genannt, weil sie nach dem Abschuss nur schwer aufzufinden war.

Am gebräuchlichsten war nach Falkner (1774:130) die einfache Bola, eine runde, ungefähr ein Pfund schwere Kugel, an der eine kleine Leine aus Lederstreifen oder Sehnen befestigt war. Mit ihr versuchten die Tehuelche beim Kampf den Kopf des Feindes zu treffen, um ihm das Gehirn heraus zu treiben.

D'Orbigny, Falkners Aussage bestätigend, hob die Benutzung der bola perdida als Projektil hervor.

„Il s'en sert avec une précision peu commune, en atteignant sans peine un but désigné, et en les lançant tout en courant grand galop; avec elles il brise la tête à son ennemi.“ (D'Orbigny 1829/1839-43:117)

Zu den Kriegswaffen der Tehuelche gehört die einzelne Kugel, die

„Bola perdida, so genannt, weil sie, wenn sie einmal geworfen ist, nicht wieder aufgehoben wird. Die letzterwähnte Waffe ist schnell hergestellt; man nimmt einen Stein mit scharfer Spitze, überzieht ihn mit Haut, die Spitze ausgenommen, die man ohne Überzug läßt und befestigt daran eine Schnur von roher Haut, die ungefähr einen Meter lang ist, und an deren Ende man einen Knoten macht, damit sie, während man sie herumschwingt, ehe man sie nach dem Feinde wirft, nicht aus der Hand schlüpft. Vor der Einführung der Schießgewehre war die Bola perdida die ursprüngliche Waffe der Tehuelchen und ist in ihren Händen selbst heutigen Tages noch ein höchst gefährliches Wurfgeschöß.“ (Musters 1873:178f.)

Dass die einfache Bola nicht nur im Kriegsfall, wie in den obigen Beispielen, sondern auch für die Jagd verwendet wurde, geht ebenso aus dem Text von Rex Gonzalez (1953:278) hervor, wie die Bemerkung, dass die Indigenen auf beiden Seiten des Rio de la Plata diese Waffe benutzten. Es gibt Fundorte in Patagonien und in Uruguay.

„La bola impropriadamente denominada ‚perdida‘, fué arma esencialmente traumatizante, destinada a la caza o a la guerra. En el momento de la conquista la usaba los indígenas de ambas riberas del Plata y las tribus Patagónicas. Tal arma constaba de una sola piedra y se usaba a la distancia o en la lucha cuerpo a cuerpo. En muchos casos, a fin de aumentar el poder traumático, el peso de piedra estaba provisto de puntas o mamelones.“ (Rex Gonzalez 1953:278)

Im übrigen fand dieser Autor die Bezeichnung „perdida“ falsch, denn dafür wurden die Kugeln viel zu sorgfältig ausgefertigt, außerdem mit einer Kennzeichnung versehen, damit sie nach dem Wurf wieder aufgefunden werden konnten. Der Hinweis Musters‘ auf den Vorteil, den die Verwendung von Metall brachte, weil das hellglänzende Material viel leichter aufzulesen war, bestätigt die Worte Rex Gonzalez‘ (1953:144)

Die doppelte Boleadora

Die zweite Art, die sowohl zur Jagd als auch im Kampf verwendet wurde, bestand aus zwei Kugeln, die an den beiden Enden eines drei oder vier Yard langen Lederstreifens befestigt waren. Das eine Ende nahmen die Indianer in ihre Hand, während sie das andere drei- oder viermal über ihren Köpfen wirbelten, um die Kugeln mit solch großem Geschick zu werfen, dass sie sich um den Menschen

oder das Tier wickelten. Selbst in vollem Galopp reitend, trafen sie das fliehende Tier (oder den reitenden Feind) so exakt, dass sich die Leine um den Hals des Tieres (oder menschlichen Feindes) wickelte, die Kugeln zwischen die Beine gerieten und das Tier (respektive den Menschen) niederzwangen, schrieb Falkner (1774:130) In gleichem Sinn äußerten sich Duclos Guyot und Carteret, letzterer war allerdings der Meinung, die Patagonier führten keine Waffen mit sich, nur Paare von runden Steinen.

„Leurs armes sont des pierres rondes, ayant deux poles allongés & pointus, la partie ronde enchassée au bout d'un cordon composé de plusieurs courroyes étroites, tressées, entrelassées en rond, comme un cordon de pendule, & composant unse espece d'assomoir: à l'autre bout, est une autre pierre, en forme de poire, moitié plus petite que l'autre, & comme enveloppée dans une vessie.“ (Duclos Guyot 1769:661)

Carteret (1767/1965:320)schrieb wiederum, dass sie keine Waffen mit sich führten, aber alle hatten „a couple of round stones, like two balls, which are flung, one at each end of a cord, which is about one fathom and a half long; and with these two balls I believe they kill most of their game. The method of using them is, by keeping one of the balls in their hand, and swinging the other at the full end of the line, round over their heads, by which it acquires a greater velocity, and they throw it with a prodigious force at a great distance, and exactness, so as to strike a very small object.“

Zum Herstellen der Bolakugeln verwendeten sie vorzugsweise weiche Steine. Den einen Stein für die doppelte Bola machten sie rund, den anderen, den sie über ihrem Kopf schwangen, eiförmig, wobei sie das eine Ende mehr zuspitzten, sodass es beim Wurf leicht aus ihrer Hand gleiten konnte. Für das Zurechtformen der Kugeln brauchten sie einen ganzen Tag und länger, wenn sie einen harten Stein formten. Die Leine, an der die beiden Kugeln befestigt wurden, machten sie aus schmalen Streifen aus Stutenhaut, die sie zuerst mit der Hand weich machten und dann zu doppelten Zöpfen flochten. Der runde Stein wurde in ein zurecht geschnittenes Stück Stutenhaut, das ein Loch für die Leine enthielt, gepackt.

„Then it is pulled tight. This forms a small bag. then they put the stone in and thighten and when this is dry it is quite round and as the hide is drying they keep hammering it so that there will be no wrinkles in it when it is quite dry.“

Die zweite Kugel, die sie „maneja“ nannten, packten sie in ein Stück Guanakohaut vom Sprunggelenk des Tieres. Der Vorgang ähnelte im großen und ganzen dem gerade beschriebenen, aber sie sorgten dafür, dass das Leder dieser Kugel noch weicher und seidiger wurde, damit es ja leicht von der Hand gleiten konnte.

„The stones must be rightly balanced, the maneja a little lighter than the round ball. At this balancing the Indians are experts as it makes all the difference to the balls going straight and taking the proper turn.“ (Radboone in Childs 1936:275f.)

Die doppelte Bola verwendeten sie für die Strauße, weil man sie weiter werfen konnte als die dreifache und sie auch schneller flog. „I have seen Indians ball ostrich seventy or eighty yards and I think some of them would barely ball an ostrich at one hundred yard.“ (Radboone in Childs 1936:276) Der Walliser fügte noch hinzu, dass er zwar die Herstellung von Bolas gelernt hatte, dass aber die Bolas der Indianer immer besser und sicherer trafen als seine.

Die mit zwei Kugeln versehene Bola, „Chumé“ genannt, wurde zum Straußenfang verwendet und die mit drei Kugeln versehene, „Nachiko“ genannte, zur Guanakojagd. (Musters 1873:178) Rex Gonzalez (1953:277f.) ergänzte, dass die doppelte Boleadora in den Zeiten der Conquista bei den Ethnien in den Ebenen der Pampa Allgemeingut war, während die dreifache Boleadora, in den Anden schon in vorkolumbischen Zeiten üblich, eine spätere Adaptation darstellte.

Die dreifache Boleadora

Manchmal benutzten die Tehuelche vor allem bei der Jagd kleinere Kugeln, die sie mit zwei Leinen von ungefähr einem Yard Länge an einer Leine befestigten, an der die größeren Kugeln hingen, also die dreifache Boleadora. So konnten sie ihre Beute besser fesseln. Beim Jagen auf Strauße, Wild oder Guanakos benutzten sie kleinere Kugeln als bei der zweifachen Boleadora. Diese Kugeln aus Marmor waren fein poliert und an einer Sehne befestigt. (Falkner 1774:130f.)

Die Boleadoras für Guanakos wurden nach Radboone, der im folgenden zitiert wird (in Childs 1936:276), mit drei Steinen erzeugt, zwei davon waren rund und die dritte für die „maneja“ ähnelte mehr oder minder derjenigen der „avestruceros“. Die Steine waren eher schwerer als die für die zweifache Boleadora. Auch die Verbindungsschnüre, die „sogas“, waren dicker, damit sie nicht zerreißen konnten,

„when the guanaco is balled. As a rule one balls a guanaco around the neck. This makes him jump and bound and the balls get around his front legs so he gets well tied up around his forelegs and neck and the sogas wants to be strong or else with the tremendous bounds the guanaco gives he would break them.“ (Childs 1936:276)

Die zweifachen Bolas für den Vogel Strauß nannten die Aónikenk auch „avestruceros“, die dreifachen, die dem Einfangen der Pferde dienten, „potreros“. Diese erzeugten sie nicht aus Stein, der hätte die Beine der Pferde leicht brechen können, sondern sie verwendeten groben Kies oder noch lieber Stücke von einem alten Eisentopf. Die Kugeln waren nicht nur kleiner als die für die Guanakos verwendeten, sondern auch anders hergestellt. Die kleinen Eisenstücke wurden in Lumpen gehüllt und in ein Stück dünne Stutenhaut gebunden, darüber kam ein Stück Haut vom Hals eines Guanakos. Der Guanakohaut gaben sie deshalb den Vorzug, weil sie dicker war, nicht so dehnbar und nach dem Trocknen die Form bewahrte.

„For potreros they sew the hide around the balls and at the top leave an eye to tie the sogas to, and after this is sewn and dried then they put the third and last covering on. This is put on with small holes cut around the edge after the piece of thin hide is cut to measure. Then they pass a very thin strip of hide, or what we call lonco, through the holes and tighten. This preserves the other sewing underneath.“ (Radboone in Childs 1936:276f.)

Auch diese Bolas konnten für Guanakos verwendet werden. Manchmal benutzten die Indianer Gewehrkerne für die potreros, manchmal Holz. Wenn sie Kies verarbeiteten, wurden die Kugeln aufgrund des leichteren Gewichtes größer. (Radboone in Childs 1936:277)

Gemäß Hatcher (1896/1903:268) wurde die dreifache Boleadora zusätzlich für die Jagd auf kleine Vögel wie den Kiebitz verwendet. In dem nun folgenden Zitat zitierte er nicht nur diese Beobachtung, sondern machte auch einen Vergleich mit der Benutzung der Gewehre durch „sportliche Jäger“.

„The plan adopted in such cases was as follows: The sportsman, observing at a distance of a hundred yards or more, a covey of these birds feeding on the pampa, would check the speed of his horse and, in an incredibly short time, have the bolas ready for action, swinging rapidly above his head. Then, urging his horse at full speed toward the birds, just as they were in the act of springing from the ground, the bolas would be thrown, and, whirling rapidly through the air, would be almost sure to disable one or more of the flock. Whatever may be said of the primitive methods and implements employed in the chase by these Indians, it must be conceded that they are efficient, and, from the standpoint of true sportsmanship, much superior to those of the so-called civilized sportsman, who, with a modern repeating ten-bore shotgun, massacres quail along the hedge rows of North Carolina, or canvas-back duck, from cover and aided by decoys, about the shores of the Chesapeake. Indeed, it would even put to shame the hunter of big game, who, with especially designed firearms, slaughters elephants and other quadrupeds from a safe distance in the jungles of Africa, or musk-ox on the barren lands of northern Canada, leaving their carcasses to rot where they have fallen, and for no other purpose, apparently, than to appease a certain morbid propensity for slaughter, to secure a few photographs illustrating the same, and return to write a series of popular magazine articles and attain thereby a somewhat questionable notoriety.“

Prichard (1902:90), der nur die dreifache Boleadora in Verwendung gesehen haben dürfte; war voller Bewunderung für die bemerkenswerte Genauigkeit, mit der die Indianer auf die verfolgten Tiere zielten.

„Sogas“, die Verbindungsleinen

Bolas mussten zu ihrer Verwendung mit Riemen verbunden werden. Die „soga“ oder der Riemen, der die Kugeln miteinander verbindet, wurde aus dem Felle des Halses auf folgende Weise hergestellt.

„Man schneidet den Kopf ab, macht gerade über der Schulter einen Einschnitt und zieht das Fell so ab, daß es nur ein einziges Stück gibt; nachdem man die Wolle abgerupft hat, dehnt man es mit der Hand aus, bis es geschmeidig wird, und schneidet es sorgfältig zu Streifen, welche dicht geflochten werden.“ (Musters 1873:52f.)

Aus den Sehnen der Strauße wurden ebenfalls Schnüre für die Bolas angefertigt, eine Arbeit, bei der Musters nach eigener Aussage große Geschicklichkeit entfaltete.

„Ich flocht am liebsten Straußsehnen zu Schnüren an die Straußbolas. Um die Straußsehnen herauszubringen, wird das untere Gelenk des Beines ausgerenkt; dann wird die erste Sehne mit der Hand und die übrigen mit aller Kraft herausgezogen, wobei man den Schenkelknochen als Handhabe benutzt. Hierauf trennt man diesen Knochen von dem Fuße und läßt die Sehnen am Fuße hängen; sie werden ein wenig an der Sonne getrocknet, und wenn dies geschehen ist, wird der herausgenommene Knochen benutzt, um die Fasern von einander zu trennen, indem man ihn scharf an den Sehnen hinaufzieht. Sind sie hinlänglich von einander getrennt, so werden sie vom Fuße abgeschnitten, in Stücke von gleicher Stärke und Länge gespalten und an einen feuchten Ort gelegt, damit sie weich werden; sind sie weich genug, so werden sie zu Schnüren verarbeitet, wobei man gekochtes Gehirn benutzt, um sie geschmeidiger zu machen, damit sie sich leichter flechten lassen und in den Flechten besser liegen. Diese Schnüre werden vierfach (zu einer runden Platting) geflochten wie jeder Matrose es kennt; die Enden aber werden in eigenthümlicher Weise umgeschlagen, so daß die Schnur doppelt ist; dies zu Stande zu bringen, erfordert viele Übung.“ (Musters 1873:147)

Die Länge dieser vierfach geflochtenen Schnur soll zwischen sieben und acht Fuß betragen. Die Leine, an der die beiden Kugeln befestigt wurden, fertigten sie zu Radboones Zeiten aus schmalen Streifen aus Stutenhaut an, die sie zuerst mit der Hand weich machten und dann zu doppelten Zöpfen flochten.

„The way they used to measure the sogas to get them the right length was the length of both arms stretched out, the same way as one does to measure a rope, and onto this length enough to go down to one elbow, or in all, nearly seven feet.“ (Radboone in Childs 1936:276)

Handhabung der Boleadora

Mit dieser Waffe gingen die Tehuelche so sicher um, dass es die Bewunderung aller Augenzeugen abverlangte.

*La bola en manos del indio
Es terrible y muy ligera
Hace de ella lo que quiere*

Aus dem Gedicht „Martín Fierro“ von Hernández

Schon die kleinen Buben übten ihre Geschicklichkeit und Treffsicherheit im Werfen kleiner Bolas in ihren Spielen, wie im entsprechenden Abschnitt zu lesen ist. Zielsicherheit und ein gewisser Überraschungseffekt brachten die Tiere zu Fall,

zum Einfangen von Pferden bedurfte es keines Lassos mehr. (Fitz-Roy 1834/1839:148)

„They can throw them so dexterously, as to fasten a man to his horse, or catch a horse without bruising him. If an animal is to be caught without being thrown down suddenly – an inevitable consequence of these balls swinging round his legs while at full speed – a sōmai is thrown at his neck. The two balls hang down, and perplex him so much by dangling about his fore-legs, that his speed is much checked; and another set of balls, or a lasso, may be used, to secure, without throwing him down. The lasso is not much used, so adroit are they with the balls.“

Allerdings nützte diese Kunstfertigkeit alleine nicht, denn Musters erster indianischer Gefährte Sam Slick konnte „mit seiner Gewandtheit im Bolaswerfen Nichts ausrichten, weil er auf einem Pferde saß; das zur Expedition gehörte und nicht daran gewöhnt war.“ (Musters 1873:36) Worauf man besonders achten musste, beschrieb der Engländer mit den folgenden Worten.

„Will man ein Stück Wild fangen, so thut man immer am besten, wenn man die Bolas wirft, während man genau in gerader Linie mit ihm galoppiert, da man den Guanacos und Straußen stets nach dem Halse zielt; dem Vierfüßler die Hinterbeine zu verwickeln, ist unnütz; doch werden Rindern und Pferden die Bolas stets um die Hinterbeine herumgeworfen. Ein Wurf nach einem Vogel oder Vierfüßler, der Seitensprünge macht oder querüber rennt, geht fast sicher fehl; selbstverständlich kommen Fehlwürfe häufig vor, denn die Entfernung, auf die zu Pferde in vollem Galopp geworfen wird, beträgt oft siebzig Meter, und die Kugeln schwirren mit ihrem eigenthümlichen Tone durch die Luft; um vielleicht nur in einen verworrenen Busch zu fallen. Dann wird der Vortheil, den das hellglänzende Material gewährt, einleuchtend, denn der Reiter hält nicht an, sondern galoppiert weiter, wirft wieder mit anderen Bolas und kehrt erst später zurück, um die niedergefallenen Waffen aufzulesen, die auf der mit Kiesel bestreuten, mit Gras bewachsenen oder mit Gestrüpp bedeckten Oberfläche oft sehr schwer zu finden sind.“ (Musters 1873:178)

Es war wichtig, die Bolas so zu werfen, dass sie sich um die angepeilten Körperteile wickelten, trafen sie nämlich nur den Hals oder Körper eines Tieres, wurden sie oft fortgerissen und gingen verloren. (Darwin 1834/1909:43) Radboone erhielt von einem Indianer nicht nur seine ersten Boleadoras, sondern auch die Anweisung für den Umgang mit ihnen.

„When he lets go they spread out, the two round balls ahead, the maneja behind holding the ropes taut, like a flying Y. On a good throw the center will strike the animal and the flying Y being suddenly checked, all three balls will whirl round and round on the ends of the cords and tie the legs up so tightly that it often takes some time for the hunter to free them. ...A man can throw seventy-five yards from a galloping horse, the balls having greater impetus so than if shot out by a man on

foot. A hit with one of the stones will break a leg, and cups filled with fragments are used for balling horses. The boleadoras not only catches the animal but ties and throws him.“ (Radboone in Childs 1936:102)

Um die Bolas aber so zielsicher verwenden zu können, mussten sie jederzeit zur Verfügung stehen. Dazu schrieb Sánchez Labrador (1772:46): Jeder Indianer trug drei Bolas mit sich, eine hing um seinen Hals, eine war an seinen Gürtel geschnallt und eine hielt er in seiner rechten Hand. Diese Bola war die erste Waffe, mit der sie aus einer Entfernung auf den Feind oder das Tier zielten, wo die Lanze noch nicht angewandt werden konnte. Wenn der erste Wurf nichts nützte, schleuderten sie sofort ihr zweites Paar und setzten dann die Lanze ein. Das dritte Bolapaar hielten sie in Reserve.

Die Boleadora, gleichgültig ob doppelte oder dreifache, wurde bei Bedarf, in den Händen gehalten, zur Keule. (Rex Gonzalez 1953:152)

James Radboone, dessen Darstellung laut Martinic für die Jahre 1894 – 1907 gilt, war der letzte, der die Anwendung der Bolas bezeugte, danach setzten sich nur noch Wissenschaftler mit der Beschreibung dieser Waffe auseinander. Indes überlebte die Boleadora, nach Bolko von Hahn aller Wahrscheinlichkeit nach von den Pampastämmen übernommen, in der Handhabung durch die Gauchos.

„Die Indianer sollen nach einem Dokument aus dem 17ten Jahrhundert so geschickt in der Handhabung der Wurfkugeln gewesen sein, daß sie sogar Enten aus der Luft damit herunter zu holen verstanden.“ (Hahn 1943:168)

Hohes Alter der Boleadora

Entgegen der weit verbreiteten Meinung, dass die Boleadora mit der Einführung des Pferdes zu den Tehuelchen kam, wiesen archäologische Funde von Vignati und Julius Bird auf ein viel höheres Alter dieser Waffe hin. (Rex Gonzalez 1953:225f.) Antike Formen der Bola perdida wurden in ausgezackter Form als „Bola erizada“ in Patagonien nur in den Provinzen Chubut und Santa Cruz angetroffen. (Rex Gonzalez 1953:146) Die alten Bolas waren kleiner als die späteren, meinte Canals Frau (1953:185), während Musters, der öfters im Innern

Patagoniens auf alte Bolas stieß, die gefundenen größer und schwerer vorkamen als die selbst angefertigten.

„Diese [Kugeln] werden von den Indianern hoch geschätzt und unterscheiden sich von den jetzt gebräuchlichen dadurch, daß sie eingeschnittenen Rinnen haben, die rings um sie herum gehen, und daß sie größer und schwerer sind.“ (Musters 1873:179)

Schon Sánchez Labrador (1772:27) bezeugte, das in den Zeiten der Conquista die Indianer in ihren alten Aufenthaltsorten Bolas für ihre Verwendungszwecke suchten und so die langwierige Herstellung derselben vermieden.

„Esta tierra de los Patagones, segun muestran los Indicios, abunda de Minerales, y piedras raras. En ciertos sitios buscan, y hallan los Indios Bolas del grandor de las de los Trucos, de Cobre, de Hierro, y de Jaspes de varios colores. En estas Bolas se nota, que muchas estan de una parte á otra agujereadas; otras tienen por medio en la superficie una canal; lo que sin duda manifiesta, que estas armas de las Bolas son muy antiguas entre las Naciones Australes;“

Guanakos

Dieses zunächst befremdend anmutende Tier versuchte Pigafetta zu schildern: Der Kopf und die Ohren dieses Tieres sind so große wie die eines Maultieres, Hals und Körper entsprechen einem Kamel, die Beine einem Hirschen und der Schwanz einem Pferd, es wiehert auch wie ein solches und in diesem Land gibt es sehr viel solcher Tiere. (Pigafetta 1520/1962:102)

Wesentlich genauer beschrieb der Naturforscher Darwin dasselbe Tier.

„Das Guanaco oder wilde Llama ist der charakteristische Vierfüßler der patagonischen Ebenen; es ist der südamerikanische Stellvertreter des orientalischen Kamels. Im Urzustand ist es ein anmutiges Tier mit langem, schlankem Hals und schönen Beinen. Es ist in allen gemäßigten Teilen des Kontinentes sehr häufig bis zu den Inseln am Kap Horn im Süden. Es lebt meistens in kleinen Herden von 6 –30 Stück. Aber an den Ufern des St. Cruz sahen wir eine Herde, die wenigstens 500 Stück gezählt haben muß.

Sie sind im allgemeinen wild und äußerst vorsichtig. Stokes sagte mir, er habe eines Tages durch das Fernglas eine Herde dieser Tiere gesehen, die offenbar erschreckt worden war und nun in größter Eile flüchtete, obgleich die Entfernung so groß war, daß er sie mit bloßem Auge gar nicht erkennen konnte. Häufig erfährt der Jäger erst von ihrer Gegenwart durch ihr aus weiter Entfernung tönendes, eigentümlich gellendes, wieherndes Alarmzeichen. Wenn er sich dann aufmerksam umsieht, wird er wahrscheinlich die Herde in einer Reihe zur Seite eines etwas entfernten Hügels aufgestellt sehen. Nähert er sich noch mehr, so werden noch einige Rufe ausgestoßen, und die Herde zieht in einem anscheinend

langsamen, in Wirklichkeit aber schnellen Schritt auf irgend einem schmalen ausgetretenen Pfad nach dem nächsten Hügel. Trifft er jedoch zufällig plötzlich ein einzelnes Tier oder einige Tiere beisammen, so werden sie meist bewegungslos stehen bleiben und ihn fest anstarren, dann vielleicht einige Schritte weitergehen, sich wieder umdrehen und ihn wieder anstarren. Welche Ursache hat die Verschiedenheit ihrer Schüchternheit? Verwechseln sie einen Menschen in einiger Entfernung mit ihrem größten Feind, dem Puma, oder wird vielleicht ihre Furcht von ihrer Neugier übertroffen? Es steht fest, daß sie neugierig sind; denn, wenn sich ein Mensch auf den Boden legt und fremdartige Bewegungen macht, z.B. die Füße in die Luft wirft, so kommen sie fast in allen Fällen langsam näher, um ihn zu betrachten. Es war dies ein Kunstgriff, den unsere Jäger wiederholt mit Erfolg anwandten, und er hatte überdies noch den Vorteil, daß man mehrere Schüsse abgeben konnte, die für die Tiere als Teile der Vorstellungen zu gelten schienen. (Darwin 1833/1909:100f.)

Noch genauer ist die Beschreibung Musters', der durch seine aktive Mitwirkung an der Jagd die beste Möglichkeit hatte, diese Tiere genauestens zu betrachten.

„Das Guanaco, das die Indianer unter dem Namen ‚Nou‘ kennen, ist drei bis vier Fuß hoch und, von der Nasenspitze bis zum Schwanz gemessen, vier bis fünf Fuß lang. Das Fell ist wollig, hat aber um den Kopf und die Beine herum minder dichte Wolle, oder wird dort vielmehr haarig. Die Farbe ist gelblich-roth, an verschiedenen Stellen des Körpers mit Weiß untermischt, besonders am Bauche, an der inneren Seite der Beine hinab und um die Lippen und Backen herum; auch an der innern Seite des Halses und der Kehle geht das Weiße hinauf. Die Schultergegend ist leicht gewölbt; der Schwanz ist kurz und steigt, wenn das Thier in Bewegung ist, ein wenig in die Höhe.[...] In der Regel befindet sich bei einer Herde von ungefähr einhundert Guanaco-Weibchen e i n Männchen, und im Fall sie beunruhigt werden, stellt dasselbe sich auf eine nahe Felsenspitze und fängt an zu wiehern, etwas ähnlich wie ein Pferd, hält sich aber immer zwischen der Gefahr und seinen Weibchen. In der Zeit jedoch, wo die Weibchen Junge werfen, gehen die Männchen, wie die Weibchen, in Herden für sich allein.[...] Während wir die jungen Guanacos jagten und erlegten, wurden die Mütter stets von ihnen getrennt, indem die Jungen zurückblieben, und es war daher nicht möglich zu bestimmen, welches Junge oder wie viel derselben zu einer Alten gehörten. Während wir jedoch die Mütter schlachteten, um die ungeborenen Jungen aus dem Mutterleibe herauszuschneiden, sah oder hörte ich nie, daß in einer Mutter mehr als eine Frucht gefunden worden sei. Die Guanacos sind außerordentlich schnell zu Fuße, von Pferden wie von Hunden fast nicht einzuholen, da sie durch einige weite Sprünge eine solche Strecke vorwärts kommen, daß ein Pferd sie mit der größten Schnelligkeit nicht erreichen kann. Sie warten häufig, um den Verfolger nahe herankommen zu lassen, springen dann plötzlich fort und lassen ihn bald hinter sich zurück. Ihre Vertheidigungsmittel bestehen hauptsächlich in der Savate oder dem Gebrauche der Füße, besonders der vorderen; doch beißen sie auch zuweilen und verursachen mit ihren zwei eigenthümlichen Hundszähnen schwere Wunden.“ (Musters 1873:135f.)

Jagd auf Guanakos

Wie die Patagonier diese Tiere zur Zeit der ersten Weltumsegelung jagten, beschrieb Pigafetta recht anschaulich. Die Indianer führten vier der jungen Tiere mit sich, die mit Stricken aus Leder zusammengebunden waren. Wollten die Männer ein Guanako fangen, banden sie eines dieser jungen Tiere an einen Dornbusch, damit die erwachsenen Tiere anlockend, die mit den jungen spielen sollten. Die Männer, die den Vorgang von ihrem Versteck aus beobachteten, töteten die Tiere mit ihren Pfeilen (Pigafetta 1520/1962:103). Die Bemerkung des Österreichers Fernberger "und ieder trueg ein lang dün rint in der handt" ist ein weiterer Hinweis auf die Verwendung junger Guanakos als Locktiere (Fernberger 1621/1972:68) und Canals Frau verdeutlichte, dass es sich um kleine gezähmte Guanakos handelte(1953:174).

Die Tehuelche nutzten somit die Neugier der Guanakos für ihren Jagderfolg. Noch zu Viedmas Zeiten jagten die Leute des Kaziken Coopan die Guanakos zu Fuß. (Viedma 1780-83/1837:68)

Ganz anders klingt der Beginn einer Jagdszene in der Beschreibung des Oberstleutnants Wickham, einem Begleiter der Reise Kings. Im Juli 1828 beobachtete er eine Jagd in der Nähe des Hafens Peckett.

„Two men ascended a hill, placed themselves one at each end of its summit and stood motionless for some time, on the look-out. As soon as guanacoes were seen, their position and movements were communicated, by signs, to the men in the valley, who were thus enabled to approach their game unawares.“ (in Outes 1928b:362f.)

Danach setzte die schon früher beschriebene Treibjagd ein, bei der die Indianer mit ihren Bolas die Beine der Guanakos umzingelten, die Tiere so zu Boden warfen und enthäuteten. (King 1828/1939:151f.)

Bei dieser Jagdmethode machten sich die Tehuelche eine andere, von Darwin beschriebene Angewohnheit der Guanakos zunutze.

„Das wilde Guanaco [...] hat keinen Gedanken an Verteidigung; selbst ein einziger Hund kann eines dieser großen Tiere festhalten, bis der Jäger herankommen kann. In vielen Beziehungen haben sie Ähnlichkeit mit den Schafen einer Herde. Wenn sie z. B. Menschen in verschiedenen Richtungen zu Pferde herankommen sehen, werden sie bald verstört und wissen nicht mehr, auf welchem Weg sie entfliehen sollen. Dies erleichtert die indianische Jagdmethode sehr; denn sie können leicht zu einem Mittelpunkt hingetrieben und dort eingeschlossen werden.“ (Darwin 1909/1833:101)

Die verschreckten Tiere stieben in die verschiedenen Richtungen auseinander, trafen aber, wo immer sie hinliefen, auf einen Feind. Es kam oft genug vor, dass ein Guanako direkt auf seinen Verfolger zulief. Jagten mehrere Männer, hatten die Guanakos kaum eine Chance zu entkommen, nur wenn ein einzelner Mann jagte, konnte das Tier entkommen. Mit leeren Händen kehrten die Jäger eigentlich nur zurück, wenn der Platz leergejagt war. (Schmid in Marsh 1883:220-222)

Die Guanakos waren immer auf der Hut, um nicht vom Feind überrascht zu werden. Manche Herden waren so scheu, dass sie sofort wegrannten, wenn sie einen Mann zu Pferd sahen, obwohl dieser noch eine Meile weit entfernt war, anderen konnte man dagegen sehr nahe kommen. Guanakos konnte man alleine, paarweise, zu sechst oder in Herden von 20 bis 50 Tieren antreffen. Wurde ein Guanako in einiger Entfernung gesichtet, so jagte der Indianer nicht hinterher, sondern wartete, ob das Tier sozusagen in seine Hände lief, um ihm den Rest zu geben. War das nicht der Fall, kehrte er mit leeren Händen heim. (Schmid in Outes 1928b: 363f.)

Outes wies in seinem Artikel auf die Verbesserung der Jagdmethoden in der folgenden Zeit hin und verwies auf Musters' Schilderung derselben. Die Verbesserung bestand darin, dass die Tehuelche in Abständen Feuer legten und die ungeheuren Guanacoherden in ein Becken trieben,

- „und sobald sie von Menschen und Feuern umringt waren, begann die eigentliche Jagd. Die Tehuelchen hatten aus irgend einem Grunde überall, wo es von Vortheil war, das Gras angezündet, und da der Wind immer stärker und endlich zu einem wüthenden Sturme wurde, so breiteten die Feuer sich schnell aus und vereinigten sich zu einer Linie, die immer weiter vorrückte.“ (Musters 1873:148f.)
- ein Vorgehen, das sich bei dem hier geschilderten Hergang als Fallstrick erwies, denn die Menschen konnten nur mit Mühe dem Feuer entkommen und die Tiere, die sie gefangen hatten, verbrannten in dem riesigen Feuer.

Von besonderer Bedeutung war die Jagd auf die jungen Guanakos, die im November anfiel, „da von der Zahl der jungen Guanakos, die jetzt erlegt wurden, der Betrag an Fellen zur Kleidung und zum Handel abhing.“ (Musters 1873:135) In der Gegend von Chiriq, wo Musters an dieser Jagd teilnahm,

„wimmelte es buchstäblich von Guanacos, und da die Weibchen trächtig waren und daher nicht weit schnell laufen konnten, so fing und erlegte ein einziger Jäger

nicht selten fünf, sechs und sogar acht Stück; das Junge wurde herausgeschnitten, das Fell desselben zur Herstellung von Mänteln und das tote Thierchen zur Nahrung mitgenommen, während die Haut der Mutter, wenn es nöthig war, zur Ausbesserung des Toldo diente. Auch die Markknochen der Alten wurden als Leckerei mitgenommen, aber das Fleisch blieb für die Condore, Pumas und Füchse liegen.“ (Musters 1873:141)

Ausbeuterisch gingen die Tehuelche in diesem Fall mit den Guanakos um. Das fand auch Prichard.

„I have mentioned that the Tehuelches hunt in pairs. The companion of the Indian who has thrown the *bol*as then leaps to the ground and despatches the guanaco. Meantime his comrade has dashed forward at the tail of the herd, and has probably secured another animal. [...] The chase tails itself out for many miles, and may be followed over desolate leagues marked by lines of dead guanacos and dropped *boleadores* which have failed to carry home. I should be afraid to say how many animals are killed at one of these singular battues. To see the Indian hunt the guanaco is to see the art of roughriding exemplified.“ (Prichard 1902:106)

In Anbetracht der ursprünglich angenommenen hohen Anzahl dieser Tiere, eine Schätzung belief sich auf einige hunderttausend bis zu fast einer Million, und der verhältnismäßig wenigen Indianer, ihre Zahl wurde nur auf einige Tausend geschätzt, war dieses Urassen nicht problematisch für die Ökologie Patagoniens. Allerdings veränderte sich die Situation ab 1880 sehr zu Ungunsten beider. Neben den Indianern jagten auch andere die Guanakos, um zu den wertvollen Fellen zu kommen, zusätzlich erlegten die Arbeiter auf den Estanzien die Tiere. Die Möglichkeit, dass die Besitzer der großen Schaffarmen die Jagd auf Guanakos ankurbelten, um den pflanzenfressenden Nebenbuhler ihrer Schafe zu vernichten, kann als zusätzlicher, wenngleich widerrechtlicher Grund nicht ausgeschlossen werden, wobei die Übertragung der Räude auf die Schafe auch eine Rolle spielte. (Martinic 1995:166) Auf diese Weise kam es zu einer bemerkenswerten Reduktion der Guanakos, die dazu führte, dass die Tehuelche einen grundlegenden Einschnitt in ihrer Subsistenz erfuhren, und in verstärktem Ausmaß von Wirtschaftsgütern der Kolonisatoren abhängig wurden.

Noch im Jahr 1901 befürchtete Hatcher nicht, dass die Guanakos aussterben könnten, denn er fand unzählbar viele in den Ebenen vor und stellte erstaunt fest, dass sie in den besiedelten Gebieten weit weniger scheu waren als in den unbesiedelten Regionen.

„In that region along the coast occupied by the sheep farmers, they exist in great numbers, are exceedingly tame, and are a source of considerable annoyance to the herdsmen, who nevertheless suffer them to go unmolested.“ (Hatcher 1896/1901:16)

Nordenskjöld (1897:410) bedauerte hingegen schon einige Jahre früher, wenn auch in nördlicheren Regionen, das Dahinschwinden der Guanakos.

Die Zeiten des Niederganges waren zwar nicht mehr aufzuhalten, aber desungeachtet trafen sich weiterhin jährlich mehrere Gruppen der Tehuelche in der Zeit der *guanaco chico season*, um diesem Geschäft und Vergnügen nachzugehen. Sie jagten die trächtigen Weibchen und danach die als „chulengos“ bezeichneten Jungen solange, als ihr sanftes, geschmeidiges Fell sich hervorragend für die „Quillangos“ genannten Fellumhänge eignete. Verschiedene Beobachter, Teilnehmer und Gelehrte gaben zu diesem Punkt ihre Kommentare ab. Hatcher schrieb 1903 im Bericht über seine geographische Expedition:

„The *guanaco chico season* may be said to extend from November fifteenth to February first. It begins when the guanaco commence to drop their young, and continues until the latter reach an average age of about two months. As this season approaches, the Tehuelches move in small companies of a half dozen toldos each, to their favorite hunting grounds, where guanacos are known to be especially abundant. A permanent camp is established in some favored spot and a relentless war is at once begun upon the young guanaco in the vicinity and kept up until they have all been killed or attain to an age which renders their hides unserviceable to the Tehuelches.“ (Hatcher 1896/1903:268f.)

Um seinen Mantel zu verbessern oder einen neuen zu erhalten, tötete Musters (1873:149) zwei junge Guanakos, das musste aber bis Februar erfolgen, denn danach waren die Felle für Mäntel unbrauchbar, „weil der Pelz schon mehr von der dichten wolligen Beschaffenheit erlangt hatte, die der Pelz des ausgewachsenen Thieres hat“ (Musters 1873:221) und es machte überdies erkleckliche Mühe die zu beträchtlicher Größe herangewachsen jungen Guanacos zu jagen.

Radboone, der mit den Indianern lebte und jagte, wusste, dass es einem geschickten Jäger keine Schwierigkeiten bereitete, die Plätze, wo junge Guanakos geboren wurden, zu finden. Er verfolgte so ein junges Tier, das in der Nacht davor oder erst vor wenigen Stunden geboren worden war. Wenn dieses weglaufen wollte, schlug er ihm mit der Kugel des „Avestruceros“ auf den Kopf, während er es überholte. Dann ließ er es fallen und galoppierte hinter anderen her, bis er alle

Kleinen erwischt hatte. Danach ritt er zurück und zog jenen, die er getötet hatte, das Fell ab, legte dieses auf sein Pferd und ritt auf der Suche nach den anderen weiter. (Childs 1936:163)

Tschiffely, der 1935 durch Patagonien ritt, hatte noch die Möglichkeit, diese Jagden in den nördlichen Gebieten Patagoniens zu beobachten.

„Jedes Jahr kommen Indianer von den Anden [in die Steppenwüste westlich des Chubut Tales] herab, um in den küstennahen Gegenden junge Guanakos zu jagen. Die Jungtiere werden ‚Chulengos‘ genannt und lediglich wegen ihrer vorzüglich für Bettvorlagen und dergleichen geeigneten Felle erlegt. Wenn ein neugeborenes Chulengo dem Auge des Jägers nur acht oder zehn Tage lang entgeht, ist es schon viel zu schnell zu Fuß, als daß Pferd und Reiter es noch einholen könnten, und ein ausgewachsenes Guanako entwickelt eine solche Geschwindigkeit, daß es spielend auch dem schnellsten Hund oder Pferd einen Vorsprung abgewinnt. Die Indianer jagen die Chulengos folgendermaßen: sie reiten, möglichst auf ansteigendem Gelände, durch den Busch und achten auf die Bewegungen der Guanakos. Wenn diese beim Erblicken des Jägers unruhig werden und in einer gewissen fahrigten Weise hin- und herlaufen, wissen die Jäger, daß ein neugeborenes Chulengo in der Nähe sein muß, brechen zu der Stelle vor und töten das unglückliche Geschöpf, das noch nicht schnell genug ist, um mit seinen Eltern zu fliehen, mit einem Keulenschlag oder der hingeschleuderten Boleadora.“ (Tschiffely 1940:66f.)

Diese Vorgehensweise entsprach der von Musters' berichteten, der Engländer führte indes noch weiter aus, dass die Indianer zuerst ein Guanako nach dem anderen mit der Bola auf den Kopf schlugen und erst später zurückkehrten, um alle zusammen auf einen Haufen zu schaffen und abzuhäuten. (Musters 1873:150) Es schaut so aus, als ob die Tehuelche, wenn sie das Fleisch der Tiere essen wollten, sie diese vorsorglich zudeckten, während sie andere weiter verfolgten, denn Musters berichtete, dass, als er bei einer Jagd auf Strauße ein Guanako erlegte und für eine halbe Stunde verließ, ohne es zuzudecken, bei seiner Rückkunft schwerfällig zwei bis drei Condore aufstiegen, und kurz darauf noch ungefähr zwanzig bis dreißig ihre gewaltigen Schwingen ausbreiteten und absegelten, um sich auf einen nahen Felsen zu setzen. Das Guanako war in der kurzen halben Stunde buchstäblich in Stücke zerrissen worden. (Musters 1873:100)

Radboone erzählte, dass die Indianer nach einem Winter, in dem viele Guanakos getötet worden waren, trotzdem eine gute Saison nahe der Kordillera Chica hatten. Er selbst konnte 400 Häute erjagen, genug für 30 Quillangos, Mulatos

Sohn, ein junger Bursche mit viel Geduld und Ausdauer, erzielte unter Verwendung der besten Rennpferde seines Vaters sogar Häute für 40 Quillangos. (Childs 1936:296)

Nutzung der Guanakos

Der patagonische Frühling war die Hauptjagdzeit auf die Guanakos, wusste schon Morris 1741 (1927:197), dabei fanden sowohl das Fleisch als auch das Fell des Tieres Verwendung (Bourne 1853/1849:79). Genauere Auskunft über die verschiedenen Nutzungsmöglichkeiten gibt Musters (1873:137f.):

- „Das Fleisch des Guanaco ist vortrefflich, dem Hammelfleische etwas ähnlich; das Fleisch des jungen Guanaco ist wie sehr zartes Kalbfleisch.“
- „Für die Indianer ist das Guanaco ein in jeder Hinsicht nützliches Thier. Aus den Fellen der erwachsenen werden die Decken der Toldos gemacht,“
- „und aus den Fellen der ungeborenen und jungen werden Mäntel verfertigt, die man als Kleidungsstücke trägt;“
- „die Sehnen des Rückens versorgen sie mit Zwirn;“
- „das Fell des Halses, das ganz besonders zähe und dauerhaft ist, gibt ihnen Lazos oder Schnuren zu Bolas, Zäume usw., usw.“
- „Das Fell der Kniekehle versieht sie mit Schuhen oder mit Ueberzügen zu den Bolas;“
- aus dem Schenkelknochen schneiden sie Würfel oder stellen aus ihm ein musikalisches Instrument her.“
- Wenn das junge Guanaco das Alter von etwa zwei Monaten erreicht hat, fängt das Fell an wollig zu werden und ist dann zu Mänteln nicht mehr zu gebrauchen, gibt aber hinlänglich gute Satteldecken.“

Während Prichard (1902:95) auf die bevorzugte Verwendung des Felles der ganz jungen bzw. ungeborenen Guanakos hinwies, die dazu führte, dass man zu bestimmten Zeiten neben den indianischen Toldos riesige Mengen dieser Felle zum Trocknen abgesteckt hängen sah, bekundete Radboone (Childs 1936:161), dass die Häute der erwachsenen Guanakos für die Zelte Verwendung fanden. Wenn das Abhäuten erledigt war, gab es ein Festessen auf der Stelle. Dabei gaben die Tehuelche dem Straußenfleisch den Vorzug.

Darüber hinaus nützten die Patagonier das Verlangen der Seeleute auf frisches Fleisch, um so selber zu von ihnen erwünschten Handelsgütern zu kommen. Bei solch einem Tauschhandel heimsten die Matrosen Kings (1827/1939:21) reichlich Guanakofleisch ein.

Und last but not least dienten den Kindern nach Fitz-Roy (1834/1839:154) junge, gezähmte Guanakos als „Spielzeug“.

Bevor ich mit der Formulierung Prichards, der sich von der vielseitigen Verwendung des Guanakos beeindruckt zeigte, diesen Abschnitt schließe, verweise ich darauf, dass ich auf den Verwendungszweck als Nahrungsmittel sofort eingehe, während die Bereiche Kleidung und Wohnen später abgedeckt werden.

„Some of his flesh was cooking at a fire outside the tents, the *toldos* themselves were composed of his pelts, the ponchos which some of the women were weaving were made from his wool, the boots were formed of his neck-skin, some of the horse-gear of his hide, the men's *capas* of his skin, while dogs, men, and women alike were fattened upon the food he provided. (Prichard 1902:83f.)

Ernährung: Guanakos

Die Patagonier schlachteten ein Tier, das einem wilden Esel ähnelte und das sie halb gebraten ohne Beilagen oder Getränke servierten, schrieb der etwas erstaunte Maximilianus Transylvanus (1520/1962:283)

Fernberger (1621/1972:68) kam auch in den Genuss dieses Tieres, denn als die Indianer die Fremden sahen, liefen sie vor ihnen weg, wobei einer von ihnen „sein rind fallen [ließ], welches ich hernach dem atmiral gab, und schmäckh ser starkh nach bißen“, d.h. nach Moschus.

Bei diesem „wildem Esel“ oder „dün rint“ handelte es sich um das Guanako, das Grundnahrungsmittel der Tehuelche. Mit Guanakofleisch kamen alle Besucher der Patagonier in Berührung: Seefahrer wie Jorge Barne, Philipp King, Mac Douall, Dumont D'Urville, der Siedlungsgründer von San Julian Antonio Viedma, Missionare wie Arms und Coan, später Schmid und Borgatello, Gefangene wie Bourne, Forscher wie Musters, Moreno, Lista.

Der Geistliche Don Johan de Areyçaga beschrieb, wie ein Patagonier ohne Anzeichen von Erschöpfung ein großes, frisch gefangenes Guanako auf seinem Rücken trug, das die ganze Gruppe unter sich aufteilte. Der Träger bekam das Fell. Die Patagonier aßen das Fleisch roh. Areyçaga erhielt ein etwa zwei Pfund schweres Stück, legte es aber ins Feuer, um es zu rösten. (Oviedo y Valdes 1526/1852:40f.) Das Tier wurde sofort nach dem Schlachten gehäutet und hastig

in Stücke geteilt, informierte King (1827/1939:92f.), so dass das Fleisch zwar nicht besonders appetitlich aussah, jedoch ausgezeichnet schmeckte.

Mac Douall, ein Reisegefährte Kings, sah an der Außenseite der Zelte der Patagonier Köpfe und Schultern der erst vor kurzem getöteten Tiere hängen. (Mac Douall 1833:157) An den Pfählen vor den Zelten hingen Stücke von Guanakofleisch. Die Indianer hielten bei Appetit ein Stück Fleisch ins Feuer, verzehrten es jedoch oft halb roh, meinte Dumont D'Urville (1838/1842:154)

Untereinander verteilten die Patagonier ein Guanako so, dass der Fänger die beste Hälfte für sich behielt und den Rest an die anderen abtrat. Lunge, Herz, Leber, Nieren, Fett und Markknochen wurden zuweilen roh gegessen. (Musters 1873:83) Die Patagonier liebten es, Leber, Lungen, Nieren, Herz in rohem Zustand zu verzehren. Sie hielten es für einen besonderen Luxus, wenn sie diese Innereien noch warm aus dem Tier speisen konnten. Das Blut war für sie ein süßes Getränk. (Coan 1833/1880:119) Als Musters zwei junge Guanakos tötete, bat ihn Tankelow, das Fell nicht abzuziehen, denn das Blut würde für die Frauen und Kinder ein hoher Genuss sein (Musters 1873:149).

„Das Fleisch des jungen Guanaco ist zwar etwas geschmacklos und weich, aber das Blut hat einen angenehmeren Geschmack als das Blut des erwachsenen. Auch das Lab oder die Milch, die, zu einer Art Käse geronnen, sich in den Eingeweiden findet, gilt für einen Leckerbissen.“ (Musters 1873:149f.)

Der Verzehr des warmen Blutes, des rohen Fettes und der rohen Innereien dürfte zu der Behauptung beigetragen haben, dass die Tehuelche rohes Fleisch aßen. Das stimmte aber laut Musters (1873:186) und Prichard (19023:87) nicht mit den Fakten überein.

Im allgemeinen erlegten die Tehuelche nicht viele Guanacos, sie taten das nur, wenn sie lang an einem Orte blieben, wenn ein Indianer besondere Lust zum Blutvergießen hatte oder wenn Strauße, deren Genuss sie stets den Vorzug gaben, selten waren (Musters 1873:84). In der Zeit, wo die jungen, teilweise noch ungeborenen Guanakos wegen ihres geschmeidigen Felles getötet wurden, erlegten die Tehuelche, längere Zeit auf einem Platz verbringend, zahllose. Die Markknochen eines getöteten, trächtigen Guanakoweibchens zählten dann zu den begehrten Leckereien, die sie ihren Frauen und Kindern brachten. Das Fleisch des

ausgewachsenen Guanakos ähnelte im Geschmack dem Hammelfleisch, das des jungen Guanakos dem Kalbfleisch, teilte Musters (1873: 141,137) mit.

Zur „*guanaco chico season*“ weilte De la Vaulx (1901:244f.) bei den Tehuelchen. Was er dabei an Essensgewohnheiten beobachtete, fand er abstoßend. Wenn sie bei diesen großen Jagden ihre Opfer betäubt hatten, zerschlugen sie ihnen die Knochen und schlürften sozusagen als Vorspeise das Mark aus den Knochen. Sofort danach bereiteten sie eine Mischung aus den noch warmen Lungen, Herzen und Lebern der Tiere, die sie in kleine Stücke schnitten, salzten und im Handumdrehen aufsaugten, wobei ihnen die Knochengehäuse als Teller dienten.

Ähnliches schilderte Radboone. Vor solch einer Jagd nahmen die Tehuelche Maté amargo zu sich und ein kleines Stück von gebratenem Fleisch, das sie churrasco nannten. Sie steckten keinerlei Proviant für den Mittag zu sich. Wenn sie hungrig waren, öffneten sie ein kleines Guanako, nahmen das Innere heraus und ließen es geöffnet auf seinem Rücken liegen. So diente es als eine große Schüssel. Dann schnitten sie die Leber, das Herz und die Nieren und nahmen aus einer kleinen aus dem Nacken des Straußes gemachten Tasche, die sie immer bei sich trugen, Salz und Pfeffer, wenn sie letzteren hatten, vermischten alles zusammen mit dem Blut und verspeisten dieses gute Mahl. Zuerst war Radboone überzeugt, dass er so ein Gericht nie essen könnte, doch mit der Zeit wusste er diese Speise zu schätzen, denn sie machte einen nach den langen, anstrengenden Läufen beim Jagen wieder frisch und stark. Auch nach ausgiebigen Trinkgelagen stärkten die Indianer sich mit dieser Kost, wobei es ihnen egal war, ob sie junge oder ausgewachsene Tiere vertilgten. Die Innereien des Straußes aßen sie genauso. Sie schmeckten zwar besser, aber der Strauß konnte manchmal Würmer haben, während das beim Guanako nicht der Fall war. (Radboone in Childs 1936:163f.)

Wäre das Guanako mit soviel Fett versorgt wie der Strauß, das Leben der Tehuelche wäre idyllisch gewesen. Aber das reichliche Fleisch dieses Tieres war leider mager, bedauerte Prichard (1902:107).

Die Tehuelche aßen das Fleisch der Guanakos gebraten, die Innereien und das Blut verzehrten sie roh, wenn möglich noch im warmen Zustand. Außerdem kannten sie, entgegen der Behauptung einiger, eine ihrer wandernden

Lebensweise angemessene Konservierungsmethode, die ihnen bei Bedarf zur Überbrückung des ärgsten Hungers verhalf, wobei das getrocknete Fleisch kaum Platz in Anspruch nahm.

Vorratswirtschaft - Charqui

Entgegen der Meinung von Lopez Vaz /1578/1904:256), dass die Tehuelche keinerlei Lebensmittelproviant kannten, sondern nur das aßen, was sie unmittelbar bei der Jagd erlegt hatten, wussten sie ihr Fleisch zu konservieren. Nach Coan, der leider kein genauer Beobachter war, verwendeten die Eingeborenen dafür kein Salz, obwohl es im Inneren des Landes Salzvorkommen gab und die Tehuelche den Geschmack des Salzes sehr schätzten. Da die Luft aber kalt und rein war, hielt sich das Fleisch, im Wind hängend drei Tage. Hatten die Indianer genügend frisches Fleisch, zerrissen, räucherten und zerstampften sie es in eine Art patagonischen „Pemmican“. Das bewahrte sie bei starken Stürmen, starkem Schneefall oder wenn sie keinen Jagderfolg aufweisen konnten, vor dem ärgsten Hunger (Coan 1880/1833:84). Auch Schmid (1860:212) schrieb: Wenn es genügend Fleisch im Lager gab, schnitten die Frauen lange, dünne Stücke von den hinteren Teiles des Tieres ab und hängten sie zum Trocknen auf. Dieses getrocknete Fleisch wurde auf die übliche Art gebraten und mit Straußenfett vermischt, gegessen.

Musters (1873:165) erlebte, wie die Frauen ihren Männern, nachdem diese zwei Tage hintereinander kein Jagdglück hatten, zur Erholung eilig etwas Charqui aushändigten. Auch Lady Dixie wurde dieser „*pemmican*“ angeboten, weil die Indianer, die schon drei Tage nicht jagen waren, kein Frischfleisch hatten. Sie traute dieser Speise aber nicht und verzichtete zunächst darauf. Zu guter Letzt erstand ihre Reisegesellschaft neben Bein und Brust eines Straußes doch ein kleines Stück sonnengetrockneten Guanakofleisches. (Dixie 1880:71)

Ein Stück Charqui vom Guanako mit Straußenfett vermischt erhielt De la Vaulx. Dazu tranken alle, in einer Ecke des Toldo auf einem Lager aus Fellen um das Feuer sitzend, Maté. (De la Vaulx 1901:164)

Über die nördlichen Gruppen schrieb Guinnard 50 Jahre früher: Wenn sie weiter ritten, nahmen sie keinen Proviant mit sich. Pferde und Bolas waren ihnen genug.

Nur die größten Schlemmer legten zwischen die Häute, die sie als Sättel benutzten, eine kleine Menge *angnime-hilo*: dünne Scheiben von gesalzenem und in der Sonne getrocknetem Fleisch, das sie mit *yéouine*, einer Mischung von Pferde- und Stierfett, zu sich nahmen. Die Ärmsten führten nur ein wenig *chassi-cofquet*, „a sort of loaf of salt, baked in dung-ash after having been ground and kneaded with sweet herbs, which they lick only from time to time as the experience hunger or thirst“. (Guinnard 1856/187:180)

Schon ein wenig vom „Charqui“ genügte nach Musters, um den ärgsten Huger zu stillen. Er lieferte auch gleich das Rezept der Zubereitung. Die Schenkel des Guanaco

„werden in der Regel, wie man es auf Spanisch nennt, ‚charquirt‘, (=gedörft, eig. Anm.) das heißt, das Fleisch wird in dünnen Scheiben abgeschnitten, ein wenig mit Salz bestreut und in der Sonne getrocknet. Wenn es durch und durch trocken ist, wird es in der Asche geröstet, zwischen zwei Steinen zerstoßen und mit Strauß- oder anderem Fett vermischt. Dies ist, wie der Pemmican, ein sehr nützliches Präparat, wenn man eine lange Reise macht; es nimmt nicht viel Raum ein, läßt sich daher leicht fortbringen, und eine bloße Hand voll stillt den Appetit.“ (Musters 1873:84)

Strauß – Rhea americana und Rhea darwinii

Die zweitwichtigste Subsistenzgrundlage und zugleich die am meisten geschätzte Speise stellte dieser Vogel für die Tehuelche dar, den man in zwei Ausprägungen antraf, der größeren Rhea americana und der kleineren Rhea darwinii, die ihren Namen von Darwin selbst erhalten haben dürfte. Denn am Ende seiner Beschreibung dieses Vogels wies der Forscher auf den Lebensraum dieser beiden Arten mit dem folgenden Satz hin:

„Zum Schluß will ich noch bemerken, daß Struthio Rhea das Land des Plata bis etwas südlich vom Rio Negro (41° südlicher Breite) bewohnt, während Struthio Darwinii im südlichen Teil von Patagonien heimisch ist; die Ebenen am Rio Negro sind das Übergangsgebiet.“ (Darwin 1833/1909:5&)

Den Vogel möchte ich im wesentlichen mit den trefflichen Worten der beiden Forscher Darwin und Musters vorstellen. Der Erstgenannte lernte die größere Art in der Gegend des Plata kennen und stellte fest:

„Die Einwohner des Landes unterscheiden selbst in ziemlicher Entfernung den männlichen Vogel sofort von dem weiblichen. Der erstere ist größer und dunkler gefärbt und hat einen größeren Kopf. Der Strauß, meiner Meinung nach der

männliche, stößt einen eigentümlichen, tiefen, zischenden Laut aus. Als ich ihn zum ersten Male in der Mitte einiger Sandhügel hörte, glaubte ich, er rühre von einem wilden Tiere her, denn es ist ein Laut, bei dem man nicht weiß, woher und aus welcher Entfernung er kommt. Als wir in den Monaten September und Oktober in Bahia Blanca waren, fanden wir die Eier in außerordentlich großer Zahl über das ganze Land verbreitet. Sie liegen entweder zerstreut und einzeln –dann werden sie niemals ausgebrütet; die Spanier nennen diese Huachos –, oder sie liegen in seichten Mulden beisammen, die das Nest bilden. Von den drei Nestern, die ich gesehen habe, enthielten drei je 22 und das vierte 27 Eier. Auf einem Jagdzug von einem Tage wurden 64 Eier gefunden und 44 davon stammten aus zwei Nestern, die übrigen 20 waren Huachos. Die Gauchos versichern einstimmig, - und es ist auch kein Grund vorhanden, an ihrer Angabe zu zweifeln - , daß der männliche Strauß die Eier allein ausbrütet und die Jungen dann noch einige Zeit begleitet. Wenn das Männchen auf dem Neste sitzt, hockt es sich ganz zusammen; ich bin selbst einmal beinahe über eines weggeritten. Es wird behauptet, daß sie in dieser Zeit gelegentlich wild und selbst gefährlich seien, und daß man wisse, wie sie selbst einen Mann zu Pferde angreifen und nach ihm zu stoßen und auf ihn zu springen versuchen. [...] Die Gauchos behaupten einstimmig, daß mehrere Weibchen ihre Eier in ein Nest legen. Man hat mir bestimmt versichert, daß vier oder fünf weibliche Vögel gesehen worden sind, wie sie am hellen Tag einer nach dem anderen zu demselben Nest gegangen sind.“ (Darwin 1909/1833:54f.)

Auf einen weiteren Unterschied neben der unterschiedlichen Größe zwischen den beiden Rheas machte Musters aufmerksam, der kleinere Strauß war heller und breitete beim Laufen seine Flügel nicht aus.

„Die *Rhea Darwinii*, von den Indianern ‚Mekyusch‘ und von den Spaniern Avestruz oder Strauß genannt, ein Name, mit welchem dieser Vogel allgemein bezeichnet wird, gehört bloß Patagonien an; [...] Die *Rhea Darwinii* ist ein Spielart der *Rhea americana*, die in den argentinischen Provinzen entre Rios und Santa Fé gemein ist.[...] Der Hauptunterschied zwischen den beiden Arten liegt darin, daß die patagonische *Rhea Darwinii* kleiner ist und hellere Farbe hat als die amerikanische *Rhea* (oder der Nandu). Die patagonischen Strauße sind sehr schnell zu Fuße und schließen im Laufe die Flügel an, während die andere Art dieselben stets ausbreitet. Auch die patagonischen laufen immer in gerader Linie, außer wenn sie das Nest verlassen, wo sie dann, wahrscheinlich damit man ihrer Spur nicht nachgehen solle, Umwege machen.“ (Musters 1873:138)

Darwin geht in den folgenden Ausführungen auf die *Rhea darwinii* ein, die ihm als Avestruz Petise vorgestellt wurde, wobei er schildert, dass er den Unterschied zunächst gar nicht erkannte.

„Als ich mich am Rio Negro im nördlichen Patagonien aufhielt, hörte ich die Gauchos wiederholt von einem sehr seltenen Vogel sprechen, den sie Avestruz Petise nannten. Ihrer Beschreibung nach ist er kleiner als der gemeine Strauß (der

dort sehr häufig ist), ihm aber im allgemeinen sehr ähnlich. Sie sagten, seine Farbe sei dunkel und gefleckt, seine Beine seien kürzer und weiter hinab befiedert als beim gewöhnlichen Strauß. Er werde mittels der Bolas leichter gefangen als die anderen Arten. Die wenigen Einwohner, die beide Arten gesehen hatten, versicherten, daß sie sie schon aus großer Entfernung unterscheiden könnten. Die Eier der kleinen Art schienen im allgemeinen bekannter zu sein; man bemerkte mit Überraschung, daß sie sehr wenig kleiner waren als die der Rhea, in der Form aber etwas verschieden waren und einen Stich ins Blaßblaue hatten. Diese Art kommt an den Ebenen um den Rio Negro sehr selten vor; aber ungefähr anderthalb Grad südlicher ist sie ziemlich häufig. Als wir in Port Desire in Patagonien (48° südlicher Breite) waren, schoß Mr. Martens einen Strauß; ich sah ihn mir an, vergaß aber in der unerklärlichsten Weise die ganze Erzählung von den Petises und hielt ihn für einen noch nicht ganz ausgewachsenen Vogel der gewöhnlichen Art. Er wurde gekocht und gegessen, bevor mir die Erinnerung zurückkehrte. Glücklicherweise waren Kopf, Hals, Beine, Flügel, viele der größeren Federn und ein großer Teil der Haut aufgehoben worden.[...] Unter den patagonischen Indianern an der Magellanstraße fanden wir einen Halbindianer, der einige Jahre lang mit dem Stamm gelebt hatte, aber in den nördlichen Provinzen lebte. Ich fragte ihn, ob er jemals etwas von dem Avestruz Petise gehört habe. Er antwortete: „In diesen südlichen Ländern gibt es gar keine anderen.“ (Darwin 1909/1833:55f.)

Musters ging mit den folgenden Worten auf den Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in Farbe, Größe und Schnelligkeit ein.

„Das Männchen wird dritthalb Fuß hoch und ist von dem Weibchen dadurch zu unterscheiden, daß seine Farbe ein wenig dunkler und der Vogel größer und stärker ist; doch erfordert es ein geübtes Auge, um in einiger Entfernung den Unterschied herauszufinden. Das Männchen ist auch schneller. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus kurzem Gras und den Samen verschiedener Sträucher, aber vorzugsweise aus zartem Gras.“ (Musters 1873:138f.)

Die von Darwin mit etwas Verwunderung vorgebrachte Tatsache, er stützte sich auf die Berichte der Gauchos, dass die Männchen die Eier von mehreren Weibchen ausbrüteten, konnte Musters aus eigener Anschauung bezeugen.

„Sie huldigen der Polygamie; ein Männchen gesellt sich zu fünf bis sechs Hennen, die sämtlich ihre Eier in dasselbe Nest legen – ein in die Erde gekratztes Loch, das gegen dritthalb Fuß im Durchmesser hat. Frühzeitig im September fangen sie an zu legen; die Zahl der Eier beträgt in jedem Nest zwanzig bis vierzig, oder auch noch mehr.“ (Musters 1873:139)

Dabei sitzt das Männchen, das in dieser Zeit erschreckend mager wird, nicht nur auf den Eiern, sondern übernimmt nach dem Ausschlüpfen auch die Aufsicht über die Brut.

„Die Jungen laufen sofort oder doch kurze Zeit nachdem sie aus der Schale gekrochen sind, haben auf dem Rücken Flaumfedern von graulich-schwarzer und an Brust und Hals von weißlicher Farbe. Ihr Geschrei gleicht den Silben pi, pi, pi, wenn man sie scharf und schnell anspricht. Das alte Männchen stellt sich, wenn Gefahr droht, als wäre es verwundet; es will dadurch, wie andere Vögel, die Aufmerksamkeit des Jägers ablenken, damit seine Brut sich im Grase verbergen und retten kann.“ (Musters 1873:139f.)

Zu seiner vollen Größe wächst der Strauß erst im zweiten Jahre nach der Geburt aus, auch sein volles Gefieder erhält er erst dann und von den Indianern wurde er, außer bei Nahrungsmangel, auch erst dann verfolgt.

Jagd auf Strauße

Den Mitreisenden von Francis Drake wurden die Beine vom Vogel Strauß, deren Fleisch nach Francis Fletcher (1578/1926:111) jedem Wild entsprach, während er das restliche Fleisch zu trocken und knöchern befand, am häufigsten angeboten. Die Tehuelche jagten die Strauße, indem sie sich Eigenschaften der Tiere wie ihre Neugierde oder ihren Eigensinn, immer in die andere Richtung zu gehen, als ihnen angezeigt wurde, zunutze machten. Die „Riesen“ (Fletchers Ausdruck für die Patagonier) legten sich mit ihren Bogen und Pfeilen, Knüppeln und Fallstricken in einer engen Passage zwischen zwei Hügeln oder in einem Holzdickicht auf die Lauer, während ein Mann die Tiere in diese Enge trieb, indem er sie scheinbar immer in die Gegenrichtung lockte. Er war zu diesem Zweck wie ein Strauß maskiert, bewegte und benahm sich auch dementsprechend. Waren die Tiere in die gewünschte Falle gelockt, fielen die Beteiligten über sie her – Männer, Frauen und Hunde – und gaben ihnen keine Möglichkeit zur Flucht. (Fletcher 1578/1926:112f.)

Unter Zuhilfenahme ihrer Hunde – und sie besaßen viele Hunde – jagten die Tehuelche den Strauß, aber ohne die Hilfe ihrer Bolas, schrieb Despard noch 1845 (1852:90), während D’Orbigny (1829/1839-43:193) die Straußenjagd schon in Form der Treibjagd erlebte. Die Indianer versuchten nun, die Beine der Tiere mit ihren Bolas zu umwickeln und zu Fall zu bringen. Das Jagdfeld bot einen eigentümlichen Anblick: die verstörten Tiere flüchteten wie der Wind vor ihren

Verfolgern, diese galoppierten in alle Richtungen, die einen Freudenschrei ausstoßend, die anderen applaudierend, im Augenblick war die Landschaft, die noch kurz davor Ruhe und Frieden ausstrahlte, voller Leben.

Die Indianer jagten erst den ausgewachsenen, ungefähr zwei Jahre alten Strauß; jüngere Tiere verfolgten sie nur, wenn Nahrungsmangel herrschte. (Musters 1873:140) Es konnte aber passieren, dass die Jäger bei der Jagd auf Guanakos, deren Fleisch bemerkenswert mager ist, diese Tiere plötzlich unbeachtet ließen, wenn sie einen Strauß erblickten, dessen fettes Fleisch sie besonders schätzten. (Schmid in Marsh 1860:223)

Es war aber nicht leicht, diese Vögel überhaupt aufzustöbern, denn sie waren äußerst vorsichtige Tiere: „...ich glaube, sie konnten einen Menschen schon sehen, wenn er noch zu weit entfernt war, um sie zu unterscheiden“, erwähnte Darwin (1833/1909:56) und Musters bestätigte dies und beschrieb darüber hinaus das sprichwörtliche Verhalten dieser Tiere, bei Gefahr den Kopf in den Sand zu stecken.

„Wenn sie beunruhigt werden, laufen sie augenblicklich in großer Eile davon; sie haben ein sehr scharfes Gesicht. Begegnen ihnen auf ihrer Fluchtlinie Reiter, oder verstellen sie ihnen den Weg, so werfen sie sich nicht selten auf die Erde und ducken sich so platt nieder, daß man sie, da die grauliche Farbe ihres Gefieders genau dem fast allgemeinen Anblick der Pampas Patagoniens gleicht, kaum von den ringsum liegenden Felsblöcken unterscheiden kann.“ (Musters 1873:139)

Im Winter nutzten die Indianer eine Unfähigkeit der Strauße für den Fang. Sie jagten die Vögel, die zwar keine Schwimmhäute hatten, aber dennoch gut über einen Fluss schwimmen konnten, ins Wasser,

„wo ihnen vor Kälte die Beine erstarren; sie werden dann durch die Strömung an das Ufer getrieben und, weil sie sich nicht von der Stelle bewegen können, mit leichter Mühe gefangen. Auch bei Schneewetter bekommt man sie leicht, weil der Glanz des weißen Schnees ihre Augen anzugreifen scheint und ihr Gefieder durch die Nässe ohne Zweifel schwerer wird.“ (Musters 1873:139)

Trotz ihrer vielen Feinde – Mensch, Puma, Fuchs, Kondor, Adler und Falke - war die Rhea Darwinii in großer Menge vorhanden „und würde, wenn ihre Zahl nicht von den Indianern und anderen Feinden einigermaßen verringert würde, das ganze Land überschwemmen“, meinte Musters (1873:140)

Nutzung der Strauße

Auch dieses Tier nützten die Tehuelche zur Gänze. Am ausführlichsten wusste das Musters (1873:138) darzulegen:

- „Für die Indianer hat dieser Vogel in vielen Beziehungen einen unschätzbaren Werth. Außerdem, daß er ihnen ihre liebste Speise liefert,“
- „werden aus den Sehnen der Beine Schnuren zu Bolas verfertigt;“
- „der Nacken wird als Beutel zu Salz oder Tabak benutzt;“
- „die Federn werden gegen Tabak oder andere nothwendige Bedürfnisse umgetauscht;“
- „das Fett von Brust und Rücken wird ausgelassen“
- „und in Schläuchen verwahrt, die aus der Haut gemacht werden;“
- „das Fleisch ist nahrhafter und die Indianer essen es lieber als das Fleisch aller anderen Thiere, die sich im Lande finden,“
- „und die Eier bilden während der Monate September, Oktober und November das Hauptnahrungsmittel.“

Vor allem die Federn des Vogels brachten den Indianern im Handel einiges ein, weshalb sie sie in den Toldos sorgfältig sammelten; das Knochenmark der Beine konnten sie laut Musters auch umsetzen und aus den Bälgen der mageren Weibchen, deren Fleisch sie allerdings liegen ließen, fertigten sie Mäntel, die sie in den Ansiedlungen verkauften.“(Musters 1873:140)

„Ihre Schwungfedern kommen in den Handel, und in Buenos Ayres wird gegenwärtig das Pfund mit einem Dollar bezahlt. Das Mark aus den Knochen der Beine wird, wie ich glaube, zur Verfertigung von Pomade benutzt und war früher, wenn nicht noch jetzt, in Buenos Ayres hoch geschätzt.“ (Musters 1873:138)

Einen Nachteil hatten die Tiere allerdings: in der Brutzeit wiesen sie viel Ungeziefer auf, das auch in die Toldos und Guanaco-Mäntel der Indianer kroch und zu einer ungeheuren Plage wurde. (Musters 1873:140)

Musters' Beobachtungen, dass die Sehnen der Vögel zum Zusammennähen der Quillangos, aber auch für andere Zwecke dienten, und dass die Schwingflügel in der chilenischen Kolonie, d.h. in Punta Arenas gehandelt wurden, um von dort nach Valparaiso verschifft zu werden, wo man aus ihnen Staubwedel herstellte, konnte Schmid (in Marsh 1883:223f.) schon einige Jahre früher wahrnehmen. Auch das Sammeln von Fett im Spätsommer und Frühherbst als Vorrat für den Winter registrierte der Missionar.

„In the months of February, March, and April, they kill all the ostriches they can find, in order to replenish their larder for the ensuing winter. The fat thus collected they put into a bag made of the skin of an ostrich. These are renewed every year. It takes the fat of five or six ostriches to fill one of these bags, each weighing about thirty pounds, and a family, the head of whom can boast of four or five horses for his own use, and therefore more efficient means for hunting ostriches than others, may have five or six of these bags.“ (Schmid in Marsh 1883:223f.)

Bei Schmid sammelten die Tehuelche das Fett in Taschen, bei Musters in Schläuchen, eigentlich nur unterschiedliche Begriffe. Als die Indianer und Musters in Geylum oft Hunger litten, entdeckten dieser und Casimiro während des Jagens in der Erde ein Loch, in dem etwas in Häute eingewickelt und zusammengebunden lag. Casimiro erkannte dies als Reserve der dort lebenden Indianer, die an verschiedenen Stellen Schläuche mit Fett und Lebensmitteln deponierten (Musters 1873:234). Fitz-Roy (1833/1839:150) meinte zu diesem Punkt, dass die Indianer das Fett der Stuten und Strauße zusammenkochten und in Blasen aufbewahrten.

Jedenfalls wurde dieses Fett mit dem getrockneten „charqui“ zusammen verspeist.

Das Fett gehörte zu den Lieblingsgenüssen der Patagonier, hatte aber auch andere Funktionen zu erfüllen. Vermischt mit Erdfarben diente es sowohl als Körperschutz und –schmuck als auch zum Bemalen der Quillangos.

Ernährung: Strauß

Der Strauß bildete nach dem Guanako die wichtigste und vor allem die beliebteste Nahrungsquelle der Tehuelche. Schon am Beginn seiner Reise auf dem Weg nach Santa Cruz brachten Indianer dem Engländer Musters als Geschenke Strauß- und Guanakofleisch. Der Straußenmagen galt dabei als Leckerbissen. (Musters 1873:38) Hauptsächlich an die Beschreibungen dieses genauen Kenners will ich mich in diesem Abschnitt halten.

„Vom Strauße wird das Meiste gegessen; der Magen, der so groß ist, daß er beide Hände füllt, wird sorgfältig gekocht, indem man einen heißen Stein hineinsteckt, und gebraten; auch die Augen werden ausgesogen und die Därme verschlungen. Sind aber die Vögel mager, so werden sie bloß abgabalgt und dann den Pumas überlassen.“ (Musters 1873:84)

Erschreckend mager werden die Männchen beim Brüten und Aufziehen der Jungen, während die Weibchen, die im Frühling am magersten sind, in dieser Zeit

zunehmen und somit die Indianer mit gutem fetten Fleisch versorgen konnten. (Musters 1873:140)

In ihre Lager brachten die Patagonier selten einen ganzen Strauß, von den Monaten Februar, März und April abgesehen, weil sie gewöhnlich Teile desselben im Feld zubereiteten, indem sie das Tier mit heißen Steinen füllten und in der heißen Asche brieten. In 10 bis 15 Minuten war das Fleisch des Vogels angenehm zart und saftig. Jeder Anwesende bekam eine Scheibe vom Fett, aber der Verteiler reservierte einiges für seine Familie. (Schmid 1860:224) Die Nahrung wurde prinzipiell geteilt. Genaueres zu diesem Punkt ist im mit „Sharing“ bezeichneten Abschnitt nachzulesen.

Eine ausführliche Beschreibung über die Zubereitung des Straußes lieferte Musters, eine Bestätigung findet man bei Bourne(1853:42f.).

„Wenn die Jagd vorüber ist und die Vögel zerlegt und getheilt sind, wird ein Feuer angemacht, und während Steine heiß werden, wird der Strauß gerupft; die Flügelfedern werden sorgfältig mit einem Stück Sehne zusammengebunden. Dann wird der Vogel auf den Rücken gelegt und ausgeweidet; die Beine werden sorgfältig abgehäutet und der Knochen herausgenommen, so daß die Haut bleibt; hierauf wird der Leib in zwei Hälften zerlegt, und nachdem aus der unteren Hälfte das Rückgrat herausgezogen und das Fleisch in dünne Stücke zerschnitten worden ist, so, daß man die erhitzten Steine in die Einschnitte hineinlegen kann, wird sie mit der Haut der Beine, wie ein Sack, fest zugebunden und ein kleiner Knochen hindurchgesteckt, damit Alles straff bleibt; so wird sie auf die glühende Asche des Feuers gestellt, und wenn sie beinahe gar ist, wird eine helle Flamme angezündet, damit das äußere Fleisch vollständig brät. Während des Bratens muß sie oft gewendet werden, damit sie auf allen Seiten sicher durchbrät. Wenn sie gut ist, wird sie vom Feuer genommen. Dann schneidet man den oberen Theil weg, zieht die Steine heraus und findet, daß Brühe und Fleisch köstlich gekocht sind. Die Betheiligten, in der Regel zu Zweien oder Vieren, setzen sich um das Gericht herum und essen das Fleisch, wobei sie es in die Brühe tunken. Der Hintertheil, der (wenn der Strauß in gutem Zustande ist) fast ganz aus Fett besteht, wird hierauf getheilt; Jeder bekommt ein Stück und hebt es als Leckerbissen für Frauen und Kinder auf. Wenn die Kopf- und Brusthälfte gebraten werden soll, wird der Knochen nicht herausgezogen, aber die Flügel werden so gewendet, daß sie in die Brusthöhle zu liegen kommen, und letztere wird mit erhitzten Steinen angefüllt und mit der Hälfte der Haut von den Beinen, die der Länge nach durchschnitten worden sind, zugebunden, nachdem man auch noch Stücke Fleisch von den Beinen in die Brusthöhle gesteckt hat. Das Fett der Brust wird unter die am Heerde befindliche Gesellschaft getheilt; der Eigenthümer behält allemal Nichts oder nur ein sehr kleines Stück für sich, da ihm ja die Anderen, die an demselben Feuer braten, eine Masse geben. Den größten Antheil bekommt in der Regel der Cacique, oder wenn er nicht zugegen ist, die besten Freunde des Eigenthümers.“ (Musters 1873:84)

Das Fett gehörte, wie schon öfter betont, zu den Lieblingsgenüssen der Patagonier, sie bedurften in dem rauhen Klima ihres Landes allerdings auch dieses Leckerbissens, aber auch dem nahrhaften Fleisch des Straußes gaben die Indianer den Vorzug vor dem Fleisch aller anderen Thiere, die sich im Lande befanden.

„Das Fett von Brust und Rücken wird ausgelassen und in Schläuchen verwahrt, die aus der Haut gemacht werden (diese wird während der Frühlingszeit abgezogen, wo die Weibchen, wie alle patagonischen Thiere, den Puma ausgenommen, mager sind);“ (Musters 1873:138).

Zum Auslassen des Fettes verwendeten die Tehuelche bei Musters Reise (1871:199) bereits Eisentöpfe.

Während der Monate September, Oktober und November bildeten die Eier das Hauptnahrungsmittel der Tehuelche, die in jedem Zustande, frisch oder alt, gegessen wurden. (Musters 1873:138,140) Die ersten Straußeneier des Jahres fand die Gruppe um den 10. September und bereitete sie folgendermaßen zu:

„Das Ei wird, nachdem man oben ein Loch hineingebrochen hat, aufrecht gestellt; durch das Loch wird ein schwaches Stückchen Holz hineingesteckt und mit demselben das Dotter und Weiße umgerührt; dabei wird ein wenig Salz hineingeworfen und das Ei gewendet, um sicher zu sein, daß es auf allen Seiten gleichmäßig gar wird; das Resultat ist ein in der Schale befindlicher Eierkuchen von höchst appetitlichem Geschmack.“ (Musters 1873:97)

Einmal erlegte die Jagdgruppe einen männlichen Strauß, der auf einem Nest mit 24 Eiern saß (Musters 1873:114), ein andermal, als alle ziemlich ausgehungert waren, fand Tankelow einen Strauß und sein Nest,

„die Eier aus demselben, ungefähr dreißig Stück, vertheilte er, der indianischen Sitte gemäß, unter diejenigen, die herbeikamen, ehe das Nest ausgenommen war; unter diesen Glücklichen befand auch ich mich; denn da ich ihn nach der Stelle hineilen und das Straußmännchen aufstehen sah, über dies gut beritten war und übermäßigen Hunger hatte, so war ich Einer der Ersten, die bei dem Neste anlangten.“ (Musters 1873:98)

Pferd

Das durch die Spanier im Jahr 1535 eingeführte Pferd fand in den Ebenen rund um Buenos Aires fruchtbaren Boden und konnte sich ungestört vermehren, aber mehr trug wahrscheinlich die zweite Gründung von Buenos Aires unter Juan de Garay im Jahr 1580 zur Ausbreitung von Pferden und Rindern bei. Die Spanier brachten für die Eigenversorgung ungeheure Mengen von domestizierten Tieren in das Land. Ab 1540 tauchten aber im Westen der Pampas und im Norden der Provinz Neuquen Pferde auf. Bei diesen handelte es sich nach Martinic (1995:73) um Tiere, die von Mapuches aus Chile über die Kordillere eingeführt wurden. Aber es gab noch mehrere Gegenden, in denen Pferde zu holen waren.

„Die Siedlungen in Santa Fé, Cordoba, Mendoza und San Luis, deren Anlage noch auf das 17. Jahrhundert zurückgeht, bildeten genügend Berührungspunkte für die Bevölkerung des Pampagebietes, um das Pferd als Reittier kennenzulernen. Diese Siedlungen waren seit ihrer Gründung ständigen Überfällen durch die indianische Bevölkerung aus ihrer Umgebung und aus dem Pampagebiet ausgesetzt. Dazu kamen die Kriegszüge der Abiponen, deren Pferde nach ihrer eigenen Angabe aus dem Gebiet von Santa Fé stammten. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kamen Pferde aus Peru in das Gebiet von Tucuman. 1569 brachte Juan Torres de Vera y Aragon zur Unterstützung der Kolonien im nordöstlichen Argentinien Pferde- und Rinderherden über die Anden. Auf diese Tiere gehen nach Friederici die gesamten Rinder- und Pferdebestände des Pampagebietes zurück.“ (Liedtke 1984:164f.)

Zwischen 1570 und 1580 eigneten sich die „araucanischen Stämme östlich der Kordillere in Anpassung an die spanische Kriegstaktik das Pferd an“, schrieb auch Wolfgang Liedtke in seinem interessanten Artikel. Im Laufe des 17. Jahrhunderts fing die indianische Bevölkerung des gesamten Pampagebietes im Süden der heutigen Provinz Buenos Aires die Pferde ein. Die Tehuelche bemächtigten sich ab der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts des Pferdes. (Liedtke 1984:165)

Aber schon 1621 sah Diego Flores de León beim See Nahuelhuapi Poyas im Besitz vieler Pferde. Beim Puerto Deseado wurde 1699 das Skelett eines Pferdes gefunden und beim Berg Johnny in der sehr südlich gelegenen Region Magallanes fand man 1976 ein Stück bemalter Haut, das mit Hilfe der Radiokarbonmethode auf ein Alter von 350 ± 90 Jahre geschätzt wurde, d. h. es

stammte möglicherweise aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts. Diese Funde geben einen Hinweis, dass das Pferd sich schon früher im Süden Patagoniens etablierte als aus den ersten Schriftquellen hervorgeht. (Martinic 1995:74f.)

Den ersten Augenzeugenbericht über die Nutzung des Pferdes verdanken wir dem Matrosen Isaac Morris, der 1741 weit im Süden der Provinz Buenos Aires an der Küste zurückgelassen und von den Indianern aufgegriffen wurde. Er zog mit ihnen durch ein sehr fruchtbares Land, das voll von wilden Pferden war. Während dieser Durchquerung fiel ihm auf, dass die Indianer nur so lange an einem Ort blieben, als für die Tiere genügend Weideland vorhanden war. (Morris 1741/1927:193,195) Morris Aussage, dass die Indianer in der Sierra de Volcan wilde Pferde fangen, bestätigten die Jesuiten Cardiel (1747/1960:7) und Falkner (1774:39): „There is likewise great plenty of tame horses, and a prodigious number of wilde ones.“

13 Jahre später, im Januar 1754 landete der Lotse Jorge Barne viel südlicher beim Hafen von San Julian und sah dort drei Meilen landeinwärts 150 Indios zu Pferd, einige Tage später fanden sich an der gleichen Stelle sogar 1400 Indios mit ihren Frauen und Kindern ein. Sie hatten genügend schöne, starke Pferde, mit denen sie alles, was sie antrafen, mit ihren Bolas jagten: Guanakos, Strauße, Quirquinchos und andere Tiere. (Barne 1836:21f.)

Im Mai 1766 traf Duclos-Guyot (1769:660) ganz im Süden des Landes in der Magellanstraße sechs berittene Indianer, am 8. Dezember desselben Jahres sah der Franzose Bougainville (1771:131) an derselben Stelle sechs Patagonier in großem Galopp. Die Pferde erinnern ihn an die, die er am La Plata gesehen hatte, ebenso erblickte die Mannschaft von Carterets (1767/1965:315) Schiffsreise einige Tage später mehrere Patagonier zu Pferde. Auch Byron sichtete 1764 „a number of people on horseback“. Männer und Frauen ritten in Begleitung ihrer Hunde. (Byron 1764/1964: 48)

Ungefähr ein Vierteljahrhundert später, als Antonio Viedma mit einigen Spaniern die Gegend von San Julian zu besiedeln versuchte, war das Bild noch unverändert. Im Norden gab es – wie aus dem Bericht des Kaziken Julian, auch Camelo genannt zu erfahren – Indianer, die im Besitz vieler Pferde waren, während im Süden die meisten Leute noch Fußnomaden waren. Viedma brachte

die Erklärungen des Kaziken, die dieser Ende Dezember 1780 abgab, recht ausführlich zu Papier. Die Mitteilung lautete, dass es

- zwei Tagereisen weiter südlich von San Julian eine Niederlassung unter dem Kaziken *Onos* gäbe und
- noch eine weitere Tagereise weiter südlich am Rio Santa Cruz unter dem Kaziken *Cohopan* wieder Leute gab, von denen aber nur wenige Pferde hätten. Mit beiden Kaziken wäre er befreundet.
- Auch im Norden, 25 Tagereisen entfernt, hätte er einen Freund, den Kaziken *Ayzo*, der sehr viele Pferde hätte,
- ebenso wie sein Freund *Cocnoros*, dessen Leute auch sehr viele Pferde besäßen.
- Noch 2 Tagereisen weiter wäre ein Fluss, an dem sein Freund, der Kazike *Camen* zu Hause wäre, auch er mit vielen Pferden.
- Aber weitere 20 Tagereisen entfernt im Norden am Rio Negro, lebten seine Feinde, deren *Kazike Chanel* heiße. (Viedma 1780-83/1837:42)

Am 13. Jänner kamen die Kaziken *Onos* und *Pola* vom Rio Santa Cruz, sie erwiesen sich wirklich als Julians Freunde, und die meisten der Leute gingen zu Fuß. (Viedma 1780-83/1837:43)

Zu *Coopan*, dessen Gebiet sich beim Kap der Jungfrauen befand, gehörten viele Leute, aber die meisten von ihnen gingen noch zu Fuß, die Zelte und Möbel wurden von ihren Hunden getragen. Nur der Kazike und seine Frauen hatten Pferde. Auch die Guanakos jagten diese sehr beweglichen und robusten Leute zu Fuß. – Aber alle oben aufgezählten Gruppen gehörten nach Viedma (1780-83/1837:68) zu einer „Nation“. Sie waren alle Tehuelche.

Das heißt, der 1747 von dem Jesuiten José Cardiel (1953:207) aufgezeigte Unterschied zwischen Indianern "de a caballo" (er meinte damit die nördlicheren Gruppen Patagoniens) und "de a pie" (darunter waren die südlichen Gruppen in der Nähe der Magellanstraße zu verstehen), galt noch immer.

Aussehen der Pferde

Die 14 bis 15 Handbreiten hohen Pferde der Patagonier von spanischer Herkunft schienen gutartig zu sein, allerdings behandelten die Indianer nach Carterets Meinung (1767/1965:321) ihre Tiere eher roh. Dem widersprach Fitz-Roy, zwar schienen die Pferde im Vergleich mit den großen Menschen sehr leicht zu sein, sie trugen diese aber in voller Geschwindigkeit auf der Jagd nach Straußen und

Guanakos auf ihren Rücken – und diese kurzen, schnellen Sprints dürften Carteret roh vorgekommen sein. (Fitz-Roy 1839/1833:136)

Mac Douall (1833:76,71). kamen die Pferde von der Größe englischer Ponys außerordentlich schnell vor.

Diese halb wilden, von spanischen und chilenischen Siedlern gestohlenen Pferde, die neben ihren Zelten den Wohlstand der Patagonier ausmachten, waren in Bourne's Anschauung (1849/1853:32) nicht nur klein, sondern von minderer Qualität. Musters hielt dagegen viel von den patagonischen Pferden, er stellte fest, dass die Pferde der südlichen Indianer im allgemeinen abgehärteter und stärker als die der nördlichen waren. Ihre Größe betrug nur ca. 15 Handbreiten oder etwas weniger, aber sie waren ausdauernd und sehr schnell, obwohl sie häufig ein Gewicht von „über fünfzehn Stein“ trugen. Die Pferde waren zwar spanischen Ursprungs, aber durch die Zeit, das Klima und die verschiedene Beschaffenheit des Landes bedeutend verändert.

„Die geschätztesten Pferde sind jedoch die eingefangenen und gezähmten wilden Pferde; sie unterscheiden sich von den anderen dadurch, daß sie in der Regel größer und schneller sind. [...] Der Farbe nach sind die Pferde verschieden; die aus den wilden Heerden eingefangenen sind gewöhnlich dunkelbraun, schwarz oder braun.“ (Musters 1873:143)

Einfangen wilder Pferde

Den ganzen Sommer verbrachten die Tehuelche, mit denen Isaac Morris unterwegs war, damit, wilde Pferde einzufangen. Zwei, ihm sehr interessant erscheinende Methoden verwendeten sie dazu:

1. Sie warfen eine Peitschenschnur, die an einem Ende eine Schlinge hatte, in voller Geschwindigkeit reitend, über den Kopf des Wildpferdes oder
2. sie ließen einen 12 Fuß langen Riemen aus Pferdehaut, an dessen Enden je eine zwei Pfund schwere Eisenkugel befestigt war, um den Kopf kreisen und warfen ihn sodann um die Beine des gewünschten Tieres, dass es zu Boden fiel, das heißt die Tiere wurden mit der Boleadora eingefangen. (Morris 1741/1927:197,198f.)

Cardiel (1747/1960:7), Falkner (1774:39) und Hilario Tapary (1753/1836:28) bestätigten Morris'Aussage und grenzten das Gebiet auf die Sierra de Volcan ein.

Tapary erlebte allerdings wiederholte Male, dass die Indianer die Pferde anderer Indianer stahlen. Das geschah meistens nachts und manchmal mussten die Diebe daran glauben. (Tapary 1753/1836:28) Jeder Stamm war in den Augen Pinedas (1789/1971:22) beritten und holte sich bei Bedarf in der Gegend südlich von Buenos Aires Nachschub, wahrscheinlich ein Grund für kriegerische Auseinandersetzungen mit den dort ansässigen Gruppen, meinte ein anderes Mitglied der Expedition Malaspina. „Tienen guerra con las Pampas, á quienes roban los caballos de que se sirven, y comercian con los Yndios del Reyno de Chile.“ (De la Peña 1789/1914:11)

Bourne äußerte sich 1849 eher verächtlich darüber, dass die Tehuelche ihre halb wilden Pferde von spanischen und chilenischen Siedlern, aber auch von Lagern anderer Indianer stahlen, was Anlass zu tödlichen Auseinandersetzungen gab. (Bourne 1853:32)

Guinnard, sonst kein ausgesprochener Bewunderer der Indianer, rühmte die Geschicklichkeit, die Unermüdlichkeit und die Ausdauer der Puelches (Gününa Küne) im Umgang mit den Pferden, sie konnten Tage und Nächte galoppieren ohne auszuruhen und wiesen dennoch keine Ermüdungserscheinungen auf. Wildpferde fingen sie mit bewundernswerter Leichtigkeit ein.

„I have seen these men easily catch with the lasso an untamed horse and stop it suddenly in its unbridled career, resisting unaided the terrible shock of the struggling animal, and maintaining their position until the moment when, at point of strangulation, it fell to the ground; but I have never remarked that in these exercises their muscles were more apparent than in their normal state. Such a result could not, it seems to me, be set down to the account of skill.“ (Guinnard 1871/1856:78f.)

Binnen weniger Tage waren die Tiere gezähmt, schrieb Morris (1741/1927: 198f.) und das Einfangen der gezähmten Pferde verlief problemlos.

„As soon as a horse feels the lasso on his neck, he stands quiet and follows his master to the tent, where the lasso is taken off after the bridle has been put on. When a horse is bridled he knows he must stop without being tied to a post. Young horses not quite tamed, think fit to break this order and to run off unless hobbled.“ (Schmid in Marsh 1883:225)

Lassos

Die WurfSchlinge diente neben den Boleadoras zum Einfangen der wilden Pferde. Morris war fasziniert von der Art, wie die Indianer die wilden Pferde einfingen. Er

beschrieb zwei Methoden, wobei die eine die schon Beschriebene mittels Boleadora war, die andere mit einer Peitsche aus Pferdeleder durchgeführt wurde, die zwei Zoll breit und fünfzig Fuß lang war und eine Fangschlinge an einem Ende hatte. Die Fangschlingen hielten sie in ihrer rechten Hand, das andere Ende in ihrer linken und wenn sie nur wenige Yards von dem Tier trennten, warfen sie noch in vollem Galopp die Fangschlinge über den Kopf des Pferdes. Bald brachten sie das Pferd zum Stehen und nahmen es in Besitz.(Morris 1741/1907:198; Viedma 1780/1837:26; Mac Douall 1833:78f. JAGD; Beerbohm 1879:33)

Als Lassos verwendeten die Indianer sehr lange, geflochtene Seile aus roher Haut. Sie wurden nach Musters (1873:53) genauso hergestellt wie die „soga“ für die Boleadoras und dünkten Radboone besser als die käuflich zu erwerbenden Lassos der Gauchos. Da die indianischen Sättel keine Knäufe hatten, mussten die Indianer die Lassos an ihre Gürtel binden „and train the horses to turn sideways and lean out after a throw.“ (Radboone in Childs 1936:103)

Lassos oder „tientos“ erzeugten die Indianer aus den Hälsen der weiblichen Guanakos, acht Hälse benötigten sie dafür. Die Hälse der männlichen Tiere eigneten sich nicht, weil sie erstens dicker waren und zweitens die Männchen einander sehr oft bissen. Die Erzeugung der Lassos gab eine Menge Arbeit. Wenn man acht Guanakohäse hatte, wurde die Haut derselben weich geknetet, was einige Zeit in Anspruch nahm. Danach wurde sie spiralförmig in Streifen geschnitten, eine heikle Arbeit, bei der man sehr vorsichtig sein musste, damit das Messer nicht ausrutschte. Diese Streifen wurden geglättet, bevor mit dem Flechten begonnen werden konnte.

„As a rule it is six plaits all but the part one fathom from the ring end, which is eight plaits. This is made stronger so the lasso at that end will be heavier, and will throw better for lassoing. Also that end of the lasso gets more use with the ring sliding on it so it needs to be a bit stonger. For the ring end and the other that is used for buttoning onto the horse's cinch when lassoing, it needs two necks and the six other necks gives one strip or tiento each the length of the lasso.“ (Radboone in Childs 1936:301)

Wenn es ihnen nicht gelang, das Lasso innerhalb eines Tages fertigzustellen, sie brauchten normalerweise drei bis vier Tage dafür, legten sie es am Abend in eine Paste, die sie aus Strauß- oder Stutenleber herstellen, die zuerst geröstet, dann

zerstoßen und zuletzt mit Wasser vermischt wurde. Sie waren sehr darauf bedacht, dass das Lasso bei der Herstellung nicht austrocknete, das Geflecht wäre sonst uneben geworden. (Radboone in Childs 1936:302)

Diese wirklich sehr hübschen Lassos wurden in der Steppe verwendet, nicht im Corral, ein Holzpflöck hätte diese „tientos“ durchschneiden können. Aber sie waren sehr stark und sehr gut in der Handhabung.

„As a rule they make them in length about ten fathoms or more, and the Tehuelches will lasso and catch nearly every time at the full length. It is well worth watching them when they are branding, as all their work was always done in the open. There would be several of them on horseback keeping the mob of animals together and one or two horsemen goes into the center and lassos one and trails him out of the mob. Outside of the mob there will be several on foot and one of these instantly catches the animal by the forefeet and throws him; then the brand goes on and he is let up and joins the mob again. Then they lasso another and pull him out and so on. [...] After these two men that started lassoing has caught a few animals another two goes in and starts lassoing and the first two has a spell. They work so clean and quiet. I have often wondered of the North American cowboys could beat them at this work.“ (Radboone in Childs 1936:302)

Wie man sieht, war Radboone voll des Lobes über die Kunstfertigkeit der Indianer in der Herstellung ihrer Lassos. Bei seiner Auseinandersetzung mit dem argentinischen Gaucho stellte Bolko von Hahn fest, dass dieser sowohl Boleadora als auch Lasso von den Indianern übernommen hatte, eine indirekte Bestätigung für Radboones Lobesworte.

„Es ist anzunehmen, daß der erste Gaucholasso ähnlich schwer war, wie die chilenischen Lassos es noch heute sind und daß erst in späterer Zeit der geflochtene Lasso entstand, der bis 15 Schritt lang und äußerst geschmeidig ist.“ (Hahn 1943:168)

Zähmung und Behandlung der Pferde

Musters hob hervor, dass die Tehuelche mit ihren Pferden sanfter umgingen als die Gauchos, sie mussten daher ihre gut zugerittenen Jagdpferde nicht einmal anpflocken, denn diese Pferde warteten auch so auf ihre Reiter. (Musters 1873:182)

„Die Hengstfüllen bändigen die Indianer auf ähnliche Weise wie die Gauchos; sie gehen jedoch sanfter mit ihren Pferden um und bändigen sie in Folge dessen besser. Man sieht bei den Indianern selten ein Pferd, das nicht vollkommen fromm ist; die kleinsten Kinder sitzen fast immer auf den Rennern und besten Pferden;

wenn sich aber ein weißer Mann ihnen nähert oder den Versuch macht sie zu fangen, so lassen sie Zeichen von Furcht und Reizbarkeit blicken. Zwischen den Indianern und ihren Pferden scheint in der That ein instinktmäßiges Verwandtschaftsgefühl zu bestehen.“ (Musters 1873:142)

Von der Leistung der Pferde war Prichard aufs äußerste beeindruckt, ihre Methode sie zu zähmen kam ihm hingegen roh vor.

„The method of breaking-in or taming is simple and severe in the extreme. It consists of leaping on a raw colt and galloping him to exhaustion.“ (Prichard 1902:110)

Vallentin bewunderte im Gegensatz dazu Geschicklichkeit und Zartgefühl der Indianer beim Bändigen der Pferde mit der Feststellung,

„daß der ‚wilde‘ Indianer im allgemeinen humaner ist, als der Weiße der romanischen Rasse, daß namentlich beim Zähmen der Pferde der ‚grausame‘ Indianer nicht mit jener schrecklichen Brutalität verfährt, die der romanische Argentinier anwendet“ (Vallentin 1906:146)

Diese Meinung teilten Borgatello (1924:18) und Radboone, der die Tehuelche für die besten, liebevollsten Pferdebändiger hielt:

„They always handled a horse a lot, petting and rubbing him, before gearing him up. They kept him hobbled quite a while before putting a halter on him and at frequent intervals went up to him and gently rubbed him, getting him accustomed to them so he would not be afraid when they came to ride him the first time. The first time he was ridden the colt was allowed to go just as he wished. If he wanted to run, they let him run. If he wanted to walk, they did not urge him to run. The whip was never employed at first. They used much patience, talking to the animal all the time and turning him easily. They would ride him thus at short intervals for quite a time, getting him used to rider and gear. Compared with the gaucho method of subjugation by force, Jimmy thought the Tehuelche way far superior. It proved that animals responded to kindness and made better horses for such treatment.“ (Childs 1936:223f.)

Die meisten Besucher der Tehuelche bestätigten Radboones Ausführungen über die gute Behandlung der Pferde, so Duclos-Guyot (1769:662) und Fitz-Roy (1833/1839:136), der betonte, dass die Patagonier, zähe ausdauernde Reiter, häufig ihre Pferde wechselten, wenn es erforderlich war. Musters (1873:179) erwähnte, dass während des langen Aufenthaltes in Teckel die Jagd so oft als möglich vermieden wurde, um die Pferde ruhen zu lassen. Steffen mietete für seine Expedition den Tehuelchen Severo, der „nach der Sitte der Indianer seine

eigene Pferdetruppe [benutzte], deren Dienste aber für die Expeditionslasten nicht in Anspruch genommen werden durften.“ (Steffen 1929:216)

Für die Indianer waren diese Tiere lebenswichtig und sie wurden von ihnen hochgehalten. Als Bournes Pferd lahmt, und deshalb nicht reitfähig war, bekam es einen Schuh aus Guanakohaut – „Buenos zapatos“, sagte der Häuptling – und zu Bournes Erstaunen half dieses einfache Mittel, die Lahmheit verschwand fast völlig und das Tier konnte weiter traben. (Bourne 1849/1853:89) Auch bei der Jagd an steinigen Stellen wurden den Pferden zum Schutz „Schuhe von Haut“ an die Vorderfüße angelegt. (Musters 1873:141)

Guinnard erzählte, wie die Tehuelche ihre Pferde nach übermäßiger Anstrengung wieder aufpäppelten.

„The Indians, who are great amateurs of horses, principally esteem such as have served them in some razzia. These unfortunate animals, tried by fatigue and privations, are, to the despair of their masters, always very thin on their return from these expeditions. The Indians employ a strange method for fattening them. They throw them down upon the ground, force open their mouths, and make a number of incisions in the palate, then compel them to swallow a certain quantity of pulverized salt. (Guinnard 1856/1871:181)

Selbstverständlich hatte jeder Mann die Pflicht, seine Pferde selbst zu besorgen, was bei der großen Anzahl von Tieren, die einander sehr ähnelten, keine einfache Sache war, wie Musters anschaulich berichtete.

„Es ist stets mühsam, gegen zweitausend Pferde durchsuchen zu müssen, die alle ungezeichnet sind, und von welchen viele dieselbe Farbe haben und vielleicht jenen, die dem verlegenen Sucher gehören, ähnlich sehen. Der Indianer jedoch erkennt mit seinem natürlichen Scharfblick seine eigenen Pferde in großer Entfernung unter hundert anderen....daß bei diesem umherschweifenden Leben Jeder seine Pferde selbst besorgen muß, denn die Indianer begreifen es nicht, warum ein anderer Mensch es für ihn thun soll, es sei denn, daß er ein Sohn oder Verwandter wäre, und wenn sie sich zum Marsche vorbereiten, wird unter allen Umständen erwartet, daß Jeder seine Pferde selbst findet und herbeibringt.“(Musters 1873:221)

Das Herbeibringen der Pferde war immer Aufgabe der Männer. Die Frauen brauchten die Tiere nur zu besteigen, sie hatten allerdings mit dem Abbau der Zelte und dem Aufladen der herbeigeführten Tiere genug zu tun. Die Frauen ritten normalerweise auf Stuten, gab Viedma Auskunft. Sie saßen mit dem Gesicht zum Pferdekopf gewandt, die Beine auf den Sitz zurückgezogen, in einer sehr gezwungenen und unbequemen Haltung. Dieser Brauch ließ sie auch leiden, denn

sie waren an häufiges Herunterfallen gewöhnt. Beim Reiten und Besteigen des Pferdes wahrten sie ihr Schamgefühl und ließen nichts von ihrem Körper sehen. Um sich vor der Sonne zu schützen trugen Frauen von einiger Autorität einen Strohhut. (A.Viedma 1783/1837:70f.)

Bestimmt verbesserten die Frauen mit der Zeit die Technik des Reitens, denn das häufige Herunterfallen wurde nicht wieder erwähnt. Auf das so unentbehrliche, hoch geschätzte und leidenschaftlich geliebte Pferd kletterten schon die ganz kleinen Kinder, sowohl Buben als auch Mädchen, wenn sie nur konnten. Die Frauen luden ihre Babys, die sie noch stillten, in speziell konstruierten Wiegen auf die Pferde. So wurden die Kinder von kleinst auf an die Pferde gewöhnt. (Cox 1863:162 ½)

Reitgeschirr

Das Reitgeschirr, das die Tehuelche verwendeten, erzeugten sie zwar selbst, aber die Vorlagen stammten teils von spanischen, teils von araukanischen Geräten. Der patagonische Sattel war eine unbeholfene Imitation des spanischen Holzsattels, aus Holz hergestellt, aber ohne Bedeckung. Die Gurte für Sattel und Steigbügel bestanden bloß aus rohen Hautstreifen. Die Steigbügel aus Holz hatten eine dreieckige Form und waren so schmal, dass nur zwei Zehen darin Platz hatten. Zwei zugespitzte kleine Hartholzstücke bildeten die Sporen, die mit Lederstreifen ausgestattet straff an der Ferse befestigt wurden. Mit diesen Sporen ritten sie ihre Pferde oft blutig. Zaumzeug und Zügel aus rohem Leder waren am Unterkinn des Pferdes mittels eines Holzstückes verbunden. Kopfgeschirr gab es keines. Aber: „With this rude bit and rein the horse is under the full control of his rider.“ (Coan 1880/1833:67f.)

Charles Darwin sah im Norden des Landes einen Kaziken, dessen Sporen, Steigbügel, Messerheft und Zaum aus Silber hergestellt waren. Kopfgestell und Zügel aus Draht waren nicht stärker als eine Peitschenschnur. „Ein feuriges Roß unter dem Zwang einer so leichten Kette sich herumschwenken zu sehen, gab der Reiterei einen merkwürdigen Charakter von Eleganz.“ (Darwin 1909/1834:43)

Zaumzeug

Der Zaum für die Frauen setzte sich aus Kopfteil, Mundteil und Zügeln zusammen, schrieb A.Viedma (1783/1837:70f.), wobei der Kopfteil reichlich mit Schmuck versehen war, während Zügel und Mundteil denen der Männer entsprachen. (A.Viedma 1783/1837:70f.)

„The steed is guided by a single rein, tied round the lower jaw; some of them sport a bit of iron or wood, secured by a string round the jaw, attaching the rein to this.“ (Bourne 1844/1853:32) Im allgemeinen war das Zaumzeug aus Stahl hergestellt, aber bei denjenigen, die sich das nicht leisten konnten, waren die Trensen aus Holz gemacht und mussten deshalb selbstverständlich immer wieder erneuert werden. (King 1827/1939:18f.)

Ein Lederriemen bildete das indianische Gebiss, schrieb Musters im Gegensatz zu den Vorgenannten und führte dies genauer aus:

„Die Zäume werden entweder aus geflochtener oder aus gedrehter Haut gemacht. Die gebräuhlichen Gebisse sind verschieden; das gewöhnliche jedoch ist eine einfache Stange entweder von Holz oder von Eisen, an deren beiden Enden zwei Klappen von starker, fester Haut stecken; von diesen aus gehen zwei Riemen unter der Kinnlade des Pferdes hin, die eine wirksame Kinnkette bilden; auch die Zügel werden an den Hautklappen befestigt. Die Stange wird oft weggelassen und dem Pferde ein einfacher Riemen in's Maul gelegt und durch das Stück Haut gezogen, das an den Zaum befestigt und unter der Kinnlade zusammengebunden wird. Ich benutzte dieses einfache Gebiß auf der ganzen Reise und hatte nie Grund, etwas daran auszusetzen.“ (Musters 1873:182)

Zügel

Die Zügel waren aus Tierhaut und das Zaumzeug aus Holz wurde mittels eines Riemens aus Guanakofell am Kopf des Pferdes festgehalten. (Mac Douall 1833:78-80) Die Zügel waren aus einem langen Lederstreifen angefertigt. Morrell (1852:47) konnte aber das Material für den Biss und die Sporen nicht ausfindig machen, Holz war es seiner Meinung nach nicht. Despard (1852:90) meinte lapidar: „The bridle is a small cord tied to the under jaw“.

Carl Seidler (1835:235) schrieb: Die Tehuelche „bedienen sich statt des Zügels einer Guasca, d.h. eines aus Ochsen- oder Pferdehaut gedrehten Seiles, womit

sie, natürlich mit Beihilfe der Schenkel, ihre außerordentlich guten und dauerhaften Pferde unglaublich leicht und sicher lenken.“

Sattel

Den patagonischen Sattel hielt Coan (1833/1880:67) für die unbeholfene Imitation des spanischen Holzsattels, zwar aus Holz hergestellt, aber ohne Bedeckung. Die Gurte für Sattel und Steigbügel bestanden bloß aus rohen Hautstreifen. Despard (1852:90) kam der Sattel auch ziemlich roh vor.

Der Sattel war nach Art der „recados“ aus einem Holzstück gemacht, das so zurechtgebogen wurde, dass es gut auf den Rücken des Pferdes passte und auf jeder Seite mit einem Loch für die hölzernen Steigbügel versehen. (Mac Douall 1833:78-80)

„Something like a saddle formed a seat for the rider, who managed his animal with much tact and dexterity, and rode with an ease and grace not easily acquired by art.“ (Morell 1852:47)

Sie bedürfen keines Sattels, äußerte sich Carl Seidler (1835:235), der ihre Reitkunst bewunderte. Ebenso hielt Bourne (1844/1853:32) die Gününa Küne für ausgezeichnete Reiter, aber ihre Sättel fand er roh und ungeschliffen.

„The rude saddles in use among them are mostly of Spanish origin, obtained at the settlements. They consist each of two boards, an inch thick, six inches wide, and two feet long. rounded at the corners so as to fit the horse's back, and united by two strips of board passing across the back-bone, the several pieces lashed together with leather strings. A piece of guanaco-skin often serves in default of a saddle.“ (Bourne 1844/1853:32)

Ganz so roh war der von Musters beschriebene Sattel nicht mehr. Entweder verbesserten die Tehuelche in der Zwischenzeit ihre Herstellungsmethoden oder die oben genannten Autoren, die allesamt den Indianern nicht sehr gewogen waren, beobachteten nicht genau.

„Einmal begaben sich Casimiro und einige Andere hinaus, um Holz zur Herstellung von Sätteln zu suchen; wir fällten mehrere schöne Bäume, wählten von dem Holz passende Stücke aus und hieben sie ab. Es war mit stumpfen Äxten eine saure Arbeit, aber die Indianer sind, wenn sie einmal Etwas anfangen, unermüdlich.“ (Musters 1873:216) Daraufhin arbeiteten Casimiro und Hinchel sehr eifrig an der Herstellung von Sätteln. (Musters 1873:217) BILD MUSTERS S.323a

„Die Sättel werden auf folgende Weise hergestellt. Ein Stück Holz wird in zwei Stücke gespalten, und diese werden vermittelst eines kleinen Handbeiles so lange behauen, bis sie die erforderliche Größe und Dicke haben, um die Seitenbretter oder Klappen zu bilden, die der Gestalt des Pferderückens geschickt angepaßt sind; in die beiden Bretter werden an jedem Ende Löcher gebohrt und die Sattelbäume, die, wie die Knie zum Bootsbau, aus winkeligen Baumästen gewählt und auf die erforderliche Größe gebracht werden, fest mit Haut angebunden. Drüber wird ihres wolligen Überzugs entkleidete und genau zu der richtigen Gestalt geschnittene frische Guanacohaut genäht, die, wenn sie trocknet, das Ganze fest verbinden und zusammenhalten soll. Casimiro war der geschickteste Arbeiter der Horde; er machte mir einen Sattel, den ich, geglättet oder mit Haut überzogen, ungefähr fünf Wochen lang benutzte, ohne den Rücken des Pferdes wund zu reiten.“ (Musters 1873:181)

Unter den Sattel wurde etwas Weiches gelegt: ein dicker Mandil oder Poncho, über den Sattel breitete man ein Puma- oder Guanakofell oder, wenn es zu bekommen war, ein schwarzes Schaffell. (Musters 1873:181)

Beim Reiten saßen beide Geschlechter rittlings auf dem Pferd, die Frauen aber auf einem Stapel von Fellen und Mänteln, teilte King (1827/1939:18f.) mit. Ihre Sitze aus Rindsleder waren nach Viedmas Beschreibung sehr hübsch mit Messingnägeln beschlagen, die Ränder mit Zeichnungen in verschiedenen Farben geschmückt, je nach Geschmack, Können und Fantasie. Der Sattelturt hatte drei Metallringe, einen am Ende, die beiden anderen je in einem Drittel des Gurtes; die Schließe war sehr groß. (A.Viedma 1783/1837:70f.)

Steigbügel

Die dreieckig geformten, hölzernen Steigbügel waren so schmal, dass nur zwei Zehen darin Platz hatten, fand Coan (1833/1880:67) Die hölzernen Steigbügel hatten eine dreieckige Form und waren an den Sätteln mit Lederstreifen montiert. (Mac Douall 1833:78-80)

Die kupfernen oder hölzernen Steigbügel dienten nicht als Aufstiegshilfe, dazu waren sie zu kurz, sondern zum Ausruhen der Beine beim Reiten. Niemals bestiegen die Indianer ein Pferd ohne eine kurze Peitsche in der Hand, deren Stiel mit Kuhschwänzen gefüttert war. (Cox 1863:168)

Den Frauen diente ein Band als Steigbügel, sie legten der Stute das Band, an dem soviel Schellen und Tücher als nur möglich befestigt waren und das bis zu

den Knien herabfiel, um den Hals. Allerdings verwendeten sie den Schmuck nur bei Galas und Festen, nicht bei gewöhnlichen Ausritten. Bei diesen wickelten sie bloß ein blaues oder gefärbtes Band von der Stärke eines Fingers mit drei Umdrehungen um das Tier. (A.Viedma 1783/1837:70f.)

Sporen

Zwei zugespitzte kleine Hartholzstücke bildeten die Sporen, die mit Lederstreifen ausstaffiert straff an der Ferse befestigt wurden. Mit diesen Sporen ritten die Tehuelche ihre Pferde oft blutig. (Coan 1833/1880:67)

Für die Sporen verwendeten sie mit Eisen verstärkte Holzstücke, die hinten an jeder Seite der Ferse zwei oder drei Zoll breit hervorstanden und mit einem breiten Lederriemen verbunden waren. Unter dem Fuß und über dem Spann wurden sie mit einem anderen Riemen befestigt. Ein junger Mann trug schwere Messingsporen wie die Gauchos in Buenos Aires. (King 1827/1939:18f.) Mac Douall (1833:78-80) bestätigte Kings Aussage.

„Spurs, like the rest of their riding apparatus, are more efficient than elegant. They are, indeed, rude and cruel things, - straight sticks, six inches long, with a long, sharp iron inserted into the end, secured by a string or strap around the hollow of the foot, and tied at the top, a second strap nearer the heel, and a third passing round the heel. They are all agile and excellent horsemen.“ (Bourne 1844/1853:32)

„Four pieces of stick, each armed with a spike, and tied one on each side of each foot, serve the men for spurs: these are plied without any mercy in the chase,...“ (Despard 1852:90)

Musters verfertigte mit den Indianern zusammen Sporen.

„sie wurden nach der einfachen indianischen Methode hergestellt, nach der man scharfgespitzte Nägel in zwei Stücke Holz steckt, welche durch fest unter dem Fuße hin und um das Bein herum gebundene Riemen zusammengehalten werden;“ (Musters 1873:53)

Die Sporen erschienen Spegazzini (1884:231f.) ziemlich primitiv, besonders im Vergleich mit dem Silberschmuck, den seiner Meinung nach auch der stolzeste Gaucho nicht verachtet hätte.

Fußfesseln für die Pferde

„Kopfgestelle zum Bändigen der Pferde werden entweder von platter oder von geflochtener Haut gemacht und sind unten mit einem Ringe für den Maneador versehen.“ (Musters 1873:182) Für diese Fußfesseln und für anderes Pferdegeschirr war die Haut eines Bullen unschätzbar. (Musters 1873:167) Die ‚Maneos‘ wurden von den Indianern ‚Caligi‘ genannt. Es handelte sich um Riemen, die man den Pferden an die Beine legte, „damit sie stehen lernen, wenn der Reiter abgesessen ist; aber die Pferde lernen bald warten, bis der Reiter wiederkommt.“ (Musters 1873:182)

Bedeutung der Pferde für das Leben der Indianer

Der österreichische Jesuit Martin Dobrizhoffer, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts kurzfristig in der Reduktion bei Buenos Aires weilte, erkannte die Bedeutung der Pferde für die Indianer.

„Außer, dass diese Naturmenschen nichts mit sich führen, dient ihnen das Pferd als Lebensmittel, für ihre Bekleidung, für die Jagd, als Bett, für Waffen und die Medizin, für den Faden und Gott weiß, was noch alles. Sie essen Pferdefleisch, wenn ihnen die Strauße ausgehen. Von der Haut machen sie ihr Bett, ihre Bekleidung, Stiefel, Zelte, Riemen und Gurte sowohl für das Zaumzeug als auch für die Waffen. Die Nerven verwenden sie zum Nähen anstelle von Garn. Statt Honig trinken sie zerlassenes Pferdefett. Um sich zu stärken, waschen sie ihre Gesichter mit dem Blut der Pferde und sofort mit Wasser. Mit Rosshaar flechten sie ihre Seile. Das Fleisch essen sie mit Appetit wie ein Geschenk bis zu den Läusen, die in ihren Pferdemänteln wohnen.“ (Dobrizhoffer 1967:228)

Neben den Pferden waren nach D’Orbigny (1829/1839-43:103) und Fitz-Roy auch die Hunde für den Wohlstand der Indianer unverzichtbar. Die reicheren besaßen 40 – 50 Pferde und eine große Anzahl von Hunden, die ärmeren womöglich nur ein oder zwei Pferde und einen Hund, aber jeder Jäger hatte auf der Jagd ein Reservepferd zur Hand und die besten Pferde wurden für die Jagd oder den Krieg reserviert. (Fitz-Roy 1833/1839:151) Für Bourne (1849/1853:32) bildeten neben den Pferden Zelte das Kapital der Patagonier.

Im Süden Patagoniens besaßen die Indianer noch Mitte des 19. Jahrhunderts wenige Pferde, wenn man dem Missionar Despard (1845/1852:90) glauben will.

Wissale, der reichste Mann der Gruppe besaß vier Stück, die übrigen Leute nur eines, aber alle verfügten über viele Hunde.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts fand Otto Nordenskjöld die Indianer Patagoniens in unwirtliche Gegenden zurückgedrängt vor. Die noch Überlebenden waren dennoch gut bestückt mit Pferden, manche auch mit Rindern. (Nordenskjöld 1897:410)

Nach Hatcher's Meinung hatten die Tehuelche ihr Leben ganz auf die Ebenen Patagoniens abgestimmt. Lebensweise und Jagdmethode eigneten sich nicht für die rauhen, waldreichen Berggegenden.

Durch das Pferd wurde laut Meinung dieses Forschers auch die Verwendung von Tonkrügen aufgegeben, die früher den Zweck erfüllt hätten, Feuer von einem Ort zum anderen zu tragen. „Upon enquiry, I was pleased to hear this theory confirmed by an aged Tehuelche woman, who remembered distinctly that, in her childhood, fire was frequently transported with them, when on the march.“ (Hatcher 1896/1903:265)

Als die Tehuelche um 1900 in ihrer Zahl schon sehr reduziert waren, fanden sie jedoch in den ihnen verbliebenen Gebieten noch alles, was ihre einfachen Wünsche befriedigen konnte, meinte er und seine Feststellung gipfelte in dem Satz: „Give to the Tehuelche his horses, dogs and bolas, and destroy all animal life indigenous to the region, save only the guanaco, and he would continue to exist, experiencing little inconvenience.“ (Hatcher 1896/1903:266) Mit dieser Äußerung vergaß Hatcher allerdings auf die Bedeutung des Straußes für die Versorgung.

Die Aneignung des Pferdes hatte zweifellos zu entscheidenden, ja sogar zu einschneidenden Veränderungen in allen Bereichen des Lebens der Tehuelche geführt: in der Ökonomie und Ökologie, bei der Jagd, in der Ergologie, im sozialen, zeremonialen und spirituellen Bereich.

- Das Pferd erlaubte das schnellere und bequemere Erreichen fruchtbarer Jagdgebiete, das raschere Überqueren schlechter Regionen, kürzere Anreisen für Jagd- und Sammelaktivitäten, die Reduktion von Perioden der Knappheit, eine ungemeine Erleichterung für die Frauen, die bis dahin die Lasten von einem Platz zum anderen auf ihrem Rücken befördern mussten.

- Die Indianer durchquerten, bejagten und benützten größere Territorien, kamen in größeren Gruppen zusammen als vorher, diese Umstände und das Pferd selbst mussten Auswirkungen auf die Ökologie haben. Der Nachweis kann aber schwer erbracht werden.
- Die Jagdmethoden wurden geändert. Statt sich wie früher maskiert in Kleingruppen an die Tiere anzuschleichen, bildeten die Indianer die Treibjagd in größeren Gruppen aus. Im Laufe der Zeit verbesserten sie ihre Jagdmethoden.
- Dementsprechend verwendeten sie in der Ergologie andere Jagdwaffen, Pfeil und Bogen wurden durch die Boleadora ersetzt.
- Auf das soziale Leben wirkte sich das Pferd selbstverständlich auch aus. Die Territorien der einzelnen Gruppen konnten, wie schon oben angeführt, vergrößert werden, die Möglichkeit, mit anderen Gruppen und Ethnien in Verbindung zu treten, erhöhte sich in gleicher Weise.
- Das Pferd wirkte sich auch auf bewaffnete Auseinandersetzungen aus. Einerseits war der Diebstahl der Tiere Anlass für Konflikte, andererseits ermöglichte erst der Besitz der Pferde durch die schnelle Rückzugsmöglichkeit den Indianern die „Malones“, die gefürchteten Überfälle auf die weißen Siedlungen.
- Mit Hilfe des Pferdes konnten die Tehuelche weite Strecken zurücklegen, um ihre Felle gegen die von ihnen begehrten Güter auszutauschen. Die Strecke, die Musters mit den Aónikenk von Santa Cruz bis Patagones zurücklegte, betrug mehr als 1800 km.
- Das Pferd bekam einen bedeutenden Stellenwert bei den indigenen Zeremonien: bei allen „Rites de passage“ wie Geburt, erster Menstruation, Heirat und vor allem beim Tod wurden ein oder auch mehrere Pferde geopfert und auch gegessen.
- Im Fall von Krankheiten und in Zeiten des Mangels (Krankheiten konnten als Hinderungsgrund zur Jagd einen solchen verursachen oder zumindest dazu beitragen) wurden – teils zeremoniell, teils aus Not – auch Pferde geschlachtet.
- Das Pferd fand aufgrund seiner hervorragenden Bedeutung für das Leben der Tehuelche schließlich auch Eingang in die Mythologie. Die erste Frau, die ohne

Eltern nur mit Hilfe Seechos, des höchsten Wesens, aus der Höhle herauskam, war Herrin der Erde, der Tiere und der Pflanzen und hatte einen Sohn, dem ihre ganze Liebe, aber auch ihre größte Sorge galt. Als die Tiere unter Anleitung des Fuchses die Gegend fluchtartig verließen, mischte sich der junge, abenteuerlustige Sohn als weißes Fohlen sorglos unter die Meute. Die verzweifelte Mutter lief zu Fuß hinter den Tieren her. Durch die weiten Pampas und durch unwegsame Schluchten ging die wilde Jagd, in deren Verlauf auch die Frau sich in eine weiße Stute verwandelte. Ihr geliebter Sohn ertrank in einem See, als er Unfug treibend daraus trinken wollte. Betrübt nahm die schmerzerfüllte Mutter wieder ihre menschliche Gestalt an, beklagte den nicht wiedergutzumachenden Verlust und wollte sterben. Der Tod kam aber nicht. Da erinnerte sie sich ihrer magischen Kräfte und verwandelte sich in ein meteoritisches Eisenstück, das Generationen von Indianern verehrten. Nach den Worten der Erzählerin Doña Agustina, einer Gününa Küne, trug sich diese Begebenheit beim Lago Fontana zu. Der Meteorit wurde ins Museum nach Buenos Aires gebracht. (Escalada 1949:329-332)

- In der letzten Zeit, als die Zahl der Guanakos und die Jagdmöglichkeiten rapide abnahmen, wurde das Pferd in einer für die indigene Mentalität neuen Sichtweise zum Prestigeobjekt, der Besitz vieler Pferde bedeutete nicht nur materiellen Reichtum, sondern verlieh Ansehen.

Mit einem Wort: die Tehuelche wurden vollkommen abhängig von den Pferden, ein Leben ohne diese Tiere, die zur tiefgreifenden Veränderung und Erweiterung ihres ursprünglichen Weltbildes beigetragen hatten, war für sie unvorstellbar.

Der Kazike Mulato versah seine Pferde sogar mit Brandmarken in der Form eines Y, ein Symbol für die dreifache Boleadora im Flug. Unter den Indianern wäre das nicht nötig gewesen, wie Radboone betonte, aber

„with the coming of whites and the efforts of the unscrupulous to rob Indians, they had started splitting the ears of their horses about an inch down from the top so they couldn't be claimed by a white man. Mulato had started branding his own when his reputation as a breeder had spread and his horses were sought by others. For years he would never sell one marked with his brand.“ (Childs 1936:134f.)

Mulato liebte seine Pferde und er liebte Pferderennen, auf denen er mit hohen Einsätzen spielte. Radboone, auch ein begeisterter Anhänger des Pferdesports, hatte Mulato bei solch einem Anlass kennengelernt. Schnelle Sprints auf kurzen Strecken zählten von Anfang an zu einem Lieblingsvergnügen der Tehuelche, einem praktischen noch dazu, übten sie sich doch in einer Kunstfertigkeit, die sie bei der Jagd brauchten. Der Anblick der Indianer zu Pferd erfreute viele Besucher. Am nettesten drückte das der Schwede Carl Skottsberg in seinem Werk „The Wilds of Patagonia“ aus (1908:237). Beim See Belgrano besuchten ihn zwei Tehuelche. „To see them mount a bucking, unsaddled horse, on which they sat like wax, was pure delight.“, schrieb er.

Ernährung: Pferd

Pferdefleisch zählte zu den liebsten Speisen der Tehuelche, das fanden nicht nur Hilario Tapary (1753/1836:28), King (1827/1939:92f.), Coan (1833/1880:72) und Mac Douall (1833:154) bemerkenswert.

Die südlichen Tehuelche aßen – wie schon weiter vorne erwähnt – Pferde nur zu besonderen Anlässen, bei Geburten, der ersten Menstruation eines Mädchens, zu Hochzeiten, Todesfällen, als Danksagung – wenn sich ein Kind beim Spielen verletzte, aber zum Glück nicht starb, zur Begrüßung und beim Wiedersehen. Freilich legten sie größten Wert darauf, dass Hunde das Fleisch ja nicht berührten, denn das bedeutete Unglück. (Musters 1871:201) Das Fleisch wurde immer unter den Anwesenden oder Verwandten aufgeteilt. (Pineda in Priegue 1789/1971:22; Schmid 1860:234; Musters 1871:201; Beerbohm 1879:99; Prichard 1902:114)

Wenn man den Berichten trauen darf, ernährten sich die nördlichen Tehuelche im Gegensatz zu den südlichen Gruppen eine Zeitlang überwiegend von diesen Tieren, wobei sie aus wirtschaftlichen Gründen die weniger einträglichen Stuten aßen.

Für ein neugeborenes Kind wurde eine Stute geschlachtet, das Kind in das noch warme Blut gelegt. Danach feierte die Gruppe, alle aßen sich satt und legten sich dann gestärkt und zufrieden hin. So friedlich ging es aber nur beim Fehlen von Feuerwasser zu. (Prichard 1902:96)

Der Eintritt eines jungen Mädchens in die Pubertät war ein wichtiger Anlass für das Schlachten einer Stute.

„Es ist bei den Indianern Regel, daß Jeder, der von einer geschlachteten Stute die Haut abziehen hilft, zu einem Stück Fleisch berechtigt ist, aber bei dieser Gelegenheit wurde das Fleisch ziemlich gleichmäßig unter alle vertheilt.[...] Casimiro's Frau hatte am Feuer einen Topf stehen, in dem ein Gemisch von dem Stutenblut und Fett wallte. Das beinahe fertige Gericht wurde gesalzen und gepfeffert und verschmaust. Bei dieser Gelegenheit aß jeder, wo es ihm beliebte, in seinem eigenen Toldo. (Musters 1873:86f.)

Als die Gruppe mit Musters auf die Gruppe von Hinchel traf, wurden die Neuankömmlinge neben Stuten, Hengsten und anderen Gaben mit einem großartigen Schmaus beschenkt. (Musters 1873:120) Orkeke tötete bei der Ankunft Listas eine Stute, deren Blut die Indianer tranken. Der Forscher musste gegen seinen Willen dasselbe tun, um die Sympathien der Tehuelche zu erlangen. (Lista 1879:73f.)

Nach der Rückkehr Inacayals gab es ein größeres Saufgelage und am nächsten Tag wurden alle mit einem Fohlen beschenkt, ein besonders geschätzter Genuss. Dem Besitzer des Tieres, Inacayal, stand das Blut zu, aus dem die Indianer Blutwürste machten. (Cox 1863:152)

Auf Grund einer Hochzeit oder eines Begräbnisses, Beerbohm (1879:111ff.) hatte den Anlass vergessen, wurden einige Stuten getötet, das Fleisch an zahlreichen Feuerstellen gebraten und gekocht. Alle feierten und eine Unmenge von Fleisch und Alkohol wurde vertilgt. D'Orbigny (1829/1839-43:179) beobachtete auch, dass die Männer bei einer Hochzeit ein großes Feuer entzündeten, das Fleisch an einem Spieß drehten und den Eheleuten von Zeit zu Zeit kleine Stücke desselben offerierten.

Bei Todesfällen wurden Pferde geschlachtet. Als das Kind reicher Eltern starb, mussten nach Musters (1873:192) außer seinem eigenen Pferde noch 14 Hengste und Stuten ihr Leben lassen. Auf dem Weg zwischen Geylum und Margenscho, einer äußerst unfruchtbaren, kargen Gegend, als viele Indianer und darunter die Hälfte der Kinder starben, bewahrte das daraufhin entfachte Pferdeschlachten die Lebenden wenigstens vor dem Hunger. (Musters 1873:276)

Tschiffely (1940:167) wurde die Vorliebe der Indianer für Pferdefleisch sichtbar vor Augen geführt, der Genuss des Fleisches war aber allem Anschein nach bereits alltäglich und hatte seinen sakralen Charakter verloren.

„Der Lehmfußboden in den Zelten war sehr sauber gehalten, aber draußen lagen überall Schädel, Knochen, Hufe und Schweife von Pferden herum, die die Indianer aufgegessen hatten. Pferdefleisch ist ihre Lieblingsspeise [...]. In den meisten Zelten hingen große, blutige Stücke davon oder auch ganze Hinterkeulen.“

Guinnard (1856/1871:36) wurde zu seinem Entsetzen bei den nördlichen Tehuelche rohes Pferdefleisch aufgetischt, während Isaac Morris ungefähr hundert Jahre zuvor bei seinem ersten Zusammentreffen gebratenes Pferdefleisch erhielt. In der Folge fand er allerdings Pferdefleisch in jedem Zustand: roh, gekocht oder gebraten auf der Speisekarte vor. Ritten die Indianer aus, hatten sie immer Pferde zu ihrer Versorgung mit. (Morris 1741/1927:190,198) Pferdefleisch schmeckte den Indianern am besten und es stand den nördlichen Tehuelche auch in Überfülle zur Verfügung, bemerkte Viedma (1780/1837:65)

Recht anschaulich schilderte Vallentin sein erstes entsprechendes Mahl. Auf seiner Reise durch Chubut wurde er eines Tages zur Mittagszeit von einem alten Indianer in sein Zelt gebeten.

„Bald saßen wir im geräumigen Toldo am Feuer. Der Maté kreiste, während am mächtigen Bratspieß ein Rippenstück von ansehnlichem Umfang geröstet wurde. Sorgfältig wendete und drehte ein Indianerweib den duftenden Braten, um ihn gleichmäßig der Einwirkung des Feuers auszusetzen. Prasselnd und zischend tropfte das Fett hinunter in die Flammen, die dann jedesmal erschreckt emporflackerten. Der Spieß mit dem braun gerösteten Rippenstück wurde jetzt vom Feuer genommen, mit Längs- und Querschnitten versehen und mit Salzwasser begossen, dann noch einmal nur für einen Moment ans Feuer gestellt, 2-3 mal gewendet, und – der ‚Asado‘ d.h. Spießbraten war fertig. Ohne weitere Zeremonien zog nun ein jeder sein langes, scharfes Dolchmesser aus dem Gürtel und schnitt sich ein beliebiges Stück vom Braten ab, das er unter Zuhilfenahme der Finger und eben jenes Messers mit Appetit verspeiste. Ich tat natürlich dasselbe, und als ich fertig war und mit einem herzlichen ‚gracias‘ mein Messer am Stiefelschaft abzog und dann in meinen Ledergurt steckte, fühlte ich doch ein wohliges Behagen in meinem Innern, und ich muß wohl schmunzelnd meinen Mund mit dem Taschentuch gewischt haben, denn die braunhäutigen Zeltgenossen freuten sich ebenfalls und grinsten und lachten und schienen befriedigt und vergnügt zu sein. Als dann eine Pfeife Tabak geraucht wurde und der Maté wieder in seine Rechte trat, fragte mich mein lebenswürdiger Wirt, ob es mir geschmeckt habe, ob ich vielleicht noch etwas wünsche.

„Nein, ich danke, ich habe vollauf genug und das Fleisch war ja vorzüglich. Es hat mir selten so gut geschmeckt wie heute.“ „Ei ja, das will ich glauben,“ nickte die alte

Rothaut, und dabei lächelte der Mann zufrieden vor sich hin. ‚Aber es hat sich gut getroffen. Mein Bruder ist hier zu Besuch und einige Nachbarn sind auch gekommen, um uns bei der Arbeit da draußen zu helfen. Da haben wir denn heute Morgen ein gutes Pferd geschlachtet; Herr, es war auch unser bestes Stutenfohlen, und das Fleisch war wirklich gut. Nicht wahr?‘ Ich wußte erst nicht, wie mir geschah. In meinem Leibe fing das verspeiste Pferdefleisch an, sich zu bewegen. Indessen ich bezwang mich und antwortete recht lebhaft: ‚Si Señor, muy rico; es war wirklich vorzüglich.‘ Dann eilte ich spornstreichs hinaus ins Freie...“ (Vallentin 1906:1147ff.)

Hunde

Bevor sie das Pferd kannten, mussten die Patagonier notgedrungen alles zu Fuß erledigen. Sie verwendeten aber Hunde zum Beladen ihrer Zelte und ihres Hausrates, schrieb Vignati (1936:630)

Sarmiento erwähnte (1580:319f.) den Einsatz verschiedenfarbiger Hunde gegen feindlich Gesinnte, Narbrough (1722:210) fielen hingegen nur kleine Hunde auf. Nicht näher bezeichnete Hunde sahen Bougainville (1771:131), Cordova (1820:20) und Mac Douall (1833:151), der aber die Zahl 150 hervorhob.

Von zahlreichen Hunden, die bei der Jagd große Dienste leisteten, sprachen auch (D'Orbigny 1829/1839-43:103; Bourne 1849/1853:79 und Despard 1845/1852:90), der zusätzlich hervorhob, dass sie ohne die Hilfe ihrer Bolas jagten und dass sie im Gegensatz zu den Pferden viele Hunde besaßen.

Fitz-Roy bezeichnete die Hunde als große, rauhe, für die Jagd gut geeignete Spürhunde, die sehr viel Ähnlichkeit mit Wölfen aufwiesen. Das Fell der meisten von ihnen war eher kurz, aber bei manchen ähnelte es dem von Neufundländern. Bei der Jagd gaben diese Tiere keinen Laut von sich, aber während der Nacht waren sie exzellente Wächter. Näherte sich ein Fremder, knurrten, bellten und schnappten sie. (Fitz-Roy 1839/1834:136,174)

Immer wieder wurde die große Zahl der Hunde betont, so auch von Musters. Mit der Bemerkung, dass zum indianischen Haushalt unzählige Hunde aller Größen und Rassen gehörten, leitete er eine genauere Beschreibung und ein Lob auf diese Tiere ein.

„Die Hunde, die man bei den patagonischen Indianern in der Regel findet, sind nach Größe und Rasse sehr verschieden. Zu allererst kommt eine Art Spürhund (mit glattem Haar); diese Rasse haben die Indianer von einigen Hunden gezogen,

die sie in Rio Negro erhielten; die Mütter waren eine Art Dogge, hatten jedoch eine viel spitzere Schnauze als die eigentliche Dogge; auch sind dieselben sehr schnell und haben längere und niedrigere Leiber. Unser Häuptling hielt die Rasse, die er von diesem Hunde besaß, der wahrscheinlich aus den älteren spanischen Ansiedlungen stammte, rein. Sie waren zu Jagdzwecken die besten, die ich sah, indem sie sowohl dem Geruche als den Augen nach liefen.“ (Musters 1873:144)

Am häufigsten für Jagdzwecke benutzt wurde eine Art Schäferhund mit langem wolligen Haar, seltener eine Art Hasenhund, den sie von den Fuegianern hatten. Beide Rassen waren sehr schnell. Früher, als sie noch keine Pferde hatten, jagten die Tehuelche laut Auskunft Casimiro mit einer großen Hundearr, die Ähnlichkeit mit einem Hirschhunde gehabt haben muss. Für alle Jagdhunde galt, dass sie sich selbst ernähren mussten.

„Die Hunde werden selten gefüttert; man lässt sie in der Regel auf der Jagd sich sättigen. Von dieser Regel machten jedoch die Jagdhunde, die Orkeke und einem oder zwei Anderen gehörten, eine Ausnahme; sie wurden mit gekochten Fleisch gefüttert, wenn dasselbe in Ueberfluß vorhanden war.“ (Musters 1873:144)

Die Rasse der Windhunde wurde für die Jagd auf die Guanakos und zur Bewachung der Toldos bei Nacht verwendet. Als Dank für ihre Dienste erhielten diese Armen Fußtritte und Stockschläge; Hunger und Kälte waren ihre Vertrauten, bedauerte Spegazzini (1884:232f.) diese Tiere.

Im Gegensatz dazu wurden die *pelados*, eine argentinische, fast haarlose Hunderasse von den Frauen verhätschelt. Ständig hingen diese Hunde in ihrer Schürzenfalte und wurden von diesen auch gehegt, gepflegt und liebkost wie kleine Kinder, für die alten Frauen waren sie oft deren einzige Kameraden und es schien Spegazzini (1884:232f.) unvorstellbar, zu welchen Dummheiten die Tehuelchefrauen sich für diese Tiere hinreißen ließen. Sogar Pferde und Stuten opferten sie für ihre kranken Lieblinge. Radboone betrachtete diese „Affenliebe“ weit gelassener: es kam nicht selten vor, dass so ein Hundekopf in Brusthöhe über der Brosche, die den Mantel zusammenhielt, hervorlugte (Childs 1936:101); während Musters in Spegazzinis Horn stieß:

„Die Frauen hielten verschiedenartige Schooßhunde, gewöhnlich eine Art Dachs; [...] Diese Schooßhündchen sind im Lager eine Plage und verbittern einem das Leben; bei dem geringsten Geräusch rennen sie bellend hinaus und bringen alle großen Hunde zum Bellen; in einem indianischen Lager wird daher des Nachts, wenn irgend etwas sich rührt, ein immerwährendes Konzert von Hundegebell gehalten.“ (Musters 1873:144)

Beeindruckt war Ibar Sierra von der Hundemenge und der Vorliebe der Indianer für sie, die er in der Tolderia Pedro Mayor beobachten konnte.

„Al descender el cañadon en que se encontraban los toldos, nos recibió la grito de centenares de perros. Era gracioso ver aquel mar de perros que ladraban ajitándose i metiéndose hasta entre las patas de los caballos. Todos los colores i gran variedad de tamaños se notaban entre ellos, pero los mas numerosos i los mas vistosos eran los del color que llaman *overo* o manchado de blanco i negro, color predilecto de los indios. Todos los patagones poseen esta particular afeccion por la raza canina i nunca creen tener demasiados perros.“ (Ibar Sierra 1879:40)

Die Indianer schätzten die Nützlichkeit ihrer nicht ganz reinrassigen Windhunde so sehr, dass sie für einen jungen Hund bis zu 60 harte Pesos oder den entsprechenden Wert in *Kais* (indianisches Wort für Mäntel aus Guanako-, Fuchs- oder Hasenfell) hergaben, stellte Lista (1880:123) fest. Gemäß der Meinung Prichards (1902:111) repräsentierte ein Paar dieser bei der Jagd unschätzbar wertvollen Hunde, die er sonst für unverbesserliche Diebe und Feiglinge hielt, ein Kapital, von dem eine ganze Familie leben konnte.

Rinder und Schafe

Als die Spanier im 16. Jahrhundert auf dem Gebiet von Buenos Aires ein Fort errichten wollten, verwilderten nicht nur Pferde, sondern auch Rinder. Diesen wurde von den Indianern hingegen kaum Beachtung geschenkt. Der Arzt Muñiz, der von 1821-23 in Carmen de Patagones tätig war, bemerkte, dass die Tehuelche nur Stuten und Hengste aufzogen. Die Poyuches, die Guinnard 1856 während seiner patagonischen Gefangenschaft kennenlernte, besaßen Pferde und Rinder. Zu diesen Tieren kamen sie im Austausch gegen ihre Guanakomäntel. (Guinnard 1871:48f.) Der Tehuelche Orkeke erzählte Musters, dass es in früheren Jahren in der Ebene bei Teckel große Rinderherden gab, die aber von den Indianern zu viel gejagt und daher vertrieben worden wären. (Musters 1873:165)

Als Spegazzini (1884:232f.) die Tehuelche besuchte, besaßen einige wenige außer Pferden und Hunden auch Kühe. Das gleiche beobachtete Nordenskjöld (1897:410)

Im Talgebiet des Senguérr traf Vallentin auf eine Art „Reservat“, in dem die Indianer, die sich hier unter dem Häuptling Canquél niedergelassen hatten, nicht mehr von der Jagd lebten, sondern ausschließlich von der Viehzucht. Sie wohnten teils in Zelten, teils in festen Hütten aus Adobe. Vallentin konnte sie beim Einfangen der jungen Rinder zum Markieren beobachten.

„Vier oder fünf Leute zu Pferde jagen in gestrecktem Galopp wild hinter dem Tiere her; im geeigneten Augenblick saust der Lasso durch die Luft und legt sich als Schlinge dem Rind um Hals oder Hörner oder Beine. Brüllend vor Wut zerrt dieses daran und sucht zu entkommen, wobei nun das gelehrige Pferd, an dessen Sattelring der Lasso befestigt ist, die Füße vorwärts bzw. seitwärts stemmend, das Tier zum Stehen bringt. Mit Hilfe der anderen Leute wird es dann in die Nähe des Feuers gebracht, wo die Eisen mit der Marke des Eigentümers glühend gehalten werden; dann wird es zu Boden geworfen, und jene Prozedur des ‚Stempeln‘ geht vor sich“. (Vallentin 1906:145)

Der Schafzucht nahmen sich die Tehuelche auch erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts an. Spegazzini (1884:232f.) sah noch wenige von diesen Tieren, Vallentin (1906:132f.) traf hingegen außer dem Viehzüchter Canquel auch den Indianer Kintruai mit einem stattlichen Viehbestand an.

„Kintruai besitzt 30 Stück Rindvieh und etwa 1000 Schafe. Ob ihm dieser Viehbestand und sein Grundbesitz von ungefähr 625 ha Fläche auch noch nach einigen Jahren gehören werden?“

Diese Frage war leider berechtigt, denn die meisten Grundbesitzer europäischer Abstammung kümmerten sich sehr wenig um die Rechte der Indianer. Diese Sorge belastete auch den Kaziken Mulato, der sich sehr geschickt der neuen Zeit angepasst hatte. Er besaß etliche Schafe, Rinder und selbstverständlich Pferde, die er mit Brandmarken versehen musste. (Childs 1936:134f.)

Welch ein Unterschied zu den Jahren 1821-23, in denen Muñiz in Carmen de Patagones sein Amt versah und aufzeichnete: Schafzucht betreiben die Tehuelche nicht, Wolle oder Wollbänder müssen sie von ihren nördlichen Landsleuten kaufen. (Muñiz in Outes 1917:213f.)

Ernährung: Rinder und Schafe

Die nördlichen Gruppen wurden schon von D'Orbigny (1829/1839-43:101) beim Verzehr von Rindern und Schafen gesehen und die Aónikenk verschmähten

Schafe keineswegs, wenn sie in den Genuss derselben kamen. Musters schilderte die Schlachtung eines Hammels.

„Das arme Thier wurde mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden, so, daß es gen Himmel schaute; dann wurde ihm die Kehle abgeschnitten und, um das Blut, die Lunge usw. aus welchen die Mahlzeit bereitet wurde, schmackhaft zu machen, Salz in die Wunde gestreut und der Rand derselben kunstgerecht zusammengedrückt.“ (Musters 1873:261)

Das Tier schmeckte den Indianern sicher, denn Prichard (1902:107) fand die zahlreichen Schafe recht fett und gut aussehend und Fett gehörte zu den begehrten Delikatessen der Tehuelche.

Sammeln von Schalentieren und Vogeleiern

Maximilian of Transylvanias Bericht zufolge beobachteten einige Seeleute beim Golf von San Julian Patagonier beim Einsammeln von Schalentieren. (Transylvania 1962: 282) Narbrough (1670/1722:214) nahm die Verwendung von – in ihren Augen kostbaren – Miesmuschelschalen Gürteltierpanzern wahr.

Bisweilen sammelten sie an der Küste Muscheln, aber nicht genug, um den Hunger zu stillen, meinte Coan (1833/1880:57), das Sammeln von Schnecken und Muscheln wurde von Fitz-Roy (1839:150) und von Schmid (1860:213) bestätigt.

Überall an der Küste findet man Meervögel und Amphibien im Überfluss. Verschiedenste Vögel leben im Gebiet von der Magellanstraße bis zum Rio de Santa Cruz: Rebhühner, Sperlinge, Geier und andere Raubvögel, schrieb Viedma (1780-83/1837:68) Die Vögel aller Arten jagten die Tehuelche zwar nicht, nur deren Eier nahmen sie gleich im rohen Zustand zu sich. (Barne 1754/1836:21) Im Oktober sammelte Musters am Flussufer die Eier verschiedener Gänsearten und anderer Wasservögel, die von den Frauen gekocht wurden. (Musters 1873:109) Das Sammeln von Eiern erwähnte er wiederholt.

Eier von Gänsen, Enten und Trappen verschmähten sie keineswegs, vor allem die Eier der letzten Art schmeckten ihnen, aber kein noch so gutes Ei konnte mit dem Straußesei Schritt halten, das sie auch im angebrüteten Zustand in glühender Asche gebraten zu sich nahmen. (Lista 1894:99f.)

Dem Missionar Coan (1833/1880:195) schenkte die Tehuelchin Maria einmal sieben Eier von einer Henne, die sie mit großer Sorgfalt in ihrem Zelt hütete.

Fische jeder Art mieden die Patagonier. Der Hunger veranlasste sie aber auf Musters' Anregung, zum ersten Mal in ihrem Leben Süßwasserfische zu kosten und manche fanden sogar Geschmack daran. Beim ersten Vorstoß war allerdings nur Casimiro bereit, davon zu essen: „daß ich sie genoß, betrachteten sie offenbar so, wie ein Engländer es betrachten würde, wenn er die Indianer zum ersten Male Blut genießen sähe“. (Musters 1873:126)

Sammeln von Pflanzen

Ihre Fleischnahrung ergänzten die Tehuelche, wann immer es möglich war, mit Früchten, Wurzeln, Knollen, Stengeln, Blättern. War die Jagd erfolgreich, gab es Fleisch in Fülle, in schlechten Zeiten suchten die Indianer indessen auch mehrere Tage lang nach Wurzeln, schrieb (Dumont D'Urville 1842/1838:149) und Musters (1873:186) meinte dazu: Die Kost der Tehuelche beschränkte sich notwendigerweise fast ganz auf Fleisch. Dazu aßen sie aber bei jeder gebotenen Gelegenheit mit Freude allerlei wilde Früchte und Gemüse, wie die einheimischen knolligen Wurzeln und den überall wachsenden Löwenzahn. Von den Mädchen wurden die Pflanzen für Freunde und Verwandte gesammelt und roh gegessen. In den Ansiedlungen tauschten die Indianer ihre Waren gegen Kartoffeln, Rüben und andere Gemüse und Küchenkräuter, gegen Zwieback und Mehl, das sie mit Wasser vermischt zu kleinen Knödeln formten, die sie in der Asche backten. Pfeffer lernten sie durch Musters kennen und schätzen.

Zu den Früchten zählten die Kalafate oder Berberitze (*berberis* sp), die die Frauen im Dezember in den Wäldern am Rand der Kordillere suchten (Musters 1873:216). Daraus bereiteten sie nach Lista (1880:124) sowohl einen wohlschmeckenden Saft, als auch eine Art „guindado“, wofür sie die Früchte in den Rum warfen (Lista 1879:47)

Unreife Johannisbeeren (*ribes*) und Erdbeeren (*fragaria* sp) bildeten in Zeiten, als die Männer gar kein Jagdglück hatten, ihr frugales Mahl. (Musters 1873:159,165)

Die Früchte des Algarroba-Dorns (*prosopis* sp) fanden sie auf dem salzhaltigen Boden im Gebiet zwischen Margenscho und Trinita.

„Es gab zwei Arten, eine mit schwarzer Frucht, vor welcher Nacho mich warnte, weil sie giftig sei, die andere mit gelben Schoten, die wir, während wir dahinritten, pflückten und aßen, obgleich sie, da die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, etwas dürr waren; der Geschmack lag etwa zwischen Tamarinden und Pfirsichen. (Musters 1873:285)

Nach Vignati (1935:601) zerkleinerten die Tehuelche die Schoten der Algarroba, um sie anschließend mit Wasser gemischt, zu einer Torte zu formen. Aus den Steinfrüchten eines Weihrauchstrauches (*schinus* sp) stellten sie ein süßes Getränk her.

Zwei Arten von trockenen Bergbeeren erhielt Coan von den Kindern. (1833/1880:195) Zwischen Trinita und Valchita erquickten sich die Indianer an den runden Beeren einer kleinen Pflanze, die am Rande des Wassers wuchs; die Frucht hatte ungefähr die Größe eines Rettichs und war außerordentlich wohlschmeckend. (Musters 1873:291)

Zu den Gemüsesorten zählten Wildformen der Kartoffel, die in der Nähe der Kordillere wuchsen und in den Monaten Oktober und Dezember wiederholt gesammelt wurden. (Musters 1873:113,114,152,154,166) Als Beispiel führte Musters das Sammeln derselben bei Esgel-kaik an:

„Die Frauen brachen daher gewöhnlich früh am Morgen auf und kamen gegen Abend mit beladenen Pferden wieder. Die Knollen waren die größten, die ich gesehen hatte, und glichen an Geschmack genau der Batate. Sie wurden gewöhnlich in einem Topfe gekocht, aber eine Erdscholle darüber gelegt, damit der Dampf darin blieb.“ (Musters 1873:211)

Auf den Verzehr von halbprohen oder gebratenen Wurzeln weisen schon prähistorische Funde hin (Canals Frau 1953:176) und auch den ersten Chronisten fiel dies auf. 1520 bemerkte Pigafetta(1962:108), dass die Patagonier neben rohem Fleisch eine süße Wurzel namens *chapac* konsumierten. Von den Frauen lernten die Seeleute die Zubereitung einer Wurzel, die im Aussehen einer Melone, im Geschmack grünen Mandeln glich und sehr schwer zu kauen war. (Vehedor 1866/1535:105) Sowohl die südlichen als auch die nördlichen Tehuelche nahmen Wurzeln zu sich. In Zeiten des Mangels sammelten die Patagonier eine kleine

Wurzel, die sie zwar zur Konservierung trockneten, aber auch frisch und zwar in rohem und gekochtem Zustand aßen. (D'Orbigny 1839-43/1829:101) In schlechten Zeiten suchten sie mehrere Tage lang nach solchen (Dumont D'Urville 1838/1842:149), der Mitreisende Murescot sprach von einer weißen Wurzel, die dem Eibisch ähnelte. (Dumont D'Urville 1838/1842:279) Von drei oder vier verschiedenen Wurzelarten schrieb Schmid (1860:213)

Zwei Arten von Wurzeln, die eine, knollenartig, wurde gereinigt und gebraten, war dann mehlig wie Yams und wurde *tus* genannt, die andere, *chälas*, eine längliche, weiße Wurzel von der Größe einer Gänsefeder wurde in der Asche geröstet oder in einer Brühe Frauen oder kranken Leuten gereicht, lernte Fitz-Roy (1839:150) kennen.

Vignati (1936:201) nannte in seinem kurzen Überblick die Wurzeln der *Ilareta*, eines chilenischen Doldengewächses, die sie rösteten oder kochten.

Bei Henno sammelten sie eine Wurzel, die der Pastinake ähnelte. (Musters 1873:126) In der Gegend von Esgel-kaik gruben häufiger die Frauen, zuweilen aber auch die Männer in den ausgetrockneten Lagunen, eine essbare Wurzel aus, die ungefähr einen Fuß unter der Oberfläche zu finden und ungefähr 1 bis 3 Zoll lang war. „Sie ist ganz weiß und etwa einen Viertelzoll im Durchmesser; im rohen Zustande ist ihr Geschmack demjenigen der Kastanie ähnlich, aber etwas süßer. Die Indianer kochen sie und trinken das Wasser, das sehr süß schmeckt.“ (Musters 1873:214) Zwei Tage lang lebten die Tehuelche nur von dieser Wurzel. In der Nähe von Telck fanden die Indianer, obwohl der Winter schon vor der Tür stand, in den ausgetrockneten Lagunen wieder die essbare Wurzel in großen Mengen, sie wurde von den Frauen und Kindern gesammelt. (Musters 1873:271)

Alonso Vehedor sah, wie die Indianer den Samen einer Pflanze, die der roten Beete ähnelte, im Feuer rösteten, danach zwischen zwei Steinen mahlten und ohne weitere Bearbeitung aßen. (Vehedor 1866/1535:104) Dumont D'Urville bemerkte ebenso, dass die Wurzel einer Pflanze ihnen als Brot diente. Sie gehörte zur Gattung der *Pteris esculenta*, einer Art Azorella, die nicht sehr nahrhaft war und obendrein unangenehm süßlich schmeckte. (Dumont D'Urville 1842/1838:154)

Stengel kamen ebenso als Pflanzennahrung in Betracht. Die Indianer fanden und sammelten wilden Löwenzahn in großen Mengen. Sie aßen die Wurzeln und Stengel ungewaschen und roh (Coan 1880/1833:119). In der Nähe des Rio Chico sammelten die Knaben und Mädchen am 26. August bei einer Lagune, welche nicht ganz zugefroren war eine Art Schwertlilie, von der sie den unteren nahrhaften, saftigen und angenehm schmeckenden Teil des Stengels aßen. (Musters1873:85)

Nach Vignati (1936:601) konsumierten sie Stengel von Riedgräsern.

Bei Henno sammelten die Indianer am Rande des Flusses Sengel wilden Spinat. Ein andermal rupften Musters und Tehuelchekinder Spinat und plünderten die Nester der Wildenten und Hochlandgänse. Am Abend gab es Ragout nach Tehuelche-Art aus Straußenfett, Spinat und Eiern, von dem alle begeistert waren. (Musters 1873:126)

Als die Männer jagten, holten die Frauen und Kinder in ziemlicher Entfernung des Lagers bei den Hügeln trockene und geschmacklose Baumschwämme. (Coan 1833/1880:80) Kleine essbare Pilze, die sie an einer Buchenart fanden, erwähnte auch Musters (1873:150)

Auf dem Weg nach Margenscho und später nach Valchita sammelten die Indianer Thymian, mit dem sie ihre Suppe am Abend würzten. (Musters 1873:278,291)

Pflanzen zum Zwecke der Heilung und der Hygiene

Die Tehuelche kauten das Herz einer Pflanze, um ihr Gebiss zu pflegen, schrieb Pineda (Priegue 1789/1914:9) und Musters (1873:171) führte aus:

„Bei ihrem Lachen, mit dem sie allezeit gleich bei der Hand sind, zeigen sie ohne Ausnahme gute Zähne, die sie durch Kauen von ‚Maki‘, eines Gummis, das aus dem Weihrauch-Busche ausschwitzt und von den Frauen und Kindern sorgfältig gesammelt wird, weiß und rein erhalten. Das Maki hat einen ziemlich angenehmen Geschmack und ist ein ganz vortreffliches Zahnmittel.“

Muñiz (1826/1917:214) hielt dasselbe Gewächs für ein Überbrückungsmittel in Hungerzeiten. – In der Früh badeten sie trotz der großen Kälte im Fluss. kauten dann etwas Wachsartiges, das sie *maquin* nannten und das ihrer Angabe zufolge

magenstärkend wirkte. Durch das Einnehmen dieses Mittels konnten sie einige Tage ohne Essen aushalten, schlugen aber nach zwei oder drei so verbrachten Tagen kräftig zu. – Da Musters die Patagonier genauer kannte, finde ich seine Erklärung glaubwürdiger.

Aus den saftigen Stengeln einer ziemlich großen, eher zähen Karfiolart von grünlicher oder gelblichgrüner Farbe, die in Patagonien recht häufig auftrat, gewannen die Tehuelche einen lindernden Saft für das Heilen von Wunden. (Fitz-Roy1839:166)

Zwischen Geylum und Patagones gab es einen Dornstrauch mit eiförmigen Blättern und gelben Blüten, ähnlich der Stechpalme. Durch Kochen vieler zerquetschter Blätter entstand ein außerordentlich bitter schmeckender Aufguss, an Chinin erinnernd, der sehr schweißtreibend und erfolgreich bei den Kranken wirkte. (Musters 1873:271)

SOZIOÖKONOMISCHES GEFÜGE

Nomadismus

Die nördlichen und südlichen Tehuelche (Aónikenk und Gününa Küne) waren Vollnomaden. Am besten dokumentiert ist das von den Aónikenk durch die Missionare Coan, Schmid und selbstverständlich durch Musters. Die beiden Missionare beklagten, dass der ständige Ortswechsel der Tehuelche durch die Suche nach Guanakos und Straußen der Evangelisierung im Wege stand. Musters, der die Aónikenk ein Jahr lang auf ihrer Wanderung von Santa Cruz nach Carmen de Patagones begleitete, erfuhr, dass ihre ständige Wanderung auch andere Gründe hatte. Sie trafen mit anderen Gruppen der Aónikenk und der Gününa Küne zusammen, berieten sich mit den Manzaneros wegen der Teilnahme an geplanten Überfällen des Kaziken Calfucura auf argentinische Siedlungen. Sie verlegten ihren Standort auch, um in Carmen de Patagones Tauschgeschäfte abzuschließen.

Die Tehuelche wechselten bei der Wanderung mit Musters sehr häufig den Platz, oft sogar täglich. Das hatte teilweise den Grund, dass sie bestimmte Plätze schnell aufsuchen wollten. Im Frühjahr strebten sie die Gegend von Teckel an, einem bevorzugten Platz für die Jagd auf die jungen Guanakos, auf dem sie länger verweilten, nämlich vom 29. Dezember bis zum 20. Januar. Die Männer jagten in dieser „guanaco chico season“ genannten Zeit die trächtigen Weibchen für den Erhalt des Fells der ungeborenen Tiere und ganz junge Tiere. Die Frauen verarbeiteten die Felle zu den „Quillangos“ genannten Fellumhängen.

Ein anderer Grund für den täglichen Ortswechsel lag darin, dass sie Gegenden mit schlechten Ressourcen schnell verlassen wollten. Die Strecke von Geylum bis Margenscho versuchten die Tehuelche in Eilmärschen hinter sich zu bringen. Durch die vor Patagones gelegene Travesia, eine wüstenähnliche Landschaft, in der es laut Musters selbst den Indianern ein Rätsel war, wo die spärlich vorhandenen Guanakos und Strauße Wasser fanden, ritten sie in erhöhtem Tempo. Auch zu ihrer Zusammenkunft mit den Manzaneros beeilten sich die Männer, diese Strecke legten sie sogar nur mit leichtem Gepäck zurück, während

sie die Frauen mit einigen Männern, die die nötige Nahrung herbeischaffen sollten, zurückließen. (Musters 1873:276, 292f., 234)

Durch ihren häufigen Lagerwechsel gehören die Tehuelche nach Binford zu Wildbeutern mit „high residential mobility“ (in Kelly 1995:117). Das war wie bei ihren Nachbarn, den Onas (Selk'nam) für die Subsistenz notwendig. Bei längerem Aufenthalt erschöpften sich die Ressourcen nämlich allzu schnell. Kelly (1995:124) zitiert Gusinde (1934:276) „the family hastens restlessly after the game animals [guanaco] and settles down for a few days at just that spot at which booty fell to it. After using up the supply, it again moves on and constantly changes its dwelling site“.

Grundsätzlich wurden **Lagerplätze der Tehuelche** aus denselben Gründen wie bei allen Jägern und Sammlern errichtet:

- erfolgsversprechende Jagdgründe
- Vorhandensein entsprechender Mengen von Brennholz
- Schutz vor Wetterunbilden, wilden Tieren, feindlichen Gruppen
- Vorhandensein von Wasser

Wenn die Tehuelche aber zielgerichtet unterwegs waren,

- Handel (Quillangos, Silber für Schmuck,...)
- Rohmaterialien (Salz, Rohmaterial für Bolas,...)
- aus politischen Gründen (Verhandlungen mit anderen Gruppen)
- für soziale Kontakte (Verwandtschaftsbesuche,...)

dann spielten zusätzliche Gesichtspunkte eine Rolle.

- geographische (Himmelsrichtung z.B.)
- zeitliche (Eilmärsche durch unwirtliche Gegenden)
- jahreszeitliche (guanaco chico season, Sommer- bzw. Winterlager)

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in den einzelnen Lagern war unterschiedlich. Sie konnte gemäß Hernandez (1770/1836:59) einen Monat, 15

oder 20 Tage betragen. Seine Angaben betrafen nördliche Tehuelche. Andere sahen das Leben der Tehuelche von stetigem Wandern geprägt.

- „and they wander hither and thither with those houses just as the Cingani (gypsies) do“, lautete die erste Mitteilung aus der Feder Pigafettas (1962/1520:108)
- Wenn sie woanders hin gehen wollten, packten sie diese Hütten auf die Rücken ihrer Frauen, während die Männer nur ihre Bogen und Pfeile trugen. (Loaysa 1911/1526:45)
- Isaac Morris, der 1741 an der patagonischen Küste vergessen wurde, traf in der heutigen Provinz Chubut bereits auf berittene Indianer, deren „Hütten“, es war ungefähr ein Dutzend, aus Stangen und Pferdeellen zusammengesetzt waren. Untertags zogen die Indianer weiter, am Abend stellten sie ihre beweglichen Hütten auf, schrieb Morris (1741/1927:190-192) Die Indianer blieben nie lange an einem Platz, sie wechselten denselben, wenn die Pferde das Gras an diesem Ort abgeweidet hatten. Überall im Land verstreut standen ihnen Wohnmöglichkeiten zur Verfügung. (Morris 1741/1927:195)
- Alle leben umherstreifend ohne Dörfer, ohne festen Platz, ohne Friedhöfe. Statt Häusern haben sie grobe Zelte aus Pferdehäuten und die, die südlich vom Rio Negro leben, solche aus Guanakohäuten.(Cardiel 1746/1940:12)
- Die Tehuelche ziehen das ganze Jahr umher in einem riesigen Gebiet, das vom Rio Negro bis zur Magellanstraße reicht. (Falkner 1774:109)
- Ständig wechselten die Patagonier, nach guten wasserreichen Plätzen für sich und ihre Tiere Ausschau haltend, den Platz, stellte 1753 der paraguayische Indianer Taparay (1753/1836:28) fest.
- Weil sie von der Jagd abhängig waren, änderten die Indianer ihren Wohnort immer wieder, lautet die Aussage A.Viedmas (1780-83/1837:79)
- „The habits of the Patagonians, or at least of the tribe among whom I was cast, are migratory, wandering over the country in quest of game, or as their caprice may prompt them. They subsist altogether on the flesh of animals and birds.“ (Bourne 1853/1849:29)
- Und Schmid (in Marsh 1883:145) bedauerte, dass die ständige Mobilität der Indianer die Missionsarbeit beträchtlich erschwerte. Ein Umstand, der bereits den Jesuiten zu schaffen machte.

Nach der Aneignung des Pferdes mussten die Lagerplätze außer den vorhin erwähnten Eigenschaften auch über gute Weideplätze verfügen.

Die Gruppe der Tehuelche, mit der Musters später zum Rio Negro reiste, überwinterte am Rio Chico in der Nähe der Insel Pabon einige Wochen von Mai bis Ende Juli (Musters 1873:37). Als sie im Juli unter Wildmangel litten, ließen sie sich noch zwei Wochen Zeit bis zum Abbrechen ihrer Zelte, weil sie sehnlichst auf ein Schiff mit seinen Handelsgütern warteten. Anfang August konnten sie nicht

mehr warten, die Ressourcen waren zu knapp, die Indianer mussten weiterziehen. Im August wechselten sie den Aufenthalt täglich, erst gegen Ende September blieben sie sechs Tage in Gelgel-Aik (Aik, auch Kaik war das Wort der Aónikenk für einen Lagerplatz). An diesem Ort fanden sie auch Sandsteinkugeln für Bolas. Drei Tage verbrachten sie in Applegkaik, gute 14 Tage in Henno. In dieser Zeit begann die „guanaco chico season“. Hier trafen sie mit einer Gruppe nördlicher Aónikenk zusammen, mit denen sie auf ihrer weiteren Reise auch zusammen blieben, wenn sie auch durch die drohende Ausbeutung der Ressourcen nach kurzer Zeit in getrennt gelegenen Plätzen wohnten. Den ganzen Jänner, dem letzten Monat der „guanaco chico season“, verbrachten die Aónikenk in Teckel. (Musters 1873)

Der häufige Ortswechsel geht auch aus der Lektüre von Antonio de Viedmas Notizen hervor. Während die Spanier versuchten, in San Julian Fuß zu fassen, waren die Patagonier immer wieder auf Reisen. Im April 1780 reisten sie nach Santa Cruz und kehrten im Dezember zurück. Im Jänner verließen sie San Julian für eine Woche, um zu jagen, blieben 10 Tage und waren schon wieder fort. Im Juli 1781 reisten sie wieder nach Santa Cruz, kehrten im September zurück und entfernten sich im Oktober zum Jagen. Im Dezember waren sie wieder anwesend, reisten im Jänner 1782 nach dem Norden (wahrscheinlich nach Patagones), um ihre Felle zu tauschen und kehrten im Juli zurück. Von November bis Dezember begaben sie sich wieder nach Santa Cruz, diesmal begleitete sie Viedma, der im März des darauffolgenden Jahres San Julian den Rücken kehrte. (s. Kapitel Historie S. 114-118)

Zu Wanderungen von einem Lagerplatz zum anderen gehörte ab und zu eine Flussüberquerung. Tapary beobachtete 1753, wie die Patagonier in der Nähe von San Julian einen Fluss schwimmend passierten (Tapary 1753/1836:28). Musters (1873:218) durchquerte auf seiner Reise mit den Tehuelchen mehrmals Flüsse, unter anderem den Chupat, der gegen vierzig Meter breit war, sich jedoch an einigen Stellen leicht durchwaten ließ und Lista (1877-80:61) berichtete von einer nicht ungefährlichen Passage des Rio Gallegos, die wegen des sehr hohen Wasserstandes schwimmend geschah. Die Maßnahmen, die für die nicht so

gefährliche Überschreitung des Rio Chico getroffen wurden, schilderte Musters ausführlich.

„die Ladungen [wurden] sorgsam in Ordnung gebracht und die Kinder auf die Arme der Männer versetzt, damit die Frauen sich freier bewegen konnten; die jungen Männer nahmen auch die Bagage-Pferde in's Schlepptau, und während Casimiro und noch ein Anderer sich freiwillig erboten, die Anführer und Lootsen zu machen, begannen wir unsern Marsch nach dem Flußufer hin,...Nachdem wir viel im Wasser umhergepatscht waren und verschiedene Pferde Lasten und Reiter abgeworfen hatten, was großen Spaß machte, besonders als Frau Orkeke und ihr ganzes Zeug mit einem Male herabkamen, wobei ein eiserner Kessel, auf welchen sie sehr stolz war, so herunterrasselte, daß mehrere Pferde in Schrecken geriethen und daraus eine allgemeine Ausreißerei zu werden drohte, erreichten wir glücklich das hohe Ufer...als wir daher am nördlichen Ufer ankamen, wo es mehrere kleine Sandhügel gab, machten wir ein großes Feuer an und wärmten uns und rauchten eine Pfeife, während die Frauen beschäftigt waren, die Toldos aufzuschlagen. Es war beschlossen worden, hier einige Tage zu bleiben und dann weiter zu ziehen bis in die Nähe der Cordillera, um wilde Pferde einzufangen.“ (Musters 1873:88f.)

Es ist erstaunlich, wie genau die Aónikenk, mit denen Musters unterwegs war, sich in dem riesigen Gebiet auskannten, denn auf ihrem Weg von Geylum in Richtung Osten, d.h. in Richtung Carmen de Patagones strebten sie in der unwirtlichen, felsigen, unfruchtbaren Gegend zielstrebig auf einen Lagerplatz in einem Cañon zu, der eine kleine Quelle und etwas Weidefutter aufwies. Allerdings mussten sie an diesem Tag hungrig zu Bett gehen, weil sie viel zu spät zur Jagd eintrafen und der Wildbestand in diesem Territorium nur spärlich war. (Musters 1873:266f.)

Vivante und Chiappe beschäftigten sich 1968 mit „Landkarten“ von Indigenen und wiesen darauf hin, dass schon in der Prähistorie die Routen der Indianer durch Spuren, Fährten und Abdrücke dargestellt wurden. „Sus líneas unían las aguadas, flanqueaban pasos malos, se orientaban hacia los lugares abrigados o de pastoreo. Reflejaban el conocimiento regional del indio.“ (S.27) Der Kazike Hinchel zeichnete, um den Verlauf eines Teilstückes des Rio Negro zu erklären, eine grobe Karte auf ein Brett, die sich als „perfectamente correcto“ erwies. Dem Jesuiten Falkner zeichnete Mitte des 18. Jahrhunderts ein Kazike aus Patagonien auf einem Tisch 16 Flüsse „con nombres todos“ auf. (Vivante und Chiappe 1968:32f.) Auch beim Lesen von Antonio de Viedmas Aufzeichnungen wird deutlich, dass die Patagonier sehr genaue Ortskenntnisse hatten.

Den alten, von Musters beschriebenen Indianerweg der Aónikenk konnte Prichard ungefähr 30 Jahre später nachvollziehen

„from water to water, from good camp to good camp, stretching from Punta Arenas in the south to Lake Buenos Aires in the north and beyond it. Up and down this trail and along others, less extended, generations of Indians have wandered with their wives and children, their tents and horses. We struck it when travelling south from Lake Buenos Aires, in the early January of 1901. It was hard to distinguish the Indian road from any parallel series of guanaco-tracks, which here line the country in numbers, and indeed, it was only by keeping a sharp look-out for the hoof-prints of horses that we were able to follow the trail at all. It runs along under the Cordillera at a varying distance of about twenty or thirty miles from their bases.“ (Prichard 1902:109)

Bevorzugte Lagerplätze

Die verschiedenen Besucher Patagoniens beschrieben Lagerplätze, die am Wasser oder in der Nähe des Wassers lagen. Deren Lage und die Ausrichtung der Zelte schützten vor den starken Winden.

In einer Entfernung von zwei oder drei spanischen Meilen vom Hafen San Julian sah Jorge Barne (1752/1836:22) die von berittenen Indianern errichtete Tolderia in einem Tal zwischen großen Hügeln, wo es genügend und gutes Regenwasser gab. 20 Meilen von San Julian entfernt lagerten die Tehuelche an einem lieblichen Ort mit zahlreichen Wasserquellen, den sie *Oenna* nannten. Antonio Viedma (1780-83/1837:79) lernte in einiger Entfernung von der Küste mehrere solcher Lagerplätze mit reichlich Wasser kennen.

Wenn die Tehuelche einen neuen Lagerplatz erreichten, suchten sie zuerst einen geeigneten Platz, gruben dann für ihre aufrechten Stangen eine Aushöhlung und errichteten in ziemlich kurzer Zeit ihre Wohnungen, schrieb King (1827/1939:93), von der festen Überzeugung getragen, dass diese Zelte den Unbilden des Wetters nicht standhalten könnten. Umso mehr war die Crew von Kings Schiff im August 1828 nach einem schweren Schneesturm erstaunt, dass die Zelte, obwohl auf einem eher ausgesetzten Platz errichtet, dem Sturm widerstanden hatten. Die Zahl von zehn oder zwölf Toldos ließ auf mindestens 150 Bewohner schließen, die aber während des Sturmes in den Zelten blieben; nur hin und wieder sah man eine Gestalt von einem Zelt zum anderen eilen. (King 1828/1939:183)

Coan bemerkte, dass sich die Hauptlager der südlichen Aónikenk landeinwärts in der Nähe der Küste in einem zwischen den Bergen geschützten Tal befanden (Coan 1833-34/1880:69). Die Lagerplätze ähnelten einander, es handelte sich um fruchtbare, zwischen Hügeln eingeschlossene Graslandschaften, durch die oder in deren Nähe sauberes Wasser floss. (Coan 1833-34/1880:95f.) Der Matrose Marescot von Dumont D'Urville's Reise (1838/1842:179) und Schmid bestätigten Coans Aussage. Schmid bemerkte zusätzlich, dass alle Plätze einen Namen hatten. Wenn die Indianer weiter zogen, befanden sie sich nicht auf der Suche nach einem neuen Heim, sondern wussten genau, wohin sie wollten. Diesen Ortswechsel mit seinen Erfahrungen vergleichend, erklärte Schmid, es war geradeso, als „if I travelled from Bristol to Bath, and thence to another town“. (Schmid 1860:26) Bei Musters ist wiederholt nachzulesen, dass die Tehuelche genau wussten, wo und wie sie ihr Lager aufschlugen.

- „die Vorderseite nach Osten gerichtet, um den herrschenden Westwinden mit ihrer schneidenden Kälte und Heftigkeit auszuweichen“. (Musters 1873:77)
- „und lagerten uns an einer äußerst schönen kreisförmigen Quelle; das Wasser sprudelte durch reinen weißen Sand herauf und bildete einen winzigen Bach, während im Becken der Quelle kleine Fische umherschossen.“ (Musters 1873:92)
- „Der einladende Anblick der Weide bestimmte uns, hier ein paar Tage zu bleiben, um nach den ungewöhnlich langen Märschen der vorhergehenden Tage die Pferde ausruhen zu lassen.“ (Musters 1873:95)

Die wenigen Informanten, die länger bei den Indianern verbrachten, fanden heraus, dass die Tehuelche Sommer- und Winterquartiere verwendeten.

Die Nordtehuélche zogen an den Rand der Anden, wenn der Winter sich näherte, dort waren sie vor den Unannehmlichkeiten der Saison besser geschützt und fanden zudem genügend Brennholz vor. (Guinnard 1856/1871:73)

Der letzte nördliche Tehuelche Kalaqapa bestätigte, dass die Tolderia in früheren Zeiten im Winter bei Maquinchao, also näher an der Cordillera, und im Sommer in Gangan oder Gastre in der heutigen Provinz Chubut aufgestellt wurde. In der letzten Zeit verblieb die Tolderia des Informanten das ganze Jahr in Valcheta, nur während des Sommers zogen Jagdgemeinschaften für ungefähr einen Monat nach Gangan. (Bormida 1958-59:165)

Die Winterquartiere der südlichen Gruppen der Aónikenk befanden sich hingegen in der Nähe des Atlantik, weil es dort zu dieser Jahreszeit wärmer war. Diesem Umstand verdankten unter anderen die Teilnehmer der ersten Weltumsegelung ihre Bekanntschaft mit den Patagoniern. Lista erlebte einmal, dass die Indianer des Kaziken Papon in ihr Winterlager zur Küste der Magellanstraße aufbrechen wollten, als ein plötzlicher Schneefall das verhinderte, indem er den Boden ihres Lagers in *Uajen-aiken* derart bedeckte, dass man nur ab und zu einen erbleichten Kalafatestrauch erkennen konnte. (Lista 1877-80:182) Moreno (1879:219) suchte die Tehuelche in der Umgebung von San Julian, „donde comunmente algunas tribus se dirigen en el invierno, demorando allí hasta el tiempo en que comienza la paricion de los guanacos.“

Hatcher (1896/1901:14) fand heraus, dass die bevorzugten Plätze der Tehuelche auf dem Grund eines tiefen Cañons mit Basalt zu finden waren, der an ein Gewässer grenzte. Er stieß bei seiner Erkundungstour zu seinem Erstaunen auf früher sehr beliebte Wohnorte, ohne auch nur eine einzige Bola zu finden, statt dessen gab es Pfeilspitzen in Hülle und Fülle. Das hing seiner Meinung nach damit zusammen, dass diese Lagerstätten für die gegenwärtigen Indianer mit ihrem Stand von mehreren hundert von Pferden nicht mehr geeignet waren. (Hatcher 1896/1901:14f.)

Aussehen und Größe der Zelte

Die erste genauere Beschreibung eines Zeltes stammt aus der Zeit nach 1780 von Antonio Viedma. Für ihre Toldos rammten sie zwei Pfähle, die zwei oder drei Ellen hoch waren, im Abstand von 1 ½ Ellen in die Erde, je zwei kürzere stießen sie in der gleichen Distanz von jedem Pfahl in den Boden, westlich dieser sechs Pfähle schlugen sie weitere sechs kürzere ein und noch weiter westlich sechs noch kürzere. Darüber warfen sie Tierhäute mit der Fellseite nach außen und befestigten sie an den Stöcken. (A.Viedma 1780-83/1837:80f.)

Viedma verwendete die spanische Bezeichnung Zelt für „Toldo“, die im Laufe der Zeit für die Behausungen der Tehuelche beinahe zum „Eigennamen“ wurde. Tatsächlich wurden die Zelte von den Aónikenk „kau“ genannt. (Musters 1873:77) Mit Kings Beschreibung eines Zeltes will ich beginnen, bevor ich andere

Beobachtungen, getrennt nach den Zelten der südlichen und nördlichen Gruppen vorlege.

Alle Toldos sahen gleich aus. Sie waren rechtwinkelig, ungefähr zehn oder zwölf Fuß lang, zehn Fuß tief und vorne sieben, hinten sechs Fuß hoch. Das Gerüst wurde durch in die Erde gerammte Stangen gebildet, die an den Spitzen gegabelt waren, um die Querstangen halten zu können. Darauf wurden Stangen als Dachsparren gelegt und darüber die aus mehreren Tierfellen zusammengenähten Bedeckungen. Die Zelte waren für Wind und Wetter beinahe undurchlässig. Die Stangen und Sparren schleppten sie, weil sie in diesen Gegenden nicht leicht zu bekommen waren, bei jedem Ortswechsel mit. Wenn sie einen neuen Lagerplatz erreichten, suchten sie zuerst einen geeigneten Platz, gruben dann für ihre aufrechten Stangen eine Aushöhlung und errichteten in ziemlich kurzer Zeit ihre Wohnungen. Ihre Waren und Möbel luden die Frauen auf die Rücken ihrer Pferde und setzten sich zuletzt selbst darauf. Die Männer trugen nichts als Lasso und Bolas, um jederzeit für die Jagd oder die Verteidigung bereit zu sein. (King 1827/1939:93)

Damit brachte King die wesentlichsten Dinge zum Ausdruck:

1. Errichtung der Zelte aus Tierfellen und Stangen,
2. ständiger Ortswechsel unter Mitnahme der gesamten Habe
3. Ab- und Aufbau der Zelte sowie Transport erfolgten ausschließlich durch die Frauen.
4. Abtragen des alten und Errichten des neuen Lagers gingen ziemlich schnell vonstatten.
5. Die Männer halfen bei diesen Tätigkeiten nicht. Sie brachten nur die Pferde für das Aufladen zu den Zelten bzw. führten sie weg. Auf dem Weg waren sie nur mit ihren Waffen versehen, um jederzeit für die Jagd oder eine unvorhergesehene Situation gerüstet zu sein.

Die Zelte der Aónikenk

Nicht nur die ersten Reisenden sahen mit Staunen, dass die Patagonier in „Fellhäusern“ wohnten, die plötzlich nicht mehr vorhanden waren. Dabei hoben die verschiedenen Berichtersteller einzelne Details hervor, während ihnen andere

anscheinend gar nicht auffielen. Man erhält den Eindruck, dass die Zelte durch den Besitz der Pferde größer wurden.

- „...and they have no houses except those made from the skin of the same animal“, lautete die erste Mitteilung über die Wohnsituation der Tehuelche aus der Feder Pigafettas (1520/1962:108).
- Maximilian Transylvanus (1520/1962:283) schrieb von einer eher niederen Hütte, die mit den Häuten wilder Tiere bedeckt war und zwei Abteilungen hatte, eine, in der die Frauen mit ihren Kindern lebten und eine andere für die Männer. Dreizehn Frauen und Kinder und fünf Männer empfingen und bewirteten darin ihre Gäste. Später boten die Indianer den Seeleuten an, die Nacht in ihren Zelten zu verbringen, durch Feldecken vor Schnee und Wind geschützt. Gegenseitiges Misstrauen und das Schnarchen der schlafenden Indianer verhinderten aber eine erholsame Nachtruhe.
- Am Tag nach einer Auseinandersetzung waren zur Verblüffung der Spanier die Indianer samt ihren Hütten verschwunden. (Transylvanus 1520/1962:285)

Weitere Beobachtungen:

- Hütten aus „Zebrafell“, in denen Frauen und Kinder lebten. (Loaysa 1911/1526:45)
- mit Fellen bedeckte Hütten: zwei Stöcke steckten die Indianer in der Richtung, von der Wind wehte, in den Boden und warfen ihre Felle darüber, die übrigen Seiten blieben offen und der Sonne und dem Regen ausgesetzt (Oviedo y Valdés 1852:40).
- Die Form der Toldos erinnerte Fitz-Roy an Zigeunerzelte. Hier waren drei Seiten und die Spitze zugedeckt, aber die gegen Osten gerichtete Front vollkommen frei. Die Toldos waren vorne ungefähr sieben Fuß hoch und maßen ungefähr zehn oder zwölf Fuß im Viereck. Auf der hinteren oder Westseite waren sie niedriger. (Fitz-Roy 1834/1839:136)
- Eine sehr genaue Schilderung gibt es von Coan.

Ihre Zelte oder Wigwams waren so errichtet: drei oder vier Reihen von Stangen wurden vertikal in parallelen Linien in den Boden gesteckt. Die erste Reihe war fünf, sechs oder acht Fuß hoch, die zweite ein oder zwei Fuß niedriger und die dritte oder vierte ungefähr zwei Fuß hoch. Auf dem Dach wurden einige Querstangen in der vollen Länge der Hütte aufgelegt, mit Fellstreifen oder Tiersehnen angebunden. Darüber wurden Felle gebreitet und mit Riemen gesichert. Die Fellenden wurden an die aufrecht stehenden Stangen angebunden. Bei gutem Wetter blieb die Vorderfront offen, aber im Winter und bei stürmischem Wetter wurde sie mit Fellvorhängen geschlossen. Für diese Bedeckungen verwendeten sie die Häute von alten Guanakos oder Pumas. Die Häute wurden zurecht geschnitten, gut aufeinander abgestimmt und mit Tiersehnen in passender Größe zusammengenäht. Beim Weiterziehen zu einem anderen Platz wurde das ganze Zelt mitgenommen. (Coan 1833-34/1880:73f.)

- Halbkegelförmig war das fertige Zelt. (Schmid 1860:211f.)
- Musters Beschreibung ist besonders genau.

„Es werden eine Reihe ungefähr drei Fuß hohe Gabelpfähle in die Erde getrieben, so, daß sie ein wenig schief stehen, und oben quer über sie ein Stange gelegt,; vor diesen, etwa sieben Fuß entfernt, wird eine zweite, sechs Fuß hohe Reihe aufgestellt, ebenfalls mit einer querüber liegenden Stange, und in derselben Entfernung von ihr eine dritte Reihe, acht Fuß hoch, jede ein wenig schief stehend, aber nicht unter demselben Winkel geneigt. Dann wird von hinten eine aus vierzig bis fünfzig Fellen ausgewachsener Guanacos gemachte, mit einer Mischung von Fett und Rotheisenocker eingeschmierte Decke darüber gezogen, und durch den starken Zug der schweren Decke werden die Stangen gerade gerichtet. Die Decke wird hierauf mit Riemen an die vordersten Stangen gebunden, während zwischen den inneren Stangen befestigte Vorhänge von Häuten die Schlafplätze abtheilen und das rings um die Seiten des Zeltes aufgestapelte Gepäck den kalten Wind abhält, der unter dem Saum der Decke hineindringt. Das Feuer wird in dem vorderen Theile oder ‚Munde des Zelt‘ angemacht. Bei sehr schlechtem Wetter, oder wenn man sich für den Winter lagert, wird an die vordersten Stangen noch eine zweite Decke befestigt und über eine besondere Reihe kurzer Pfähle herabgezogen, so daß Alles fest und sicher ist. Es ist eine gewöhnliche Einrichtung, daß Verwandte oder Freunde ihre Toldos mit einander verbinden; dann läßt man die Decken, anstatt sie an der Seite bis auf die Erde herabzuziehen, über einander greifen; auf diese Weise bedeckt ein einziges Zeldach zwei bis drei verschiedene häusliche Einrichtungen. (Musters 1873:77)

- Radboone schrieb über das Zelt der Tehuelche: „The Tehuelche dwellings were big, practical shelters that looked like bowls upside down.“ Ihre Pfosten wurden für die Stabilität etwa einen Fuß tief in den Boden gegraben. (Radboone in Childs 1936:99)

Die Zelte der Gününa Küne

Die Trennung der Beschreibungen der Zelte der Aónikenk und der Gününa Küne habe ich vorgenommen, weil die Zelte der nördlichen Tehuelche eher aus Pferdeellen als aus Guanakofellen hergestellt waren. Diese Gruppen hatten viel mehr Pferde zur Verfügung und die größeren und festeren Pferdehäute ließen sich schneller verarbeiten, waren reißfester und daher zweckmäßiger. Auch hier bekommt man den Eindruck, dass die Zelte mit der Zeit größer wurden.

- Die Puelche-Guénaken, die Juan de Garay 1582 sah, hatten ihre kleinen, beweglichen Fellzelte, und besaßen, obwohl sie die dazugehörige Technik nicht kannten, gewebte Woldecken, die von den chilenischen Araukanern stammten (Canals Frau 1953:199).
- Im Jahre 1628 durchquerte der Jesuit Francisco van den Berghe die nördlichen Gebiete Patagoniens und traf in den Ebenen des Rio Chubut auf „ciento á doscientas familias de indios en sus miserables toldos, formados con cueros de caballo.“ (Vignati 1930:34)

- Die Behausungen bestanden aus drei spanischen Ellen langen Pfählen und Pferdehäuten für die Seiten und Dächer. Diese Zelte nannten sie *suca*. In jedem Toldo lebte eine Familie und in der Mitte der besagten Zelte hatte der Kazike seine Wohnstatt. (Hernandez 1770/1836:59)
- Guinnards Poyuches (= Aónikenk) wohnten in Zelten, die mit Pferdehäuten oder Häuten von Seekälbern [das ist sonst bei niemandem zu lesen], die sie während des Winters an der atlantischen Küste fingen, bedeckt waren. (Guinnard 1856/1871:50f.)
- Henri de la Vaulx (1895:85) kam das enge Zusammenleben so vieler Menschen als höchst bedenklich und unmoralisch vor. „Là, sur des morceaux de peau, vivent pêle-mêle une femme, son mari et ses enfants même mariés, dans une promiscuité écœurante.“

Die folgende Beobachtung teilte nur Guinnard mit. – Mit Hilfe von kleinen Knochenwirbeln spannten sie die Zeltwände am Boden fest. – (Guinnard 1856/1871:50f.) Im Gegensatz dazu schrieb Radboone, ähnlich wie früher King, dass die Pfosten, die das Zeltgerüst bildeten, für die Stabilität etwa einen Fuß tief in den Boden gegraben wurden (in Childs 1936:99).

Das Ausbessern der Zelte mit der Haut der Guanako-Mutter fiel nur zwei Besuchern auf, nämlich Musters (1873:141) und Hatcher (1896/1903:268).

Varianten bezüglich der Zeltgröße

Despard beobachtete 1852 (S.88f.) im Lager zweierlei Arten von Zelten: Einige Indianer, die nur wenig Felle besaßen, steckten ihre Stangen halbkreisförmig in den Boden und legten ihre Felle so darüber, dass ein Windschutz entstand. Damit mussten sie sich zufrieden geben. Andere, die besser dran waren, bildeten hingegen größere Zelte nach dem Muster der schon wiederholt Beschriebenen. Einfache Windschirme wurden im 19. Jahrhundert sonst von niemandem erwähnt, obwohl manche der frühen Beschreibungen eher an Windschirme als an das spätere „kau“ genannte Toldo erinnern.

Coan (1833-34/1880:58) fiel einige Jahre vor Despard auf, dass die Indianer an der Küste eine Art provisorisches Fellzelt hatten, das nur von einem Teil der Männer belegt war, während die übrigen ringsherum im Gras saßen, lagen und schliefen.

Spegazzini schrieb 1884, dass die Größe der *Káu* genannten Zelte je nach der Tätigkeit, dem Reichtum und der Zahl der Familienmitglieder variierte. Oft lebte in den Zelten ein Mann mit seiner gesamten Familie, manchmal die ganze Verwandtschaft mit Großeltern, Kindern, Neffen und ihren entsprechenden Frauen und Nachkommen, ein andermal hatte ein Mann ein Zelt für jede seiner Frauen und ihre Kinder.

- Im Sommermonat Jänner sah Spegazzini beim Rio Santa Cruz einfachere, mit sechs oder acht Stöcken errichtete, ungefähr 1 bis 2 m hohe Zelte. In ihnen lebte eine Familie oder ein Teil derselben.
- Beim zweiten Mal im Winter traf er beim Rio Gallegos wesentlich größere Zelte an. Sie waren drei bis viermal so groß wie die ersten und beherbergten bis zu sechs oder acht Familien. Die offenen Seiten waren verbunden. Die über die Zeltstangen geworfenen Felle wurden durch schwere Steine am Boden beschwert. Ein gegen Osten gerichtetes Fell war nicht beschwert und diente als Türöffnung. (Spegazzini 1884:230f.)

Ungefähr 50 Jahre früher nahm Fitz-Roy Ähnliches wahr. Auf Plätzen, wo die Gruppen sich länger aufhielten, errichteten sie größere Hütten, die beinahe die Bezeichnung Haus verdienten. Einige gehörten den Kaziken und ihren Frauen, „others are for the wizards, who, in their three-fold capacity of priests, magicians and doctors, have great influence over the superstitious minds of their countrymen“. (Fitz-Roy 1834/1839:152)

Auch diese großen Zelte wurden mit Hilfe von Stangen und Fellen errichtet, sie hatten eine längliche Form mit einem sich neigenden Dach und ähnelten in der Form einem Landhaus. Die sogenannten Wände waren ungefähr fünf Fuß, das Dach in der Mitte acht Fuß hoch. Einige dieser „Häuser“ erreichten vier oder fünf Ellen Breite und acht, zehn oder zwölf Ellen Länge. Fitz-Roy lieferte diese Darstellung nicht aus eigener Anschauung, sondern verließ sich auf die minutiöse Beschreibung von Informanten, die ihm laut seiner Aussage auch in anderen Belangen ihre Zuverlässigkeit bewiesen hatten. (Fitz-Roy 1834/1839:152)

Lista (1894:91f.) erwähnte die Entwicklung der Tehuelche-Wohnung von der Höhle über den Wigwam, wie ihn zu seiner Zeit noch die Selk'nam kannten bis

zum *kau*, das die Tehuelche seiner Meinung nach schon zu Pigafettas Zeiten bewohnten, nur waren die zuerst gesehenen Behausungen kleiner. Die Zelte der Selk'nam wurden laut Cooper (1917:55) *taki* bzw. *ktai* genannt, was soviel bedeutete wie „kau + tai“, das heißt „wigwam + small“.

Das Zeltinnere

Die erste ausführlichere Beschreibung lieferte Antonio de Viedma, der eine Zeitlang mit einer Gruppe von Aónikenk unterwegs war und als Erster das Landesinnere kennenlernte.

Das Innere teilten die Tehuelche mit Fellvorhängen ab, die an den senkrechten Stangen befestigt wurden. Die Felle reichten auf der Nord-, West- und Südseite bis zum Boden, während die volle Zeltbreite nach Osten offen blieb. Das ganze Zelt erweckte den Eindruck einer eiförmigen Höhle. Für den Eingang gab es keine eigene Vorrichtung zum Verschließen, aber wenn die Fröste zu arg waren, hängten die Bewohner eine weitere Decke davor. Die Abteilungen im Inneren schafften für jedes Paar vom Zentrum bis zum hinteren Teil einen eigenen Platz, während die Kinder und andere Familienmitglieder oder Verwandte sich in den noch vorhandenen Teilen des Zeltes einen Platz suchten. So lagen Witwer, Witwen, Ledige beiderlei Geschlechtes, Verwandte, Knechte und Sklaven beieinander, wenn sie nur in irgendeiner Beziehung zum Besitzer des Zeltes standen. (Viedma 1780-83/1837:80f.)

Die Beengtheit im Zelt schilderten auch andere Besucher sehr anschaulich, wie Fitz-Roy, D'Orbigny, Schmid, Musters.

- In der Nacht wurden auf dem Boden Felle ausgebreitet, zwei oder drei wurden auf der Rückseite des Zeltes als Polster für alle aufgerollt, wo jede Familie ihren Platz hatte. Die Hunde schliefen zu Füßen der Menschen. Die Kinder hatten einen eigenen rechteckigen Platz in einer Ecke. Babys in der Wiege – ein Riemen wurde an den vier Ecken eines Stückes Fell befestigt und hing vom Zeltdach herab – lagen ganz nah bei der Mutter. (Fitz-Roy 1834/1839:152)
- In jedem Zelt fand er in der Mitte einen Feuerplatz, an dem die Mahlzeiten zubereitet wurden. Darum herum waren von ihnen fabrizierte Tontöpfe, [wahrscheinlich von den Araukanern erworben] und Schneckenschalen angeordnet, die ihnen als Gefäße dienten. An einer Stange hingen ihre offensiven und defensiven Waffen, d.h. Bolas für die Jagd und für den Krieg und Bolas perdidas. (D'Orbigny 1829/1839-43:76f.)
- Nach dem Aufstellen des Zeltes wurden die übrigen Packpferde der Familie, die Teppiche, Matten, Guanakofelle, einige Taschen mit verschiedenem Inhalt wie Perlen, Seifen, Messer und anderen Dingen transportiert hatten,

abgeladen. Die Taschen wurden im Zeltinneren an den Seiten verstaut und halfen dadurch, den Wind fernzuhalten. Je nach der Zahl der Bewohner wurden Abteile geschaffen, die zugleich als Schlaf-, Ankleide-, Sprech- und Arbeitszimmer dienten. Die Betten wurden so arrangiert, dass die Leute ihre Füße auf die Taschen legen konnten. Das Bettzeug bestand aus getrockneter Pferdehaut, einigen Teppichen oder Bettdecken und einem mit Guanakowolle gefüllten Polster. Der Platz vor dem Bett wurde für mehrere Zwecke benutzt wie zum Malen, zum Anfertigen der Kleidung, zum Kartenspielen u. a. (Schmid 1860:211f.)

- „Die Ausstattung der Toldos besteht aus einem oder zwei Polstern und einer oder zwei Roßhäuten für jede Schlafabtheilung; die eine Haut wird als Vorhang und die andere als Bettzeug benutzt. Die Polster macht man aus alten Ponchos oder Lechus, sonst Mandils genannt, gewebten wollenen Decken, welche man von den Araucanos bezieht, die wegen ihrer Manufactur berühmt sind; sie werden mit Guanaco-Wolle ausgestopft und mit Strauß- oder Guanaco-Sehnen zusammengenäht. Die Polster dienen als Kopfkissen oder als Sitze und helfen auch auf dem Marsche als Frauensättel aus. Außer diesen Polstern besitzen die Frauen alle noch Mandils zu ihren Betten. Die Männer benutzen dann und wann, wenn der Boden feucht ist, die Decken, die sie unter den Sätteln tragen, als Sitze, in der Regel aber kauern alle Insassen des Toldo auf dem Teppich der Natur, der den Vortheil hat, daß er sich leicht reinigen läßt, denn die Tehuelchen sind, was die Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen betrifft, sehr eigen, und ein Stück Rasen, das zufällig beschmutzt worden ist, wird sofort von den Frauen herausgestochen und hinausgeworfen.“ (Musters 1873:78)
- „Jimmy found the larger half used as living room and sleeping quarters; the smaller as kitchen and storage room. Carefully shaved hides of colts and guanquitos, peeled off glovelike and sewed up at natural openings, hung from hooks on poles, all filled with tried-out grease. Bags of bigger hides, filled with yerba, tobacco, or personal belongings were piled all around the edge of the toldo, holding the turned in bottom edge fast to the ground. Fancy blankets, woven from guanaco and sheep wool and dyed or painted with native colors, were thrown over some of these, or on the ground to sit on. The toldos were scrupulously clean in most cases.“ (Radboone in Childs 1936:99f.)
- Vor jedem Zelt wurde eine Anzahl von Stöcken errichtet, über die ein etwa vier Fuß hohes Schutzleder als zusätzlicher Schutz vor den Ostwinden geworfen werden konnte. Davon abgesehen blieb die Ostseite offen. Im niedrigeren hinteren Zeltteil wurden die Schlafgelegenheiten in Abteilen eingerichtet, jedes Abteil bot für zwei Personen Platz. Felle oder Mäntel trennten die Bereiche, schrieb Hatcher (1896/1903:270).

Verschiedene Gegenstände wurden mehrfach verwendet. Die alten, Mandils genannten Ponchos der Frauen dienten als Polster; diese Polster wiederum als

Kopfkissen oder als bequemer Sitz beim Reiten. Auch die Männer benutzten Decken sowohl zum Schlafen als auch unter ihren Sätteln. Bourne (1849/1853:55) schrieb, dass die Decke, die ihm in der Nacht als Bett diente, am Tag sein Sattel war und Guinnard (1856/1871:50f.) teilte mit, dass die Umhänge, die am Tag die Mäntel bildeten, während der Nacht als Decken dienten.

Zubereitete und bemalte Pferdehäute verwendeten die Indianer laut Hatcher (1896/1903:270) als Teppiche in ihren Zelten. Zur Herstellung der für die Betten und zum Abteilen in den Zelten verwendeten bemalten Pferdefelle lieferte Lothrop (1931:34-36) ein interessantes Detail. Im Nacken des toten Tieres wurde ein Einschnitt gemacht, der später wieder mit Sehnen zusammengenäht wurde. Die Beine wurden entfernt und die Umrisse roh zugeschnitten, die Ränder mit Mustern verziert.

Eine genaue Liste der Gegenstände, die üblicherweise im Inneren eines Toldos vorhanden waren, lieferte Lista.

Die Haushaltsgeräte gehörten vier Kategorien an:

1. Schlafpolster, Kissen, gefütterte Satteltaschen, Schafsfelle, gegerbte und bemalte Häute von Guanakos und Pferden;
2. Reitzeug, Zügel, Saumsättel, Sattelgurte, handgewebte Decken, Satteldecken aus bunter Wolle und Geweben,
3. Küchengeräte, Kochtöpfe und Bratspieße, Teekannen, Krüge und Teller europäischer Fabrikation und
4. last but not least waren die für jeden Haushalt typischen tausend Kleinigkeiten anzutreffen, der Flitterkram, der zu jeder Wohnung dazugehört, „ya sea de civilizados ó salvajes.“ (Lista 1894:92f.)

Einen Gebrauchsgegenstand erwähnte Lista allerdings nicht, nämlich die Traggestelle für die Aller kleinsten. Mit Hautriemen durchflochtene Streifen von Holzflechtwerk bildeten die Grundlage für die „Wiegen“ der ganz kleinen Kinder, die fertigen Gestelle wurden mit einer Decke versehen, um Sonne und Regen abzuhalten und so eingerichtet, dass sie während des Marsches auf dem Sattelzeuge der Mutter stehen konnten. Reiche Eltern schmückten diese „Wiegen“ mit Glöckchen, mit Messing- oder sogar mit Silberplatten (Musters 1873:175). Das

für das Flechtwerk verwendete Holz konnten die Gününa Küne durch langsames Erwärmen in der heißen Asche zurechtbiegen. (Bormida 1958-59:169)

Sattelgurte fanden in Listas Aufstellung Platz, aber Gurte oder Riemen aus Leder und aus Gewebe dienten auch zum Aufhängen von Taschen und Kleinigkeiten, als Tragegurte für die beschriebenen Kinderwiegen und als „sogas“ für die Boleadoras, die, wie die Waffen auch, ebenso im Zelt ihren Platz finden mussten. Lista zählte die Waffen wahrscheinlich zu den tausend Kleinigkeiten.

Zu jedem Toldo gehörte selbstverständlich eine Feuerstelle, die sich nach D'Orbigny in der Mitte des Zeltes befand, nach Ibar Sierra (1879:51) aber im vorderen Teil in der Nähe des Zelteinganges. Vallentin und Radboone (in Childs 1936:99) bestätigten diese Angabe den Platz betreffend. „Die Feuerstelle befindet sich im vorderen Raume. Er dient zum allgemeinen Aufenthalt, ist also sozusagen das Wohnzimmer der Familie und gleichzeitig die Küche.“ (Vallentin 1906:96) und „Usually the lee side half was dropped a little below the other at the top to permit the escape of smoke.“ (Radboone in Childs 1936:99) „The lee side“ war die nach Osten gerichtete offene Seite des Zeltes. Trotzdem wurde manchmal das ganze Zelt mit Rauch durchdrungen und machte die Atmosphäre stickig und schwer.

Normalerweise war das Lagerfeuer auch die einzige Lichtquelle. War aber ein Zeltbewohner krank, beleuchteten die Gününa Küne das Krankenlager zusätzlich mit einem Lappen in einem mit Fett gefüllten Gefäß, erzählte der „letzte nördliche Tehuelche“ Kalaqapa. (in Bormida 1958-59:171) Von einer ähnliche Methode zur Erleuchtung des Lagers erzählte Musters (1873:287). Ein Brief, den er vorlesen sollte, wurde ihm „bei dem Scheine einer lodernden Flamme, die dadurch hervorgebracht wurde, daß man etwas Fett auf das Feuer warf, feierlich überreicht“.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Tehuelche das Feuer auch zum Schmieden bei der Metallbearbeitung, vor allem bei der Erzeugung von Silberschmuck einsetzten.

Feuererzeugung

Zur Feuererzeugung benützten die alten Patagonier sowohl den Feuerbohrer als auch Feuersteine und in der letzten Zeit das viel einfacher anzuwendende Zündholz.

- Pigafetta (1520/1962:122) beobachtete den Feuerbohrer und schrieb: "When those people wish to make a fire, they rub a sharpened piece of wood against another piece until the fire catches in the pith of a certain tree, which is placed between those two sticks." Fletcher (1578/1926:122) zeichnete einen Feuerbohrer.
- Narbrough fand in zurückgelassenen Bündeln Feuersteinstücke mit denen die Patagonier Feuer machen konnten. (Narborough in Outes 1928b:359)

D'Orbigny bemerkte eines Abends bei der Unterhaltung mit einem patagonischen Kaziken zu seinem Erstaunen, dass dieser dem Feuer, dessen Obsorge er innehatte, den Rücken zuwandte. Aber D'Orbigny (.1829/1839-43:184) stellte mit der Zeit fest, dass das bei den Indianer allgemein üblich war.

Die Aónikenk verachteten zwar die Kanu Indianer (Alakaluf), aber um des Handels willen unterhielten sie halb freundschaftliche Beziehungen zu ihnen. Für Hunde, alte Pferde, Guanakofleisch und alte Decken erhielten sie unter anderem auch Feuerstein. (Fitz-Roy 1839/1834:171) Feuersteine wurden von den Männern laut Musters (1873:183) nur zur Feuererzeugung benutzt.

In der letzten Zeit gaben die Tehuelche allerdings Zündhölzern den Vorzug: „...raros son los que ví hechos de una cola de mulita, llena de esponja del campo y usando dos pedernales para dar chispa“. (Spegazzini 1884:232)

Verschiedene Geräte, Gefäße und Werkzeuge

Die von Lista gesehenen Küchengeräte und Behälter stammten aus europäischer Fabrikation. Das war selbstverständlich eine Neueinführung. Für die früher verwendeten Geräte bedienten sich die Tehuelche der in ihrer Umwelt

vorhandenen Stoffe, wie Muschelschalen und Tierblasen, oder sie erzeugten aus Objekten ihrer Umwelt Utensilien wie Felltaschen, Steinmesser und Schaber.

Muschelschalen, Gürteltierpanzer

Narboroughs Seeleute fanden in den Bündeln der Patagonier auch Muschelschalen und Armadilloschalen. (Narborough in Outes 1928b:359) Muschelschalen dienten als Schüsseln, Schalen oder Löffel, die Ecke ihres Mantels als Teller und die Finger übernahmen die Aufgaben von Messer und Gabel. (Despard 1852:89) Noch zu Musters Zeiten verwendeten die Tehuelche Armadillschilde für die Fleischbrühe. (Musters 1873:78) Eigentliche Kochgefäße besaßen sie nicht.

Aus den Panzern der Gürteltiere machten die Frauen Arbeitskörbe, in denen sie ihre Pfiemen, Sehnen usw. für die Näharbeiten aufbewahrten oder die als Behälter für die verschiedenen Farben dienten. (Musters 1873:203)

Behälter aus unterschiedlichen Materialien

In Felltaschen bewahrten die Tehuelche unter anderem Feuersteine und Pfeilspitzen, Pfeile und geflochtene Seile auf (Narborough 1722/1670:209); aber auch Feuersteinstücke zum Formen ihrer Pfeilspitzen und andere zur Feuererzeugung. (Narborough in Outes 1928b:359)

An ihren Gürteln befestigten die Männer ihre Bolas und einige Taschen mit Salz, Tabak, Material zum Anzünden und anderen Bedürfnissen. Alles andere trugen die Pferde. (Pineda 1971/1789:21-23)

Als Wassergefäße sah King (1927/1839:93) nur Tierblasen, während Fitz-Roy (1834/1839:173) auch hölzerne Gefäße in Verwendung sah. Coan erhielt (1833/1880:53) das Wasser aus einer Fellflasche oder -tasche.

Niemals war ein Patagonier ohne mehrere kleine Ledersäckchen, in denen sich die Farben für die Hautbemalung befanden. D'Orbigny (1839-43/1829:84) verwies

in einer Fußnote auf Narborough, der dasselbe von den Tehuelchen von San Julian berichtet hatte.

Auch Alkohol bewahrten die nördlichen Indianer in Straußen- oder Schafsfellen auf, aber lieber in den letzteren, weil sie leichter herzustellen waren und größere Mengen hielten. Diese widerstandsfähigen Lederflaschen nannten sie *ounékas*. Ihre Herstellung erfolgte so: Nach dem Töten des Schafes schnitten sie ihm den Kopf ab, entfernten das Fell in einem Stück und machten nur eine Öffnung zwischen den Hinterbeinen und dem Bauch, um durch den ganzen Körper zu gelangen. Als nächstes banden sie die beiden Öffnungen zusammen, dehnten die Haut und wuschen sie. Nach dem Trocknen rieben sie die Haut zwischen ihren Händen, um sie geschmeidig zu machen. (Guinnard 1871/1856:248f.)

Für Salz oder Tabak wurde der Nacken des Straußes als Beutel benutzt. (Musters 1873:138) In Ledertaschen bewahrten sie ihre Schminkefarben auf. (Guinnard 1871/1856:56)

Aus der Haut („diese wird während der Frühlingszeit abgezogen, wo die Weibchen, wie alle patagonischen Thiere, den Puma ausgenommen, mager sind“) machten sie Schläuche, in denen sie das Fett von Brust und Rücken aufbewahrten.

Spegazzini (1884:231) sah nur mehr selten Felltaschen aus Guanakohaut, sie waren gewebten Taschen gewichen. Häufig benutzten die Frauen nun Nähnadeln aus Manchester.

Gefäße oder Geräte aus Holz

Die Verwendung von hölzernen Gefäßen für Wasser wurde schon erwähnt. Das Fleisch braten sie üblicherweise mit einem hölzernen Spieß, den sie beim Feuer in den Boden steckten. (Fitz-Roy 1834/1839:173)

„Das Kochgeschirr ist einfach; es besteht aus einem Asador oder eisernen Bratspieße, zum Braten des Fleisches [...] Dazu kommen bisweilen noch flache hölzerne Schüsseln und Armadillschilde, in welchen man die Fleischbrühe aufträgt.“ (Musters 1873:78)

Auf dem Marsch füllten sie kleine Fässer mit Wasser. (Musters 1873:82)

„Zuweilen werden flache hölzerne Schüsseln gemacht, um Fleisch oder Fett hineinzuthun; auch Löffel von Holz oder Horn habe ich verfertigen sehen, aber diese Gegenstände sind selten. In Casimiro's Toldo war ein Löffel von Horn zu finden; er hatte einige Ähnlichkeit mit einem Schuhanzieher." (Musters 1873:182)

Eisengeschirr

Im 19. Jahrhundert kamen die Tehuelche in den Besitz von Eisengeschirr, das ihnen die für sie neue Zubereitung der Speisen mittels Kochen über dem Feuer ermöglichte. Viele benützten Eisenkessel zum Kochen von Fleisch. (Fitz-Roy 1839/1834:173)

„Das Kochgeschirr ist einfach; es besteht aus einem Asador oder eisernen Bratspießen, zum Braten des Fleisches, und dann und wann aus einem eisernen Topfe, der zum Kochen und auch zum Auslassen des Straußfettes und Markes dient;" (Musters 1873:78)

Oft sah Spegazzini die Indianer mit den Bratspießen der Gauchos hantieren und häufig Blechdosen zum Aufbewahren ihrer Dinge verwenden. (Spegazzini 1884:231)

Tonscherben

Auf den früher häufig verwendeten Lagerplätzen der Tehuelche fand Hatcher sehr oft Tonscherben, Zeichen einer Fähigkeit der Patagonier, die sie verloren hatten.

„Upon examination of many of the more perfect of these earthen vessels, it was found that they were punctured with a series of small holes in the bottom, and that the inner surface, over the bottom and a considerable portion of the sides also, was blackened and charred, thus bearing unmistakable evidence of having been subjected to the continued action of fire.“

Hatcher nahm an, dass die irdenen Krüge beim Wandern von einem Lagerplatz zum anderen zum Transportieren des Feuers verwendet wurden und bekam von einer alten Tehuelchin auf seine Frage zu hören, dass sie sich genau erinnerte, wie in ihrer Kindheit „fire was frequently transported with them, when on the march.“ (Hatcher 1896/1903:265)

In seinem Artikel von 1904 kam Outes zur Erkenntnis, dass die Patagonier die Töpferei erst nach 1829 vollkommen aufgegeben hatten. Pigafetta sah 1520 in San Julian einen Eingeborenen mit einem kleinen Töpfchen aus Ton. Spätere Reisende sahen oder erwähnten den Gebrauch von Tongefäßen nicht, aber Wood und Narborough fanden an einem Platz Tonscherben von der gleichen Art wie Forscher um und nach 1900. D'Orbigny erwähnte 1829 die Verwendung von Tongefäßen im Norden Patagoniens, ohne allerdings Technik der Erzeugung und Bemalung zu beschreiben. (Outes 1904:33f.) Für Tonscherben gab es verschiedene Fundorte, aber deren Reichhaltigkeit korrelierte nicht mit der Beliebtheit dieser Plätze. Zwischen dem Rio Deseado und dem Santa Cruz waren nur sehr wenige vorhanden, obwohl man aufgrund anderer Funde wusste, dass es sich um sehr häufig aufgesuchte Plätze handelte. In der Umgebung der Seen Colhué-Huapi und Musters fanden die Forscher hingegen reiches Material. Hier war die Töpferware auch am besten ausgebildet. Im äußersten Süden beim Rio Gallegos und Guer-Haiken wurde überhaupt nichts dergleichen angetroffen. (Outes 1904:35f.)

Werkzeuge zur Formveränderung

Die im folgenden Abschnitt beschriebenen Werkzeuge gehörten teilweise zum Hausrat, fanden teilweise wie die Messer auch bei der Jagd oder Feindseligkeiten Verwendung. Erstaunlich ist die Herstellung von Silberschmuck, wofür die Männer und Frauen auch eine Reihe von Werkzeugen brauchten.

Messer

Der Engländer Isaac Morris (1907/1741:189) sah sich den gezogenen Messern der Indianer gegenüber. Sie besaßen zweischneidige Messerklingen, wahrscheinlich von spanischer Herkunft. (Duclos Guyot 1769:662) Bougainville (1771/1766:131) meinte, die Eisenmesser rührten vom Handel mit Byron her. Im Tauschhandel erworbene Schwerter und Messer fielen Fitz-Roy (1834/1839:149) auf und dazu solche, die die Indianer selber aus Eisenstücken Messerklingen von drei oder vier Fuß Länge schliffen.

Coan (1833/1880:135) erzählte, dass die Indianer ihre Sporen und Messer von den Missionaren zurecht schleifen ließen, sie brauchten auch Dornen für die hölzernen Griffe. „The Indians also crowd around us to get their spurs and knives sharpened“.

Musters (1873:53), der an den Betätigungen der Tehuelche teilnahm, berichtete: „...wir fertigten Silberarbeiten und unsere Messerscheiden glitzerten von silbernen Buckeln“.

Messer gehörten nach Lista (1880:124f.) zu den wesentlichen Kampfwaffen, das sah Borgatello, der sich ungefähr zur selben Zeit in Patagonien aufhielt, (1924:16) auch so.

Die Tehuelche verwendeten Messer, „facones“, das sind Gaucho-Messer und Taschenmesser, schrieb Spegazzini (1884:231)

Obwohl viele Tehuelche im Handel billige Stahlmesser erworben hatten, sah Prichard (1902:90) etliche, die das erbeutete Wild mit einem „prehistoric flint knife“ abbalgten.

Lista fand bei seinen Ausgrabungen Messer aus Feuerstein. (1880:188-191)

Messer gebrauchten auch die Frauen, um die bearbeiteten Felle zu trennen. „Dann werden sie [die Felle] mit Fett und zu Brei gekneteter Leber eingeschmiert, hierauf in der Hand weich gemacht, bis sie ganz biegsam sind, und dann auf die Erde gelegt und mit einem kleinen, sehr scharfen Messer in Stücke zerschnitten.“ (Musters 1873:189)

Ahlen

Als Nadeln, besser gesagt als Ahlen benutzten die Frauen alles, was ihnen dafür dienlich vorkam. Von Coan (1880/1833:135) erhielten sie „needles inserted into wooden handles, like awls, for sewing their mantles and other work.“

Zum Nähen verwendeten die Frauen spitze Dornen oder scharfe Knochen. (Borgatello 1924:15) „Die Nähadeln bestehen in Pfriemen, die man aus scharf gespitzten Nägeln macht.“ (Musters 1873:183)

Schaber

Nach Überquerung des Rio Chico fanden die Indianer bei einem Pass Obsidian, den die Frauen zum Schaben und Reinigen der Guanakofelle sammelten. (Musters 1873:94) Die trockenen Felle wurden „mit Stücken Feuerstein, Achat, Obsidian, oder zuweilen auch Glas geschabt, die in einen von Natur gebogenen Ast befestigt sind, so daß derselbe einen Griff bildet.“ (Musters 1873:183) Diese Schaber,

„the scrapers with which the women clean the skins are of flint or obsidian, of which material, probably prior to the advent of the Spaniard, their knives were constructed.“ (Musters 1871:198)

Diese selbst verfertigten Schaber erregten die Aufmerksamkeit vieler Besucher, wie z.B. von Cox (1833/1880:162), der den Schaber als eine Art Holzbürste mit einem Kiesel in der Mitte beschrieb.

Werkzeuge für Metallschmuck

Zum Schmieden dienten ihnen die einfachsten Werkzeuge: zwei Steine, der eine als Amboss, der andere als Hammer, aber sie hatten keine Ahnung, wie man Metall durch Hitze geschmeidig machen kann. (Bourne 1853:67) Das lernten die Indianer allerdings bald, denn Musters sah, wie sie die Hitze des Feuers zur Bearbeitung ihrer Metallstücke einsetzten.

Als Werkzeuge zur Bearbeitung von Silber, Eisen, Holz usw. kamen Feilen, Raspeln, gelegentlich eine Säge, eine Axt, die unvermeidlichen kleinen Beile, eine Schere oder ein alter Meißel in Betracht. „Viele derselben haben sie von gescheiterten Schiffen an der Küste, andere durch Tauschhandel in den Ansiedelungen bekommen.“ (Musters 1873:183)

„Unter den Männern gibt es viele geschickte Silberarbeiter. Die Arbeiten werden aus Dollars gemacht, die sie in den Ansiedelungen bekommen, und die sie heiß schlagen, bis sie so streckbar werden, daß man sie in die erforderlichen Gestalten ausschmieden und zu Schnallen, Stiefelbändern, Platten, Perlen oder Buckeln zur Verzierung der Gürtel oder Rüstung verarbeiten kann. Die letztgenannten ‚Näpfchen‘ oder Buckeln werden in der Regel in einer angemessenen Höhlung ausgemodelt, die in einen Stein gearbeitet ist; dann werden sie an den Rändern mit einem Pfriemen durchstoßen und mit Sehne an die Häute angenäht. Die Amboße und Hämmer zur Bearbeitung des Silbers sind in der Regel von Stein.“ (Musters 1873:183)

Die Silberarbeiten fanden beim Pfeifenschmuck Verwendung, der Stiel wurde häufig aus Silber gemacht oder damit verziert. „This simple but curious utensil is generally enriched with ornaments made out of pieces of silver or copper, fixed with rosin.“ (Guinnard 1871/1856:164)

Mit silbernen Buckeln schmückten sie ihre Messerscheiden. (Musters 1873:53)

Nicht nur für Silberarbeiten zeigen die Tehuelche großes Geschick, sondern andere Metalle wie Eisen, Messing, Kupfer oder Bronze formten sie nach ihrem Geschmack und Bedarf:

„sie verfertigen aus jedem Stück Metall, das sie durch Diebstahl, Handel in den Colonien oder von Wracken an der Küste sich verschaffen, ein Messer oder selbst ein Beil. Ein Messer, das ich in der spätern Zeit meiner Reise häufig benutze, hatte Hinchel mir aus dem einen Blatte einer alten Schere geschmiedet. (Musters 1873:183)

Selbst die Frauen stellten kleinere Schmuckstücke aus Silber her: „sie modeln oder biegen zum Beispiel die Buckeln, bohren die Löcher und heften sie an die Gürtel oder Rüstung, wie es gerade trifft.“ (Musters 1873:185)

Den Silberschmuck der Tehuelche hätte seiner Meinung nach auch der stolzeste Gaucho nicht verachtet (Spegazzini 1884:231f.), denn der einfach hergestellte, eher rustikale Schmuck zeigte die besondere, den Tehuelchen eigene Ausdrucks- und Gestaltungskraft.

Pflege der Zeltplätze

Sowohl Musters als auch Radboone hoben im Gegensatz zu anderen Berichterstattern die Reinlichkeit der Indianer hervor. Lista war da anderer Meinung. Er fand das Leben im Toldo keineswegs attraktiv, denn die Tehuelche zeichneten sich durch Unsauberkeit aus. Außerdem schliefen sie auf der harten Erde inmitten von Hundegeheul. „Y cuando llega la noche y trato de dormir, riñen los perros ó alguna vieja entona un canto lúgubre que será siempre insoportable por su continuidad.“ (Lista 1877-80:60)

Listas Meinung über den Schmutz teilten schon früher D’Orbigny und zu seiner Zeit auch Moreno und Spegazzini.

- Diese Indianer waren ungeheuer schmutzig. Sie reinigten ihre Zeltplätze nie, der sich anhäufende Schmutz schien sie überhaupt nicht zu stören. Statt die Plätze zu säubern, wechselten sie zu einem anderen. – Sie badeten auch äußerst selten. (D'Orbigny 1829/1839-43/102)
- Für das Zelt der Gennaken brauchte man einen guten Magen, die Beschreibung des Schmutzes wäre kaum möglich. Zum Zeitvertreib der hübschesten Mädchen gehörte es, sich gegenseitig von Insekten zu befreien, während sie Bemerkungen über die weißhäutigen Besucher, ihre Augengläser und Gamaschen abgaben. (Moreno 1882:31)
- Reinlichkeit und Sauberkeit gehörten nicht zu den Tugenden der Tehuelche. Beim Eintreten in ein Zelt wurde man von einer unangenehmen Duftwolke und einer Invasion von Insekten empfangen. Die Zeltbewohner, besonders die Alten, wuschen sich auch nur selten und wenn, nur, um in langwieriger Arbeit ihre Gesichter mit neuer Farbe zu bemalen. Der Geruch der Tiere und der Mist, der auf dem Boden liegen blieb, bestätigten dieses unangenehme Bild. (Spegazzini 1884:230f.)

Die nachdrücklich betonte Insekteninvasion steht sicher in engem Zusammenhang mit den Materialien, die von den Indianern für Kleidung und Zelte benutzt wurden. Die zur Sesshaftigkeit gezwungenen Indianer, die Vallentin kennenlernte, hielten aber das Innere ihrer Zelte und kleinen Häuschen sauber. Im allgemeinen zeigten die Hütten, Ranchos oder kleinen Häuschen, die nun mehr und mehr statt der Zelte bewohnt wurden, fast durchweg ein wohnliches Aussehen. (Vallentin 1906:96)

Das unangenehme Befinden in den Zelten, das einige Reisende so stark betonten, hatte auch damit zu tun, dass sehr viele Leute auf sehr engem Raum schliefen. Bourne (1849/1853:15) beklagte sich, zwar befanden sich für die Ventilation Zwischenräume zwischen den Fellen, da diese allerdings bedauerlicherweise durch Felle an der Außenseite halb geschlossen blieben, ergab sich durch die von draußen kommende Luft und dem innen gebildeten Rauch eine unangenehme Mischung. In dem Satz: „In no long time I felt as bacon.“, gipfelte seine Klage zu diesem Punkt. Für die Nacht bekam er ein Fell von 2 ½ Fuß im Quadrat als „Couch“ zugewiesen und bald ruhte die ganze Familie in seiner Nähe. „The stiffling atmosphere was soon vocal with their snoring.“ Das alles trug zu Bournes

Schlaflosigkeit bei, er hatte nur Fluchtgedanken im Kopf. Das gelang ihm aber nicht, weil er 1. von einem alten Indianer beobachtet wurde und 2. die vielen Hunde seinen Fluchtversuch laut verkündet hätten. (Bourne 1849/1853:18f.)

Vielleicht trug diese stickige Atmosphäre dazu bei, dass es dem Indianer Wissale am 15. März, das heißt am Ende des patagonischen Sommers im Zelt zu heiß war und er in dem rauhen Klima lieber draußen schlafen wollte, wie der Missionar Despard (1852:55) mit Erstaunen feststellte.

Unannehmlichkeiten war auch Musters (1873:106) ausgesetzt, wenn bei Regenwetter „der nasse und schmierige Zustand der Toldos“ äußerst unangenehm“ war. Als auf der Reise nach Margenscho viele krank waren, beinahe die Hälfte der Kinder und auch viele alte Leute starben, die Stimmung auf den Tiefpunkt sank und statt der gewöhnlich guten Laune Gram, Krankheit und zorniger Argwohn eingekehrt waren, fehlte es verständlicherweise auch an den sonstigen Bequemlichkeiten. Die Mäntel wurden nicht ausgebessert, schützten daher nur schlecht vor dem Regen und die Reinlichkeit in den Toldos ließ auch zu wünschen übrig. (Musters 1873:276)

Auf- und Abbau der Zelte

Es war Aufgabe der Frauen beim Aufbruch von einem Lager alles Hab und Gut zusammenzuraffen und auf die Pferde zu packen. Dies wurde von allen – männlichen – Reisenden betont. D’Orbigny zeigte sich sogar voller Mitgefühl. Drei mehr allgemein gehaltene Mitteilungen führe ich hier an, bevor ich die detaillierteren, anschaulicheren zitiere.

- Ihre Waren und Möbel luden die Frauen auf die Rücken ihrer Pferde und setzten sich zuletzt selbst darauf. Die Männer trugen nichts als Lasso und Bolas, um jederzeit für die Jagd oder die Verteidigung bereit zu sein. (King 1827/1939:93)
- Ihre Zelte oder „cows“, aus Stangen und Fellen geformt, wurden beim Lagerwechsel von den Pferden befördert, die Frauen hatten die Aufgabe des Bepackens, des Abladens und des Aufstellens der Zelte. (Despard 1852:88f.)

- „Die Pflicht, bei dem Haltmachen die Toldos aufzuschlagen und einzurichten und für den Marsch sie wieder abzubrechen, sowie auch die Stangen, Decke und Ausstattung auf die Pferde zu laden, fällt ganz den Frauen anheim, die bei der Arbeit große Kraft und Geschicklichkeit zeigen.“ (Musters 1873:78)

Die Männer hatten vergleichsweise sehr wenig zu tun. Einige sammelten die Pferde ein, die in der Umgebung frei weideten. (D'Orbigny 1829/1839-43:186; Musters 1873:82)

Sehr anschaulich schilderten D'Orbigny, Bourne, Schmid und Musters das Verlassen des Lagers. Die Arbeit des Aufstellens ergab anscheinend kein so farbenprächtiges Bild, denn dieser Vorgang regte die verschiedenen Besucher nicht zu ausführlichen Schilderungen an. Hier nun die versprochenen Szenen des Aufbruchs:

- Die Frauen packten alle ihre Felle und sogar die Zeltdecken auf ihr Pferd, setzten sich auf den Gepäcksberg, die Beine vorne angewinkelt, und versammelten ihre Kinder um sich, die kleinsten setzten sie vor sich und die anderen auf das Kreuz des Pferdes. Diese hielten sich am Gewand der Mutter fest. Die Mutter selbst führte, damit nicht genug, an einer Hand noch ein anderes Pferd, das mit den übrigen Gepäckstücken beladen war. Während die Frauen derart beladen waren, führten die Männer nichts als ihre Waffen mit sich und zwar nur die Jagdwaffen. Die anderen befanden sich im Gepäck bei den Frauen. Die starke Beanspruchung der Frauen erweckte D'Orbignys Mitgefühl, doch der Kazike beruhigte ihn, dass diese Methode nur bei langen Reisen angewendet wurde. Vor der Abreise wurden noch einige sehr alte Zelte verbrannt. (D'Orbigny 1829/1839-43:189f.)
- Beim Lagerwechsel nahmen sie all ihr Hab und Gut mit, das aber nur aus ihren Fellecken, Stangen und einigen Gegenständen wie Feuerzeug aus Ochsenhorn, ein paar Stecken für das Braten des Fleisches und einem ledernen Wassereimer bestand. Mit allem bepackten sie ihre Pferde. Ihre kleinen Kinder banden sie auf eine Art hölzerner Schlitten, die an den Enden in der Art von Schlittenkufen abgerundet waren, mit engen, gekreuzten Leisten wurden die Teile ganz fest zusammengehalten. Die kleinen Babys wurden auf diese Gestelle geschnürt und mussten die Reise in einer sehr unbequemen Lage auf dem Pferderücken verbringen. Die Mütter erklommen die Spitze des Gepäckberges, stützten ihre Füße an den Nacken des Pferdes, hielten in ihren Händen einen Prügel, mit dem sie das Pferd lenkten, im Rücken die kleinen, schreienden Bälger. (Bourne 1849/1853:56)
- Schmid (1860:226) zeichnete ein farbenprächtiges Bild über das Verlassen des Lagers. Wenn alle Pferde beladen waren und ihre Reiter auf ihnen Platz genommen hatten, setzte sich der Zug in Bewegung; die Hunde bellten, einige Kinder schrien, dann schrie eine Frau auf, weil ihr soeben beladenes Pferd die ganze Last abgeworfen hatte und weggelaufen war. Ein anderes Pferd legte

sich einfach mitsamt der ganzen Last hin, um sich auszuruhen, die Frau konnte es nicht wieder auf die Beine bringen. Sie musste es abladen, aufstellen und wieder aufladen. Niemand half ihr, im Gegenteil, sie wurde noch ausgelacht.

Das Zelt wurde zuletzt auf ein zahmes Pferd geladen, aber dieses hatte außer der Zeltbedeckung und den Stangen auch noch Taschen mit Federn für den Verkauf, Straußenfett, Bratpfannen, Kessel und andere Dinge zu tragen. (Schmid 1860:225)

- „Beim Abmarsch „fangen die jungen Männer und Knaben die Pferde mit dem Lazo und bringen sie herbei, und die Frauen legen ihnen die Schilfpolster, die mit Riemen von Haut festgebunden werden, die Mäntel und farbigen wollenen Decken auf den Rücken, die ihre Sättel bilden; andere binden sich die Gürtel um, oder stecken ihre kleinen Kinder in die Wiegen von Flechtwerk, oder rollen die Felle zusammen, die als Decken der Toldos dienen, und bringen sie und die Stangen auf die Bagagepferde; zu allerletzt werden die kleinen Fässer, die man auf dem Marsche bei sich führt, mit Wasser gefüllt. Die Frauen steigen vermittelst einer Schlinge auf, die sich um den Hals des Pferdes befindet, und sitzen mit gespreizten Beinen auf ihren Polstersätteln; ihre kleinen Kinder – wenn sie solche haben – und ihre Schooßhündchen werden hinaufgehoben, und die kleinen Kinder in den hinter ihnen befindlichen Wiegen untergebracht; dann nehmen sie ihre Bagagepferde in's Schlepptau und reiten im Gänsemarsch ab. Die Männer, die in der Regel warten, bis Alle fertig sind, treiben hierauf die Reservepferde eine kurze Strecke weit, überlassen sie der Sorge ihrer Weiber oder Töchter und begeben sich zu einem nahen Busche, wo sie ein Feuer anmachen, die Pfeifen anbrennen und die Jagd in folgender Weise beginnen.“ (Musters 1873:82)

Dass das Aufstellen der Zelte einer sozial bestimmten Regel folgte, ist nur bei Radboone nachzulesen:

„As a rule the toldos are set up in rotation, the Cacique's china choosing the place for her tent first and then the others follow. Sometimes when there are very old chinas they generally have a small tent for themselves. If there is one or two of these small ones they are set up at the back of the others.“ (Radboone in Childs 1936:273)

Für das Aufstellen der Zelte brauchten die Frauen laut Coan (1833-34/1880:124) vier Stunden. D'Orbigny (1829/1839-43:186) beobachtete einige Stunden lang den Vorgang des Abbruches. Bei Bourne (1849/1853:56) nahm die gleiche Tätigkeit hingegen nur eine halbe Stunde in Anspruch. Es liegt auf der Hand, dass die Tehuelche beim täglichen Weiterwandern nicht all ihr Hab und Gut ausräumten, was bei längeren Aufenthalten schon der Fall war. Daraus ergeben sich wohl die unterschiedlichen Zeitangaben.

Arbeitsteilung und Arbeitsaufwand der Geschlechter

Bei den Tehuelche gab es, wie aus den vorigen Abschnitten schon ersichtlich ist, gewisse Arbeitsbereiche, für die nur die Männer zuständig waren, während andere von den Frauen bewältigt wurden.

Tätigkeit	Männer	Frauen
Jagd	x	
Versorgen der Pferde	x	
Betreuung der Hunde	Jagdhunde	Schoßhündchen
“ von Rindern, Schafen	x	
Auf- und Abbau der Zelte		x
Beladen der Pferde		x
Nahrungszubereitung	auf der Jagd	im Lager
Sammeln von Pflanzen	manchmal	meistens F. und Kinder
Beschaffen von Brennholz		x
Anfertigen der Quillangos		x
Weben versch. Bänder		x
Stangen für Toldos	meistens	manchmal
Abdeckung der Zelte		x
Decken, Polster,...		x
Material für Bolas	x	
Herstellen von Waffen	x	
„Sogas“ und Lederbänder	x	
Silberarbeiten	größere	kleinere
Herstellen v. Werkzeugen	x	
Holzbearbeitung	x	
Schlachten von Stuten	x	
Musikinstrumente fertigen	x	

Der Aufwand für die beinahe täglich stattfindende Jagd hielt sich mit dem Auf- und Abbau der Toldos in etwa die Waage. Während die Frauen die Zelte abbrachen, kümmerten sich die Männer um die Pferde und brachten die Packpferde zum Lager, wo sie von den Frauen beladen wurden. Während sich die Karawane der Frauen zum nächsten Lager begab, entfernten sich die Männer zum vereinbarten Jagdplatz. Nach erfolgter Jagd teilten sie die Beute auf, verzehrten die Innereien und begaben sich zum Lager, das von den Frauen je nach der zurückgelegten Entfernung vielleicht schon aufgebaut war. Allerdings war den Frauen zum Unterschied von den Männern bei all ihren Tätigkeiten ständig die Obsorge über ihre Kinder anheimgestellt.

In den wärmeren Monaten kam es öfter vor, dass die Frauen selbstverständlich im Beisein der Kinder Pflanzen sammelten, eine Tätigkeit, der die Männer seltener nachgingen. Ganz selten kam es nach Kalaqapa vor, dass auch Frauen jagten. (Bormida 1958-59:174)

Die Beschaffung von Brennholz oblag auch den Frauen. Als Musters am Beginn seiner Reise, noch bevor er auf die Aónikenk stieß, in der kalten Gegend eine Nacht ohne Feuer verbringen musste, kamen ihm die spöttischen Worte seines Begleiters J'aria in den Sinn: „Hier gibt es kein Brennholz, und die d u m m e n Indianerinnen tragen jetzt ganze Lasten desselben von der nächsten Station her.“ (Musters 1873:27) Radboone erlebte einmal, dass die Frauen auf der Suche nach Feuerholz eine Strecke von zwei bis drei Meilen zurücklegten. Erfreulicherweise kehrten sie schwer beladen zurück. Manchmal nahmen sie ihre Packpferde zu Hilfe. (in Childs um 1900/1936:273)

Für die Wasserversorgung waren ebenfalls die Frauen zuständig. Der Aufwand dafür war insofern nicht so groß, als sich die Lagerplätze traditionell in der Nähe des Wassers befanden.

Im Lager waren die Frauen außer mit der Nahrungszubereitung, die nicht sehr aufwendig war, beinahe ständig damit beschäftigt, Quillangos, Zeltbedeckungen, Decken oder Polster herzustellen. In späteren Zeiten, nachdem sie es von den Araukanern gelernt hatten, webten sie Bänder für Stiefel, Schärpen und für Stirnbänder, sie stellten auch einfacheren Silberschmuck her.

Die Männer sammelten unterwegs Materialien für ihre Bolas, auch Stangen für die Toldos. In den Lagern stellten sie Waffen und Werkzeuge her, sowie die benötigten Lederriemen für die Boleadoras z.B. Sie beschäftigten sich auch gerne mit der Erzeugung von Silberschmuck, wobei sie außer Schmuckstücken allerlei Verzierungen an Kleidung, Reitgeschirr, Wiegen, Pfeifen u.a. anbrachten.

Trotzdem fanden besonders die Männer genügend Zeit für Wettrennen und Kartenspiele. Wenn sie längere Zeit auf Lagerplätzen verweilten und nicht täglich jagen mussten, konnten sie Nächte durchspielen. Die Freizeit der Frauen war etwas spärlicher gesät, doch auch sie fanden manchmal dazu Gelegenheit.

Es ist anzunehmen, dass die Arbeit bei beiden Geschlechtern zwar zügig, aber nicht gehetzt voranging. Männer hatten es leichter, der Arbeit auszuweichen als Frauen, aber es gab bei beiden Geschlechtern – wie überall auf der Welt – fleißigere und faulere Menschen. Ausdrücklich erwähnt wurden diesbezüglich Casimiro's zweiter Sohn Graviel. Er fiel schon dem Missionar Schmid als lernfaul auf und Musters schrieb an einer Stelle seines Buches, er hätte nirgendwo sonst einen so faulen Menschen gesehen wie Graviel, während Musters Hinchel als besonders fleißigen Mann hervorhebt, dem das Amt des Kaziken zurecht zustand. Die soeben gemachten Folgerungen konnte ich übrigens einzig und allein aus Musters Buch ableiten.

Von Anfang an beobachteten die Europäer, dass die Frauen schwer arbeiteten, denn die Männer trugen nur ihre Bogen, während ihre Frauen wie Packesel mit allem beladen waren, schrieben (Pigafetta 1520/1962:103; Loaysa 1911:45; Urdaneta 1866:11) Hernandez (1770/1836:60) ergänzte, dass die Männer den Frauen beim Aufstellen der Zelte kein bisschen helfen. Lothrop (1931:32) sah das so: „The work of killing and skinning is done by the men, while the drying, dressing and further care of the hides fall to the women.“ und Hatcher (1896/1901:13) war der Meinung, dass die Aufteilung der Arbeit zwischen Mann und Frau unter den Tehuelchen gleichmäßiger war als unter den nordamerikanischen Indianern.

Ich bin der Meinung, dass die Verteilung ursprünglich ziemlich gleichmäßig war, aber mit der Zeit zu Ungunsten der Frauen ausfiel, denn mit Zunahme des Handels und der damit in Zusammenhang stehenden vermehrten Erzeugung von

Quillangos war der Arbeitsaufwand der Frauen wesentlich größer geworden. Das führte bis zu ihrer übermäßigen Belastung.

Zielgerichteter Nomadismus

Wie schon eingangs festgestellt, suchten die Tehuelche auch Plätze auf, um sich mit Rohmaterialien zu versorgen. Wenn es möglich war, verbanden sie hierbei mehrere Vorhaben wie bei Musters' Reise. Auf dem Weg zur Handelsstation Patagones versorgten sich die Aónikenk zielgerichtet außer mit der täglichen Nahrung auch mit dem Rohmaterial für die Bolas und – wo es durchführbar war, mit Salz aus den Salzseen des Landes.

Salz

In Patagonien gibt es etliche Salzseen, Plätze, von denen die Indianer selbstverständlich Kenntnis hatten und die sie bei Bedarf aufsuchten. Salz kannten und verwendeten sie folglich von alters her. Es war ihnen wichtig und sie benutzten es ausgiebig. Von Salzvorkommen berichteten mehrere Besucher der Tehuelche. (Falkner 1774:78; A.Viedma 1783/1837:24; Coan 1833/1880:137) Lista wusste von bedeutenden Salzvorkommen in der Nähe von „Kochel-aiken“, wo sich die Indianer ausgiebig mit großen Würfeln Salz versorgten. (Lista 1880:65) Südlich vom Rio Senguérr gab es an mehreren Stellen Salzvorkommen. „Das dort vorhandene Salz ist von guter Beschaffenheit, relativ feinkörnig und wird von den Leuten als Speisezusatz benutzt.“, schrieb Vallentin (1906:149)

Nur wenn die Indianer länger in Gegenden verbringen mussten, wo kein Salz anzutreffen war, verzichteten sie für einige Zeit darauf. Bei der Reise, an der Musters teilnahm, litt die Gruppe in der Gegend von Geylum an Salzangel. Zusammen mit dem schlechten Wasser in diesem Gebiet führte das zu Ausschlägen und zur Erkrankung fast aller. (Musters 1873:230) Endlich zwischen Margenscho und Trinita traf die Gruppe auf eine Saline.

„Das Salz aus der Saline war von ausgezeichneter Beschaffenheit; von dem an der Oberfläche mußten wir erst ein wenig entfernen, das, weil es der Atmosphäre ausgesetzt, etwas verdorben war; dann schnitten wir Kuchen Salz heraus, die wie Stücke Eis waren und als Teller dienten. Es ist sonderbar, daß in diese sowohl wie

in andere Salinas kleine Bäche süßen Wassers sich ergossen, welche in den benachbarten Hügeln befindliche Quellen speisten.“ (Musters 1873:284)

Für gewöhnlich hatten die Männer aber auf der Jagd immer Salz bei sich. Sie mischten es mit dem Blut der Tiere und salzten auch das Fleisch (Musters 1873:186).

Nomadismus zum Zwecke des Handels

Bormida und Casamiquela erfuhren von Kalaqapa (1958-59:175), dass die Gününa Küne von ihren periodischen Wanderungen abgesehen, ganz bestimmte Routen einschlugen, wenn sie mit ihren Gütern Handel betreiben wollten. Er zählte neun Routen auf, von denen eine, die „Ruta del Chancho“ von Valcheta bis Sauce Blanco nahe bei Viedma (=Patagones) aus zwei Gründen erwähnenswert ist:

1. weil die Indianer sie nach Möglichkeit mieden und
2. weil es sich um die von Musters durchrittene und beschriebene Travesia handelt.

Die Wege folgten, wann immer es möglich war, den Flussbetten, sodass die Indianer den Wassertransport in Grenzen halten konnten. Einen Vorrat für eineinhalb Tage führten sie schon mit sich. Zwischen Puerto Madryn und San Antonio, beide Orte liegen an der atlantischen Küste, führte wegen Wassermangels kein Weg. (Bormida 1958-59:175) Wahrscheinlich irrte der Matrose Morris 1741 in dieser Gegend umher, bevor er von nördlichen Tehuelchen aufgegriffen wurde.

Im 18. Jahrhundert mussten sich die Tehuelche für den Handel mit Spaniern bis Buenos Aires begeben bzw. brachten die nördlichen Gruppen die wilden Pferde und Rinder über den Zwischenhandel mit Araukanern nach Chile. Die südlicheren Missionsstationen Mitte des 18. Jahrhunderts verkürzten kurzfristig die mühevollen Anfahrten. Endlich ab 1779 gab es die für alle Indianer der Pampa und Patagoniens besser zu erreichende Handelsstation El Carmen de Patagones am Rio Negro. Dort sah Darwin (1909:141) im Jahr 1834 Aónikenk. Der Missionar Gardiner erlebte 1842 eine Gruppe von Aónikenk in der Gregory Bucht an der

Magellanstraße, die für den Tauschhandel in Patagones acht Monate unterwegs gewesen war (in Marsh 1883:25). Nachdem die evangelischen Prediger in Patagones eine Missionsstation gegründet hatten, konnten sie beobachten, dass Indianer diesen Ort sehr oft zum Zweck des Tausches aufsuchten. „During five months of the year Indians from all parts come in to trade. Here they bring for sale their manufactured woollen goods, ponchos, and cloths, and robes of various kinds, patterns, and colours.“(Marsh 1883:155) Auch Südtehelche fand Humble in der Kirche vor. „A few Sundays ago we had the church almost full of Indians in their quaint costumes and painted faces – Tehuelche-Indians come for trade.“ (Humble in Marsh 1883:164)

In dieser Zeit kamen die Indianer nicht nur zum Handel nach Patagones, sondern auch, um die ihnen von der Regierung bewilligten Rationen zu holen. Diese Rationen erhielten die araukanischen Gruppen um den Kaziken Calfucura, damit sie von ihren gefürchteten Überfällen Abstand nähmen, Tehuelche-Gruppen, weil sie sich friedlich verhielten und die Aónikenk, damit sie sich zu Argentinien bekannten. In diesen Jahren feilschten Argentinien und Chile um die südliche Provinz Santa Cruz. Laut Musters (1873:120) hielt sich die Gruppe der nördlichen Tehuelche mit ihrem Kaziken Hinchel gewöhnlich im Juli oder August für kurze Zeit in Patagones auf, „damit sie ihre Pelze und Federn umtauschen und die Häuptlinge gleichzeitig ihre Rationen Stuten, Rinder, Ponchos, Yerba, Tabak u.s.w., welche die Regierung von Buenos Aires ihnen bewilligt hat, in Empfang nehmen können.“ Musters, der zu diesem Zweck etliche Briefe verfasste und sie den Behörden in Patagones persönlich überbrachte, erfuhr vor seiner Abreise von seinen indianischen Freunden. „Sie waren Alle voller Freuden, da sie ihre Rationen ohne Verzug erhalten sollten –die Yerba, den Zucker und die geistigen Getränke aus Aguirre’s Waarenlager und die Rinder und Stuten von der vor Sauce Blanco liegenden Guardia.“ (Musters 1873:331)

Von den Indianern eingehandelte Straußenfedern und Felle, Ponchos und Satteldecken wurden nach England verschickt. Den Großteil der verschifften Waren machten jedoch Rinderhäute und Talg, Salz und Weizen aus der Produktion der Argentinier aus. Im Gegenzug kamen unterschiedlichste Artikel

nach Patagones, „von nachgemachten Ponchos und wohlfeilem Putz an bis zu Paraguay-Thee (Maté, eig. Anm.) und schlechtem Branntwein“. (Musters 1873:326)

Ab 1859 gab es eine kleine Handelsstation am Rio Santa Cruz. Die Missionare Schmid und Hunziker versuchten dort Fuß zu fassen. Im Jänner 1863 lief das Missionsschiff *Allen Gardiner* das Mündungsgebiet des Santa Cruz an und bald wurde eine große Gruppe von ungefähr 800 Leuten gesichtet, die sich mit Kaffee und Zwieback bescheiden mussten. Viel lieber hätten sie Brandy getrunken und sie konnten es kaum glauben, dass die Patres keinen hatten. (Marsh 1883:148f.) Als die *Allen Gardiner* 1864 wieder beim Santa Cruz ankerte, fanden die Missionare ein mit Straußenfedern, Guanakofellen und anderen Waren vollgefülltes Handelsschiff vor. Die Indianer hatten im Gegenzug Rum und andere Spirituosen erhalten und das Versprechen eines weiteren Besuches in wenigen Wochen. „The Indians were in no state of mind to profit by the counsels of their true friends, and their true friends were again filled with discouragement.“ (Marsh 1883:162; Outes 1928a:328) Die entmutigten Patres ließen daraufhin die Missionsstation beim Santa Cruz auf.

Santa Cruz diente „als Niederlage für den Seehundsfang und als Handelsposten, nach dem die Tehuelchen kamen, um ihre Straußfedern, Puma- und Guanakofelle und Straußbälge gegen Tabak, Zucker, Munition und vor Allem gegen Rum umzutauschen“, aber es war kaum als Ansiedlung zu betrachten, vermerkte Musters (1873:47). Ihm fiel auf, dass die Frauen, wenn sie am Handel beteiligt waren, dafür sorgten, dass ihre Männer nicht nur „nützlichere und unschädlichere Leckerbissen, sondern auch nothwendige Bedürfnisse“ eintauschten (1873:49). Die Handelsstation auf der Insel Pabon wurde bei Musters' Besuch von einem ehrlichen Geschäftsmann, namens Clarke geleitet. Nach einem vereinbarten Tarif wurde

„ihr Tauschhandel in Straußfedern und Pelzwerk abgemacht, und wenn sie auch bei ihren Verkäufen viele Umstände machen und oft zwei bis drei Stunden lang um den zu gebenden Preis verhandeln, so wußten sie doch die Ehrlichkeit zu schätzen, mit welcher sie behandelt wurden.“ (Musters 1873:45)

Eine größere Rolle bei den Handelsgeschäften spielte Punta Arenas, auch deshalb, weil die Indianer, die nun in chilenischem Gebiet wohnten, dort ihre

Rationen von der chilenischen Regierung erhielten. Beerbohm und Lady Dixie stießen auf die Aónikenk um die Jahreszeit, in der sie ihre Rationen holten. Beide gewannen den Eindruck, dass die Indianer bei diesen Transaktionen eher Verluste als Gewinne einstreiften.

„The whole tribe, I found, had just been paying their annual visit to Sandy Point, to receive the rations of sugar, biscuit, maté, and tobacco, which the Chilian Government accords them. These visits generally cost them rather dear, as the inhabitants of the colony, on these occasions, make a rich harvest of furs and feathers, with which, under the influence of agua diente, the Indians are then extremely prodigal.“ (Beerbohm 1879:203)

Dixie meinte, dass die Aónikenk bei dem Versuch, „to barter with the inhabitants for the luxuries of civilisation, in exchange for furs and ostrich feathers, at which transactions, as they are seldom sober during their stay outside the colony, they generally get worsted by the cunning white man“ auf jeden Fall verloren. (Dixie 1880:73)

Einige Jahre später versuchten die Salesianer in Punta Arenas mit den Aónikenk, als sie ihre Waren gegen Zucker, Yerba Mate, Lebensmittel und Schnaps eintauschten, zwecks Missionierung in Kontakt zu kommen. (Borgatello 1924:103)

Als Otto Nordenskjöld um 1897 Patagonien bereiste, wanderten die Indianer auch nach Gallegos, einem von den Argentinern errichteten Handelsstützpunkt an der atlantischen Küste. Sie wollten dort den Chilenen in Punta Arenas Konkurrenz machen, aber Gallegos bekam nicht dieselbe Bedeutung wie der chilenische Ort. Die bereits in unwirtliche Gegenden zurückgedrängten Indianer zogen ein- oder zweimal pro Jahr nach Punta Arenas oder Gallegos „to exchange their guanaco mantles and ostrich feathers for different kinds of provisions and implements. But the number of guanacos is diminishing day by day“, bedauerte er. (Nordenskjöld 1897:410) Der Schwund an Guanacos war nicht der einzige Grund, warum der Handel in den genannten Stationen ein Ende fand. Mit dem zunehmenden Eindringen von Kolonisten in das Land der Tehuelche kamen auch immer mehr Händler ins Landesinnere, die, wie schon öfters dargestellt, die Indianer liebend gern mit billigem Alkohol versorgten, um sie danach auszubeuten.

Interethnischer Handel fand zwischen Araukanern bzw. Pehuenchen und Tehuelchen, zwischen Gününa Küne und Aónikenk statt. Die Araukaner erzeugten Ponchos und Decken, die Aónikenk große Mengen von Boleadoras. Die Gününa Küne tauschten ein Paar „botas de potro“ gegen ein Paar Boleadoras. Die Gününa Küne waren in der Erzeugung von Boleadoras nicht spezialisiert und produzierten auch sonst keine Artikel mit dem Ziel des Tausches. (Kalaqapa in Bormida 1958-59:174) Ganz bestimmt tauschten die Gruppen, die südlich des Rio Negro lebten, ihre Waren auch gegen die wilden Pferde der Pampa, auch wenn es, von einer Ausnahme bei Musters' Reise abgesehen, nur zwischen den Zeilen zu lesen ist.

Tauschhandel unter verschiedenen indianischen Gruppen wurde von Villarino auf seiner Reise beobachtet. Am Rio Negro traf er eine Gruppe von Indianern aus San Julian (1783/1837:108). D'Orbigny traf auch am Rio Negro auf der Insel Choel Choel Patagonier, die hier Handel mit ihren Guanakofellen betrieben. (D'Orbigny 1839-43/1829:96).

Musters berichtete, dass nördlich von Teckel Manzanero-Indianer Branntwein in zwei mit Rum gefüllten Schaffellen zum Verkauf brachten. Der Preis war zwar viel zu hoch, die Tehuelche hielten sich aber schadlos.

„Der Kaufpreis war für zwei Flaschen abscheulichen valdivischen Rums ein Mantel, oder ein noch ungebändigtes Hengstfüllen; es war wie die Tehuelchen zugaben, ein ganz übertriebener Preis; da aber die Händler es ihnen frei stellten, entweder nicht zu trinken oder zu bezahlen, so war der Rum bald vergriffen und die Kaufleute besaßen gegen achtzehn neue Mäntel und eine gehörige Anzahl Stuten- und Hengstfüllen. Die schlaun Indianer stahlen jedoch während der folgenden Nacht einen Theil der Mäntel zurück und in Betreff der Pferde drehten sie den Araukaniern eine Nase, indem sie vorgaben, sie könnten sie nicht einfangen.“ (Musters 1873:224)

Bei ihrem Ritt nach Las Manzanas, wo ein großes Parlamento stattfand, nahmen etliche Tehuelche-Männer in der Hoffnung auf ein gutes Handelsgeschäft einige Frauen mit, deren Pferde mit Decken für Toldos, Mänteln u.a. beladen waren. (Musters 1873:234) Der Handel wurde auch erfolgreich abgewickelt. Die Tehuelche verkauften alle ihre Waren und erhielten dafür viele Pferde, Silberschmuck und Mandils. Musters hatte den Eindruck, dass die Manzaneros auf die Toldo-Decken der Tehuelche angewiesen waren und die Letztgenannten umgekehrt auf die gewebten Mandils und Ponchos der Manzaneros. Die

Tehuelche erwarben auch etliche Pferde, die sich zwar durch größere Schnelligkeit auszeichneten als die üblichen Pferde der Tehuelche, aber nicht die für die Jagd notwendige Ausdauer hatten. (Musters 1873:250f.)

Unfairer Handel: They never survive the Civilisation of the Bottle

Die Indianer waren bereit, Erschwernisse auf sich zu nehmen, um zu den von ihnen begehrten Waren zu gelangen, die für sie im Laufe der Jahrhunderte unentbehrlich wurden, Erschwernisse sowohl in bezug auf die lange Anreise als auch in der Behandlung, die ihnen in den Ansiedlungen zuteil wurde. In Patagones wurden sie doppelt hintergangen, beim Handel und bei der Bezahlung für ihre Quartiere. Musters (1873:332) fiel folgendes auf. Sie

„pflegen in den hinter den Waarenmagazinen befindlichen Höfen oder Corrals zu bivouakiren; dort machen sie Feuer an und kochen, wie in ihrem eigenen Lande, und bezahlen am Ende dafür ebensoviel, als wenn sie in einem Hotel in West End logierten.“ (Musters 1873:332)

Für ihre Federn und ihre Quillangos erzielten sie dagegen äußerst niedrige Preise, mit denen sie sehr unzufrieden waren. Sie schimpften „ganz unverhohlen auf die Händler als eine Spitzbubenbande. Um die Indianer zu betrügen, hatte man ohne Scheu falsche Gewichte und andere beim Handel gebräuchliche Kniffe angewandt, und auch die Krämer rechneten die nothwendigen Bedürfnisse, welche die Indianer von ihnen entnahmen, übertrieben theuer an.“ (Musters 1873:332) Kein Wunder, dass Jackechan Musters vorschlug, in der wallisischen Kolonie am Chupat, die die Tehuelche wegen der Ehrlichkeit der dortigen Leute und der guten Brote, für die sie auch ein halbes Guanako gaben, gerne besuchten, ein Handelsgeschäft zu eröffnen. (Musters 1873:123)

„Dieser schlaue Indianer überlegte wohl, daß, wenn in jener Gegend ein Handelshaus errichtet wurde, der ganze indianische Handel den Bewohnern von Patagones, die, wie allbekannt, falsche Gewichte benutzten und außerdem auch noch für alle Waren, die sie den Indianern lieferten, übertriebene Preise ansetzten, würde aus den Händen genommen werden.“ (Musters 1873:293)

Nichts Besseres berichteten die in Patagones stationierten Missionare.

„During five months of the year Indians from all parts come in to trade. Here they bring for sale their manufactured woollen goods, ponchos, and cloths, and robes of various kinds, patterns, and colours. Here, too, they supply things. They, as a matter of course, are relentlessly cheated and spoiled. A resident in a

neighbouring town to the north-east, who had been seriously injured by a foray of the Indians, in which they had swept off some 10,000 sheep, opened a store in the town in order to compensate himself by 'trading' with them." (Marsh 1883:155)

Die Indianer wurden nicht nur in Patagones ausgebeutet. In der Nähe der Kordillere, in Gisk, südlich des Rio Chupat verlangte ein Händler für zwei Flaschen Grog ein junges Pferd oder ein Messer mit silberner Scheide. (Musters 1873:152) Prichard war 1902 betroffen vom Hass, mit dem die Händler die Tehuelche behandelten. Wenn sie von einem Fest oder einer Zeremonie hörten, waren sie sofort auf der Stelle.

„He sells liquor in exchange for horses, and when his customers are well steeped in the poison he brings, he makes some magnificent bargains. His influence is far-reaching and fatal as far-reaching to the picturesque and harmless race out of whose degradation and death he makes his living. Savage races may survive war and internecine struggles, and the decimation not infrequently caused by a cruel rule [...], but they never survive the Civilisation of the Bottle. The horrors of the wars of history would pale beside the cold-blooded slaughter, the gradual, malignant, poisoning processes which the most selfsatisfied and religious nations of the world allow to continue year after year, I should say century after century, among the aboriginal tribes, who live nominally under their protection. The pioneer trader with his stores of cheap maddening liquor is free to sell as much as he pleases, although it is a well-known fact that such trading means ruin and extermination to the unhappy ignorant folk who buy.“ (Prichard 1902:111)

Tschiffely war empört über das Verhalten der in ihren Planwagen umherziehenden Händler, meist Türken oder Syrier, die kaum Reisespesen hatten, auf jeder Ranch gastlich aufgenommen wurden, die aber beim Verlassen der Gastgeber nicht selten noch ein Huhn entwendeten. Sie erstanden bei den Indianern, die den Kaufwert des Geldes nicht kannten, Teppiche zu billigsten Preisen, erzielten aber in Buenos Aires hohe Preise.

„Wenn ein Indianer 70 Pesos für einen solchen Teppich verlangt und den Betrag in Münze erhält, wird er hernach beim Kauf von Proviant und andren Dingen, die er nötig hat, schrecklich übers Ohr gehauen. Tauscht er aber die gewünschten Waren unmittelbar gegen seinen Teppich ein, so erhält er nicht den Gegenwert von 70 Pesos, sondern er kann sich glücklich schätzen, wenn ihm der Händler oder Ladenbesitzer so viel gibt, wie ein Weißer für 20 Pesos kaufen könnte.“ (Tschiffely 1940:67,170)

Als Tschiffely 1935 durch Patagonien reiste, lebten die Indianer zurückgezogen fern von den Siedlungen, die sie nur mehr selten aufsuchten. Die Händler nahmen

ihnen zwar beschwerliche Wege ab, nahmen sie aber andererseits auch tüchtig aus. „Diese gemeine Ausnutzung eines geschäftlich ganz unerfahrenen Partners sollte man auf alle Fälle durch strenge Strafen und amtliche Festsetzung von Kauf- und Tauschpreisen unterbinden.“, empörte sich Tschiffely (1940:171)

Umgekehrt konnten die Händler über die Indianer nicht klagen, denn sie konnten „ihre vollbepackten Wagen oft mehrere Tage ohne Aufsicht mitten unter den Toldos lassen“. Die Indianer kannten laut Steffen den Wert der chilenischen Silbertaler sehr genau, verarbeiteten sie aber zu Schmuckgegenständen. (Steffen 1929:156) Auch Radboone sagte über die Aónikenk: Bekamen sie Silbermünzen, verwandelten sie diese in Silberschmuck. (Childs 1936:158f.)

Er stellte allgemein fest: Die Tehuelche handelten früher nicht gegen Geld.

- Sie handelten mit Guanakofellen, die weich, leicht und sehr warm waren;
- mit verschiedenen Farbstäben, die für das Färben verwendet wurden und die sie aus mit Straußenfett gemischten Erdfarben und Beerensäften herstellten;
- mit Pferdegeschirr und Boleadoras und
- mit Decken aus Straußenfedern und –häuten.

Manchmal verheiratete ein Tehuelche seine Tochter einem nördlichen Indianer im Austausch für Pferde und das Zubehör oder im Austausch für eine Gattin. (Childs 1936:158f.)

Das wichtigste Handelsgut der Tehuelche, die Quillangos

Eine der wichtigsten Aufgaben der Frauen bestand in der Herstellung der schon mehrfach genannten Quillangos. Diese kunstvoll bemalten Fellumhänge, die zugleich als Mäntel und als Decken dienten, bildeten zusammen mit Bündeln von Straußenfedern die wichtigste Handelsware der Tehuelche. Vom Verkauf derselben berichteten schon die Jesuiten im 18. Jahrhundert, für den Verkauf derselben zogen die Patagonier von San Julian, deren Bekanntschaft Antonio de Viedma machte, in Richtung Norden. Bei Musters Anwesenheit nahmen die Aónikenk wieder den langen und beschwerlichen Weg nach Patagones auf sich, um ihre Felle gegen andere Artikel einzutauschen. Zwar gab es zu dieser Zeit die

Siedlung in Punta Arenas, aber aufgrund einer unliebsamen Begebenheit vermieden die Indianer diese Siedlung.

Handel mit den Quillangos

Gemäß Vignati (1936:605) wurden die von Wildkatze, Stinktief und Strauß hergestellten Decken für die wertvollsten gehalten und daher in den Kolonien am meisten gehandelt, Prieto und Martinic vor allem schrieben über den Handel von Guanakofellen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die Decken und Mäntel zum wichtigsten Tauschobjekt und Handelsposten der Tehuelche. Für diesen Zweck unternahm die Aónikenk lange Zeit hindurch die beschwerliche Reise nach Carmen de Patagones, ungefähr ab 1855 konnten sie sich den langen Weg ersparen. Sie knüpften nicht nur enge Handelsbeziehungen mit der Bevölkerung der chilenischen Siedlung Punta Arenas, sondern es entwickelten sich sogar Freundschaften zwischen den beiden Gruppen, die durch die Auseinandersetzung zwischen Chile und Argentinien über den Besitz der Region Patagonien nicht beeinflusst wurden. In den 1870er Jahren intensivierte sich der Austausch sogar. Der Export von Tausenden von Guanakohäuten und Mänteln aus Straußenfedern zwischen 1855 – 63 stimulierte in der aufstrebenden Kolonie von Punta Arenas einen blühenden Handel. Die traditionellen Züge der Aónikenk nach Punta Arenas genügten der Nachfrage nach den Quillangos nicht mehr, so suchten die Händler die Indianer auf ihren Plätzen auf. Martinic (1997:115) meinte in seiner Auseinandersetzung mit diesem Thema allerdings, dass mit diesen engen Verbindungen möglicherweise der Anfang vom Ende der Aónikenk begründet wurde. Lothrop teilte 1929 mit, dass von etwa 1855 bis 1924 mehr als eine halbe Million Guanakofelle von Patagonien aus verschifft wurden. (in Prieto 1997:175)

Die dramatische Steigerung der Produktion von Quillangos für kommerzielle Zwecke führte zur übermäßigen Ausbeutung und schließlich zur Erschöpfung der beiden wichtigsten Beteiligten, der von den Männern gejagten Guanakos und der gestaltenden Frauen und bildete damit den einen Todesstoß für die Tehuelche. Heute erinnern nur noch wenige Felle in Museen und bei privaten Sammlern an diese Kunst und ihre Designerinnen. (Prieto 1997:185)

Es stellt sich allerdings die Frage, was die Tehuelche veranlasste, eine derartige Ausbeutung zuzulassen. Eine der stärksten, wenn nicht die stärkste Triebfeder

war der häufige Genuss von starkem Alkohol und der erwünschte Rauschzustand. Da die Trinkgelage der Indianer oft tagelang dauerten, waren dafür enorme Mengen notwendig. Der Gouverneur Schythe vermerkte im Jahr 1862, womit er die Tehuelche für den Ankauf von 9 Rindern bezahlte. Es waren „24 galones de aguardiente, 126 libras de galleta, 7 libras de azúcar, 1 libra de pólvora para fusil y 100 cebas fulminantes“. (in Martinic 1995:110) Da die Berausung nur eine gewisse Zeit anhielt, mussten die Indianer für Nachschub sorgen. Der Handel wurde verstärkt, die Möglichkeit, die Trinksucht zu befriedigen, stieg ebenso. Die Trinkfreudigkeit der Indianer wurde von Kolonisten und fahrenden Händlern ausgenutzt. Der vermehrte Alkoholkonsum schadete der Gesundheit der Tehuelche, sorgte für deren soziale und psychische Schwächung, machte sie anfälliger für Krankheiten und Epidemien und beschleunigte ihr Dahinschwinden.

Aussehen der Quillangos

Riesengroß, wild und sogar beängstigend kamen die Patagonier den Seefahrern vor,

- „covered, from the sole of their feet to the crown of their heads, with different horrible skins“ (Transylvanus 1520/1962:284);
- mit einem „Zebrafell“ bekleidet, (Loaysa 1526/1911:45); in ein Fell gehüllt, Edward Cliffe (1578/1904:156);
- mit den Fellen wilder Tiere bedeckt, um sich von der Kälte zu schützen (Lopez Vaz 1578/1904:256);
- nackt, nur durch eine um die Schulter geworfene Fellhaut geschützt (Drake 1926:17f.);
- sie trugen Mäntel aus Guanakofell oder aus dem Fell „de tigres sauvages“ (D’Urville 1842:147);
- Fellmäntel (Schmid 1860:205);
- einen Umhang von Guanakofellen, von ihm *kai* genannt, (Lista 1880:122;1894:94f.).

Der Fellumhang wurde bis zuletzt immer wieder hervorgehoben und als die Möglichkeit der Jagd auf Guanakos fehlte, nähten sich die Tehuelche gleichartige Umhänge aus Stoff.

Lady Dixie fand den ersten Guanako-Umhang, den sie an einem jungen Tehuelchen sah, nicht nur fett, sondern auch ziemlich unpraktisch, da er nur mit der Hand zusammengehalten wurde, „though it would obviously seem more convenient to have it secured round the waist with a belt of some kind“ (Dixie 1880:67). Sie sah diesen Umhang offensichtlich im Lager, denn zu Pferd hielten die Männer ihn mit einem Gürtel zusammen. Die Frauen trugen die gleichen Mäntel wie die Männer, legten aber ein Ende um ihren Hals und hielten sie mit einer Brosche oder Nadel fest, sodass ihre Körper zur Gänze schamhaft bedeckt war, was von den Missionaren immer wieder lobend gewürdigt wurde.

Falkner (1774:129) schrieb, dass die Indianer zu Pferd einen größeren Mantel benutzten als in den Zelten. Auf jeden Fall war er aus mehreren Fellen zusammengenäht und reich mit Figuren geschmückt. Den Mantel, der gleichzeitig als Decke dienen konnte und den sowohl Männer als auch Frauen trugen, nannte D'Orbigny (1829/1839-43:84f.) als einziger „manuhé“.

Eine andere einmalige Bemerkung, nämlich dass die Indianer über den Quillangos eine Art kurzärmeliges, aus sechs Seehundfellen zusammengenähtes Hemd trugen, stammt von (Guinnard 1852/1871:73f.). Des weiteren fand er die Muster an der Außenseite der Quillangos befremdend bis grotesk; die Fellseite wurde nach innen getragen.

Als Radboone die Tehuelche kennenlernte, trugen sie noch ihre Chiripás und ihre Fellumhänge, aber nur die jungen und Reichen konnten sich die geschmeidigen Felle von Guanakobabys leisten, die ärmeren trugen Mäntel aus zäherem, rauherem Fell. (Childs 1936:101) Etwa zur gleichen Zeit fand Vallentin (1902:94) bei den Tehuelche noch immer die althergebrachten Kleidungsstücke wie Chiripa, Potrosstiefel, Stirnband, den Mantel aus Guanakofellen und auch bei den Frauen das weite, hemdartige Gewand und das mantelartige, um die Schultern geschlungene Tuch, das am Hals durch Spange und Kette und um die Hüfte mit einem Gürtel zusammengehalten wurde, während die Mapuche eher europäische Kleidung anhatten.

Tierfelle für Quillangos

D. Juan Antonio Hernandez (1770/1836:57) sah, dass die aus einer zweieinhalb Ellen großen Hülle bestehende Kleidung aus verschiedenen Fellstücken von allerhand Tieren wie Stinktieren, Löwen [eher Pumas: eig. Anm.] oder Wild zusammengesetzt waren.

- Dass Felle von Stinktieren, deren Geruch kaum auszuhalten war, Verwendung fanden, fiel mehreren auf (King 1827/1939:17; Fitz-Roy 1839:146; Schmid 1860:205; Musters 1871:196; Ibar Sierra 1879:52; Hatcher 1896/1903:46,270).
- Umhänge aus Pumafellen sahen (King 1827/1939:17; Fitz-Roy 1839:146; Hatcher 1896/1903:46,270 und Musters 1873:62). Musters bemerkte, dass Pumahaut sich durch ihren Fettgehalt leichter geschmeidig machen ließ als Guanakohaut, die Indianer sie aber nur selten zur Herstellung von Satteldecken oder Mänteln verwendeten.
- Fuchsfelle wurden sehr geschätzt (Musters 1871:196; Fitz-Roy 1839:146), der letztgenannte meinte: „the most esteemed are the small grey fox skins“.
- Manchmal fanden Hasen (wahrscheinlich Maras) aus der Gegend nördlich des Rio Santa Cruz Verwendung (Schmid 1860:205). Musters bestätigte dies mit dem Hinweis, dass die Indianer in der Gegend von Geylum die wohlschmeckenden Hasen nicht nur aßen, sondern zugleich deren Felle zu allerdings wenig wertvollen Mänteln, die bald ihr Haar einbüßten, verarbeiteten. (1873:267)
- Andere Tiere wurden auch erwähnt: „Cavy, dog, otter, seal and colt“ von Fitz-Roy (1839:146), „eamy, or wild cat.“ von Musters (1871:196), Strauße und die kleine patagonische Katze (*felis pajero*) von Hatcher (1896/1903:46,270).
- Die Gününa Küne verarbeiteten zusätzlich zu den genannten Tieren Pferdehäute für ihre Quillangos, die in gleicher Weise auf der unbehaarten Seite mit geometrischen Mustern bemalt wurden, schrieb Canals Frau (1953:197).
- Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwerteten die Aónikenk Rinderfelle als Ersatz für das Leder der fehlenden Guanakos. (Martinic 1995:250)

Die meisten verarbeiteten Felle stammten indes von den Guanakos und wurden mit den Sehnen desselben Tieres zusammengenäht, meinte King (1827/1939:17), mit Straußensehnen, schrieb Bourne (1853:68) Aus Tausenden von Guanakos, die sie jedes Jahr erjagten, verfertigten die Patagonier ihre außerordentliche Kleidung. (Ibar Sierra 1879:52)

Musters (1871:196; 1873:166) präzierte die genannten Beiträge: Die Mäntel wurden aus den Häuten der ganz jungen, lieber noch aus denen der ungeborenen Guanakos hergestellt, desgleichen hervorgehoben von (Muñiz 1826/1917:214; Beerbohm 1879:33; de la Vaulx 1895:86f., 1901:165; Radboone in Childs 1936:101; Hatcher 1896/1903:268) Letzterer betonte, dass der Hauptteil der Arbeit in die Zeit der „guanaco chico season“ im Frühsommer fiel, den Musters (1873:166) mit den Tehuelchen in Teckel verbrachte. Hier lagerten die Indianer, teils um ihren Pferden Erholung zu gönnen, teils um die Felle der jungen Guanakos zu Mänteln zu verarbeiten, die Haut der Mutter diente zur Ausbesserung der Toldos. Die „chico hunting“ Saison dauerte nach Radboone normalerweise ungefähr einen Monat. Danach war das Einfangen der Tiere schwieriger, das schnellere Jagen nach den schnelleren Jungtieren, den „*barbuchos*“ schadete den Pferden. Einige Indianer blieben an den Plätzen, um die älteren Tiere zu jagen, aber deren Felle waren weit größer und wurden nur mehr von den alten Kerlen getragen. (Childs 1936:165)

Herstellung der Quillangos

Die erste etwas genauere Beschreibung lieferte Muñiz. Die Quillangos, die er „*quiyapis*“ nannte, wurden aus den Häuten der jungen Guanakos genäht und obwohl sie aus sehr unterschiedlich großen Fellstücken zusammengesetzt waren, konnte man durch die perfekte Verarbeitung nicht die kleinste Unebenheit entdecken. (Muñiz 1917/1826:214) Coan (1833/1880:74-76) ergänzte, dass die genau passend zueinander zugeschnittenen Felle mit einer Eisennadel, die sie *hodle* nannten, zusammengenäht und sehr oft auf der Fleischseite mit bunten Figuren ornamentiert wurde. Bei kaltem Wetter wurde die Fellseite nach innen gewendet, bei warmem Wetter nach außen. Mit dieser Bemerkung steht Coan einzig da, aller anderen sehen den Unterschied zwischen Tehuelchen und

Selk'nam genau darin, dass die Erstgenannten die Fellseite immer nach innen kehrten, die anderen immer nach außen.

Eine sehr ausführliche Beschreibung über die Herstellung der Fellmäntel lieferte Bourne (1853:68f.)

„The skins of young guanacos are selected for mantles, on account of the superior fineness and softness of the hair. Nearly a dozen skins are used for a single mantle, as a large part of each is esteemed unfit for use, and thrown away. The skins, while green, are stretched to their utmost tension on the ground to dry. When partially dried, they are scraped on the inside with a stone sharpened like a gun-flint, sprinkling the while with water, to facilitate the operation. When the surface is made tolerably smooth, and of a pretty uniform thickness, it is actively scoured with a coarse-grained stone, till it has a bright polish. The skin is again dried, perfectly soft and pliable. The thread, as has been stated, is made from the sinews of the ostrich. These are extracted by the exertion of great strength, and divided into strings about the size of ordinary shoethread. They are then twisted, the ends are scraped to a point, and when dry become stiff; they are now ready for use.

Two pieces of skin are cut to fit each other. The tailoress (for all the work, from the curing of the skins to the last results, is done by the squaws) holds the edges together with the left hand, and drills them for sewing with a sharpened nail, held between the first two fingers of the right hand; the pointed thread, held between the finger and thumb, is inserted and drawn through, and so the work goes on. The stitches are tolerably fine, and a very neat scam is made. Other pieces are added, and when the whole is finished the scams are rubbed smooth with a bone. The fur being worn inside, there remains the work of outside decoration. With a due quantity of clay, blood, charcoal, and grease, amalgamated for the purpose, the artist arms herself with a stick for a brush, and executes divers figures in black, on a red ground; which, if intended to shadow forth men, require a vigorous imagination to detect the purpose. They might pass for unhappy ghosts (if a little more ethereal in composition), or for deformed trees. They bear a rude resemblance to a chair in profile, or a figure 4; and are thickly disposed over the whole surface, in the attitude sometimes vulgarly termed 'spoon-fashion'. The garment is now complete; the edges are carefully trimmed with a knife, and the fabric is thrown over the shoulders, with the infallible certainty of fitting as closely as the native tastes require.“

Guinnard (1856/1871:75f.) hob hervor, dass die Frauen die abgeschabten Felle mit gekauter Leber überzogen, um sie danach durch kräftiges Reiben händisch zu gerben. Außerdem unterschieden sich seiner Meinung nach die Mäntel (*makounes turquets*) und Decken (*kiliankous*) der Tehuelche von denen der anderen Gruppen dadurch, dass sie etwas größer waren als die übrigen. Das Präparieren Zuschneiden und Zusammensetzen der Felle nahm manchmal einen Monat in Anspruch und erforderte die Geduld und Ausdauer der Frauen.

Sokga nannte Ibar Sierra den Quillango, dessen Herstellung auch er ziemlich genau beschrieb, womit er Bournes zitierte Darstellung bestätigt. 15 bis 20 Häute von jungen Guanakos nähten die Indianerinnen sorgfältig zusammen, dass die Fellzeichnung harmonierte und das fertige Stück angenehm anzusehen war. Kaum war das Tier gejagt, wurde ihm das Fell abgezogen, sofort mittels vieler Holzpflocke auf der Erde in die gewünschte Form gespannt. Nun folgte ein Kneten, Falten, Reiben, bis das Fell weich, elastisch und geschmeidig war. Alsdann fertigten die Frauen ihren Eisenpfriem und ihre Garnrolle an, um die einzelnen Felle zusammenzunähen. Ibar Sierra hatte die Gelegenheit, einer jungen Witwe beim Nähen zuzuschauen. Sie nähte nicht mit einer Nadel. Mit einem dünnen Pfriem machte sie kleine Öffnungen in die Felle, deren Ränder sie bemalt hatte, und zog den aus den Nacken- und Rückensehnen des Guanakos gewonnenen Faden durch. Dieser Faden hatte aufgrund seiner Zähigkeit den großen Vorteil, das Fell nicht durchzuschneiden. (Ibar Sierra 1879:51f.) Ähnlich äußerten sich (D'Orbigny 1829/1839-43:102; Hatcher 1896/1903:268; Radboone in Childs 1936:134f.) Hatcher führte noch aus, dass sogar Beine, Hals und Kopf der jungen Guanakos ebenso sorgfältig bearbeitet wurden wie die größeren Fellstücke. Die trockenen Häute machten die alten Frauen gewissenhaft mit scharfen, abgerundeten Stein- oder Glasschabern, die in einen Griff aus Holz oder Horn eingefasst waren, geschmeidig. Radboone wies auf ein Detail der Zusammenarbeit zwischen den Geschlechtern hin. Während die Männer trachteten, die Felle feucht zu halten, bis die Frauen sie spannen konnten, waren die Frauen nach diesem Vorgang bemüht, jede Feuchtigkeit fernzuhalten.

Er setzte seine Darstellung fort: Zum Schaben des Fells nahmen sie ein Stück gespaltenes Kalafateholz, in das ein gebogenes Stück Glas eingeklemmt und mit Rohhaut festgebunden war. Unter das zu bearbeitende Fell schoben sie immer ein anderes. Auf das geschabte Stück Fell strichen sie eine Paste von gerösteter und mit ein wenig Wasser aufgeschlagener Straußen- oder Stutenleber. Manchmal verwendeten sie auch Stutenfett. Die so bearbeiteten Häute legten sie zum Trocknen und Bleichen aus, danach wurden sie durch Aneinanderreiben geschmeidig gemacht. Dann schnitten sie ungefähr dreizehn Felle so zurecht,

dass sie in einem großen Viereck, Kopf zu Schwanz, haargenau zueinander passten. (Childs 1936:134f.)

Eine sehr ausführliche Darstellung lieferte wiederum Musters. Der Glasschaber, den Radboone als einziges Werkzeug beschreibt, wurde zu Musters' Zeiten selten eingesetzt. Die Beschreibung unterscheidet sich nicht von der anderer Beobachter, sie ist nur in manchen Details genauer. Wichtig ist der Hinweis, dass die Anfertigung der Fellmäntel die wesentlichste Beschäftigung der Frauen im Lager war (Musters 1873:183f.).

„Die Felle werden zuerst in der Sonne getrocknet, wobei man sie mit Dornen des Algarrobabaumes fest niedersteckt. Wenn sie trocken sind, werden sie in die Höhe genommen und mit Stücken Feuerstein, Achat, Obsidian, oder zuweilen auch Glas geschabt, die in einen von Natur gebogenen Ast befestigt sind, so daß derselbe einen Griff bildet. Dann werden sie mit Fett und zu Brei gekneteter Leber eingeschmiert, hierauf in der Hand weich gemacht, bis sie ganz biegsam sind, und dann auf die Erde gelegt und mit einem kleinen, sehr scharfen Messer in Stücke zerschnitten, die, damit die Naht fest wird, schwalbenschwanzartig sind, so daß eins in das andere paßt; diese Stücke werden nebst einer entsprechenden Quantität Nähadeln und Zwirn unter vier oder sechs Frauen vertheilt. Die Nähadeln bestehen in Pfriemen, die man aus scharf gespitzten Nägeln macht, und der Zwirn in getrockneten Sehnen von dem Rücken des erwachsenen Guanaco. Ein ganzer Mantel wird nie auf einmal zusammengenäht, sondern wenn die eine Hälfte fertig ist, wird sie ausgespannt, mit Pflöcken festgesteckt und [...]Es ist erstaunlich, mit welcher unermüdlicher Thätigkeit die Frauen arbeiten und mit welcher Schnelligkeit sie nähen.“

Während die Frauen die Guanakofelle „schwalbenschwanzartig“ zuschnitten, um nach dem Zusammennähen eine gewisse Festigkeit zu erreichen, wurden die aus Rinderleder erzeugten Decken aus sechs rechteckigen Stücken von ungefähr 60 x 70 cm und 12 bis 15 cm breiten Streifen von variabler Länge zusammengefügt. Ein fertiger Quillango hatte im Durchschnitt eine rechteckige Form mit den Maßen von etwa 1,60 x 1,80 m bis zu 1,80 x 2 m. (Martinic 1995:253)

Eine Tatsache, die erst sehr spät erwähnt wurde, war deswegen bestimmt keine Neueinführung. Was beim Zusammennähen abfiel, wurde nicht vergeudet, sondern für andere Artikel weiter verwendet. Das Maulwurfsbraun der Vorderköpfe, das brillante Weiß der Flanken und der Bäuche, das Gelbbraun der Beine wurden zusammen mit den Fellen kleiner Stinktiere, wilder Katzen und anderer Tiere dieser Gegenden zu Objekten in beeindruckenden, geschmackvollen Mustern verarbeitet. (Hatcher 1896/1903:270) Eine andere Form

geschmackvoller Abfallverwertung beschrieb Radboone. Aus den kleinen blauen quadratischen Stücken von den Köpfen der Guanakos machten die Frauen „Damenbrett-Umhänge“, wobei die blauen Vierecke mit weißen, die aus dem Bauchfell herausgeschnitten wurden, abwechselten. Sie wurden allgemein für sehr schön gehalten, hatten aber den Nachteil, leicht zu reißen. Im allgemeinen wurden sie gehandelt oder von den jungen Frauen getragen. (Childs 1936:135)

Bemalung der Quillangos

Die Bemalung der Quillangos auf der Hautseite wurde immer wieder herausgestrichen.

- reich mit Figuren geschmückt (Falkner 1774:128-131)
- Der Anblick der Indianer bei der Verfolgung des Wildes ergab ein prächtiges Bild, denn die wunderschön bemalte, bunte Innenseite der Felle war auf den Pferdekörpern zu sehen. (A.Viedma 1783/1837:69)
- auf der Rückseite mit Karos in verschiedenen Farben wie z.B. fleischfarben und blau bemalt (Pineda 1789/1971:21-23)
- auf der Fleischseite mit bunten Figuren ornamentiert (Coan 1833/1880:74-76)
- Einzigartig das immer mit vollkommener Regelmäßigkeit ausgeführte Dekor, aus geraden, in verschiedene Richtungen gewendeten Linien bestehend, das mehr Verwandtschaft mit den Mustern der alten Griechen aufweist als mit den abgerundeten Figuren der umgebenden südamerikanischen Indianer. (D'Orbigny 1829/1839-43:102)
- Fitz-Roy fiel die sonderbare Bemalung der Mäntel auf, die für gewöhnlich nur auf der fellofen Seite zu sehen war, aber manche Mäntel, bei denen das Haar abgerieben war, hatten auf beiden Seiten Muster. (1839:146)
- elegante Muster aus kleinen unregelmäßigen Karos (D'Urville 1842:147,278)
- „they afterwards proceed to the ornamentation of the leather, on which they trace in red and black the strange and capricious designs with which they cover all the seams“ (Guinnard 1856/1871:75)
- „grandes bastos pintados y á veces con cabezadas de plata laminada“ (=großen groben Malereien und manchmal mit gewalzten Silberköpfen) verziert (Lista 1894:96)
- Auf der haarlosen Seite wurden sie bemalt, zwei der äußersten Enden, die beim Tragen um die Schultern gelegt wurden, blieben ohne Bemalung. (De la Vaulx 1895:86f., 1901:165)
- Figuren und Linien, Quadrate und Dreiecke in symmetrischer Anordnung ergaben ein mosaikartiges Aussehen in wunderbarer Symmetrie vorwiegend in den Farben braun (wahrscheinlich gebrannte Ockererde), schwarz und weiß. Die für die Bemalung verwendeten Erdfarben holten die Tehuelche nach (Fitz-Roy 1839:146) von den Bergen. Sie befeuchteten die Erde mit Wasser, formten sie wie

zu Pastellstiften, trockneten diese Stücke in der Sonne, tauchten bei Gebrauch das eine Ende des Stiftes in Wasser und rieben die Farbe auf den zu schmückenden Teil. Mit den am häufigsten eingesetzten Farben rot, blau, grün, schwarz, gelb und weiß, manchmal himmelblau, rosa und grau gestalteten sie nach Martinic (1995:339) ihre attraktiven Arrangements.

Eine Art Holzbürste, in deren Mitte ein Kiesel steckte, diente den Frauen als Schaber zum Säubern der Innenseiten der Felle, die danach mit Stecken auf den Boden gespannt und beim Bemalen von Zeit zu Zeit befeuchtet wurden. Die Farbstifte, mit denen die Frauen zeichneten, bewahrten sie in kleinen Kästchen auf. Die Farben waren aus Tonerde hergestellt. Wenn alle benötigten Felle bereit waren, nähten die Frauen sie mit einem Pfriem und Tiersehnen von Guanako oder Strauß (letztere wurden bevorzugt) zusammen. Die Geschwindigkeit der Fertigstellung und die feine Ausführung mit den für seinen Geschmack sehr mangelhaften Instrumenten überraschten Cox (1863:162f.)

Im folgenden Zitat von Musters ist erstmals zu lesen, dass die Frauen die beiden Mantelhälften getrennt musterten und diese trotzdem nach dem Aneinanderfügen perfekt übereinstimmten. Das ist umso erstaunlicher, wenn man in Betracht zieht, dass die Frauen für das Auftragen der Muster keine Schablonen verwendeten und verschiedene Muster gestalteten. Musters (1873:183f.) beschrieb den Vorgang des Bemalens:

„Die Oberfläche wird ein wenig angefeuchtet, und jede Frau nimmt, wenn der Grund roth sein soll, einen Kuchen oder ein Stück rothen Ocker und trägt, während sie den Ocker immer feucht erhält, die Farbe mit großer Sorgfalt auf. Wenn der Grund fertig ist, wird das aus kleinen schwarzen Flecken und blauen und gelben Linien bestehende Muster mit der größten Genauigkeit gemalt, wobei die Frauen den ganzen Tag mit dem anhaltendsten Fleiße arbeiten. Ist das Färben vollendet, so läßt man diese Mantelhälfte eine Nacht trocknen und macht die andere Hälfte und die Flügel, die anstatt der Ärmel dienen, vollständig fertig. Hierauf werden die sämtlichen Theile zusammengefügt, und wenn der ganze Mantel fertig ist, bietet er an der Oberfläche einen ununterbrochenen Pelz dar.“

Die von Musters erwähnten „Flügel“ waren Zusätze aus Leder in dreieckiger Form, die die Aufgabe hatten, diese stark beanspruchten Stellen durch Verstärkung vor dem Zerreißen zu bewahren. (Martinic 1995:253)

Voller Bewunderung und mit großer Genauigkeit würdigte Hatcher diese künstlerische Leistung der Frauen.

Die so bearbeiteten Felle wurden wieder gespannt und eine Frau zeichnete, ohne vorher ein Muster aufzutragen, mehrere verschiedene Muster direkt auf die Fleischseite des Felles. Dazu verwendete sie unterschiedliche Erdfarben, meistens grüne, gelbe und rote, die mit Fett vermischt zu eher dünnen Stiften gerollt waren. Die Enden dieser Stifte befeuchteten sie vor dem Auftragen der ineinander verflochtenen Muster mit Speichel. War eine genügend große Anzahl, meist elf oder dreizehn, auf diese Art zugerichtet und bemalt, wurden sie so zusammengesetzt, dass der Hals des einen Felles gut zwischen die Hinterbeine des vor ihm gelegenen passte und das Fell der Vorder- und Hinterbeine zwischen die Beine von den seitlich angrenzenden Fellen. Diese Felle wurden mit solcher Geschicklichkeit zusammengepasst und genäht, dass man beim fertigen Stück nicht die kleinste Falte entdecken konnte und die gemalten Muster so hübsch aufeinander abgestimmt waren wie bei einer Tapete in einem perfekt tapezierten Raum. Wirklich bemerkenswert war der Umstand, dass die Künstlerin kein sichtbares Muster verwendete und keine besseren Werkzeuge als ein gewöhnliches Messer zum Schneiden und Anpassen, eine hölzerne oder knöcherne Ahle als Nadel und Lendensehnen des erwachsenen Guanakos als Garn. Die so erzeugten Decken und Umhänge waren das wichtigste Kleidungsstück bzw. Bettzeug der Indianer, extrem weich und leicht und sehr warm. Man konnte sie wie gewöhnlichen Flanell waschen. (Hatcher 1896/1903:269f.)

In keiner Quelle wurde jedoch deutlich hervorgehoben, dass die Tehuelchefrauen verschiedene Muster auf einen Quillango auftrugen und dabei ein bestimmtes System beachteten. Diese Aufteilung der Muster auf einem Quillango analysierte erst Lothrop (1931:33f.). Er fand heraus, dass jedes Muster einen festen Platz innehatte. Bei seinem Beispiel (Fig. 4), das auf der folgenden Seite zu sehen ist, wurde das Randmuster *a* über den Schultern getragen, so dass die Eckmuster *bb* und die roten „Flügel“ (nach Musters) Arme und Handgelenke bedeckten. Das Muster *c* an den drei Seiten war vorne in der Mitte und am Saum zu sehen. Das Zentrum des von ihm beschriebenen Mantels war vollständig von einem weiteren Muster *ddd* bedeckt, in diesem speziellen Fall durch zwei parallele Linien unterteilt. Es gab auch Mäntel, deren Zentralmuster nicht durch Linien unterteilt war und solche, die überhaupt kein Zentralmuster aufwiesen, aber alle Mäntel waren an den Rändern und Ecken verziert; Kennzeichen dieser Muster waren Zickzack Linien mit hervorstehenden Elementen, die nach Latcham Ähnlichkeiten zu Mustern bei der Töpferei der Diaguita in Argentinien und Chile aufwiesen. Zu den Zentralmustern der Mäntel gab es dagegen nirgendwo Parallelen. Im wesentlichen galt für alle Quillangos, dass für gewisse Muster, vor allem für die Zentralmuster keinerlei Parallelen mit anderen Ethnien anzutreffen waren.

Bemalte Guanakohaut und bemalte Pferdehaut

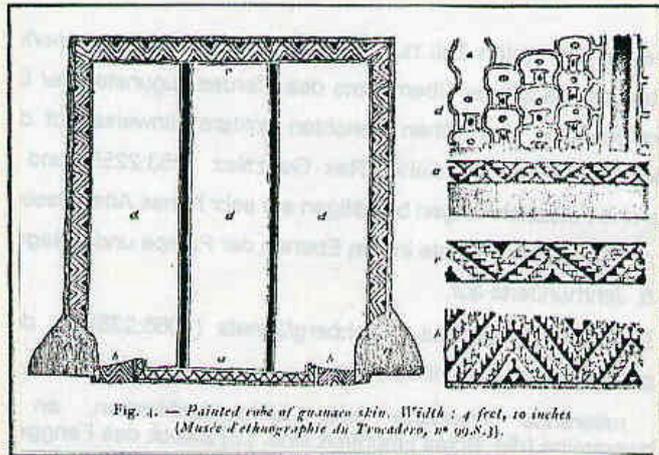


Fig. 4. — Painted robe of guanaco skin. Width: 4 feet, 10 inches
(Musée d'ethnographie du Trocadéro, n° 99.8.)

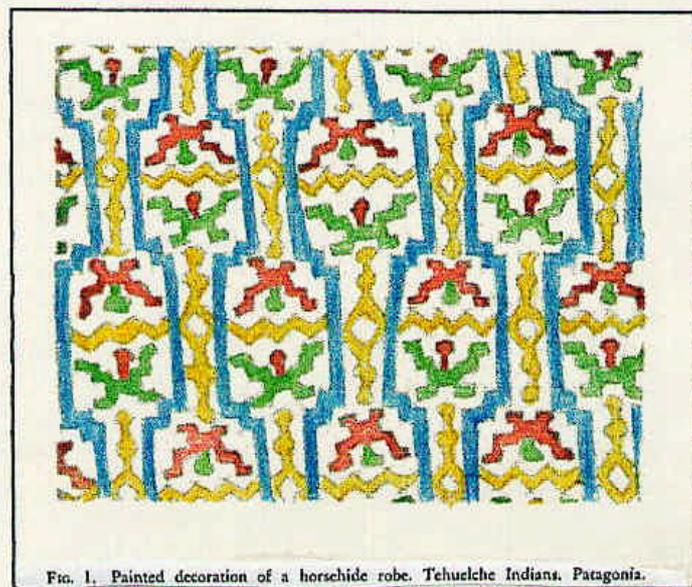


Fig. 1. Painted decoration of a horsehide robe. Tehuelche Indians, Patagonia.

Oben: Analyse der Musteraufteilung nach Lothrop (1931:33)

Unten: Muster einer bemalten Pferdehaut, analysiert von Schuster (1961:422)

30 Jahre später beschäftigte sich Carl Schuster mit den Dessins der patagonischen Quillangos. Zunächst wies er auf den Unterschied zwischen den schärferen und gröberen Mustern auf den Pferdefellen und den feiner ausgeführten auf den Guanakofellen hin.

„The designs now found on horsehide are generally coarser and bolder than those applied to the more delicate skins of the smaller animals; but we suspect that ultimately the motifs of both traditions (or both groups of traditions) may prove to be related. In general terms, it may be said that the motifs traditionally applied to guanaco skins, being more schematic, are more difficult to ‚read‘; and that the designs on horsehide, being less evolved toward a geometric formulation (and in this sense perhaps more archaic), may ultimately provide clues to an understanding of the designs on guanaco skin – with which, however, we shall not attempt to deal here.“ (Schuster 1961:422)

Danach beschäftigte sich Schuster mit der Zeichnung einer Pferdehaut, deren typisches Dessin er in die einzelnen Dekors zerlegte. So fand er heraus, dass das Zentralmuster dieses Stückes aus drei Komponenten gebildet wurde.

1. Die erste Komponente bildet ein vertikal verlaufendes „blaues Gerüst“ in der Form eines sich endlos wiederholenden Musters, dem
2. horizontal verlaufende gelbe Zickzacklinien unterlegt sind.
3. Die dritte Komponente wird durch rote und grüne „Männchen“ gebildet.

Durch Herausholen der Details und durch Inbeziehungsetzen mit ähnlichen Motiven in der Alten und Neuen Welt kam Schuster zu den interessanten Schlussfolgerungen, dass das „blaue Gerüst“ ein „genealogical pattern“ darstellt, ein Symbol für die endlose Wiederkehr des genetischen Prozesses (Schuster 1961:424f.), während das gelbe System der Zickzacklinien die gegenwärtigen Verwandtschaftsbande symbolisiert (Schuster 1961:425). Bei den kleinen roten und grünen Figuren fällt auf, dass die roten Figuren grüne Köpfe haben, die grünen hingegen rote. Diese ständig Wiederholung repräsentiert nach Schuster einerseits eine einfache geschlechtliche Differenzierung, sodass die Figuren als „little men and little women“ angesehen werden sollten, weist andererseits zusätzlich auf ein „genealogical pattern“, wie schon bei dem „blauen Gerüst“ hin (Schuster 1961:435,437).

In seiner sehr anregenden Arbeit setzt Schuster die Muster der Tehuelche-Roben nicht nur mit vergleichbaren Mustern in Südamerika und Australien in Beziehung,

sondern auch mit solchen aus dem alten Griechenland und aus dem Paläolithikum. In einer Skizze stellte Schuster die Verbindung der grünen und roten Figuren hinter dem „blauen Gerüst“ her und erreichte auf diese Weise ein Ornament, für das frühe Beispiele in ungefähr 1500 Jahre alten Felsmalereien Nordwestargentiniens, im sogenannten „estilo de grecas“ durchgeführt, zu finden sind (Schuster 1961:433).

Allein die letzten Aónikenk kannten nach Mario Echeverría Baleta mehr als 60 verschiedene Motive und Zeichnungen für Zentral- und Randmuster „sin considerar las variaciones temáticas y de colorido“ (Martinic 1995:339). Wenn man die von Lothrop gesammelten und andere in Sammlungen noch vorhandene Quillangos dazurechnet, kommt man zu dem Ergebnis, dass die indigenen Frauen über eine reichhaltige Skala von möglichen Mustern verfügten, und die Freiheit besaßen, sie je nach Einfallsreichtum in immer neuen Kombinationen und Nuancierungen zu arrangieren. Das erbrachte manchmal sehr attraktive, künstlerische Resultate von seltener Schönheit.

Alter der Quillangos und der Muster

Eine Verbindung zwischen den Mustern der „placas grabadas“, die im Gegensatz zu den von den Frauen bearbeiteten Quillangos wahrscheinlich von Männerhand ausgeführt wurden, sah bereits Lothrop. (Schuster 1961:438) Schuster und Prieto quittierten diese Sichtweise in ihren Arbeiten.

Interessant ist ferner der Zusammenhang der Tehuelche-Dessins mit den Motiven vieler südamerikanischer Ethnien, vor allem solcher nomadischer Jäger im Nordwesten Argentiniens, auffallend hingegen das vollkommene Fehlen derselben bei den Selk'nam und Haush auf Feuerland. Das wirft die Frage auf, ob die Tehuelche ihre Dessins schon mitbrachten, als sie Patagonien besiedelten oder ob es sich um spätere Infiltrationen handelte. (Lothrop in Martinic 1995:339)

Nach Prietos Auffassung gibt es aber einen archäologischen Beweis für die Tradition der Herstellung der Mäntel und der geometrischen Muster.

„The pattern of the cut and its arrangement on the cloaks is clearly represented on incised stone plaques, as well as in certain painted geometric motifs in rock art that began to develop from about 500 BP onwards. A number of scholars have noted the striking similarity between the motifs employed in both media. These are hard to date directly but indicate that the tradition may go back hundreds if not thousands of years. An actual archaeological example dated to 350 ± 90 BP has been found in the volcanic region of east central Magallanes. This does not appear to have been made from the skin of a young guanaco, but rather that of some other adult mammal.“ (Prieto 1997:179f.)

Der Argentinier Outes stellte wiederum die Muster der Quillangos und die Muster auf Töpferscherben in einen Zusammenhang.

„En cuanto á aptitudes artísticas, los Patagones tienen facilidades para la ornamentación y el dibujo. El manto de cuero de guanaco está siempre cubierto de figuras geométricas de diferentes colores; las alfarerías muestran guardas formadas por líneas rectas, quebradas y curvas; mientras los dibujos hallados en las paredes de grutas ó en rocas aisladas representan animales, pies humanos, etc.“ (Outes 1910a:89)

Martinic (1995:339) meinte letztendlich, dass aufbauend auf einer alten verwurzelten Tradition durch die Zunahme der interethnischen Beziehungen nach Anwendung des Pferdes eine Bereicherung der Motive und Formen erfolgt sei.

Gehandelte Güter

Nicht nur mit Quillangos handelten die Tehuelche. Ihre Straußenfedern waren ebenso begehrt. Sie sammelten sie sorgfältig für den Handel. (Musters 1873:84) Die Seefahrer versorgten sie oft mit frischem Fleisch, wie bei Oviedo y Valdes, Drake, Pineda, Cordova, King u.a. zu lesen ist. Antonio de Viedma beschenkten sie bei ihren Besuchen auch mit Salz. Der Missionar Coan und sein Mitbruder Arms erhielten einen Guanakomantel, einen Mantel aus „Löwenfell“ (Puma), Hühnereier, gekochtes und gesalzenes Fleisch und gaben dafür einen feinen Wollstoffmantel, eine Hacke, mehrere Messer, Fingerhüte, Nadeln und andere Kleinigkeiten. (Coan 1834/1880:155f.)

Als Gegenleistung erhielten sie Perlen, Flitterkram, Halsketten, Bänder, Stoffe, auch Schwerter und Messer, Säbel, Zwieback. Carteret (1767/1965:31) beobachtete 1766 am Reitzeug der Patagonier Metallteile, die europäischer

Herkunft waren. Zucker, Mehl und Schnaps erhielten sie von King (1827/1939:88) Tabak begehrten sie bei Darwins Besuch, während sie an Äxten und Werkzeugen weniger, an Feuerwaffen überhaupt nicht interessiert waren. (Darwin 1834/1909:141) Ungefähr ab Mitte des 19. Jahrhunderts erwarben die Tehuelche Mate, den sie mit Vorliebe tranken. Aber ein speziell begehrter Artikel war auch der Alkohol, viele der nördlichen Tehuelche waren ihm schon im 18. Jahrhundert sehr zugetan, im südlichen Patagonien breitete sich dieser Brauch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aus und begleitete die Indianer fortan. Borgatello besuchte die Aónikenk in ihrem Lager am Rio Zurdo und fand dort einen Schnapshändler vor, der sie mit einem Fusel von schlechtester Qualität betrunken machte. Den Betrunkenen konnte er nämlich ihre Felle und ihre Pferde um einen Pappentiel abluchsen. (Borgatello 1924:122,124,131)

Bei den ersten Zusammentreffen der Seeleute mit den Patagoniern waren die Indianer noch sehr scheu. Sie deponierten ihr frisches Fleisch in Sichtweite und warteten versteckt im Hinterhalt auf die Gegengeschenke. Diese Gaben holten sie erst, nachdem die Seeleute sich entfernt hatten. (Fletcher 15./1926:116) Mit der Zeit legten die Patagonier nicht nur ihre Scheu ab, sie forderten förmlich ihre Anteile oder zeigten deutlich ihre Unzufriedenheit.

- In der Bucht von San Gregorio wartete die alsbald bekannte Gruppe mit der Tehuelchin Maria wiederholt auf Schiffe. Die Patagonier forderten die Seeleute durch Zeichen zum Anhalten auf. Sie betraten das Schiff Kings (1827/1939:85) ohne Scheu. Darwin (1834/1909:141; Coan 1833/1880:49,155; Gardiner 1845/1852:54) hatten mit der selben Gruppe Kontakt.
- Coan (1833/1880:58) erlebte, dass die Männer in der Hoffnung auf ein Schiff und einen erfolgreichen Handel einige Tage fast ohne Nahrung ausharrten. Dasselbe erlebte Musters (1873:65) in Santa Cruz. Die Tehuelche blieben in Erwartung eines Schoners noch einige Zeit im Winterquartier, obwohl die Ressourcen nicht mehr ausreichten.
- Nachdem die beiden Missionare mit den Indianern fünf Monate von einem Lager zum anderen gezogen waren, verteilte Schmid am 12. November die versprochenen Geschenke unter den Eingeborenen, sah sich aber schon am nächsten Tag weiteren Forderungen gegenüber.

„This evening came Gemoki's mother, and brought no less than five bags, expecting that I would fill them with provisions. In consideration of past kindness I gave her some biscuit and some rice, but not enough to fill even two bags – far from it. The more one gives this people the more they ask.“ (Schmid in Marsh 1883/1861:141)

- Von Moreno verlangten die Indianer das Doppelte von dem, was er sich ursprünglich vorgestellt hatte. Er konnte aber mit einer nicht zu kleinen Menge Alkohols den Preis zu seinen Gunsten herabsetzen. (Moreno 1876: 366,375)

Eingetauschte Nahrungsmittel: Obst

Wenn die Tehuelche ihren Speisezettel bereichern konnten, war ihnen das nur recht. Sie verschmähten keineswegs das Angebot von Mais und Samen (Pineda in Priegue 1789/1971:22). Bei Sauce Blanco erhielten die Tehuelche, mit denen Musters reiste, Kürbisse. Diese in Hälften zerschnitten, die Samen herausgenommen, das Innere mit heißer Asche ausgefüllt und danach auf die Asche gelegt, „sie schmeckten, wie es mir damals wenigstens schien, köstlich.“ (Musters 1873:298)

Jedes Obst war den Tehuelche willkommen. In der Nähe von Manzanas brieten sie Äpfel im Feuer. (Musters 1873:223) Aber auch weiße, mandelähnliche Pinienkerne, ungefähr so groß wie Datteln, konnten sie dort gegen ihre Bolas eintauschen. „Die Piñones waren auf Fäden gereiht und schmeckten köstlich, mochten sie wie Kastanien in ihren Hülsen geröstet oder gekocht sein.“ (Musters 1873:244)

Brotwaren

Darüber hinaus begeisterten sie sich von Anfang an für Zwieback, den sie von den Seefahrern bekamen. (Carteret 1767/1965:318; King 1827/1939:115; Dumont D'Urville 1838/1842:265)

In Chubut tauschten sie für die vortrefflich schmeckenden, besonders großen Brote der wallisischen Kolonisten ein halbes Guanako ein. (Musters 1873:123)

Reis, Bohnen, Mehl und Zwieback kannten sie von der chilenischen Kolonie und mochten sie sehr gern. Sie kochten diese Nahrungsmittel in Bratpfannen. Aus

dem Mehl formten sie kleine Brotlaibe, die sie in der Asche backten und mit Zucker aßen, so sie solchen hatten. Süßigkeiten mochten alle. (Schmid 1860:213)
Mit fast dem gleichen Wortlaut äußerte sich Musters. In den Ansiedlungen tauschten sie ihre Waren gegen Kartoffeln, Rüben und andere Gemüse, gegen Zwieback und Mehl, das sie mit Wasser vermischt zu kleinen Knödeln formten, die sie in der Asche backten. Durch Musters lernten sie den Pfeffer kennen und schätzen. Zucker und alles Süße liebten sie sehr. (Musters 1873:186)

Lady Dixie verteilte Zucker unter den Patagoniern – und alle drängten sich darum, nicht nur die Kinder, auch die Männer und Frauen; sie hatte nicht genug für alle. (Dixie 1880:70f.)

Manchmal verzehrten die Tehuelche nach Lista (1880:124) große Mengen von Mehl und Reis, die sie gegen Felle und Federn eingetauscht hatten.

Von den Weißen übernahmen die Indianer außer Tee, Kaffee, Mehl, Reis und Zucker auch das Essen von Schafffleisch. (Radboone in Childs 1936:158)

Mate

Der etwas herb schmeckende Tee des Yerbastraches verbreitete sich ob seiner Beliebtheit ziemlich schnell unter den Indianern. Üblicherweise wurde er in einem eigenen Topf bereitet und mit einer Bombilla oder auch einem Schilfrohr herausgesaugt. (Musters 1873:286)

Eine ausführliche Beschreibung der Zeremonie des Maté-Trinkens, die zu dieser Zeit in ganz Südamerika verbreitet war und besonders in Argentinien beinahe als Nationalbrauch galt, haben wir Hatcher (1896/1903:45) zu verdanken. Maté stammt von der Pflanze *Ilex paraguayensis*, die in Paraguay und Brasilien zu Hause ist. Eine Schale, ein kleiner Kürbis oder ein anderes Gefäß wurde mit dem Teekraut fast voll gefüllt, mit kaltem Wasser ausgiebig befeuchtet und ein Röhrchen, meistens aus Silber angefertigt, dessen eine verdickte Seite perforiert war, hineingesteckt. Über dem Feuer hing ein Kessel mit kochendem Wasser. Damit wurde die Schale gefüllt und nacheinander den Teilnehmern der Teerunde gereicht. Jeder Teetrinker saugte den angenehm schmeckenden Tee aus dem Röhrchen, gab die Schale dem Gastgeber zurück, der sie erneut mit Wasser füllte

und dem nächsten Gast offerierte. Dieser Vorgang konnte einige Stunden dauern. Es kreiste ja nur eine einzige Schale oder Kalebasse. Diese zu reinigen, bevor man trank, wäre ausgesprochen unhöflich gewesen. Die Eingeborenen waren von dieser Gewohnheit so angetan, dass sie jede Arbeit, wie dringend sie auch sein mochte, liegen und stehen ließen, wenn Maté angesagt war. Für Hatcher hatte der Tee mehr beruhigende als stimulierende Wirkung, drosselte die Verdauung, sodass man länger ohne Nahrung auskommen konnte. Vallentin fand den Geschmack etwas herb, rauchig, aber angenehm und vor allen Dingen wirkte der Tee erfrischend, namentlich auf Märschen, Ritten und bei sonstigen körperlichen Anstrengungen.

„Weniger angenehm finde ich die Landessitte, die da erheischt, bei Besuchen, Einladungen und dergleichen aus ein und derselben Bombilla den Maté zu trinken oder vielmehr zu saugen. Ein dankendes Ablehnen würde einer Beleidigung gleichkommen, und doch ist mir oft eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen, wenn ich die Bombilla anstatt aus frischroten, schwellenden Mädchenlippen aus dem zahnlosen, tabaktriefenden Munde eines bärtigen Mannes empfang.“ (Vallentin 1906:6f.)

Tschiffely (1940:166) ergänzte: Der erste Aufguss wurde von der Gastgeberin durch die Bombilla aufgesaugt und in die Asche gespien. Das wurde stets so gemacht, denn der erste Aufguss war sehr bitter und enthielt außerdem Staub und zerkrümelte Blätter, die das Saugröhrchen leicht verstopfen konnten. Nachdem die Kürbisflasche mit dem Maté mehrmals im Kreise herumgereicht und die Wirkung der Füllung schwach wurde, kramte Tschiffely ein paar Stück Schokolade für die Kinder aus der Tasche.

Antonio Hernandez (1770/1836:58) war der Erste, der diesen Tee erwähnte. Kein Laster war ihnen fremd. Sie waren starke Raucher, schütteten Schnaps wie Wasser in ihre Kehlen, tranken viel Mate und aßen anschließend das Kraut, äußerte er sich über nördliche Tehuelche.

- Musters lernte dieses Kraut im Norden Patagoniens kennen. Zu jeder Begrüßung wurde Mate gereicht (Musters 1873:120,294,287,301; De la Vaulx 1901:164; Vallentin 1906:114),
- Beerbohm (1879:100) beobachtete sie bei einem Blick in ihr Lager rund um das Feuer Maté trinkend,

- später stellte Steffen (1929:156) fest, dass sie tagelang untätig in den Toldos herumhockten, sich Jagdgeschichten erzählten und gegenseitig mit der unvermeidlichen Yerba-Mate bewirteten.

Lista erhielt den Maté einmal in einer Tasse gereicht, die die Gastgeberin vor seinen Augen mit schmutzigen Händen vom Guanakofett reinigte, ein andermal in einer Blechbüchse, die stark nach Straußenfett roch, ein drittes Mal in einem Steinmörser. (Lista 1879:42,77,96)

Prichard (1902:100) meinte, dass der erfrischende und belebende Maté, den sie in großen Mengen tranken, bis zu einem gewissen Ausmaß das fehlende Gemüse ersetzte. Jedenfalls nahmen die Tehuelche Maté amargo vor der Jagd zu sich und dazu ein kleines Stück von gebratenem Fleisch, das sie churrasco nannten. (Radboone in Childs 1936:163)

Kaffee

lernten die Tehuelche anscheinend durch Musters kennen. Er war im Besitz von Kaffeebohnen, röstete sie und ließ die Indianer von seinem Getränk kosten. Sie nannten es „Topfwasser“ (Musters 1873:67) und Jackechan bewirtete später Musters mit Kaffee, den er sich in Chubut besorgt hatte. (Musters 1873:124)

Alkoholische Getränke

kannten die Tehuelche ursprünglich nicht, wussten daher nichts von deren Wirkung und lehnten sie zunächst auch ab. Mit der Zeit wurde der Alkohol allerdings für sehr viele zu dem begehrtesten Tauschartikel.

Francis Fletcher berichtete, dass ein „Riese“ sich beim Tauschgeschäft so vertraut zeigte, dass er einfach ein Weinglas nahm und nur vom Geruch desselben wie betäubt zu Boden fiel. Als er sich wieder erholt hatte, kostete er vom Wein, „being strong canary wine“, und war demselben fortan verfallen, denn er kam jeden Morgen zu den Seeleuten, um sich einen anständigen Schluck zu holen „with a mighty crye Wine, Wine, Wine, till he came to our tent & would in that tyme have

devoured more wine at a tyme then 20 men could have done Never ceasing till he had his draught every morneing.“ (Drake 1926/1578:118)

Ob diese Erfahrung bewirkte, dass die Indianer beim Besuch Narboroughs (1670/1722:240) das Trinken von Branntwein verweigerten? Dasselbe bestätigten auch Carteret (1767/1965:318), Bougainville (1766/1771:128) und mit einer Einschränkung Barne (1752/1836:22). Die Patagonier verweigerten, von einem ihrer Kaziken und dessen Leuten abgesehen, das Trinken von Wein und Schnaps. Cordova (1820:28f.) berichtete ebenso über die Ablehnung dieses Getränkes.

„F r a n c i s c o , welchen man endlich doch dahin gebracht hatte, etwas von dem Branntweine zu kosten, spie solchen gleich wieder aus, und warnte seinen Cameraden aufs Nachdrücklichste vor diesem Getränke, indem er uns zugleich zu verstehen gab, daß er die nachtheiligen Wirkungen desselben sehr wohl kenne.“ (Cordova 1820:123)

Den Alkohol lehnten die Aónikenk wiederholt ab, wobei sie zu verstehen gaben, dass sie über dessen nachteilige Wirkungen Bescheid wussten.

Zur gleichen Zeit suchten die nördlichen Gruppen bereits den Genuss des Alkohols. Morris (1741/1927:194) sah die Indianer Alkohol trinken und bemerkte, dass es bei den sonst friedliebenden Männer in diesem Zustand zu heftigen Streitigkeiten kam. Die Frauen trugen aber Vorsorge vor größerem Unglück, indem sie alle Waffen und Messer aus dem Weg räumten. Laut Hernandez (1770/1836:58) schütteten sie Schnaps wie Wasser in ihre Kehlen, erinnerten sich im betrunkenen Zustand an alle Beleidigungen, die ihnen zuteil geworden waren, an alle Streitigkeiten und an alle Überfälle. Die einen sangen, die anderen lachten, es klang grauenerregend. Am Morgen danach eilten sie zum nächstgelegenen Wasser, schütteten zur Ernüchterung große Mengen davon auf ihre Köpfe und zogen sich zum Ausschlafen zurück.

Pineda von der Expedition Malaspina sah die Indianer mit größtem Vergnügen Schnaps trinken, den sie durch Handel mit den Spaniern erhalten hatten: „Son de mucho comer.....Beben aguardiente, toman té, y fuman tabaco.“ (Priegue 1914/1789:8f.)

Alkohol gewinnt an Bedeutung

Als King im Jahr 1827 in der Bucht von San Gregorio landete, traf er auf eine Gruppe, die dem Schnaps tüchtig zusprach. Unter den Leuten fiel eine Frau namens Maria auf, die alsbald ihren Rausch auf Kings Schiff ausschließ und mit ihrem lauten Schnarchen die Nachtruhe der Matrosen störte. Wiederholt verlangte diese Gruppe nach ‚aqua ardiente‘, indem sie betonte: „bueno es boracho – bueno es – bueno es boracho“. (King 1827/1939:88,90) Im Januar 1828 schenkte King denselben Indianern bei ihrem Besuch an Bord nur wenig Alkohol, den sie „for the evening“ in ihre Taschen packten, in der Hoffnung, „very drunk“ zu werden. Eigentlich wollte die Gruppe die ganze Nacht auf dem Schiff verbringen und nur das Geschenk von zwei Flaschen verdünnten Schnapses, wie King ausdrücklich hervorhob, konnte sie davon abhalten. Alsbald wurde King Zeuge einer trunkenen Szene bei Marias Toldo. Fünfzehn Leute saßen rund um sie und teilten den Alkohol, bis sie betrunken waren. Einige schrien, andere lachten, andere fielen betäubt zu Boden und andere brüllten laut. (King 1827/1939:115f.)

Schlimmer empfand Coan das Verhalten der Indianer, als sie in ihrer Gier nach Tabak und anderen Stimulanzien, darüber hinaus nach Gewehren und Munition, nach Brot, Schweinefleisch und allem Essbaren hungrig und durstig in Küstennähe auf ein Schiff warteten statt zu jagen. Für Tabak und Schnaps gaben sie frisches Guanakofleisch, Felle, Fellmäntel und noch andere Dinge her. (Coan 1880/1833:60)

Mit immer größerem Nachdruck verlangten Patagonier nach „aguardiente“, um „borracho“ zu werden. Als die Missionare Gardiner und Hunt die Indianer zum wahren Glauben bekehren wollten, trafen sie auf eine Gruppe mit Wissale, der mit Nachdruck Schnaps verlangte. Die beiden Geistlichen fürchteten sich vor den Betrunkenen derart, dass sie ihre Vorräte an Alkohol wegwarfen. (Despard 1852:70f.)

Schmid (1860:210) bedauerte, dass die Indianer unter Alkoholeinfluss zu faul waren, um auf die Jagd zu gehen.

Auf der Insel Pabon tauschten einige Tehuelche eine Menge zusammengebundener Straußenfedern gegen 30 Gallonen Alkohol, etwa 120l,

den sie sofort in ihren Toldos zu trinken begannen. Das hatte zur Folge, dass im Laufe des Tages weitere Indianer erschienen, um auch ihre Felle und Straußenfedern in Alkohol umzusetzen, den auch sie, in ihre Toldos zurückgekehrt, gemeinsam mit den anderen tranken, schrieb Casimiro's Sekretär Mendoza 1859, der als Zulieferer dieser enormen Menge fungierte. (Braun Menendez 1939/40:243) Andere, allerdings zufällige Gelegenheiten für derartige Berausung boten sich den Indianern beim Auflaufen von Schiffen in der Nähe des Kaps Gregorio. Dadurch kamen sie 1856 und 1859 zu hohen Mengen. Bei einer Grabung in dieser Gegend im November 1993 fanden die Mitglieder des „Centro de Estudios del Hombre Austral“ neben anderen Dingen mehr als 100 Likörflaschen. (Martinić 1995:117)

Musters (1873:48) hielt die Anziehungskraft des Rums auf die Indianer für so groß, dass er einem Geschäft ohne Alkohol keinerlei Chance gab.

Ab dem Zeitpunkt der Gründung von Punta Arenas im Jahr 1848 konnten sich die Tehuelche jedoch regelmäßiger mit Alkohol und Nahrungsmitteln versorgen, sie waren weder gezwungen, die beschwerliche Reise in das ungefähr 1000 km entfernte Patagones auf sich zu nehmen, noch am Strand auf die Ankunft von Schiffen zu warten. Die Besatzungen der chilenischen Schiffe lieferten den Bewohnern von Punta Arenas, die selber dem Alkohol ordentlich zusprachen, auch große Mengen für den Handel mit den Indianern. Teils wurde ihnen der Alkohol heimlich ausgeliefert, teils war er autorisiertes Zahlungsmittel, teil wurde er ihnen aus Gefälligkeit übergeben. (Martinić 1995:115) Der Alkoholkonsum der Tehuelche nahm infolgedessen zu, wurde häufiger, regelmäßiger – und schädlicher für sie. Waren bisher Phasen des exzessiven Alkoholgenusses Etappen der Nüchternheit gefolgt, in denen ihr Körper sich von diesen Strapazen erholen konnte, war es nun damit vorbei. Die beiden englischen Besucher, Beerbohm (1879:99) und Dixie (1880:69) bedauerten den negativen Einfluss des Alkohols auf den guten Charakter der Patagonier. Dixie fürchtete, „they will become nothing more than a pack of impoverished dirty, thieving ragamuffins.“ Lista fiel 1894 (S.101) in dasselbe Klagelied.

Der Likör machte den sonst friedfertigen Indianer vollkommen verrückt und unzurechnungsfähig. Wenn man die Indianer für kurze Zeit mit Martinis

berauschte und ihre Mannbarkeit schwächte, war das nicht weiters schlimm. Wenn man sie aber für längere Zeit der Whiskyflasche – dem rohen, billigen Fusel des Landes – aussetzte, waren sie zum Untergang verdammt. Aber der Alkohol war sehr begehrt. Überall in Patagonien fand man die *boliches*, die kleinen Verkaufsbuden, die die Indianer mit „champagne cognac“ bedienten, was immer man sich darunter vorstellen sollte. Diese Buden hatten eine große Anziehungskraft für die vorbeiziehenden Indianer, davon zeugten die Silbergestänge, die man bei diesen Buden immer wieder sah. (Prichard 1902:102,114)

In Patagonien wurden überwiegend gebrannte Alkoholika an die Indianer verkauft, obwohl in Europa vorwiegend Wein und Bier getrunken wurde. Zu diesem Thema äußerte sich Feest (1978: II:24) in bezug auf Nordamerika:

„Vom Standpunkt der Kosten und Transportmöglichkeiten in ein verkehrsmäßig schlecht aufgeschlossenes Gebiet boten die gebrannten Getränke mit ihrem höheren Alkoholgehalt eine günstigere Kosten-Nutzen-Relation als Biere oder Weine. Auch die bessere Haltbarkeit von Spirituosen gegenüber gegorenen Getränken muss in Anbetracht teilweise extremer Klimaverhältnisse und nicht immer idealer Lagerungsbedingungen als förderlich für die Verwendung angesehen werden.“

Zudem verdünnten die Händler sehr oft den Branntwein in durchaus eigennützigem Interesse, sie belieferten die Indianer auch nicht mit den besten Erzeugnissen, sondern mischten verschiedene billige Schnäpse.

Alkohol als Verursacher von Leid

Immer schon berichteten Besucher der Patagonier, dass es nach dem ausgiebigen Konsum von Alkohol zu gewalttätigen Auseinandersetzungen kam. Wenn die Männer oder Frauen betrunken waren, schlugen sie einander mit den Fäusten oder rissen sich an den Haaren, schrieb Casimiro's Sekretär Mendoza. (Braun Menendez 1939/40:252) Musters (1873:300) erlebte öfter Szenen wie die folgende. Bei der Guardia, der „Grenze“ vor Patagones tranken die Indianer wieder reichlich und waren bald mehr oder weniger betrunken, „und Nacho bekam, weil er streitsüchtig war und Lust zu kämpfen zeigte, eine tüchtige Tracht Schläge, die er reichlich verdient hatte, wurde dann niedergeworfen und

gebunden, damit er sich im Frost eine Stunde lang abkühlte.“ Nicht immer gingen die Kampfhandlungen so glimpflich aus. Musters, der vorausgeritten war, vermisste seit Valchita Einige seiner Freunde und erfuhr in Patagones den Grund.

„Die Tehuelchen hatten jedoch schon, ehe sie die Ansiedelungen erreichten, Gelegenheit gefunden, sich dem verderblichen Genusse des ‚Lum‘ hinzugeben. Es stellte sich bald heraus, daß sie in Valchita sich deshalb so lange aufgehalten, weil sie sich aus der Guardia Branntwein verschafft und eine längere Sauferei veranstaltet hatten. Casimiro war selbstverständlich mit seinem Beispiele vorgegangen, und das Trinken hatte, wie gewöhnlich, auch zu Streit geführt, der mit einem allgemeinen Kampfe endete; es waren Mehrere gefallen, darunter der so oft als mein getreuer Freund erwähnte Cayuke, und daß ich über meinen herkulischen Kameraden, den gutmüthigen Wáki nichts Genaueres erfahren konnte, that mir sehr leid; er war ohne Zweifel zu derselben Zeit getötet worden.“ (Musters 1873:331)

Lista (1880:124) stellte bedauernd fest, dass die Saufereien häufig mit blutigen Auseinandersetzungen endeten. Aber zu einem ordentlichen Fest gehörten gutes Essen und möglichst viel Alkohol. Ein Tehuelche sagte zu dem Missionar Borgatello, dass er sehr wohl wüsste, dass der Alkohol ihn krank mache, ja sogar umbringe, er könne aber der Versuchung nicht widerstehen. Für Alkohol gäbe er alles. Hätte er jedoch keine Gelegenheit, welchen zu erhalten, wäre er auch glücklich. Die Versuchung sei aber leider zu groß.

„So che il liquore mi fa male, che mi fa venire ammalato e mi uccide, perché mi sento burciare le viscere, e che, quando sono ubbriaco, altri mi rubano tutto ciò che posseggo; ma il liquore mi piace troppo e, quando lo vedo, non so astenermene; se non lo vedessi, né avessi occasione di averne, sarei felice!...Ma questi ladri di negozianti mi tentano, es io non sono capace di resistere alle loro insinuanti lusinghe e seduzioni...“ (Borgatello 1924:115)

Schon wenig Schnaps bedeutete für die Indianer ein Freudenfest, aber sie wollten mehr und dafür waren sie auch bereit, den Fremden mit sich oder ihren Töchtern zu verheiraten. (Moreno 1879:367) Der Indianer Collohue, der Morenos reinen, unverfälschten, ungewässerten Schnaps schätzte, weil er zum Unterschied von dem Schnaps, den die Indianer in Punta Arenas von den Händlern erhielten, kein Kopfweh verursachte, sagte:

„Es Aguardiente, el nectar de la vida, la produccion humana que mas interés tiene para él; olvida el órgano, que cae rodando, para acercarse apresurado á tomar la botella, que escondo á mi turno, esponiéndome al odio! pasagero del benévolo

gigante.[...] Collohue me dice que no hay peor cosa que el aguardiente impuro; puede matar á un hombre, el puro solo emborracha.“ (Moreno 1879:373f.)

Moreno hielt sich im nördlichen Patagonien auf, als er Zeuge eines dreitägigen Saufgelages im Lager von Shaihueque wurde. Er schenkte dem Kaziken eine Flasche Martell (Kognak), die jener sofort austrank. Das war der Beginn einer Orgie, denn die Indianer besaßen eine große Menge „aguardiente“ aus Chile, der sie sich intensiv widmeten.

„Era aquello el desenfreno más grande imaginable; ultrajes terribles se cruzaban entre más de cien individuos, hombres y mujeres, que se habían convertido en monstruos. [...] Los gritos de los borrachos, los alaridos de los guerreros enfurecidos, los quejidos de los maltratados, los recuerdos de trágicos dramas relatados con feroz alegría, prometiéndose renovarlos, se escuchaban entre el ruido producido por la lucha de los hombres y de las mujeres; los primeros, con los quillangos hechos girones, con las mantas caídas; las segundas, y más lascivas por los incitantes alcohólicos, y que se disputaban entre ellos. Las escenas de pugilato feroz ó las loncoteadas (arrancadas de trenzas) tenían lugar en medio de la sangre y despojos de animales recién muertos y entre los chillidos de los chiquillos y de los perros.

Concluyóse el aguardiente al tercero día y todo quedó tranquilo.“ (Moreno 1882:7f)

Sauforgien waren ein elementares Vergnügen, denn „for a quickly-swallowed bumper of liquor they willingly give the most valued articles in their possession“, meinte Guinnard (1856/1871:246) Wenn einer von einer weiten Reise mit Alkohol zurückkam, ließen die anderen ihm kaum Zeit, sein Pferd abzusatteln, so begierig waren sie auf das Trinken. Oft tranken sie mehrere Tage im vollen Sonnenschein, ohne Anzeichen, dass es ihrer Gesundheit Schaden täte. Oft kam es zu Prahlereien, zu Hasstiraden gegen die Christen und oft wären sie nahe daran gewesen einander zu töten, hätten sie nicht einige in weiser Voraussicht entwaffnet.

„I have never seen anything more disgusting or extraordinary than this medley of wild men and women, heaped together pell-mell, talking, singing, or yelling, in turn, dragging themselves along the ground in a sitting posture, or on their hands, to try and steal from one another a few drops of liquor, or to abuse each other in the coarsest manner.“ (Guinnard 1871/1856:247f.)

Bei all diesen Schilderungen fällt auf, dass die Indianer immer gemeinsam tranken. Bei diesem „kommunalen Trinken“ ließen die Beteiligten ein Gefäß oder die Flasche im Kreis zirkulieren.

„Formelles Verteilen, ‚Fütterung‘ und zirkulierendes Gefäß sind aber letztlich nur explizite Formen des Prinzips des Teilens, das als Teil des Komplexes Großzügigkeit/Reziprozität bei den meisten nord- (und süd-)eigenen Anmerkungen) amerikanischen Stammesgesellschaften eine eminente Rolle spielt. Grundsätzlich ist die Gebefreudigkeit eine primäre soziale Verpflichtung, auch beim Alkohol.“ (Feest 1978: III:17)

Dieses gemeinsame Trinken begünstigt selbstverständlich Auseinandersetzungen, dazu kommt noch „der vorherrschende Trinkstil, der auf schnelle und vollständige Berausung abzielte“ und bei nomadisierenden Gruppen das Problem der Lagerung und des Transports. (Feest 1978: III:27f.) Ein Grund für die angestrebte schnelle Berausung lag in der „Möglichkeit erhöhter Visionsneigung durch kulturelle Prägung“, diese Vermutung müsste aber empirisch überprüft werden. (Feest 1978: III:160f.) Naheliegender ist diese Vermutung schon deshalb, weil die Patagonier beim Rauchen denselben Stil aufweisen.

Aber Fitz-Roy (1839:172) und D’Orbigny (1829/1839-43:88f.) meinten einige Jahre früher, dass die Indianer unter der Einwirkung des Alkohols recht laut wurden, in einem fort monotone Lieder sangen, von Streitigkeiten bemerkten sie nichts. D’Orbigny bestätigte noch die Worte Collohues, dass die weißen Einwohner das „Feuerwasser“ zur Hälfte mit Wasser mischten, bevor sie es den Indianern zu trinken gaben oder verkauften. Musters (1873:42) äußerte sich über Orkeke in gleichem Sinne. Dieser Indianer trank sich nur selten einen Rausch an, zankte jedoch nie und es war selbstverständlich, dass bei einem allgemeinen Trinkgelage entweder er oder sein Bruder Tankelow nüchtern blieb. Ein andermal kam der Indianer El Sourdo von Santa Cruz mit zwei kleinen Fässern voll Grog. Er selber saß nur mehr mit einiger Mühe ab vom Pferd, denn unter seinem Mantel befand sich eine nur mehr halb gefüllte Flasche Rums, die er den Anwesenden spendierte. (Musters 1873:151)

„Zu Mitternacht war aller Rum vergriffen und vieler getrunken, aber erwähnenswerthe Störungen kamen nicht vor, da die Waffen vorher alle weggeschafft und sicher verwahrt worden waren.“ (Musters 1873:152)

Die jungen Frauen vergruben jedes Messer, jede Hacke und jede Waffe, die sie finden konnten, sogar die zugespitzten Spieße zum Braten des Fleisches

verbargen sie vor den Männern. „This custom, which is in its own way pathetic, speaks for itself.“, meinte Prichard (1902:96). Immer wieder wurde berichtet, dass die Frauen die Waffen rechtzeitig vor ihren Männern zu verstecken suchten. Radboone, der um das Jahr 1895 eine Tehuelchin heiratete und mit den Indianern als einer von ihnen lebte, bestätigte dies auch. Vor dem Trinken versteckten die Frauen die Waffen, „for one never knew how little of the white man’s drink might make one crazy.“ Außerdem rührten die Frauen keinen Tropfen an, wenn die Männer tranken, falls aber die Frauen tranken, blieben wenigstens einige Männer trocken, denn sie trauten den weißen Nachbarn nicht. (Radboone in Childs 1936:171)

Die Frauen scheuten aber keineswegs den Alkohol, wie am Beispiel der Indianerin Maria beim Besuch Kings deutlich zu sehen ist. Feest (1978: III:55f.) wies in seiner Arbeit, sich auf die Ergebnisse mehrerer Studien berufend, darauf hin, „dass das weitgehende Fehlen geschlechtsspezifischer Unterschiede beim Alkoholkonsum signifikant mit dem Fehlen alkoholischer Getränke in voreuropäischer Zeit korreliert“.

Nicht alle tranken

Musters betonte bei seinen Berichten über das Trinken, dass sehr viele nicht tranken und er hoffte in Anbetracht junger Tehuelche, die den Branntwein verachteten, dass sich die Enthaltensamkeit unter den Indianern bald verbreiten werde, denn sie waren sehr wohl imstande, die schlechten Wirkungen desselben zu beurteilen. (Musters 1873:201) Ein paar Seiten weiter erzählte er von einem vorübergehend verhinderten Trinkgelage.

„Gegen Abend ließ Cheoeque herübersagen, da es schon spät sei und Ruhestörungen vorkommen könnten, so halte er es für besser, den Verkauf von Branntwein nicht zu gestatten bis zum folgenden Tage, wo man dann alle Waffen an einen sichern Ort bringen und Jedermann, der sich gern betrinken wolle, dies gemüthlich thun könne. Hiermit war Casimiro einverstanden, und er versicherte mich zugleich auf das Bestimmteste, er würde nüchtern bleiben.“ (Musters 1873:244) So geschah es auch.

Es gab einige Indianer, die auf die Wohltat des Alkohols verzichteten oder so mit ihm umzugehen lernten, dass er ihnen nicht schadete. Selbstverständlich fielen

solche Gegensätze ins Auge. Prichard (1902:114f.) schilderte den Unterschied zwischen einem betrunkenen und nüchternen Indianer sehr anschaulich.

„I can call to mind two Indians, whom I saw ride up to a *boliche* near Santa Cruz. They offered a contrast to one another which it is not easy to forget. The first was an Indian with a close-shut mouth and the dark and ponderous dignity of the big Tehuelche. His gear was richly studded with silver, and his saddle covered with embroidered cloths. His head was bare, save that his brows were bound with a band of red finery. He made a picturesque and imposing figure as he cantered up on his white horse with its glinting eyes. Followed the second. He, too, was an Indian, but his gear was guiltless of silver, his *bozal* was worn and blackened with age. The best thing he possessed was his horse. He wore an ancient tail-coat, once black but now green, this in conjunction with a *chiripa*, or Indian loin-cloth, gave him an appearance sufficiently incongruous. Instead of the quiet dignity of the first man, his face expressed little save vacuity. He was a pitiful object in the strong pampa sunshine, his health evidently broken by frequent orgies. And no doubt he had been a self-respecting Indian enough – before the trader came within the province of his knowledge.“

Winter (1941:152) erzählte eine Begebenheit:

Ein Indianer trank in einer Kneipe an der Theke Bier. Nach der dritten Flasche wollte er noch ein Glas Wermut. Der Wirt, um sein Geld besorgt, sagte etwas abschätzig lächelnd: „Wie wär’s denn, alter Freund, wenn Sie das Bier erst einmal bezahlen?“ Der Indianer war erstaunt, erschrocken, aber auch beleidigt.

„Dann lächeln seine dünnen Lippen verächtlich. Langsam öffnet er die linke Tasche seines Ledergürtels. Sie enthält ein dickes Bündel von Papiergeld. Er schließt sie wieder und sieht in der rechten Tasche nach – dasselbe Bild. Schon will er einen Schein herausholen, da wird er plötzlich anderer Ansicht.“

Kurzum, er holte aus einer dritten Tasche einen Tausend-Peso-Schein, den der Wirt, der in der Zwischenzeit dienstefrig um ihn herum scharwenzelte, selbstverständlich nicht wechseln konnte. Da zog der Indianer verächtlich einen Zehn-Peso-Schein so heraus, dass er auf die Erde fallen musste und verließ das Lokal.

Tabak

Wie den Genuss des Alkohols lernten die Tehuelche den Tabakgenuss auch durch Spanier kennen. Aus Pfeifen, die von einem zum anderen gereicht wurden, rauchten die Indianer. In der Literatur wird davon ab Mitte des 18. Jahrhunderts

berichtet und zwar von (Falkner 1774:91; Byron 1764/1964:47; Duclos Guyot 1766/1769:663; Carteret 1767/1965:318; Bougainville 1766/1771:128; Hernandez 1770/1836:58; Cordova 1820:28; King 1827/1939:92; Dumont D'Urville 1838/1842:278 und vielen anderen). Der Missionar Coan (1833/1880:60) hob ihre Gier nach Tabak hervor.

Mac Douall (1833:167) schrieb, dass eine patagonische Lady einfach aus seiner Westentasche eine spanische Pfeife zog, die sie, kaum hast du es gesehen, mit Tabak füllte, anzündete und genüsslich rauchte. Das ist der erste Hinweis, dass auch die Frauen rauchten. Lista und Musters bestätigen das. Als er eines Tages zum Zelt zurückkehrte, bat ihn eine Indianerin um seine Pfeife. Diese wurde ordentlich geladen und herumgereicht. (Musters 1873:73) Frauen und sogar Kinder rauchten nach Guinnard (1856/1871:166), auch von Musters bestätigt.

„Die Frauen rauchen zuweilen, aber die Sitte ist nicht allgemein; sie beschränkt sich gewöhnlich auf die alten Damen. Die Männer rauchen meistens, aber es gibt Ausnahmen. Ganz erstaunt war ich jedoch, als ich El Sourdo mehr als einmal die Pfeife seinem Knaben – einem frühreifen dreijährigen Kinde – geben sah; der Bube paffte seine ‚Bacca‘ und es machte, wie es schien, ihm und seinem allzu zärtlichen Vater große Freude.“ (Musters 1873:187)

Es rauchten zwar sowohl Männer als auch Frauen, dennoch hielt es Musters (1871:199) für wichtig, hervorzuheben, dass sehr viele weder rauchten noch tranken. Das bestätigte Radboone (in Childs 1936:298) Es rauchten nicht viele Tehuelche, schon gar nicht viele Frauen. Mulato rauchte zwar beinahe ständig, die anderen aber nur bei Nacht. Und Prichard (1902:101) meinte, dass zwei von dreien, die er traf, nicht rauchten.

Wie oben erwähnt, bat eine Indianerin Musters um seine Pfeife, die anschließend herumgereicht wurde. So wie die Tehuelche ihre Jagdbeute teilten, teilten sie auch ihre Genussmittel. Alkohol und Tabak wurden in der Gemeinschaft konsumiert. Der von Radboone erwähnte Kazike Mulato bildete da eine Ausnahme, er hatte sich auch in anderen Dingen an die Sitten der europäischen Einwanderer angepasst.

Die Pfeife wurde reihum gereicht von einem zum anderen, schrieb Fitz-Roy (1839:172) Genauer beschrieben Bourne, Gardiner, Guinnard und Musters diese Szene.

Beim Rauchen versammelte sich ungefähr ein Dutzend Patagonier entweder im Zelt oder im Freien. Auf dem Boden befand sich ein Wassergefäß. Eine Steinpfeife wurde mit den Abfällen einer Ebenholzart und mit fein zurecht geschnittenem Tabak gefüllt. Die Gesellschaft legte sich im Kreis flach auf ihre Gesichter und zog ihre Mäntel ganz hinauf. Nun wurde die Pfeife angezündet. Der erste nahm einen tiefen Zug, gab die Pfeife dem zweiten und begann zu ächzen und zu stöhnen. Der zweite tat es ebenso und alsbald ächzten und stöhnten alle furchterregend laut. Allmählich verklang der Lärm aber, um für kurze Zeit in absoluter Stille zu verebben. Diese wurde durch das Trinken von Wasser unterbrochen, aber danach mit großer Würde wieder eingehalten. Bourne hatte den Eindruck, dass es sich hier um eine Zeremonie mit übernatürlicher Bedeutung handelte, wofür es seiner Meinung nach noch einige Hinweise gab, die er aber nicht beschreiben konnte. (Bourne 1853:64f.)

Die Pfeife wurde reihum gereicht. Derjenige, der sie in der Hand hielt, inhalierte eine Menge Rauch und reichte sie seinem Nachbarn, der dasselbe machte. Manche bliesen den Rauch durch die Nase heraus. Aber der Effekt war eindrucksvoll, ihre Körper bogen sich unter starkem Zittern zur Erde, die sie mit ihrer Schweißabsonderung bedeckten. (Gardiner in Despard 1852:88)

Wenn die Pfeifen gefüllt waren, legten sich die Raucher auf ihre Bäuche, nahmen, wenn sie an der Reihe waren, sieben oder acht Züge, einer nach dem anderen und bliesen den Rauch nur dann aus ihren Nasenlöchern, wenn sie ihn wirklich nicht mehr halten konnten. Der Effekt dieses Vorganges war nicht angenehm zu beobachten. Sie verdrehten die Augen, dass nur mehr das Weiße zu sehen war, verfielen in ein entsetzliches Zittern und stürzten in einen Rauschzustand, der an Ekstase grenzte. Sie schnaubten, Speichel floss aus ihren halb geöffneten Lippen und mit Füßen und Händen machten sie Bewegungen wie ein schwimmender Hund. Dieser schreckliche Zustand erfreute sie und niemand hätte sie ausgelacht oder auch nur ein Wort an sie gerichtet. Ihre Freunde brachten ihnen Wasser in einem Kuhhorn (*motah*) und setzten es still in den Boden bei ihnen. Nachdem sie das Wasser aus dem *motah* getrunken hatten, drehten sie sich auf den Rücken und ergaben sich dem Vergnügen des Schlafes. (Guinnard 1871/1856:164-166)

„Der Raucher zündet seine Pfeife an, legt sich dann nieder, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, bläst eine Portion Rauch nach jeder der vier Himmelsgegenden, murmelt ein Gebet und verschluckt hierauf mehrere Mundvoll Tabaksrauch; dadurch entsteht Berausung und theilweise Unempfindlichkeit, die vielleicht zwei Minuten dauert. Während dieser Zeit nehmen seine Genossen sich sehr in Acht, daß sie ihn auf keine Weise stören. Wenn der Rausch vorüber ist, steht er auf, trinkt einen Schluck Wasser und setzt seine Unterhaltung oder Beschäftigung fort. Ich habe zuweilen beobachtet, daß dieser Rausch von Konvulsionen begleitet war, aber nur in seltenen Fällen. (Musters 1873:187)

„When about to smoke, the Indians invariably puff a portion to each cardinal point, muttering an incantation; they then lie prone on the ground, and inhale several puffs, which produces a state of torpor or insensibility, lasting perhaps one or two minutes, when they take a drink of water and recover their senses. Sometimes the

intoxication is accompanied with convulsions. This intoxication is not confined to the Indians, I myself having frequently, after inhaling tobacco smoke, experienced the same results.“ (Musters 1871:203)

Interessant in diesem Zusammenhang scheint mir die Darstellung von dem Jesuiten Falkner (1774:91), der schrieb:

„The Huilliches have also a species of tobacco, which they bruise when almost green, and make into short, thick, cylindrical rolls. It is of a dark-green colour, and when smoked yields a strong, disagreeable smell, something different from the Virginia tobacco. It is very strong, and soon intoxicates; so that they hand the pipe from one to another, and each takes a whiff in his turn, as the continuing it for any length of time would disturb the senses.“

Nach Vignati (1936:602) war für die Patagonier das Rauchen nichts anderes als eine Möglichkeit, den Rauschzustand zu erlangen. Sie rauchten schon sehr früh, Tabak lernten sie aber erst durch die Weißen kennen, sonst verwendeten sie zerkleinerte Hölzer, Stengel verschiedener Kräuter und andere getrocknete und gemahlene Pflanzen. Nach Bourne (1853:64) füllten die Tehuelche Steinpfeifen mit den Abfällen einer Ebenholzart und mit fein zurecht geschnittenem Tabak. Die Indianer rauchten niemals nur Tabak, sondern mischten ihn mit Pferde- oder Ochsendünger, schrieb Guinnard (1871/1856:164), der bekanntlich bei den Nordtehuelchen war. Dem wiederum widersprach Musters, der allerdings mit Gruppen von Südtehuelchen unterwegs war.

Den Tabak, den sie zum Rauchen benutzen (denn Tabakskauen kommt nie bei ihnen vor), erhalten sie gewöhnlich aus den Ansiedelungen; fehlt es aber daran, so verschafft man sich als Ersatzmittel ein Kraut von den Araucaniern. Dieses wird nie rein geraucht, sondern stets entweder mit klein gehacktem Holze oder, wenn sie zu bekommen sind, mit ‚Yerba‘ (=Paraguaythee) Stengeln vermischt. Die von M. Guinnard erwähnte Vermischung mit Dünger ist bei den Tehuelchen unbekannt. (Musters 1873:187)

Sie stopften ihre Pfeifen mit Tabak und klein geschnittenen Stöckchen. (Lista 1880:123) Reinen Tabak rauchten sie selten, er war zu kostbar. Ihre Mischung mit Holzschnitzeln vom Kalafate fand Prichard (1902:100) nicht übel. Normalerweise mischten sie getrocknetes Kalafateholz mit dem Tabak. (Radboone in Childs 1936:298) Generell bestätigten alle Beobachter einmütig das Mischen des Tabaks mit anderen pflanzlichen Zutaten.

Auf die Frage, wann sich die Tehuelche das Vergnügen des Rauchens gönnten, gibt es unterschiedliche Antworten. Nach jeder Mahlzeit, in der Früh nach dem Aufwachen und am Abend vor dem Schlafen rauchten sie nach Guinnard (1856/1871:163) Nach dem Abendessen wurde eine Pfeife geraucht, beim Zusammentreffen mit Freunden (Musters 1873:73, 120); „nachdem die Mahlzeit, welche die Jagd beschließt, zu Ende ist, wird eine Pfeife herumgereicht“. (Musters 1873:84) Die Indianer, mit denen Radboone (in Childs 1936:298) lebte, rauchten nur mehr bei Nacht.

Pfeifen

Byron (1764/1964:47) wurde von einem Indianer eine aus roter Erde hergestellte Tabakspfeife gezeigt. Ihre sehr oft mit Messing beschlagenen und mit Troddeln verzierten Pfeifen (Fitz-Roy 1839:172) gab es in jedem Zelt. Die Pfeifen aus Holz oder Stein mit Silber- oder Kupferröhrchen erzeugten sie selbst. (Lista 1880:123) Sie hatten kleine längliche Pfeifen, die reichlich mit Silber verziert waren. (Radboone in Childs 1936:298)

Die Pfeifen (*quitrah*) aus eigener Erzeugung glichen einander. „It is most often made out of a red or blue stone from the chain of the Andes, cut in the shape of a very narrow parallelogram, about ten centimetres long, surmounted by a projection in the form of an inverted cone, very skilfully hollowed out with a knife to one-half of the thickness of the slab, bowl and slab forming but one piece. Through one end, serving instead of a stem, they bore another hole of small diameter, ending almost in nothing at its junction with the bowl of the pipe. This simple but curious utensil is generally enriched with ornaments made out of pieces of silver or copper, fixed with rosin.“ (Guinnard 1756/1771:163f.)

Ähnliche beschrieben (Bourne 1849/1853:66; Musters 1873:182; Ibar Sierra 1879:53; Prichard 1902:101) die Pfeifen. Musters, der in den Herbst- und Wintertagen selber bei der Pfeifenerzeugung mithalf, schrieb: „Zuweilen kamen wir auf den Einfall, Tabakspfeifen zu machen, und alle Hände waren geschäftig, Holz zu sägen und zuzurichten, oder die Köpfe auszubohren“. (Musters 1873:53). Es kostete aber viel Mühe, die Pfeifenköpfe, die übrigens eine eigenthümliche Gestalt hatten, von Tabakssaft frei zu halten, man musste sie fortwährend mit einer Straußenfeder reinigen. (Musters 1873:182)

Die Pfeifen waren wunderbar gearbeitet. Sie bestanden aus einem geschnitzten Stein, für die Kanüle verwendeten sie das Rohr einer Straußenfeder oder ein Stück Stengel von der *parilla*, aus dem das Mark entfernt war. Die Pfeifen waren mit Silber verziert und für die Indianer sehr wertvoll. Sie verweigerten den Verkauf derselben und wenn sie es doch taten, verlangten sie einen exorbitant hohen Preis. (Ibar Sierra 1879:53) Die Silber- oder Kupferornamente wurden im allgemeinen mit Hilfe von Harz befestigt. (Guinnard 1871/1856:164)

In der Provinz Chubut wurden an verschiedenen Plätzen Pfeifen gefunden, deren Aussehen wie das der oben beschriebenen eindeutig auf araukanischen Einfluss hinweisen, und zwar wurden sie wie auch andere Kulturelemente zuerst von den Gününa Küne übernommen, die sie dann an die Aónikenk weitergaben. Gancedo (1973:49) weist darauf hin, dass die in Chubut angetroffenen Pfeifen mit höchster Wahrscheinlichkeit von Tehuelche bands erzeugt wurden.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Erzeugen und Rauchen der eigenen Pfeifen eingestellt und durch den Konsum von Zigaretten und Pfeifen europäischer Herkunft ersetzt. (Gancedo 1973:50)

Sharing bei den Tehuelche

Der Kapitän Oviedo y Valdés erfuhr, dass die Männer die Tiere, die sie von der Jagd heimbrachten, sofort mit ihren Frauen und den Christen teilten und aßen. (Oviedo y Valdes 1852:40f.)

Fitz-Roy (1839/1833:151) nannte drei Arten des Teilens.

1. Das Teilen der Jagdbeute: Wenn all ihre Bolas abgeworfen waren, machten sie sich daran, die Tiere zu töten, ihnen die Häute abzuziehen, sie zu zerteilen und aufzuteilen.
2. Das Teilen innerhalb der Familie im Zelt: Die Jagdbeute brachten sie zu ihren Zeltplätzen, teilten sie auf die einzelnen Familien auf.
3. Das Teilen im Lager: Sollte jemand noch hungrig zurückbleiben, konnte er ohne weiteres noch Fleisch von einer anderen Familien holen, ohne deshalb behelligt zu werden. Darüber wunderte sich Guinnard (1856/1871:74ff.). Jeder Besucher konnte sich, wenn er hungrig war, einfach ein Stück Fleisch nehmen und braten, ohne dass jemand Notiz davon nahm.

Coan (1833/1880:107) fiel auf, dass die Männer das warme Tierblut nicht nur untereinander, sondern sogar mit den Hunden teilten.

„If an ostrich has been secured by the united efforts of two hunters, the above mentioned rule for dividing them [gemeint sind die Guanakos] is here observed too. He who bolused the bird receives the front half and one leg, and the companion the other half and a leg. When a man returns home it can be easily seen whether he caught anything with his bolas by the parts he brings home. Except during the months of February, March, and April, an ostrich is seldom carried home entirely, but parts of it cooked in the field by means of hot stones with which the carcass is filled, and thus put on the embers. Ten or fifteen minutes are sufficient to do the whole bird, whose meat is very tender and juicy. Slices of fat are given to every one present, but the distributor reserves some for his family.“ (Schmid 1860:224)

Auch Musters erklärte die Teilungsregeln anlässlich eines Straußenfanges.

„Das indianische Gesetz über die Theilung des Wildes beugt allem Streite vor und lautet folgendermaßen: Derjenige, der den Strauß mit den Bolas fängt, läßt den Andern, der mit ihm gemeinschaftlich auf das Thier Jagd gemacht hat, ihn tragen oder für ihn sorgen, und wenn die Jagd zu Ende ist, wird er getheilt; die Federn und der Leib vom Kopf bis zum Brustbein und das eine Bein gehören dem, der ihn gefangen, das Uebrige dem, der geholfen hat. [...] Die Tehuelchen schneiden auch das Fett über den Augen und das knorplige Fett zwischen den Schenkelgelenken heraus, das sie, wie auch das Herz und Blut des Straußes, als Leckerbissen betrachten.“ (Musters 1873:82f.)

Cox (1862-63:152) erlebte, wie die Gruppe Inacayals ein geschenktes Fohlen durch einen Schlag auf den Kopf tötete und unter den Mitgliedern der Tolderia verteilte. Inacayal als Besitzer des Tieres hatte Recht auf das Blut, aus dem Blutwürste hergestellt wurden.

Nicht nur das Fleisch, auch die Aufteilung der Straußeneier unterlagen einer Regel. Als Tankelow einen Strauß und sein Nest mit ungefähr dreißig Eiern fand, verteilte er sie „der indianischen Sitte gemäß, unter diejenigen, die herbeikamen, ehe das Nest ausgenommen war; unter diesen Glücklichen befand auch ich mich“. (Musters 1873:98)

Ein festliches Gepräge ergab die reiche Beute der Jäger im Lager, denn die Zeltstöcke bogen sich unter der Last des Fleischstücke, auf den Feuerplätzen wurden die schmackhaftesten Stücke gebraten, die Hunde schnüffelten mit wahrhafter Wonne an der Ware und wenn der Zeitpunkt der Schlemmerei kam,

zirkulierte der Mate von Hand zu Hand, von der Hausfrau mit deutlich gezeigtem Vergnügen gereicht. (Lista 1894:103)

Die Zubereitung der Nahrung war ziemlich einfach, meist bestand sie aus dem Braten der Fleischstücke über dem Feuer oder dem Rösten in der heißen Asche. Jeder hatte das Recht zu nehmen, was er brauchte, wie schon vorhin bei Fitz-Roy beschrieben.

Zubereitung der Mahlzeiten

Die ersten Besucher der Patagonier berichteten vom Verzehr rohen Fleisches, spätere Besucher korrigierten diese Behauptungen. Das warme Blut und die Innereien verzehrten zumeist die Männer roh, die Fleischstücke wurden gebraten.

- Rohes Guanakofleisch aßen die Patagonier äußerten (Pigafetta 1520/1962:108; Winter in Drake 1578/1904:156; Bougainville 1766/1771:131),
- roh und gebraten, meinte De la Peña (1789/1914:11),
- halb roh Dumont D'Urville (1838/1842:154) und Bourne (1852:16).

Bourne schilderte wenig schmeichelhaft seine Abneigung vor der ersten Mahlzeit bei den Tehuelchen.

Eine alte Hexe nahm eines von den Fleischstücken, die an den Pfählen bei den Zelten hingen, teilte es mit einem alten Kupfermesser und steckte die Teile auf zurecht geschnittene Holzspieße, die sie neben dem Feuer in den Boden drehte. Aber sie wartete nicht, bis das Fleisch durchgebraten war, sondern zog es noch halb roh vom Spieß und warf es mit ihren schmutzigen Händen vor Bourne hin. Dieser wollte zuerst nicht davon essen, wurde aber von einem Indianer, dem es offensichtlich schmeckte, dazu in gebrochenem Spanisch aufgefordert. „Por que usted, no munge usted, usted carna? Esta carna mucho bueno hombre por munge, se hombre, munge!“ Von Hunger geplagt und aus Furcht vor den Folgen einer Verweigerung ermannte sich Bourne und fand das Gebotene zu seinem größten Erstaunen nicht unangenehm. (Bourne 1853:16f.)

Die Indianer liebten es, Leber, Lungen, Nieren und Herz in rohem Zustand zu verzehren. Sie hielten es für einen besonderen Luxus, wenn sie diese Innereien noch warm aus dem Tier speisen konnten. Das Blut war für sie ein süßes Getränk. (Coan 1880/1833:119)

Rohes Stutenfleisch sahen Hernandez (1770/1836:58) und D'Orbigny (1829/1839-43:85) die nördlichen Tehuelche essen, obwohl letzterer meinte, dass sie gebratenes Fleisch bevorzugten.

Prinzipiell aßen die Tehuelche frisch geschlachtete Tiere, die sie, kaum mit ihren Bolas gejagt, an den Beinen anpackten und gegen den Boden stießen. Danach versetzten sie ihnen Faustschläge gegen die Rippen, tranken das Blut, peinlich vermeidend, dass etwas davon austrete, öffneten mit der Hand das noch halb lebende Tier zwischen den Beinen, zogen die Gedärme und Innereien heraus und aßen sie roh, als wären sie aufs Köstlichste zubereitet. Das Lab verspeisten sie wie ein Stückchen Schokolade. Talg und Bauchfleck der Kuh genossen sie auch roh. (Antonio Hernandez 1836/1770:58) De la Vaulx stieß zur Zeit der großen Guanakojagden auf Gruppen im Norden, die bei diesen großen Jagden ihre Opfer betäubten, ihnen die Knochen zerschlugen und sozusagen als Vorspeise das Mark aus den Knochen schlürften. Sofort danach bereiteten sie eine Mischung aus den noch warmen Lungen, Herzen und Lebern der Tiere, die sie in kleine Stücke schnitten, salzten und im Handumdrehen aufsaugten, wobei ihnen die Knochengehäuse als Teller dienten. De la Vaulx (1901:244f.) fand das abstoßend.

Es scheint, dass solche Beobachtungen den Anlass zu der Behauptung des Genusses von rohem Fleisch gaben. Jedenfalls war den Tehuelche, wie schon D'Orbigny bemerkte, gebratenes Fleisch lieber. Halb gebratenes Fleisch aßen sie nach Maximilianus Transylvanus (1520/1962:108), gebratenes Pferdefleisch nach Morris (1741/1927:198), D'Orbigny (1829/1839-43:85,179), Bourne (1853:16f.) Er schrieb über den Bratvorgang im allgemeinen: Sie brieten einfach Fleischstücke so lange im Feuer, bis diese einigermaßen geräuchert und getrocknet waren und aßen sie anschließend ohne Salz oder irgendein anderes Gewürz. (Bourne 1853:42) Üblicherweise brieten sie ein Stück Fleisch, indem sie es auf einen hölzernen Spieß steckten, den sie in der Nähe des Feuers in den Boden steckten. (Fitz-Roy 1839:172f.); desgleichen äußerte sich Schmid (1860:212): Das Fleisch wurde normalerweise geröstet und zwar entweder mit Hilfe eines Eisenspießes oder einer Holzgabel, die über dem Feuer in den Boden gesteckt wurden.

Laut Despard (1852:89) machten sie eher selten Feuer, nur wenn sie kochten und dies geschah so, dass das Fleisch außen schon verbrannt, das Innere hingegen noch kalt war. In diesem Zustand aßen sie das Fleisch.

Gekochtes Pferdefleisch fanden Morris (1741/1927:190) und Schmid (1860:212) auf der Speisekarte und Lista schrieb (1880:124), dass die Patagonier kleine Fleischstücke auch schmorten. Zum Schmoren verwendeten sie Eisengefäße. (D'Orbigny 1829/1839-42:85; Fitz-Roy 1839:172; Schmid 1860:212)

Zusammenfassend zum Thema Zubereitung kann man mit Vignati (1936:601) sagen:

Fleisch war ihre wichtigste Kost. Die ersten Chronisten betonten den Verzehr in rohem Zustand, spätere sprachen vom Braten, meinten aber, sie äßen es nur halb gebraten. Erst im neunzehnten Jahrhundert wurde das Kochen erwähnt. Eine besondere Methode war das Kochen mit heißen Steinen im Inneren des Tierkörpers, der zusammengenäht wurde. So blieb der ganze Saft erhalten. Eine Variante war das Kochen in der glühenden Asche.

Wenn das zu tötende Tier zart schien, töteten sie es, indem sie ihm die Kehle zuschnürten, damit das Blut in die Eingeweide zurückweichen konnte; ließen ein wenig Zeit verstreichen, bevor sie das Tier öffneten, entnahmen ihm die mit Blut vollgepumpten Organe Leber und Herz – und verspeisten sie sofort. Diese Tötungsart nannten sie nach de la Cruz ñachi. Autoren wie Moreno nannten das aber „caritun“.

Unregelmäßige Mahlzeiten

Über die unregelmäßige Einnahme der Mahlzeiten klagten viele Besucher der Tehuelche, z.B. Coan (1880/1833:62). Ein regelmäßiges Frühstück oder gar ein gedeckter Frühstückstisch war ihnen unbekannt, Coan sah niemanden kochen, essen, trinken oder auch nur nach Essen fragen. Bourne klagte, dass die aufgezwungene Fleischdiät, wobei dieses oft halb roh gegessen wurde und dazu die unregelmäßige Einnahme der Mahlzeiten – es kam nicht selten vor, dass sie zwei Tage ohne Nahrung blieben – ihm schwer zu schaffen machte. (Bourne 1853:73) Auch Schmid beklagte die Unregelmäßigkeit der Mahlzeiten. Feste Essenszeiten kannten sie nicht und mageres Fleisch nahmen sie nur zu sich, wenn ihr Hunger sehr groß war. (Schmid in Marsh 1859/1883:142,212)

Die Gründe für diese Unregelmäßigkeit lagen meistens in schlechtem Jagderfolg in unwirtlichem Gelände, an schlechtem Wetter, in Krankheiten, die sie von der Jagd abhielten, wenn Unruhen und Kämpfe stattfanden, immer dann konnten die Tehuelche sich außerordentlich lange der Nahrung enthalten. Hier drei Beispiele von Musters Reise:

„Als die Unruhen und Kämpfe stattfanden, aßen sie selten Etwas; auch wenn sie als ‚Chasquis‘ oder Boten reisen, gehen sie oft zwei und selbst drei Tage lang, ohne Etwas zu genießen. Bei unserm Ausflug in die Cordillera blieben wir über achtundvierzig Stunden ohne Nahrung, wilde Früchte ausgenommen. Mir that der Hunger Anfangs wehe, aber meinen Gefährten schien er gar nicht schwer zu fallen.“ Möglicherweise war das auf die hohen Fettreserven, die sie aus ihrer Nahrung gewannen, zurückzuführen. (Musters 1873:171)

In Geylum mussten die Indianer und selbstverständlich auch Musters oft Hunger leiden. In der Umgegend gab es wenig Wild, das Wetter war kalt und nass und es fiel sogar Schnee. Zwei Tage lang hatten Casimiro, Meña und Musters nichts anderes zu essen als ein Gürteltier und einige Fische. Sie entdeckten zwar während des Jagens in der Erde ein Loch, in dem Etwas in Häute eingewickelt und zusammengebundenes lag. Obwohl die Verlockung sehr groß war, ließen sie das Paket ungeöffnet liegen. (Musters 1873:234)

Zwischen Geylum und Patagones wurden viele krank, das führte auch dazu, dass die Gesunden zu spät zur Jagd kamen, bei dem spärlich vorkommenden Wild in der Gegend erfolglos blieben und daher ohne Abendessen zu Bett gingen, denn die noch vorhandenen Vorräte kamen den Kranken zugute. (Musters 1873:266f.)

Bestätigt wurden diese Zeilen von D'Orbigny (1839-43/1829:85), der schrieb, dass dieselben Indianer, die ungeheure Mengen Fleisches in kürzester Zeit verschlingen konnten, auch fähig waren, mehrere Tage ohne Essen zu leben, wenn ihnen das Jagdglück nicht hold war oder andere Umstände sie hinderten, ihren Hunger zu stillen. Und Bourne (1853:35) bestätigte, dass die Indianer bei starkem Sturm zwei oder drei Tage nichts zu essen hatten.

Feste Essenszeiten kannten sie nicht, schrieb Schmid (1860:213), um einige Zeilen später zu bemerken: Sie nahmen nur zwei Mahlzeiten zu sich, wobei das Abendmahl das wichtigere war. Das gebratene Fleisch teilten sie untereinander auf. Hatten sie genügend Brennstoff, machten sie auch in den Morgenstunden ein Feuer, um sich zu wärmen und ihr Fleisch zu kochen. Fehlte ihnen der Brennstoff, nutzten sie einfach das Feuer eines anderen, ohne weiters um Erlaubnis zu bitten.

Musters hingegen schrieb über die gewöhnliche Abfolge eines Tages:

Am Morgen wurde die Tagesordnung besprochen. „Zuweilen zünden die Frauen, während der Häuptling spricht, das Feuer wieder an, oder blasen es an, wenn die Asche noch glüht, und bereiten ein kleines Frühstück, aber nicht immer. Dann und wann wird auch von der Abendmahlzeit etwas kaltes Fleisch aufgehoben und in einen ledernen Sack gesteckt, um es mit auf den Marsch zu nehmen und den Kindern zu geben, wenn sie hungrig sind. Die Männer aber pflegen in der Regel zu warten, bis die am Tage gehaltene Jagd frisches Fleisch geliefert hat.“ (Musters 1873:81)

Kalaqapa, der letzte Nordtehuelche sagte aus, dass er in der Zeit, als sie noch Nomaden waren, immer ausreichend ernährt war. Es verging kein Tag ohne zu essen und normalerweise aßen sie zweimal pro Tag. Die Diät war ausgewogen, denn sie nahmen außer Fleisch und Fett sehr oft vegetarische Nahrungsmittel zu sich. Der Frage, ob es manchmal schlechtere Zeiten gegeben hätte, konnte Kalaqapa nichts abgewinnen. Er beharrte im Gegenteil auf der regelmäßigen Fülle seiner Ernährung und fügte wie zum Trotz hinzu: „Con un día sin comer ya lo volvía loco el hambre“ und im Falle von Durst noch mehr. (in Bormida 1958-59:161,162)

Essgewohnheiten

Ohne Beilagen oder Getränke servierten die Patagonier das Fleisch (Maximilianus Transylvanus 1520/1962:283; Coan 1833/1880:72), das sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit verschlangen (Bourne 1853:73).

Das gebratene Fleisch schnappten sie vom Feuer „and sank their well-arranged teeth into it, gnawing, or rather tearing off, some good mouthfuls; but I observed many preferred having a feed *peu cuit*; but these were few in proportion to the others.“ (Mac Douall 1833:164) oder nach Schmid (1860:212): Ihr Essbesteck waren ihre schmutzigen Finger.

Auf Moreno wiederum wirkte der Vorgang des Kochens im allgemeinen nicht appetitanregend, Zelte und Bewohner kamen ihm zu schmutzig vor und darüber hinaus gab es zu viele Hunde, die auch ihr Teil am Essen haben wollten. (Moreno 1879:230f.) Auch das Fleisch war meist schmutzig und stinkend, oft waren sie mit ihren schmutzigen Füßen darauf getreten. (Lista 1880:60) Die Tehuelche mögen nicht die feinsten Essmanieren in unserem Sinn gehabt haben und stürzten ihre

Speisen oft sehr rasch hinunter, aber sie überaßen sich nicht. Wiederum gebe ich hiezu Musters das Wort.

„Ich bin der Ansicht, daß in der Regel die Indianer weniger essen als civilisirte Menschen, geschweige denn, daß sie sehr gefräßig wären. Sie essen nie zu festgesetzten Zeiten, sondern wenn der Appetit sie mahnt, und in dieser Beziehung machte einmal ein Indianer gegen mich die Bemerkung: ‚Die Chilier essen zu regelmäßigen Stunden, das ist thöricht; wir essen nicht, wenn wir nicht hungrig sind.‘ Ich glaube, daß ich als einzelner Mensch gewöhnlich mehr Lebensmittel verzehrt habe als irgend ein Indianer.“ (Musters 1873:186f.)

Wenn sie einen Tag lang mit glücklichem Erfolg das Jagdvergnügen und dann ein tüchtiges Mahl genossen haben, fragen sie mit großer Befriedigung: ‚Muy buena Pampa? No?‘[...] womit sie eigentlich meinen: ‚Ist nicht das wilde Leben das beste?‘“ (Musters 1873:22)

Und mit Borgatello (1924:16) möchte ich zusammenfassend abschließen: die Tehuelche bevorzugten den Konsum von Guanako und Strauß, sie liebten Pferdefleisch, das die südlichen aber nur zu festlichen Anlässen zu sich nahmen; geregelte Mahlzeiten kannten sie nicht, sondern sie aßen, wenn sie Appetit hatten, dann aber bis zur Sättigung. Sie sammelten Muscheln und vermieden Fische. Yerba Maté tauschten sie häufig ein. Das Fleisch briet die Tehuelchin am Feuer, wobei ein Stück Straußenfleisch eine Stunde brauchte, ein Stück vom Guanako zwei Stunden. (Die Zeitangaben machte nur Borgatello - eig. Anm.) Das wurde dann ohne weitere Zeremonie verspeist. (Borgatello 1924:127)

Außer Fleisch wurde normalerweise nichts gegessen, als Getränk nur Wasser serviert.

Wasser

Nach dem Essen hatten alle Durst und Einheimische und Seeleute tranken Wasser aus einem Lederbeutel. (Oviedo y Valdes 1852/1526:40f.) Coan (1833/1880:53) erhielt Wasser aus einer Felltasche. Wasser gab es in den zahlreichen kleinen Gewässern des Landes, schrieb Morris (1927/1741:190,191), der sich in dem Gebiet von Chubut aufhielt. Dieses Wasser beförderten sie in Holzgefäßen oder Blasen. (Fitz-Roy 1839:172f.) Ihre Schläuche und Wasserflaschen füllten die Indianer vor der Überquerung der Travesia oder Wüste zwischen Valchita und Patagones mit ausreichend Flüssigkeit. (Musters 1873:292) Blasen und Lederbeutel wurden mit der Zeit durch Holzgefäße und Flaschen ergänzt.

Außer Wasser tranken sie nur den Absud der *chälas* Wurzel und kannten den Fruchtsaft der Berberitze, der mit Wasser vermischt war. Aber sie kannten keinen vergorenen Alkohol, meinte Fitz-Roy 1839 (S.150). Schon vorher fiel Morris auf, dass die nördlichen Tehuelche im Sommer aus einer Art Heidelbeere, die in großen Mengen wuchs, ein Getränk erzeugten. Wenn sie eine ausreichende Menge gesammelt hatten, hoben sie eine ca. vier Quadratfuß große Grube aus, legten diese auf dem Boden und an den Rändern mit Pferdeellen aus, füllten sie mit den Beeren und mit Wasser, verrührten das Ganze mit Stecken und ließen es ungefähr 48 Stunden stehen. Danach setzten sie sich eine ganze Nacht zusammen, rauchten, tranken und sangen. (Morris 1927/1741:194f.)

Dies taten sie – anders war es bei ihnen gar nicht möglich – gemeinschaftlich. Es kam nicht vor, dass ein Mann oder eine Frau allein trank oder gejagtes Gut allein afaß. Das wäre den Gepflogenheiten der Kultur zuwidergelaufen. Aber nicht nur das!

Der Vorteil des Teilens für Jäger und Sammler

Teilen gehörte schon aus praktischen Gründen zur Pflicht eines guten Jägers, denn durch Teilen wurden die Ressourcen besser verteilt, was besonders bei größeren Tieren von Bedeutung ist. Ein ganzes Guanako konnte ein Jäger allein nicht aufessen. Lagern oder Horten hätte nur Schwierigkeiten mit sich gebracht:

- das Fleisch wäre verdorben,
- der Transport hätte eine zusätzliche Belastung für die Frauen bedeutet.

Das Teilen brachte hingegen Vorteile:

- hohes Prestige für einen guten Jäger,
- spätere Reziprozität - bei schlechtem Jagderfolg
- im Alter.

Regelmäßiges Teilen

- reduzierte das Hungerrisiko in Fällen von schlechtem Jagderfolg
- brachte der Gruppe und dem Einzelnen mehr als das Einhalten einer Diät oder – wie schon oben ausgeführt – das Horten.

Warenaustausch ist nur dort möglich, wo verschiedene Ressourcen gleichmäßig zur Verfügung stehen, wie beim Austausch von Fleisch gegen Pflanzen. Das war aber bei den Tehuelchen kaum der Fall, weil die Pflanzennahrung im Jahresablauf von geringer Bedeutung war.

Voraussetzung für Sharing ist ungleicher Jagderfolg und zwar sowohl in bezug auf die Ressource als auch in bezug auf das unterschiedliche Geschick der Jäger (Alter, Tagesverfassung). (Winterhalder in Kelly 1995:169) „Where there is high variability in returns, but where some foragers do well on days when others do poorly, sharing should occur.“ Das kann aber nur in relativ kleinen Gruppen erfolgen. Winterhalder errechnete, dass mit sieben bis acht Wildbeutern die Grenze für Sharing erreicht wäre. (in Kelly 1995:170) Das steht nicht im Widerspruch zu den Daten bei den Tehuelche. In einem Toldo, dessen Bewohner einer erweiterten Familie entsprachen, lebten in etwa 20 Personen, zu denen selbstverständlich Frauen, Kinder und ältere Leute gehörten, was bedeutet, dass die von Winterhalder errechnete Zahl eher unterschritten als überstiegen wurde.

Die hohe Varianz im Jagderfolg erklärt auch, warum Fleisch öfter geteilt wird als Pflanzennahrung, „since hunting is usually a riskier venture than plant collection, and, in the case of large game, produces more food than is immediately needed. It also explains why large game is shared more than small game, since the latter is less risky.“ (Hayden 1981 in Kelly 1995:170)

Die Jagdbeute wurde nicht nur von den Männern im Anschluss an die Jagd geteilt, sondern in der Tolderia konnte jeder, wenn er hungrig war, am Jagderfolg teilhaben. Darüber hinaus wurde nicht nur die

- erbeutete tierische Nahrung geteilt, sondern auch
- gesammelte pflanzliche Nahrung,
- eingetauschte Güter, Nahrungs- und Genussmittel,
- verwertbares tierisches und pflanzliches Material.

Und sie teilten auch im sozialen Sinn, wie im nächsten Kapitel ausgeführt wird.

SOZIOPOLITISCHES GEFÜGE

Die Tehuelche- band

Das sozioökonomische Gefüge bei den Gruppen der Aónikenk und Gününa Küne entsprach dem für Wildbeuter als typisch erachteten Muster. Dazu gehören nach Lee (in Kelly 1995:30)

1. kollektives Eigentum
2. Recht auf reziproken Zutritt zu Ressourcen
3. keine Anhäufung von Gütern
4. Sharing im Lager
5. gleichberechtigter Zugang zu benötigten Rohmaterialien für Werkzeug
6. individueller Besitz dieser Werkzeuge

Einiges davon, wie der Verzicht auf das Anhäufen von Gütern, Sharing im Lager, der gleichberechtigte Zugang zu benötigten Rohmaterialien für Werkzeug und auch der individuelle Besitz derselben, wurden schon angesprochen. Das kollektive Eigentum wurde durch die Beschreibung des gemeinsamen Jagens und Wanderns bereits angesprochen, wird aber in der Folge noch von anderen Seiten her beleuchtet. Ebenso komme ich noch auf den reziproken Zutritt zu den Ressourcen zu sprechen.

Zunächst möchte ich auf die **Gruppengröße einer Tehuelche-band** eingehen.

Ein Lager bestand aus ungefähr 30 Zelten. (Morris 1740/1927:191f.)

Die vollständige band Orkekes zählte am 15. August 1869 „achtzehn rüstige Tehuelche- oder patagonische Männer, nebst einer verhältnismäßigen Anzahl Frauen und Kinder“, dazu kamen Musters und drei chilenische Sklaven. Orkeke war der Kazike, sein Bruder Tankelow besaß aber mehr Pferde. Auf Casimiro's Worte wurde auch gehört. Zu den Männern der band gehörten noch Camillo, Crimè, Cuastro, Cayuke, und Wáki. Alle waren dem Anschein nach gute Freunde, aber es gab zwischen einzelnen geheime Fehden. Die ganze Gesellschaft war in fünf Toldos untergebracht. (Musters 1873:76f.)

Die Gruppe vom Chubut war viermal so groß. Allerdings trafen sich die beiden Gruppen (Orkeke und Jackechan) zum gemeinsamen Jagden in der „guanaco

chico season“. In 20 Toldos wohnten zwischen 70 und 80 Männer mit ihren Frauen und Kindern. „Die Meisten von ihnen waren junge Männer von Pampa oder von gemischtem Pampa- und Tehuelche-Geblüt¹, aber es gab in ihren Reihen auch einige reine Tehuelchen.“ Der Anführer dieser Gruppe war Jackechan, ein „höchst intelligenter Indianer“ der fließend Spanisch, Pampa und Tehuelche sprach. (Musters 1873:123f.)

Das von Beerbohm besichtigte Lager bestand aus fünf Zelten, wobei in jedem Zelt 20 bis 25 Menschen lebten. (Beerbohm 1879:100)

Borgatello (1924:19f.) bemerkte ca. 30 Jahre später, dass man nie mehr als 20 Zelte vereint sah. Ein Zeltlager, das sich aus mehreren Toldos zusammensetzte, wurde als Tolderia bezeichnet.

Das Leben in der Tolderia

Erst Mitte des 18. Jahrhunderts wurden diese Lager wahrgenommen oder erwähnt. In 20 Toldos wohnten die Indianer mit ihren Familien, die der paraguayische Indianer Tapary 1753 (1836:28) beim Hafen von San Julian sah. Die Zelte wurden beinahe in einer geraden Linie aufgestellt, schrieb Coan 1833-34/1880:97).

- In jedem Toldo lebte eine Familie und in der Mitte des Zeltlagers hatte der Kazike seine Wohnstatt. (Hernandez 1770/1836:59)
- Fünf Toldos wurden, wie schon auf der Seite zuvor erwähnt, von 18 Tehuelche-Männer nebst Frauen und Kindern bewohnt. (Musters 1873:77)
- Es scheint, dass manchmal nur eine Familie in einem Toldo wohnte, während sich manchmal mehrere Verwandte ein Toldo teilten.
- Das bestätigte auch Schmid in seiner Beschreibung, dass nicht jede Familie ein eigenes Zelt hatte und oft zwei oder mehr Familien in einem zusammenlebten. Viele stellten ihre Zelte auch so eng aneinander, dass man den Eindruck eines einzigen großen Zeltes hatte, in dem sechs oder acht Familien wohnten.

¹ Musters Tehuelche sind südliche Aónikenk, seine Pampa sind nördliche Aónikenk.

Die Mitbewohner eines Zeltens hatten dafür nichts abzugeben, aber es wurde von ihnen erwartet, dass sie beim Ab- und Aufbau mithalfen, was bei frostigem Wetter gewiss keine leichte Arbeit war. Im Winter, bei kaltem, nassem Wetter wurde das Zelt übrigens durch eine zusätzliche Bedeckung geschützt. Segel oder Wolldecken von gestrandeten Schiffen verschmähten die Indianer keineswegs, sondern sie benutzten diese zum Bedecken ihrer Zelte. Beim Lagerwechsel nahmen sie alles mit. (Schmid 1860:211f.)

Fitz-Roy beobachtete, dass zwei oder drei Familien ein Zelt teilten, außer es handelte sich um einen Kaziken oder einen Mann mit vielen Frauen (1834/1839:152). Musters erzählte, dass Casimiro sein Toldo mit seiner Frau, seinen Söhnen und Töchtern, einem alten Schwager mit Frau und Sohn und einer alten taubstummen Frau teilte und er fügte hinzu:

„Der einzige gute Zug in Casimiro's Charakter war seine Menschenliebe. Er war stets bereit, allen Verlassenen oder Schwachen eine Zufluchtsstätte zu bieten, und in seinem Toldo fehlte nie irgend ein solches hilfloses Wesen, dessen er sich erbarmt hatte.“ (Musters 1873:202f.)

Hier wird das wesentliche Faktum angesprochen, dass mehrere Familien, die „als sozio-ökonomische Grundeinheiten funktionieren, sich mit andren solchen Einheiten verbinden und sich wieder voneinander trennen“ können.

„Diese Zusammenschlüsse sind sehr flexibel. Sowohl Sympathie als auch eine lebensfähige Alters- und Geschlechter-Proportionalität sind die Grundlage ihrer Zusammensetzung; Blutsverwandtschaften sind wichtig, schließen Freundschaften aber nicht aus;“ (Leacock 1989:34f.)

D'Orbigny traf bei seinem Besuch auf eine Tolderia, die sich Puelche (Gününa Küne), Patagonier (Aónikenk) und Araukaner teilten. Das Zeltlager bestand aus 30 bis 40 Zelten, die in 2 Gruppen aufgeteilt waren. In der einen Gruppe wohnten die Araukaner, in der zweiten Puelche und Patagonier. – Die Zelte machten von außen ein elenden Eindruck und es war unvorstellbar, dass eine ganze Familie in ihnen wohnen könne. Im großen und ganzen wirkte die Aufstellung der Zelte schlampig und wenig einladend, verwendet wurden alte Felle und manche derselben waren bemalt. Vor den Zelten standen Lanzen und das Kazikenzelt erkannte man daran, dass es größer war und besonders viele Lanzen vor ihm standen. (D'Orbigny 1829/1839-43:75f.)

Mac Douall (1833:156f.) verglich ein einzelnes Zelt wegen der vollkommen geöffneten Frontseite mit einem Lebkuchenhaus. Die Tolderia bestand aus 15 oder 20 solchen aus Stangen und Fellen geformten „Lebkuchenhäusern“, die er „Hütten“ nannte. Zwischen den Hütten war ein Abstand von drei bis vier Ellen. An den Seiten ihrer Hütten hingen sonderbare Geräte aus ihrer Erzeugung wie z.B. Bolas, von denen Mac Douall einige erwarb. Aber auch einige Köpfe und Schultern frisch gejagten Wildes sah er an der Außenseite ihrer Behausungen hängen. – Bei seinem Spaziergang durch das Lager fand Mac Douall einige Zelte vollkommen verlassen, zwei Frauen und ein alter Indianer waren die einzigen Anwesenden. (Mac Douall 1833:156f.)

Musters sah sich eines Tages bei beißend kaltem Wind im Lager um. „Einige der Männer spielten Karten, einer oder zwei schliefen, während die Frauen fast durchgehend beschäftigt waren, Guanaco-Mäntel zu nähen.“ (Musters 1873:68)

Bei Henno trafen Orkekes und Hinchels Gruppe zusammen. Das Leben in diesem großen Lager spielte sich so ab.

„Dann und wann eine Jagdpartie, gegenseitige Besuche und Kartenspiel mit den neuen Ankömmlingen, Fischfang, Umherstreifen nach Vogeleiern, Spinat usw., nebst etwas Schäkern und, damit auch das Geschäftliche nicht liegen blieb, ein oder zwei Parlamentos ließen uns die Zeit in Henno fröhlich genug vorübergehen.“ (Musters 1873:126f.)

Das Bild änderte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Zum einen gehörten zu einer Tolderia mittlerweile außer Pferden auch Schafe, zum anderen, wie bei Hatcher nachzulesen, lebten weitaus weniger Menschen darin und nicht nur Indianer.

Als Prichard 1900 unerwartet auf ein kleines Tehuelchelager traf, das aus fünf „gürteltierfarbenen“ Zelten bestand, die sich in dem Tal beschaulich ausnahmen, war dieses Zeltlager von einer großen Zahl von Schafen und Pferden umgeben, was auf Wohlhabenheit schließen ließ, die Zelte selber machten aber einen eher armseligen und nicht wetterfesten Eindruck. Hier Prichards anschaulicher Kommentar:

„On the roof, and about the wooden props, pieces of guanaco-meat had been hung out to dry in the sun. Within, as I have said, upon the skins which strewed the floor the dogs and grandmothers of the tribe were mingled.“ (Prichard 1902:83)

Hatcher (1896/1903:44,46) bemerkte beim Rio Gallegos zuerst ungefähr dreihundert verschiedenfarbige Pferde, bevor er das halbe Dutzend Indianerzelte sah, so gut waren diese durch ihre Bedeckung mit Guanakofellen getarnt. In diesem Lager wohnten etwa 30 Personen. 75 Meilen nördlich vom Rio Gallegos beim Rio Coy besuchte Hatcher weitere Tolderias. In der ersten fand er acht, zehn Zelte und ca. 40, 50 Bewohner vor, aber nur die Hälfte derselben waren „of pure Tehuelche stock“. Nur drei Frauen lebten mit Tehuelche Männern, die übrigen waren mit Männern „of impure Indian extraction or nondescript Europeans“ liiert. (Hatcher 1896/1903:160)

Egalitäre bands

Egalitär war die Lebensform der bands in ihren Tolderias. Die Bewohner hatten

- keinerlei Regierungsform (Fletcher 1578/1926:121) Wenn sie Rat brauchten, fragten sie ältere Männer, erlaubten ihnen aber nicht, sie zu befehligen.
- keine Subordination Narbrough (1670/1722:240)
- Obwohl sie eine Art König hatten, der eine kleine Gruppe leitete, war keine Art von Rangordnung wahrzunehmen. (Morris 1740/1927-41:194)
- kein Kazikentum „pues todos igualmente mandaban y tenían sus pependencias“. (Tapary 1753/1836:28)
- Es herrschte Übereinstimmung innerhalb der Gruppe, von der sich der Kazike sehr wenig bis gar nicht abhob. (Pineda 1789/1914:8,9)
- Die Erwachsenen schienen gleichrangig zu sein. Jedermann hatte das Recht zu tun oder zu lassen, wie es ihm beliebte. (Fitz-Roy 1834/1839:167f.)
- Gruppen von 5 – 30 Familien lebten, durch Verwandtschafts- oder Freundschaftsbande verbunden, in einer Tolderia. Sie waren aber frei und wenn ein Individuum oder eine Familie aus irgendeinem Grund allein oder mit einer anderen Gruppe leben wollte, konnte sie das völlig frei entscheiden. (Spegazzini 1884:230)
- Die Tehuelche waren in mehrere Gruppen aufgeteilt, die keinem bestimmten Chef unterstanden, sie anerkannten keine bestimmte Autorität und hörten auf Ratschläge nur, wenn es ihnen genehm war. (Lista 1894:62f.)

Beerbohm (1879:97) war voll des Lobes über die Regierungsform der Tehuelchen, die sehr auf ihre persönliche Freiheit bedacht waren, bei denen die komplette individuelle Gleichheit die bemerkenswerte Basis ihres sozialen und politischen Systems bildete, bei denen der Reichtum einer Person keine weitere Bedeutung hatte und keinen Anlass für die Bewunderung derselben ergab. Diese Auffassung rettete die Indianer seiner Meinung nach vor vielen unangenehmen Lastern der Weißen wie Habsucht, Eifersucht, Untertänigkeit. Sie hielt ein Unabhängigkeitsgefühl unter ihnen aufrecht, das seinen Niederschlag im höflichen und gütigen Kontakt fand. Er erkannte in kurzer Zeit wesentliche Grundzüge der Tehuelche-band bzw. einer Jäger und Sammler Entität im allgemeinen, wie sie von Leacock gesehen wurde.

„Die band als Ganzes bildete die ökonomische Grundeinheit; einzelne Personen verteilten ihre eigenen Erzeugnisse; Eigentum stellte nicht die Grundlage individueller Autorität dar; Entscheidungen wurden meistens von denjenigen getroffen, die sie dann auch ausführten.“ (Leacock 1989:60)

Bei der egalitären Lebensweise, die eng mit dem Nomadismus und dem Sharing zusammenhing, konnte ein einzelner auch gar keinen großen Reichtum erwerben. Zwar wurde durch größeren Besitz von Pferden – die Tiere selbst gehörten zum persönlichen Besitz – der Transport erleichtert, trotzdem war dieser durch den oft täglichen Ortswechsel eine Belastung. Sharing erfolgte aber nicht nur aus wirtschaftlich praktischen Gründen, es gab auch soziale Motive.

Sharing im sozialen Sinn

Das Teilen ist auch in einer egalitären Gesellschaft nicht genau ausgeglichen. Einige geben mehr. Wer aufgrund seiner Fähigkeiten oder aufgrund seines Fleißes mehr erwirbt, leistet daher größere Beiträge zum Gemeinwohl. Bei den Tehuelchen lieferten vor allem die Jäger den größten Beitrag zur Subsistenz. Laut einer Tabelle von Carol Ember (1975) und Betty Meehan (B. Hiatt 1978) trugen die Tehuelche-Männer 85 % zur Subsistenz bei (Kelly 1995:263). Jäger leisteten also den größten Beitrag zur Existenzsicherung der Gruppe, aber nicht jeder Jäger leistete den gleichen Beitrag. Individuen sind nun einmal aus verschiedenen Gründen unterschiedlich befähigt. Weniger geschickte Jäger profitieren daher vom

Teilen. Wie ist es aber um gute Jäger bestellt? Was veranlasst sie zum Teilen? Ihre Beiträge zum Allgemeinwohl der Gruppe sind in jedem Fall größere, denn

- gute Jäger jagen mehr,
- gute Jäger jagen öfter,
- gute Jäger leisten also größere Beiträge für die Gemeinschaft, daher erlangen
- gute Jäger hohes Prestige und haben größere Chancen, die Gruppe nach außen zu vertreten oder bei der Jagd anzuleiten. (Kelly 1995:178f.)

Ist der Gewinn von Prestige ein ausreichender Grund für das Teilen oder gibt es noch andere? Und mit wem teilen sie? Die Hypothesen, die Kaplan und Hill (1985 a,b) die Ache betreffend aufstellten (in Kelly 1995:173f.), scheinen mir in diesem Zusammenhang sehr interessant zu sein.

a) *kin selection*

b) *tolerated theft*

c) *reciprocity*

d) *cooperative acquisition*

ad a) *kin selection*: Es ist ganz allgemein so, dass Eltern die Ressourcen mit ihren Kindern teilen, aber die Zeitspanne, in der sie das tun, ist unterschiedlich lang, unterschiedlich auch bei Mädchen und Jungen, wie ich etwas später ausführen werde.

ad b) *tolerated theft*: Gute Jäger teilen auch mit Personen, die nie Gleiches mit Gleichem vergelten konnten. Casimiro's fauler Sohn Graviel profitierte bei den Tehuelchen vom Teilen der Gruppe. Kelly (1995:173) nennt das „tolerated theft“ und führt aus, dass tolerierter Diebstahl vorliegt, wenn gute Jäger schwache immer teilhaben lassen ohne etwas zurückzuverlangen. Allerdings fehlen Langzeituntersuchungen, die diese Hypothese bestätigen könnten. Im Falle der Tehuelche möchte ich darauf hinweisen, dass Casimiro selbst, als Musters ihn auf der Insel Pabon kennenlernte, eher vom Besitzer der Handelsstation als von den Aónikenk erhalten wurde. Vielleicht profitierte Graviel bloß von der Aufwertung seines Vaters durch Musters.

Die große Gastfreundlichkeit und Freigiebigkeit Fremden gegenüber, die keine Gegenleistung erbringen konnten oder wollten, gehört meiner Meinung nach auch hierher. In den Worten Coans und Listas klingt das so:

- Die Indianer zeigten sich immer wieder gastfreundlich und freigiebig beim Teilen ihrer Nahrung. (Coan 1833-34/1880:72)
- Ein Besucher wurde immer sehr gastfreundlich behandelt, aber niemals belästigt. Der Gast durfte Platz nehmen, wo es ihm beliebte; nahm von der Speise, die ihm am meisten zusagte, nahm danach Mate zu sich, wenn es Yerba gab und konnte viele Tage in demselben Toldo verbringen, essen und trinken, ohne sich im mindesten zu sorgen. Die Indianer machten niemals Einwände, immer gaben sie dem Hungrigen zu essen, auch dann wenn er Müßiggänger aus Profession war. (Lista 1894:89f.)

ad c) *reciprocity*: Hier wird zum Unterschied vom oben genannten Punkt eine zukünftige Gegenleistung erwartet. Eltern erwarten von ihren Kindern in späteren Jahren eine Gegenleistung. Gute Jäger hoffen, dass sie in späteren Jahren, wenn ihre Fähigkeiten nachlassen, von ihrer Großzügigkeit profitieren.

Handel, bei dem verschiedene Ressourcen getauscht werden, ist übrigens ein Beispiel für sofortige Reziprozität.

ad d) *cooperative acquisition*: Hier geht es darum, dass das Teilen bei einer gemeinsamen Aktion, wie bei der Treibjagd, die zukünftige Teilnahme an den nächsten Aktionen sichern soll.

Das Teilen kommt demnach einer sozialen Absicherung gleich, denn Jäger, die horten statt zu teilen, werden von den anderen in Notzeiten in der Kälte stehen gelassen. Das bedeutet, dass Teilen auch deshalb erfolgt, weil im anderen Fall Vergeltung droht.

Wer teilt, hofft also auf spätere Reziprozität

- ⇒ wenn er durch Unfall oder Krankheit am Jagen verhindert ist,
- ⇒ wenn er alt ist.

Bei den Aónikenk erkrankte der alte Kazike Crimé an seinem Bein und wurde drei Monate lang bis zu seinem Tod gepflegt und verpflegt.

Ende Januar blieb ein Teil der Gruppe wegen der andauernden Krankheit für einige Tage in Chupatcush zurück. Zwei Monate später in Gatschen-kaik fragte der beängstigend an Gewicht verlierende Kranke Musters wiederholt, wie lange er noch zu leben habe. Dieser gab ihm noch einen Monat, erbot sich aber, sein Bein zu öffnen und zu versuchen, ihn zu heilen. Das ließ Crimé nicht zu, er sagte, „wenn er bei der Operation stürbe, würde es dem Doctor schlecht gehen“. Er ließ sich aber von seinen Leuten pflegen, auch Casimiro pflegte ihn. Einen Monat später, kurz vor seinem Tod, ritt Musters „an dem schwachen Crimé vorüber, der, vor Schmerz stöhnend, in voller Länge ausgestreckt auf einer Art Sopha lag, das auf dem Rücken des Pferdes aus Bettdecken hergerichtet war, während sein Weib das Pferd führte und laut jammerte“. (S.264) Am nächsten Tag hatte sein Leiden ein Ende. (Musters 1873:202,230,263)

Schon an diesem Beispiel ist zu sehen, dass alte Leute unter den Tehuelchen hohes Ansehen genossen.

Den Respekt der Jungen gegenüber den Älteren hoben sowohl Pineda (1789/1914:8) als auch De la Vaulx (1901:178f.) und Fitz-Roy (1834/1839:172) besonders hervor.

- Fitz-Roy ergänzte noch, dass die Tehuelche auf alte Leute sehr achtgaben, aber auch, dass die alten Leute sich nützlich machten. Für gewöhnlich hielten sie sich in der Nähe der Tolderia auf und bewachten die Stutenherden.
- Die alten Männer wurden immer geachtet, eine alte Frau gab niemals unnütze Ratschläge. (Lista 1894:82)

Das heißt, die alten Leute waren nicht nur Nutznießer ihrer früheren Taten. Sie trugen ihrem Alter und Können entsprechend noch immer zum Gemeinwohl der Gruppe bei.

- Sie passten auf die Stuten und auf die Tolderia auf.
- Sie betreuten die Kinder.

- Sie häuften im Laufe ihres Lebens Erfahrung, Wissen und Kenntnisse an, die sie weiter vermittelten.
- Höchstwahrscheinlich gaben sie ihr Wissen weiter. Es gibt darüber keine Aufzeichnungen, aber beim Aufzeichnen der Mythen und Traditionen wendeten sich die Forscher ausschließlich an alte Leute. Ich bin mir bewusst, dass bei der aussterbenden bzw. schon ausgestorbenen Kultur auch nur von alten Leuten einiges Wissen erwartet werden konnte. (Der erste, der Mythen und Legenden, die ihm der alte Kazike Papon erzählt hatte, aufschrieb, war Lista 1894. Der Salesianer Borgatello zeichnete einige wenige auf. Llaras Samitier bearbeitete Veröffentlichungen und befragte bis 1949 Indigene in Alto Chalia. Siffredi interviewte für seine 1969-70 herausgegebene Mythensammlung Menschen im Alter von 60 bis 90, die meisten waren Frauen.)

Wie ich vorher ausführte, erlangten gute Jäger hohes Prestige und hatten größere Chancen, die Gruppe nach außen zu vertreten oder bei der Jagd anzuleiten. Musters wurde aufgrund seiner Fähigkeiten als erfolgreicher Jäger, der, den Regeln der Band entsprechend, großzügig teilte und sich außerdem in Wort und Schrift für die Gruppe einsetzte, zum „caciquillo“ ernannt. Die ihm zuteil gewordene Ehre gefiel ihm aber nur mäßig, weil sie ihm „Zwang auferlegte und nicht erlaubte, als müßiger Zuschauer umherzulaufen“. (Musters 1873:255)

Höheres oder hohes Prestige bedeutete zugleich aber auch größere Verantwortung, denn dem Anführer einer Gruppe oblag die Bürde, den Lagerwechsel zu bedenken. Zumindest fünf Punkte galt es unter dem Gesichtspunkt – Was lohnt mehr? Was bringt mehr Ertrag? Bleiben oder wandern?¹ – zu bedenken:

1. Die Entfernung zum nächsten Lager.
2. Die Beschaffenheit des Gebietes.
3. Die Menge der zu transportierenden beweglichen Habe.
4. Die Zeit für den Auf- und Abbau der Zelte.
5. Die zu erwartende Ausbeute im Lager. (in Kelly 1995:152)

Dazu Lista (1894:102): Die Wahl des Ortes wurde immer vorher angesetzt, man diskutierte darüber oder der „capitán del campo“, das war vielleicht der beste Jäger, der geschwätzigste Redner, der verschlagenste oder der anspruchsvollste Mann, bestimmte den Jagdort.

Für den Lagerwechsel spielten neben ökonomischen Beweggründen auch andere Faktoren eine Rolle:

- soziale und politische Gründe
- Verteidigung
- soziale Spannungen
- Erfahren von Neuigkeiten
- Gattensuche
- Teilnahme an Ritualen
- Teilnahme an Spielen
- Handel
- Rohmaterialien für Werkzeuge
- Aufsuchen bestimmter Plätze wie z.B. für die Salzsuche u.a.

Ein fähiger Gruppenleiter vermochte mehrere Faktoren geschickt in Einklang zu bringen. In der Literatur über die Tehuelche werden diese Gruppenleiter mit dem Wort „Kazike“¹ bezeichnet. Deren Macht war in der egalitären Gesellschaft der Tehuelche sehr beschränkt, wie zunächst durch Musters Worte und danach aus anderen Zitaten zu ersehen ist.

„Was ihre Organisation betrifft, so muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Tehuelchen in keinerlei Unterthanenverhältnis zu einem Obercacique, wie etwa Calficura oder sonst einem, stehen; doch können sie unter sich beschließen, einem einzigen Häuptlinge, wie zum Beispiel Casimiro, zu gehorchen. Auch sind sie, außer durch Wechselheirath oder freiwilliges Zusammentreten, weder mit den Pampas noch mit den Araucaniern politisch vereinigt. Sie sind von Natur zur Unabhängigkeit hingeneigt und huldigen gern rebellischen Ideen, wie derjenigen,

¹ Kelly (1995:152) beruft sich auf Sahlins: „what is the cost (and benefit) of staying in one place versus the cost (and benefit) of moving somewhere else?“

¹ Kazike heißt zwar auch Häuptling, die Wortbedeutung ist aber nicht so restriktiv.

daß ‚ein Mensch so gut wie der andere sei‘. In Cuastro's letzten Worten: ‚Ich sterbe, wie ich gelebt habe – mir hat kein Cacique zu befehlen,‘ liegt die herrschende Vorstellung über diesen Gegenstand genau ausgesprochen.“ (Musters 1873:197)

Kaziken

hatten die Tehuelche also, aber wie die folgenden Beschreibungen erkennen lassen, überwogen deren Pflichten bei weitem ihre Rechte.

- Kaziken hatten kein Recht, Steuern einzutreiben oder ihren Gefolgsleuten etwas wegzunehmen, ohne Bezahlung konnten sie auch keine Dienste von ihnen verlangen. Sie waren im Gegenteil gezwungen, diese mit großer Humanität und Milde zu behandeln und mussten oft deren Wünschen entsprechen. Deshalb verweigerten einige junge Leute diesen Dienst. Auf der anderen Seite konnte es kein Indianer sich leisten ohne Kaziken zu leben. (Falkner 1774:122f.)
- Der Kazike hatte das Sagen, wenn ein Lagerwechsel für eine erfolgreiche Jagd nötig war. Er hielt am Abend vor dem geplanten Aufbruch eine Ansprache vor seinem Toldo, bei der ihm alle ohne weitere Aufforderung mit größter Aufmerksamkeit lauschten. Er besprach den geplanten Aufbruch, gab den Zeitpunkt für das Einfangen der Pferde, den Abbau der Zelte und den Weitermarsch an. Niemand widersprach ihm und alle waren zum vereinbarten Zeitpunkt zur Stelle. Wenn ein sofortiges Weiterwandern notwendig war, hielt der Kazike die nötigen Reden, sagte er aber nichts, wussten alle, dass sie bleiben konnten. Wenn der Fleischvorrat zu Ende ging und am nächsten Tag gejagt werden musste, wurde dies in ähnlicher Form bei Sonnenuntergang angekündigt. Mit diesen Ansprachen war die Macht des Kaziken erschöpft. Niemals bestrafte er seine Indianer für irgendein Delikt. (Viedma 1780-83/1837:71f.)
- Ein Kazike hatte zudem Pflichten einzuhalten. Er musste seine Indianergruppe beschützen und unterstützen. War er darin tüchtig, zudem ein guter Liebhaber und ein intelligenter Jäger, wurde er von seinen Leuten sehr geschätzt. Fehlten ihm diese Qualitäten, verließen sie ihn. Er blieb nur mit seinen Verwandten zurück und diese kleine Gruppe war ständig den Invasionen ihrer Nachbarn ausgesetzt und musste am Ende noch dankbar sein, das Recht auf ihr Gebiet nicht zu verlieren. Möglicherweise fand sich mit der Zeit ein anderer aus der Verwandtschaft, der das Unglück oder die schlechte Führung seines Vaters, Onkels oder Bruders wieder gutmachen konnte. Wenn ein Kazike alt wurde und nicht mehr genügend Kraft besaß, um seinen Pflichten nachzugehen, übergab er das Geschäft einem Nachfolger. (Viedma 1780-83/1837:74)
- Der Kazike unterschied sich dadurch, dass vor seinem Zelt Tag und Nacht ein aufgezäumtes Pferd bereitstand, während die Pferde der anderen nur mit einem Lasso ausgestattet waren. An gewissen Tagen hielt der Kazike eine

Ansprache für die Seinen mit starkem Nachdruck und vielen Gesten. Die Regierungsform dünkte Pineda patriarchalisch. (Pineda 1789/1971:18f.)

- die Indianer konnten jenem Kaziken folgen, der ihnen am meisten behagte. Deshalb waren die Kaziken eigentlich arm, denn sie verteilten einiges an ihre Indianer, um sie zufriedenzustellen und den Ruf der Großzügigkeit zu genießen. Bei gegenteiliger Nachrede bestand die Gefahr, dass sie allein blieben. (Muñiz 1826/1917:204)
- „Occasionally the acting Chief will issue a verbal proclamation to tell his men to go in search of provisions. He stands outside the tent, and speaks in a loud voice, and in a peculiar sing-song tone. In his speech he tells them to get in their horses, that all ought to go, and what direction they are to take. One may notice that the speaker repeats many sentences twice, and that he pauses for a short time after a few. No one pays any attention to what the orator is saying, but each and all are going on talking and chatting in the same way.“ (Schmid 1860:220)
- Zwar stand jedem Lager ein Kazike vor, aber dessen Macht schien sich auf die Anordnung des Jagdplanes zu reduzieren. Jedermann hatte das Recht, das Lager zu verlassen, wenn er es wollte.(Prichard 1902:101)
- Ein Kazike konnte ungefähr 20 Toldos unter sich haben, die Zahl war durch das umherschweifende Jagdleben begrenzt. Die Regierungsform war vollkommen demokratisch. Kein Kazike konnte einen Kampf ansetzen oder auch nur das Lager wechseln ohne Konsens mit den übrigen. Der Kazike war vor allem ein Ratgeber. (Radboone in Childs um 1900/1936:133f.)

Nach Durchlesen der Textstellen ergibt sich ein Übermaß an Pflichten. Der Kazike hatte die Personen seiner Gruppe

- gut zu behandeln
- sie zu unterstützen
- sie zu beschützen;
- er musste Meinungsverschiedenheiten ausgleichen
- den Lagerwechsel ankündigen
- zur Jagd auffordern
- ein guter Jäger sein
- ein guter Redner sein
- ein guter Liebhaber sein
- großzügig sein
- im Alter rechtzeitig abtreten

Als äußeres Zeichen der Anerkennung stand vor seinem Zelt Tag und Nacht ein aufgezäumtes Pferd bereit, wie Pineda feststellte. Der Kazike vertrat bei Bedarf die *band* nach außen. War diese mit ihrem Kaziken zufrieden, folgte sie ihm

gerne. Andernfalls wurde er verlassen. Seine Machtbefugnis war gering, entsprach laut Vignati (1936:621) mehr der Funktion eines „guten Patriarchen“ als der eines „Regierenden“¹. Es ist daher vollkommen verständlich, dass Spegazzini (1884:228f.) mit dem „Kazikentum“ aufräumte.

„No tienen ningun sistema de gobierno; hasta hoy, los creiamos sujetos á jefes, al *Cacique* como se dice, pero es un error; los grupos ó tribus, constituidas por un número de familias mas ó menos considerable, parientes ó amigas, no tienen ningun jefe; solo eligen por representante en las relaciones con los cristianos ó naciones indias cercanas al que sepa mejor el idioma de aquellos y tenga fama de astuto; tambien en las cacerías dan el mando, ó mejor, obedecen al mas viejo, al mas inteligente ó al mas práctico.

Die Seefahrer und Missionare, die allesamt aus hierarchisch geführten, straff organisierten Gesellschaften kamen, kannten und erkannten die egalitäre Form nicht. Die Protestanten Coan und Arms lernten nach ein paar Tagen den „großen Kaziken“ kennen, dem einige unbedeutendere untergeordnet waren. Deren verschiedene Aufgaben- oder Machtbereiche fanden sie aber nicht heraus. Allem Anschein nach wurde der Mann zum Führer, der am besten kämpfen und jagen konnte, am redgewandtesten war und am meisten Selbstbestätigung erhielt. Von Regeln oder einer Herrschaftsform bemerkten sie nichts. Die meisten Männer waren von einer Kühnheit und Unabhängigkeit, als wäre jeder als König geboren worden, wunderte sich Coan (1833/1880:126) Aber noch wartete er auf die Ankunft der durch Kings, Fitz-Roys und Darwins Berichte bekannten „Königin Maria“², die von einer Handelsreise nach Carmen de Patagones zurückkehrte, aber es kam nur eine ältere, große, füllige, freundlich wirkende Frau,

¹ Zur Problematik von Macht und Autorität in vergleichbaren indianischen Gesellschaften siehe u.a. Clastres, Piena. 1974: Staatsfeinde. Studien zur politischen Anthropologie. Frankfurt/Main. Suhrkamp und Descola, Phillippe. 1988: La chefferie amérindienne dans l'Anthropologie politique. In: Revue française des sciences politiques, Vol 38 (5): 818-827.

² Maria war Mestizin mit einem weißen und einem indianischen Elternteil. Sie war die Schwester des Aónikenk-Kaziken Bysante, der im Territorium von Santa Cruz zu Hause war. Durch englische Seereisende erlangte sie einen hohen Bekanntheitsgrad und das schien Coan auf den Gedanken gebracht zu haben, sie für eine große Kazikin, eben eine „Königin“ zu halten. (Martinic 1995:350)

„The long-looked-for Patagonian Queen has at last arrived. She comes to us not in regal pomp and royal splendor, attended with a brilliant retinue of ‚peers or the realm‘, but as a savage squaw with a few straggling attendants, and escorted hither by Mr. Arms, who went up to her camp this morning.“ (Coan 1833/1880:154)

Dem „Gefangenen“ Bourne schien die Macht eines Kaziken unumschränkt zu sein, denn in allen wichtigen Fragen hatte er das letzte Wort. Allerdings bemerkte er im selben Atemzug, dass die anderen Indianer beträchtliche Meinungsfreiheit besaßen, dass sie manchmal gegen seine Ratschläge opponierten und sogar seine Autorität in Frage stellten. Außerdem fiel ihm auf, dass niemand wirklich zuhörte, wenn der Kazike wegen einer fälligen Jagd eine Ansprache hielt. (Bourne 1849/1853: 35,81)

Als die Indianer von den Regierungen Rationen einstreiften, war es wichtig, Kazike zu sein, denn nur diese erhielten die Zuschüsse. Musters, der für viele von ihnen Bittgesuche bezüglich der Rationen verfasste, schrieb:

„Manche Häuptlinge sind erblich, aber dies ist nicht immer der Fall, und unter den nördlichen Indianern¹ gibt es viele kleine Häuptlinge, welche aus Leuten bestehen, die, wenn sie in den Besitz einiger Stuten und Hengste gekommen sind, sich den Titel Cacique beilegen.“ (Musters 1873:197)

Nach dem Tod des alten Crimé wurde „die Stelle eines Capitanejo mit dem Range eines Lieutenants in der Buenos Ayrischen Armee und dem Rechte, Rationen zu beziehen“ frei, deshalb setzten die Tehuelchen sofort einen Nachfolger für ihn ein. (Musters 1873:266)

Mehrere Autoren erwähnten, dass das Kazikentum erblich war. (Falkner 1774:120; A.Viedma 1783/1837:71; Fitz-Roy 1834/1839:164; Bourne 1849/1853:35 nahm es an; Musters 1873:197) Das steht scheinbar im Widerspruch zu der Möglichkeit der Mitglieder einer band, den Kaziken zu verlassen, wenn er nicht entsprach. Es ist aber zu bedenken, dass Söhne von Kaziken durch Beobachtung und Rollenspiel, durch Vererbung der notwendigen Fähigkeiten, nicht zuletzt durch die

¹ nördliche Aónikenk

Bewunderung ihrer Väter eher in diese Rolle hineinwachsen als andere, die ihre Eignung erst beweisen mussten.

Der Kazike Julian Gordo erläuterte Viedma, dass die band dem Kaziken Julian Grande das Recht, sich Kazike zu nennen, entzogen hätte, weil er sie bei ihrer Wanderung zum Salzsee aufhielt und störte. Julian Grande verließ in der darauffolgenden Nacht zusammen mit seiner Frau heimlich die Tolderia. (A.Viedma 1780/1837:29)

Zwei Beispiele zu diesem Thema lieferte Coan.

1. Als der Kazike Kongo die Absicht hatte, mit seinem Lager zur Gregory Bucht zu übersiedeln, konnte er seine Meinung nicht vollkommen durchsetzen, der Disput endete mit einer Teilung der Gruppe. (Coan 1833-34/1880:145)
2. Coans „Königin Maria“ stand mit Kapitän Kongo auf Kriegsfuß und keiner ließ am anderen ein gutes Haar. Die gegenseitigen Eifersüchteleien und Beschimpfungen der beiden Führer führten zur Trennung der beiden Parteien. (Coan 1833-34/1880:191)

Wenn der Tätigkeitsbereich eines Kaziken derart mit Pflichten überfrachtet war, stellt sich die Frage, was einen Mann dazu bewog, diese Rolle überhaupt zu übernehmen oder anzustreben. Eine Antwort liegt im Prestigegewinn. Nach außen fiel das höhere Ansehen sofort durch das stets gesattelte Pferd vor dem Zelt (Pineda 1789/1971:18) oder durch prächtigere Kleidung auf. Musters lieferte Beispiele:

- Bei der Kleidung putzten die Häuptlinge ihre Wickelstiefel mehr heraus als die übrigen. „Beim Reiten werden sie entweder mit buntfarbigen gewebten Bändern oder, was für Häuptlinge unerlässlich ist, mit Riemen von Haut befestigt, die massive silberne Schnallen haben.“ (Musters 1873:174)
- „Feine Herren prunken natürlich mit silbernen Steigbügeln, aber sie werden oft gar nicht benutzt.“ (Musters 1873:181)
- Die Wiegen der Kinder reicher Eltern wurden mit Glöckchen, mit Messing- oder sogar mit Silberplatten geschmückt. (Musters 1873:175)

Häuptlinge waren meist reicher als die übrigen. Sehr oft konnten sie sich zwei Frauen leisten, in selteneren Fällen sogar mehr. Außer Prestige erlangten Kaziken in bestimmten Situationen auch Macht. Mehr Macht wurde ihnen insbesondere von den Spaniern bzw. Argentinern oder Chilenen zugebracht.

Der Machtbereich der Kaziken

Muñiz unterschied zwei Arten von Kaziken, „caciques mayores“, die Herren des Landes und „caciques simples“, die nicht von einem Platz zum anderen reisen konnten, ohne die Bewilligung des Ersteren zu haben. Die Erstgenannten hatten im Kriegsfall absolute Macht, in Friedenszeiten war das nicht so. (Muñiz 1826/1917:204) Ob die sogenannten „caciques mayores“ in Kriegszeiten wirklich „absolute“ Macht hatten, sei dahingestellt. Als „Herren des Landes“ wurden sie wohl nicht wegen ihrer Machtausübung auf die Gruppen bezeichnet.

Kaziken für Kriegsfälle wurden in stundenlang andauernden Verhandlungen, den sogenannten „Parlamentos“ ernannt. Für die Dauer von Auseinandersetzungen verfügten sie über viel Macht und waren die Verhandler mit den Spaniern bzw. Argentinern. Deren Gewohnheit war es allerdings, immer nur Autoritätspersonen anzuerkennen, weshalb sie nur mit Kaziken verhandelten.

Deutlich zutage kam das nach dem Wüstenfeldzug, als Roca nicht bereit war, Namuncuras Gesandte zu empfangen, angeblich, weil sie ihm zu zerlumpt waren. Allerdings ging es hierbei auch um ein Ausspielen der Macht, denn als Namuncura bereit war, sich zu unterwerfen, wurde er empfangen und mit dem Rang eines Obersten ausgezeichnet.

Einige indianische Persönlichkeiten schienen durch ihr Auftreten die Meinung der Spanier über die Macht von Kaziken zu bestätigen, andere nutzten diese Meinung zu ihren Gunsten. Ich nenne sie hier *angesehene* und *bestechliche* Kaziken.

Angesehene Kaziken: Dazu gehörten die sowohl körperlich als auch charakterlich herausragenden Persönlichkeiten Cangapol (Kazike Bravo) und Cacapol (sein Vater), die sich erfolgreich gegen feindliche Aktionen der Christen und gegen die Vereinnahmung der Indianer durch die Jesuiten wehrten.

- Sie waren „a kind of petty monarchs over all the rest. When they declare war, they are immediately joined by the Chechehets, Tehuelhets, and Huilliches, and by those Pehuenches who live most to the south, a little lower than Valdivia.“ (Falkner 1774:102f.)

- Kazike Bravo, der „jefe supremo de estas regiones“, betrachtete das Treiben der Jesuiten und die Errichtung von Reduktionen mit argwöhnischen Augen, weil er laut Dobrizhoffer um die Freiheit der südlichen Nationen und um die Schwächung seiner Autorität fürchtete. (Dobrizhoffer 1784/1967:243)

Der junge Moreno lernte in Shay-hueque einen intelligenten Indianer und würdigen Kaziken kennen, der sich nicht nur als hochgestellte Persönlichkeit empfand, sondern von seiner Erhabenheit über die anderen Kaziken überzeugt war. Shay-hueque sprach ganz klar aus, dass er weder Herrscher noch General war, das glaubten nur die Christen:

„Me decia un dia que él no era Gobernador, porque á este le nombraban los cristianos, ni General, porque tal nombramiento emanaba del Gobierno. Su título era *Gobierno de las manzanas*, porque era así como se titulaban sus antepasados, de quienes él habia heredado el cacicazgo. Su padre el cacique *Chocorí* le habia recomendado al morir que jamás peleara contra los cristianos, porque las ropas en que lo envolvieron cuando nació eran cristianas; - añadiendo que si no fuera por los ciristianos andarian desnudos como antes. Pero, cansado de la *mala conducta* de sus amigos de Patagones, habia resuelto invadir.“ (Moreno 1876:11)

„*Bestechliche*“ Kaziken: Der als Kazike Negro bekannte Tehuelche Chanel trat um 1779 das Gebiet von Patagones gegen eine entsprechende Abgeltung an die Spanier ab. (Crivelli 1993:183) Rechtlich gesehen konnte er das aus Indianersicht gar nicht, weil diese keinen Landbesitz kannten, und er hatte auch nicht die Einwilligung aller.

Zwischen 1856 – 59 trat Casimiro Biguá den Argentinern Gebiete in der heutigen Provinz Santa Cruz ab. Casimiro war kein anerkannter Führer einer band, sondern brachte es durch seine Sprachkenntnisse zu einer gewissen Bedeutung. Bei einer Reise nach Chile wurde er mit dem Rang eines chilenischen Hauptmannes bestallt, das bedeutete eine schöne Uniform und regelmäßige Rationen. In den Jahren 1856 – 59 ernannte ihn die argentinische Regierung für die vorne erwähnte Gebietsabtretung zum „Kaziken“ und gewährte ihm Rationen auf Lebensdauer. (Martinic 1995:122-124)

Bei den Aónikenk genoss er deshalb eine Zeitlang ein gewisses Ansehen, da er aber dem Alkohol verfallen war und sich eher durch Großspurigkeit als durch echte Führungsqualitäten auszeichnete, wurde er fallen gelassen. Als Musters ihn

kennenlernte, war er ziemlich heruntergekommen. Da Musters zumindest in der ersten Zeit auf seine Spanischkenntnisse angewiesen war, warb er Casimiro an und verhalf ihm für kurze Zeit wieder zu einiger Akzeptanz.

Nach 1880, nach dem Wüstenfeldzug, maßen die Christen den Kaziken noch mehr Bedeutung zu. Sie verhandelten ausschließlich mit ihnen und übertrugen ihnen die Verantwortung für ihre Gruppen. Bei den Aóniken nahmen Papon und Mulato diese Stellung ein.

Papon, der den Rang eines chilenischen Oberstleutnants bekleidete, erhielt das folgende Dokument, das er Lista (1877-80:59) zu lesen gab:

„*Gobernador de Punta Arenas.*

„Cacique Papon: Te aviso que no te daré raciones sinó mandas á Punta Arenas todos los comerciantes que ván á vender aguardiente sin mi permiso.

„Todos esos cristianos son unos ladrones, y yo tu amigo.

„Deseo saber si hay buques argentinos en la costa–

Diego Dublé Almeida.“

Mulato, dessen fast rundes Zelt mit Leinwand bedeckt und weit größer war als die traditionellen Fellzelte (Borgatello 1898/1924:109), war von allen anerkannt. Wenn ein „kleinerer“ Kazike ein Problem hatte, wandte er sich an ihn. Das war um so leichter durchführbar, als Mulato sesshaft war. Er hatte von der Regierung Land erhalten und sein Titel wurde direkt vom Präsidenten in Chile bestätigt. (Radboone in Childs um 1900/1936:134) Mulato schaffte es, sich an die durch die Kolonisation verursachten neuen Umstände anzupassen (Sesshaftigkeit, Tierhaltung, Brandmarken) und war ziemlich wohlhabend. In seiner Gesinnung blieb er indes Tehuelche, der sich durch Großzügigkeit und Freigebigkeit auszeichnete. Obwohl Mulato von Indianern und Weißen gleichermaßen geschätzt wurde (die Bierbrauerei „La Patagona“ warb mit seinem Bild für ihr Produkt), konnte er, als die Kolonisten immer tiefer in das den Indianern zustehende Land eindrangen, beim Einsatz für seine Leute nichts erreichen.

Die Indianer erkannten jemanden kraft seiner Kompetenz als Kaziken an, während die weiße Bevölkerung den Kaziken eine Art „Amtsautorität“ mit entsprechenden Machtbefugnissen zudachte.

Zu den wichtigsten Fähigkeiten, die ein Kazike aufweisen sollte, gehörte die Eloquenz. Reden hielten die Kaziken vor dem Lagerwechsel, bei der Begrüßung und Verabschiedung von Fremden, bei den Parlamentos und zur Stimulierung vor Malones. Die Rede durfte nicht zu kurz sein. Es muss ausdrücklich betont werden, dass keine Kunst unter den Tehuelchen so hohen Wert genoss wie die Redekunst. Eloquenz war vor allem sehr wichtig, wenn der Kazike seine Gruppe anderen gegenüber vertrat.

„Su gran elocuencia – dice Moreno – y su mayor triunfo oratorio consiste en hablar horas enteras y cuanto más sea posible, para hacer duradero e importante el discurso; y Viedma recuerda que no se interrumpía al que hablaba aunque lo hiciera durante todo un día y que estos discursos estaban a cargo de los indios de más autoridad.“ (Vignati 1936:643f.)

Redekunst

- Eloquenz wurde sehr geschätzt. Mangelte es einem Kaziken daran, hielt er sich einen Redner. (Falkner 1774:120f.)
- Rhetorisches Geschick waren entscheidend für die Wahl zum Kaziken. (D’Orbigny 1829/1839-43:107, Tome IV)
- Die Rede eines einzigen Redners konnte zwei oder drei Stunden dauern, zumal bestimmte Nachrichten immer wieder wiederholt wurden. Die Zuhörer zeigten ihre Aufmerksamkeit durch häufige Beifallskundgebungen an. Es gehörte zum guten Ton, dass niemand einen anderen unterbrach, während er redete und man hatte sich gegenseitig sehr viele Neuigkeiten mitzuteilen. Bei solchen Versammlungen wurden Bündnisse und Freundschaften geschlossen, Kontrakte vereinbart und bewilligt. Für all dieses hatten die Kaziken absolute Befugnisse. (Viedma 1780-83/1837:73)
- Der Kazike hielt vor einem Angriff eine lange Ansprache „pour stimuler les guerriers“. (D’Orbigny 1829/1839-43:185)

Als Musters mit den Tehuelchen reiste, erlebte er auch die Bedeutung der guten, langen Rede und er „erlitt“ sie, weil er in der Tolderia als Einziger die Fähigkeit des Lesens und Schreibens beherrschte und daher die umständlichen Ausführungen einzelner Männer niederschreiben bzw. vorlesen musste.

- An Foyel und Cheoque, den Kaziken von Manzanas wurde ein Brief gesandt, in dem äußerst zuvorkommend und wortreich mitgeteilt wurde, dass sich alle Indianer vereinigt hätten und sie auch dazu eingeladen seien. Der Brief wurde allen versammelten Kaziken vorgelesen, zwei Boten, Kazikensöhne, machten sich mit je zwei Pferden auf den Weg. (Musters 1873:220)
- Die Antwort auf diesen Brief musste Musters vorlesen.
 „Die Caciquen bildeten einen Kreis, in welchem mein Platz neben dem Präsidenten, Casimiro, war; dann wurden die Chasquis [=Boten] vorgestellt und überreichten mir feierlich den Brief, der in ganz eigenthümlichem Spanisch geschrieben war; nachdem ich ihn einigermaßen für mich studiert hatte, war ich im Stande ihn zu entziffern und der aufmerksamen Versammlung zu erklären. Er enthielt viele Äußerungen des Wohlwollens und der Hoffnung auf eine baldige Zusammenkunft und Schluß mit der Entschuldigung, daß er, weil er sein nördlich vom Rio Limay gelegenes Land nur verlassen habe und in diese Gegenden herabgekommen sei, um Jagd auf die jungen Guanacos zu machen, zu seinem Bedauern so wenig Krieger in seinem Gefolge habe, mit welchen er ‚den großen Häuptling des Südens‘, nämlich Casimiro, bewillkommen könne. Die Häuptlinge waren alle, ohne daß ich mich rühmen will, sowohl mit meiner Haltung bei dieser amtlichen Verrichtung sehr zufrieden, als auch erfreut über den freundschaftlichen Inhalt der Depesche;“ (Musters 1873:222)
- Am meisten litt Musters aber, als er beim Austausch von Höflichkeiten zwischen den Kaziken Foyel und Casimiro fortwährend Casimiros „sinnlose Botschaften“ schreiben musste, obwohl deren Toldos nur 200 m voneinander entfernt lagen. (Musters 1873:227)

Parlamentos

Noch wichtiger war die Eloquenz bei den Ratsversammlungen, den sogenannten Parlamentos, die verschiedenen Zwecken dienten. Es handelte sich um Beratungen über verschiedene, bei den Gruppe(n) anstehende Probleme wie

- ⇒ Maßnahmen zur Verteidigung der Gruppe(n)
- ⇒ die Wahl eines „cacique mayor“
- ⇒ den Treffpunkt mehrerer Gruppen
- ⇒ die Teilnahme/Nichtteilnahme an einem Überfall
- ⇒ die Vereinbarung zum dauerhaften Frieden
- ⇒ das Vorgehen bei der Zusammenkunft mit anderen Gruppen

Zur Illustration lege ich hier einige Beweise vor.

- Bei einem wichtigen Ereignis oder bei einem bevorstehenden Krieg rief der Kazike den Rat „of the principal Indians and wizards“ ein und verhandelte mit ihnen über die zu ergreifenden Maßnahmen, die sie zu ihrer Verteidigung oder zum Angriff zu ergreifen hatten. (Falkner 1774:121)
- Wenn die Gruppe eine Beleidigung erfahren hatte und der Kazike zur Verteidigung einen Krieg anzetteln wollte, musste er sich mit seinen wichtigsten Indianern beraten. Zu diesem Zweck versammelten sich alle im Zelt des Kaziken, der Grad der Beleidigung wurde den eigenen Mitteln zum Angriff gegenübergestellt, die zu erwartenden Schwierigkeiten wurden erwogen, der Vorschlag des Kaziken wurde angenommen oder abgelehnt. Bei Ablehnung war dieser nicht beleidigt. Meistens wurde der Vorschlag aber angenommen und nur die Vorgangsweise und der Zeitpunkt erörtert. Die Diskussionen wurden einige Tage geführt. Wenn der Krieg beschlossen war, gab der Kazike an drei aufeinanderfolgenden Nächten von seinem Toldo aus mit lauter Stimme die Kriegserklärung kund, den Zeitpunkt, die geplante Form, das Motiv und endlich, dass alle Vorkehrungen getroffen wurden. (Viedma 1780-83/1837:72f.)
- Auf Hinchels Wunsch wurde ein Parlamento abgehalten. Die Häuptlinge trafen sich an einem verabredeten Platz zwischen den beiden Lagern, wo sie nach der Reihe ihre Reden hielten, um schließlich Casimiro zum kommandierenden Häuptling der Tehuelche zu wählen. Dieser Beschluss wurde bei einem zweiten Parlamento bestätigt. (Musters 1873:121)
- Die Tehuelche beschlossen auch, sich nach der Jagd auf die jungen Guanakos in dem Ort Teckel zu treffen, von dort nach Las Manzanas zu marschieren, um sich mit den araukanischen Indianern, den früheren Erzfeinden der Tehuelchen, zu vereinigen. (Musters 1873:121)
- Bald darauf hielten die Indianer ein Parlament ab, bei dem beschlossen wurde, dass sie im Falle eines Einfalles der Araukaner unter Calfucura die Stadt Patagones verteidigen wollten, „da es, wenn diese Stadt zerstört werden sollte, keinen Markt für ihre Pelze usw. geben würde. (Musters 1873:124)

Diese Parlamentos dauerten beträchtlich lange.

- Ein großes Parlamento dauerte von früh am Morgen bis in die Nachmittagsstunden. (Musters 1873:228)
- Nach der üblichen Begrüßungszeremonie wurde ein bis zum Sonnenuntergang dauerndes Parlamento abgehalten. (Musters 1873:243)

Territorialbesitz oder nicht?

Bei ihrem umherschweifenden Leben fehlte ihnen territorialer Besitz. (Cox 1862-63:169f.)

Fitz-Roy meinte, dass von den in vier Gruppen aufgeteilten Patagoniern

- jede Gruppe ein eigenes, wenn auch nicht exakt bestimmtes „ill-defined“ Gebiet innehatte.
- jede Gruppe einen Führer oder Kaziken hatte, aber alle dieselbe Sprache sprachen und offensichtlich Unterteilungen desselben Stammes waren.
- sich alle an einem bestimmten Platz versammelten, wenn es ihnen notwendig schien.
- sich einzelnen Gruppen bei Nahrungsmangel oder bei Unstimmigkeiten auf ihr Gebiet zurückzogen. (Fitz-Roy 1834/1839:131)

Musters schrieb über die verschiedenen „Stämme“ der Tehuelche:

- „Die Tehuelchen oder eigentlichen Patagonier [er meinte die Aónikenk] werden in zwei große Stämme, den nördlichen und den südlichen, getheilt.
- Sie sprechen dieselbe Sprache, lassen sich aber an der Verschiedenheit der Betonung erkennen, und die Südlichen scheinen im Durchschnitt längere und schönere Menschen und mit den Bolas geübtere Jäger zu sein.
- Die Nördlichen streifen hauptsächlich in dem zwischen der Cordillera und dem Meere gelegenen Districte umher, sie wandern vom Rio Negro im Norden bis südlich zum Chupat, kommen aber dann und wann auch bis zum Flusse Santa Cruz herab.
- Die Südlichen haben das Land inne, das südlich vom Santa Cruz liegt, und ziehen bis nach Punta Arena.
- Die beiden Abtheilungen sind jedoch sehr miteinander vermischt und heirathen oft in einander; dessen ungeachtet bewahren sie immer ihre clanartige Eintheilung und ergreifen bei den häufigen Händeln die Gegenpartei.“ (Musters 1873:79)

Bei diesen beiden soeben erwähnten Gruppen handelte es sich um die nördlichen und südlichen Aónikenk. Das Interessante ist aber, dass die von Musters als Pampas oder „Penk“ bezeichneten Gününa Küne auch im Gebiet zwischen Rio Negro und Rio Chubut, also im selben Gebiet wie die nördlichen Aónikenk umherzogen.

- „Vom Rio Negro bis zum Chupat trifft man noch einen zweiten Stamm, der eine andere Sprache spricht und sein Hauptquartier an den Salinas nördlich vom Rio Negro hat.

- Dies sind die Pampas, von den Tehuelchen ‚Penk‘ genannt, was, wie ich glaube, in den Namen Pehuelche corrumpt worden ist.
- Mehrere Geschlechter dieses Volkes verbreiten sich über die Ebenen nördlich vom Rio Negro und machen häufige Einfälle in die argentinischen Ansiedelungen bis zur Provinz Santa Fé und sogar, wie ich glaube, bis Cordoba und Mendoza.
- Die Pampas-Indianer des nördlichen Patagoniens halten zuweilen Rinder und Schafe, in der Regel aber leben sie von der Jagd.“ (Musters 1873:80)

Und Lista sprach, sich nur auf die Aónikenk beziehend, von zwei großen Stämmen, von denen der eine

- zwischen den Flüssen Limay und Chupat,
- der andere zwischen dem Chupat und der Magellanstraße lebte. (Lista 1877-80:114)
- Diese zwei großen Gruppen waren aber in weitere kleinere Gruppierungen aufgeteilt, die den folgenden Kaziken unterstanden: Papon, Gumelto, Antonio, Vera, Ucamaní, Orkeke, Ojo de Pulga, Patricio, Pátria, Racaguiste und Calacha. Bei der südlichen Gruppe war Papon der wichtigste Kazike, aber auf Grund seines wankelmütigen Charakters und der schlechten Behandlung seiner Kameraden auch der am meisten gehasste. (Lista 1877-80:114f.)

Diese Äußerungen sagen noch nichts darüber aus, ob die einzelnen Gruppen diese Gebiete fest in ihrer Hand hatten und verteidigten oder die Ressourcen des Landes miteinander teilten. Wenn man aber Musters Reise betrachtet, wurde nie um Land gekämpft. Bei den von ihm im obigen Zitat erwähnten Geplänkeln handelte es sich um persönliche Zwistigkeiten, nicht um Gebietsstreitigkeiten.

Es stellt sich die Frage, welchen Vorteil die einzelnen Gruppen durch die freie Bewegung im Raum gewannen.

1. Sie konnten sich besser an die vorhandenen Ressourcen anpassen.
2. Sie konnten eine übermäßige Ausbeutung derselben vermeiden.
3. Sie konnten sich kontinuierlich über Leute und Ressourcen informieren.

Die bessere Anpassung an die Ressourcen erzielten Jäger und Sammler allgemein durch Veränderung der Größe und Zusammensetzung der bands. Nach Myers (1982:183; zitiert in Kelly 1995:185) sind bands „largely the outcome of individual

decisions, and the actual composition can be explained only through understanding the processes of individual affiliation“.

Alle aufgezählten Punkte trafen auf die Tehuelche zu. In der „guanaco chico season“ trafen sich mehrere Gruppen in einem Gebiet. Danach gingen die einzelnen bands wieder eigene Wege. Affinale Verwandtschaften zwischen den verschiedenen Gruppen festigten die sozialen Bande, erleichterten den Austausch über Neuigkeiten bzw. Ressourcen.

Die Frage nach der Verhältnismäßigkeit, ressourcenreiche Territorien für alle Gruppen zugänglich zu machen oder sie aber gewaltsam zu verteidigen, wurde nach Abwägung aller Vor- und Nachteile gelöst. Im Falle des sharing gewannen sie folgende Vorteile:

1. Die Gruppen erhielten mehr Informationen über die Ressourcen.
2. Unkoordinierte Suche, die „overcrowding“ erzeugen konnte, wurde vermieden.
3. Die Besucher von heute waren vielleicht die Gastgeber von morgen.
4. Gruppenmitglieder konnten effektive Sanktionen gegen Betrüger durchsetzen.

Das Betreten der Territorien war selbstverständlich an Regeln gebunden und die waren bei den Tehuelchen sehr genau vorgeschrieben.

Rauchzeichen

Mit Rauchzeichen oder Signalfeuern wurden verschiedene Botschaften gesendet.

- Beim Abbruch eines Zeltlagers ließen die Indianer vor dem Weiterziehen eine starke Rauchfahne aufsteigen. (Coan 1833-34/1880:124)
- Mit Rauchzeichen kündigten die Indianer anderer Gruppen ihr Kommen an. Laut Viedma (1780-83/1837:73) bedurfte es dreier Rauchzeichen. Eine Annäherung an die Toldos war erst gestattet, wenn eine entsprechende Antwort mit drei Rauchzeichen erfolgt war.
- Bei einer seiner Forschungsreisen in Patagonien machten in der Nähe des Fontana-Sees junge Indianerburschen durch Rauchfeuer auf sich aufmerksam, um der Karawane ihre Dienste anzubieten. (Steffen 1929:155f.)
- In der Nähe von Santa Cruz „das die letzten Indianer eben verließen, weil sie mit ihren Handelsgeschäften fertig waren und den ganzen Grog weggetrunken

hatten, sahen wir viele Rauchsäulen, die von ihren Jagdpartien herrührten.“ (Musters 1873:36)

- Sie verwendeten das Feuer zum Senden von Nachrichten und über große Distanzen, wenn ihnen Gefahr drohte. (D'Orbigny 1829/1839-43:185)
Den Rauch sah man in Patagonien aus großer Entfernung, aber man brauchte das geübte Auge eines Indianers, um ihn von den Wolken unterscheiden zu können, meinte Musters (1873:125)

Borgatello (1924:19) notierte, dass der Rauch als Telefon diene und unterschied folgende Rauchzeichen:

- Rauch in gerader Linie in 1 oder 2 km Entfernung voneinander galt als Aufforderung zum Weiterwandern.
- Drei benachbarte Feuer in gleicher Entfernung voneinander zeigten an, dass jemand den Weg verloren hatte und nun Hilfe suchte.
- Zwei benachbarte Feuer sollten diejenigen herbeirufen, mit denen man sich treffen wollte.
- Ein einziges Feuer deutete auf gemeinsames Essen, Unterhaltung oder auf eine Jagdgemeinschaft hin. Diese Feuer konnte man manchmal mehrere Tage sehen.

Verschiedene Beispiele, bei denen Signalfeuer der Kontaktaufnahme dienten:

- Bei der ersten Kontaktaufnahme der Missionare Coan und Arms entfachte der Indianer, der sie zu seiner Gruppe führte, mit zwei Feuersteinen ein Feuer, aus dem bald eine dichte Rauchwolke aufstieg, als Signal für die anderen, sich zu ihnen zu gesellen. (Coan 1833-34/1880:50)
- Als Musters beim Rio Gallegos in Begleitung zweier Argentinier ritt, zündeten sie ein Signalfeuer an, das bald darauf in einer scheinbar unbewohnten Landschaft durch zum Himmel emporsteigende Rauchsäulen erwidert wurde. Nach einer Weile kam Sam, der Sohn Casimiro auf sie zugeritten. Bald danach gesellten sich noch zwei Indianer, ein Knabe und zwei Frauen hinzu. Ein Feuer wurde entfacht und eine Pfeife herumgereicht. Die Frauen reichten allen vom mitgebrachten Wasser. (Musters 1873:32f.)
- Durch Rauchfeuer wurde die Ankunft Morenos und der Indianer, in deren Begleitung er war, angezeigt. Sie wurden im Tal von Shehuen am Rio Chico von vier Indianern und María, der Gattin des Kaziken Conchingan empfangen. Einige Quillangos und Straußenfedern wechselten ihre Besitzer gegen Zucker, Yerba, Zwieback und vor allem gegen Schnaps. (Moreno 1876/1879:219)
- Beim Weiterreisen teilte Sam durch ein Rauchsignal seinen Aufenthaltsort mit. Bald waren Musters und seine Begleiter von vierzig oder noch mehr Indianern umringt, die von ihren Häuptlingen zum Empfang im Halbkreis aufgestellt

wurden. Als Geschenk erhielten sie etwas Zwieback und Charqui. (Musters 1873:34,35)

Feuer halfen auch Verirrten beim Finden des Lagers.

- Eines Abends kam ein Chilene nicht von der Jagd zurück, um ihm die Richtung des Lagers anzugeben, zündeten die Indianer dürres Gras an. Am nächsten Tag fand er sich, durch das Signalfeuer sicher geleitet, tatsächlich ein. Er hatte sich beim Verfolgen einer Guanakoherde verirrt. (Musters 1873:15,7)

Waren die Tehuelche über den Urheber eines Feuers nicht im klaren, konnten sie auf zwei Arten reagieren.

- Entweder witterten sie Gefahr, dann blieben sie eine Nacht lang ohne Feuer und ohne Unterhaltung wach. (Musters 1873:103; Oviedo y Valdés 1852:40)
- Oder sie schickten Kundschafter aus (Musters 1873:115). Boten entsandten sie aber auch bei Annäherung von zwei Gruppen.

„Wenn zwei Indianerhorden einander sich nähern und endlich so nahe sind, daß sie den Rauch der Jagdfeuer erkennen, so wird ein Signalfeuer angezündet und von jeder Seite ein Chasqui – von den Tehuelche Coêto genannt – in der Regel irgend ein Verwandter der Häuptlinge, abgesandt. Wenn die beiden Chasquis sich treffen, begeben sie sich nach dem Lager des Mächtigsten, und wenn sie nahe kommen, sprengen noch mehr Reiter heraus und geleiten sie nach dem Toldo des Häuptlings. Bei der Ankunft sitzt der fremde Chasqui ab, für seine Pferde und sein Zeug wird gesorgt, und ihm wird mit großer Förmlichkeit ein Sitz angewiesen, wo er, zuweilen eine Stunde lang, geduldig bleibt und mit ernstem Gesicht alle Fragen beantwortet; dann richtet er die Botschaft aus, mit der er etwa betraut sein mag. Wenn er auch müde, matt und hungrig ist, er rührt sich nie, bis die Förmlichkeiten zu Ende sind; dann wird er mit der besten Nahrung versorgt, die sein Wirth besitzt, und ihm das bequemste Unterkommen verschafft, das derselbe bieten kann.“ (Musters 1873:198)

Die Aónikenk hatten mit den Manzaneros ein Treffen vereinbart und gaben nun ihre Ankunft mittels Rauchsignalen bekannt. Die Antwort erfolgte auf die gleiche Weise. In der Nähe des Lagers sammelten die Tehuelche im Schutz von Büschen ihre Truppen, alle legten ihre besten Ponchos und ihren Silberschmuck an, wechselten die Pferde und zogen dann langsam in Richtung des fremden Lagers weiter. Aber kein Empfangskomitee erwartete sie. Endlich ließ eine Frau wissen, dass die Männer auf der Jagd waren, man aber schon nach ihnen geschickt hatte. Nach einer halben Stunde erschienen die Araukaner, „wie Dämonen

galoppierend“. Sie stellten sich in vortrefflicher Linie zum Willkommensgruß auf und das Zeremoniell konnte stattfinden. (Musters 1873:206f.)

Ein Zeremoniell war wichtig, denn der Platz in der unmittelbaren Nähe einer Tolderia wurde als heilig angesehen und von den größten Feinden mit Ehrfurcht behandelt. Niemals gallopierten Indianer unerlaubt in diesen Raum und sie beklagten sich über die Grobheit der Christen, die die vorgeschriebene Distanz nicht wahrten. (Muñiz 1826/1917:204f.)

Diese Grobheit der Christen ist eigentlich schwer verständlich, denn es gibt/gab auch bei uns Rituale, die beim Betreten fremder Räume (Kirchen, Amtsräume, aber Wohnungen von Freunden) einzuhalten sind/waren. Sicher sind die Rituale in unseren Gesellschaften nicht (mehr) so aufwendig, aber doch vorhanden, stärker vorhanden beim Betreten eines sakralen Raumes. Wenn man nun Muñiz' Worten Glauben schenkt und die durchgeführten Zeremonien der Tehuelche erhärten seine Aussage, so betraten Fremde in der Tolderia einen geheiligten Raum, den Fremde nicht entweihen sollten. Das konnte nämlich leicht geschehen, denn der böse Dämon „Gualichu“ lauerte immer und überall, um Schaden anzurichten. „Im Lager stellt der Gualichu sich außerhalb der Rückseite des Toldo, wo er auf eine Gelegenheit wartet, die Insassen zu belästigen, und wird vermeintlich durch die Zauberformeln des Doctors in Ruhe erhalten. (Musters 1873:193) Er verbreitete Übel und Krankheiten und brachte den Tod. Nirgendwo war man vor ihm sicher. Ein Teil der Begrüßungszeremonie bestand darin, diesen Teufel fernzuhalten. Deshalb waren an den Zeremonien, ob es nun schriftlich besonders hervorgehoben wurde oder nicht, immer Schamanen beteiligt. Ein von Musters beschriebenes Ritual zur Abwehr des Gualichu wegen der Kranken im Toldo ähnelte in einigen Punkten dem anschließend präsentierten Begrüßungsritual, weshalb ich sie hier darbiere.

„Gegen Abend desselben Tages hörten wir plötzlich in Foyel's Toldo Gejauchze und Geschrei, und Alle, außer Casimiro, der ganz still am Herde saß, sprangen nach ihren Waffen; sie glaubten natürlich, es sei von Las Manzanas eine Horde gekommen, um zu kämpfen. Nachdem wir eine Weile in Ungewißheit gewesen waren, sahen wir einen Zug Männer in Linie, aber zu Fuße, schreiend, schießend und die Waffen schwingend, nach unserem Toldo vorrücken. Da erklärte uns Casimiro, der im Stillen über uns lachte, daß sie nur gegen die Krankheit kämpften. Die Leute kamen bis zu unserem Toldo, schlugen mit den Lanzen auf

die Rückseite desselben, um den Gualichu zu verscheuchen, und entfernten sich dann wieder.“ (Musters 1873:259)

Begrüßungszeremonie – Etikette

Beim Aufeinandertreffen zweier Gruppen kam es zu einer Begrüßungszeremonie unter Wahrung einer präzisen Form. Eine „Rite des Raumes“¹ wurde somit durchgeführt. Musters schilderte ausführlich, wie sich alle für die Ankunft der nördlichen Aónikenk und ihrem Kaziken Hinchel festlich herausputzten. Zur Begrüßung stellten sich beide Parteien vollständig bewaffnet einander gegenüber in einer Linie auf.

„Die nördlichen Indianer sahen am glänzendsten aus; sie trugen Flanellhemden und Ponchos und prangten mit silbernen Sporen und schmuckvollen Zäumen. Die Häuptlinge ritten auf und nieder, richteten die aufgestellten Glieder und hielten Ansprachen an ihre Leute, die beständig ‚Wap, Wap, Wap‘ schrien. Ich stellte mich als Gemeiner ein, obgleich Casimiro sich vergebens bemüht hatte, mich zu bewegen, den ‚Capitanejo‘ oder Offizier einer Abtheilung zu spielen. Auf unserer Seite ließ man stolz die Fahne von Buenos Ayres wehen, während die Nördlichen einen weißen Fetzen trugen. Den Reihen der Letzteren sah man an, daß die Leute viel besser einexerziert waren, als unsere schlecht disziplinierten Truppen. Dann sandten die Parteien sich gegenseitig Boten oder Geißeln, und es wurde zu diesem Zwecke von jeder Seite ein Sohn oder Bruder des Häuptlings abgeordnet. Hierauf rückten die Neuangekommenen vor, formierten sich zu Colonnen in drei Gliedern und ritten um unsere Reihen herum, wobei sie ihre Flinten und Revolver abschossen, jauchzten und die Schwerter und Bolas schwangen. Nachdem sie drei- bis viermal in voller Eile herumgaloppiert waren, öffneten sie die Glieder und setzten sich in die Lage, als ob sie einen Feind angriffen; bei jedem Hieb oder Stoß, den sie ausführten, schrien sie ‚Kone‘. Der Gegenstand des Angriffs sollte der ‚Gualichu‘ oder böse Geist sein, und daß der böse Geist der Zweitracht ausgetrieben wurde, war allerdings nöthig. Dann machte Hinchel’s Partei Halt und stellte sich wieder in Linie auf, während wir unsrerseits dieselben Manöver ausführten. Nachher ritten die Caciquen vor und schüttelten sich mit Förmlichkeit die Hände, wobei sie alle der Reihe nach lange Reden voller Complimente hielten. Dies wurde mehrmals wiederholt, und der Etikette gemäß wurde immer nur mit ‚Ahon‘ oder Ja geantwortet, bis zur dritten Wiederholung, wo Alle anfangen zu sprechen und die Förmlichkeit allmählich bei Seite gelegt wurde. Es war für mich eine ziemliche Überraschung, als ich sah, daß man so streng auf Etikette hielt; aber diese sogenannten Wilden sind in der Beobachtung der richtigen Formen so ängstlich genau, als wären sie spanische Hofmänner. (Musters 1873:119f.)

¹ Begriff von Van Gennep, zitiert in (Wernhart 2000:51)

Üblicherweise schickte der Kazike einen Gesandten zu dem Fremden, der sein Anliegen vortrug und sich danach in der Tolderia frei bewegen durfte. Er beschenkte den Kaziken mit Schnaps oder Wein, womit sich einige in der ersten Nacht des Besuches antranken, während die Frauen vorsorglich alle Waffen auf die Seite räumten. Während der Besucher in einem anderen Zelt schlief, ging es im Zelt des Kaziken laut her. Schreie, Gesänge, Weinen waren zu vernehmen, derbe Stöße und Faustschläge ins Gesicht wurden ausgetragen. Drei Tage lang genoss der Fremde das Gastrecht, bekam die besten Leckerbissen zu essen, danach musste er für sein Essen bezahlen. (Muñiz 1826/1917:204f.)

Anderen Berichten ist zu entnehmen, dass das Gastrecht nicht nur auf drei Tage beschränkt war. Ich rede aber hier nicht von Musters, der durch seine aktive Teilnahme am Gruppenleben selbst zu seiner Versorgung beitrug.

Der Forscher Moreno wurde von Shay-hueque feierlich unter Wahrung der Etikette willkommen geheißen – und später ebenso feierlich verabschiedet.

- Der Kazike *Shay-hueque* empfing Moreno auf seinem Pferd sitzend in seinen besten Kleidern, umgeben von seinen nächsten Verwandten, zu denen der alte Kazike *Puelmanque* (Kondor des Ostens) gehörte, den schon Cox kannte. Shay-hueque reichte Moreno die Hand und forderte ihn auf, sein Zelt zu betreten. Frauen und Kinder stimmten dazu einen monotonen Gesang an. Im Zelt reichten sie einander nochmals die Hände, wobei Moreno fragte: „*amigo? A lo que él contestó: Si, amigo, pues.*“ In diesem Moment traten die übrigen Indianer ins Zelt und ein Parlamento begann. Als Dolmetscher dienten ein Indianer aus Valdivia und der Kazike Linares. (Moreno 1876:9)
- Auch der Abschied ging nicht so ohne weitere Formalität vonstatten. Die Kaziken Puitchualao und „Capitan Chico“ stellten ihre große Redegewandtheit unter Beweis, sodass daraus eine zweistündige Zeremonie wurde. (Moreno 1882:32)

Jede Zusammenkunft war unabdingbar mit dem Überreichen von Geschenken verbunden. Erst nach dieser Formalität durfte das Zelt des gastgebenden Kaziken betreten werden. „Sie beobachteten unter sich eine strenge Etikette; der eine Häuptling darf der Sitte zufolge den Toldo des anderen nicht betreten, wenn sie sich nicht vorher gegenseitig Geschenke gemacht haben.“ (Musters 1873:198) Die Geschenke wurden nicht einfach nur überreicht, die Übergabe hatte zeremoniellen Charakter.

- Als die band in die Nähe von Foyels Lager kam, begaben sich Casimiro und Musters „und die nöthige Anzahl Frauen zum Schreien [...] nach Foyel's Toldo, wo wir die Gaben überreichten, während die Frauen dabei melodisch heulten“. (Musters 1873:226)
- Von Puitchualao und seinem älteren Bruder „Capitan Chico“ wurde Moreno mit großer Formalität empfangen, das heißt umständlich mit einem lang andauernden Redeschwall. Der von ihm als Geschenk überreichte gute Branntwein ließ ihn während der folgenden Nacht aufgrund der Lautstärke der ausgiebig feiernden Indianer nicht schlafen. (Moreno 1882:30f.)
- „Es war eine tragikomische Szene, als in unserem Lagerplatz auf der Pampa de Ñirehuao eine ‚Gesandtschaft‘ der Indianer erschien, um Oberst Holdich und die Kommission willkommen zu heißen. Ihr Führer, ein Bruder des aus den Reisen von Cox, Musters und Moreno bekannten Kaziken Foyel, eines der mächtigsten Häuptlinge der Aucas oder Manzaneros, hatte zur Wahrung der Etikette, obgleich er sich ganz gut in spanischer Sprache verständlich machen konnte, seinen ‚Dolmetscher‘ mitgebracht. Nach einer längeren Begrüßungsansprache endete die Zeremonie damit, daß dem Kaziken ein Hut und ein paar Sporen als Geschenk überreicht wurden.“ (Steffen 1897/1929:156f.)

Und selbstverständlich erhielten die Schenkenden auch Gegengeschenke.

- Als die kommerziellen und die politischen Geschäfte mit den Araukanern erledigt waren, verteilte Cheoque unter die Tehuelchen Pferde usw. als Gegengaben für die vielen Geschenke, die er von ihnen empfangen hatte. Musters erhielt eine Lanze. (Musters 1873:256)

Der Sinn des Schenkens ist nach Sahlins (1974:182) die Vermeidung von kriegerischen Auseinandersetzungen und weil die „primitive society is at war with Warre“ haben all ihre geschäftlichen Transaktionen den Charakter von Friedensverträgen. Jeder Austausch dient sozusagen der politischen Aussöhnung oder mit den treffenden Worten eines Buschmannes gesagt: „The worse thing is not giving presents. If people do not like each other but one gives a gift and the other must accept, this brings a peace between them. We give what we have. That is the way we live together.“ (Marshall 1961:245 in Sahlins 1974:182) Damit ist deutlich zum Ausdruck gebracht, dass jeder Tausch einen gesellschaftspolitischen Faktor in sich trägt, der vom wirtschaftlichen nicht zu trennen ist. (Sahlins 1974:183)

Wenn es auch keine Territorialgrenzen gab, so waren doch soziale Grenzen vorhanden. Die sozialen Grenzen waren unter anderem fließend, weil verschiedene Individuen einer Gruppe zugleich mit Individuen einer oder mehrerer bands verwandt sein konnten. Casimiro freute sich auf die Zusammenkunft mit den nördlichen Aónikenk, weil er viele verwandte unter ihnen hatte. Verschwägerung war neben der Erlaubnis, die Territorien zu benutzen ein Mittel für gegenseitige Unterstützung oder Hilfe in „Notzeiten“.

Soziale Grenzen sind gegenüber Gebietsgrenzen vorteilhafter, wenn es wenig Unterschied bei den Ressourcen gibt und die beteiligten Gruppen durch Sharing mehr gewinnen können als durch Verteidigung ihrer Gebiete. Soziale Grenzen schließen Auseinandersetzungen aber nicht aus, Auseinandersetzungen zwischen den Gruppen, aber auch in den Gruppen selbst.

- Fehden

Gründe für Konflikte waren unerlaubte Grenzüberschreitungen genauso wie heimliches Fortschleichen aus der Tolderia.

- Ein häufiger Grund für Fehden waren Gebietsüberschreitungen zum Zweck der Jagd oder Plünderung. Die insultierte Gruppe setzte den Eindringlingen nach und verlangte einen Ausgleich. Willigten diese nicht ein, kam es zum Kampf, bei dem eine Gruppe ihr ganzes Eigentum verlor. (Fitz-Roy 1834/1839:159f.)
- Heimliches Entfernen vom Lager kam ebenso einer Kriegserklärung gleich. Deshalb wollten einige Indianer sieben Chilenen, die sich davonmachten, ermorden. sie wurden aber von den Kaziken Orkeke und Casimiro davon abgehalten. (Musters 1873:105)
- Ein anderer Kriegsgrund war aber das Rauben von Pferden. Dieses Vergehens machten sich zu Viedmas Zeiten die südlichen „Fußindianer“ schuldig. Die Sieger holten sich junge Mädchen und Burschen als Gefangene. Den alten Frauen und den Männern musste die Flucht gelingen, es gab für sie kein Pardon. (Viedma 1780-83/1837:73)

Den Idealfall einer Begegnung zweier Gruppen schilderte Antonio de Viedma recht ausführlich.

Nachdem die Indianer sich mittels Rauchzeichen verständigt hatten, musste der Bote bekanntgeben, ob die Gruppe auf der Durchreise war oder für Dauer bleiben wollte. War der Kazike mit einem längeren Aufenthalt nicht einverstanden, musste

der Fremde das Lager sofort verlassen. Teilte der Bote aber mit, dass die Gruppe sich auf der Durchreise befand, Handel betreiben oder einen Besuch abstatten wollte, so wurden Zeitpunkt, der zu beschreitende Weg und der Aufenthaltsort abgesprochen. Mit drei Rauchwolken kündigte die Gruppe danach ihren Eintritt in das Gebiet an und errichtete ihr Lager in der Entfernung von einer Meile. In diesem Fall waren die Männer zuerst auf dem Platz, Frauen und Kinder folgten ihnen und stellten die Zelte am angegebenen Platz auf. Es wurden keine Anstalten für einen besonderen Empfang getroffen. Nach einer Weile – die beiden Lager waren in Sichtweite – brachte der Kazike oder ein Abgesandter der Gäste dem Gastgeber seinen Gruß und wurde nun von diesem und den wichtigeren Indianern sehr höflich willkommen geheißen. Dieser Besuch dauerte für gewöhnlich einen Tag. Es gehörte zum guten Ton, dass niemand einen anderen unterbrach, während er redete und man hatte sich gegenseitig sehr viele Neuigkeiten mitzuteilen. Die Rede eines einzigen Redners konnte zwei oder drei Stunden dauern, zumal bestimmte Nachrichten immer wieder wiederholt wurden. Die Zuhörer zeigten ihre Aufmerksamkeit durch häufige Beifallskundgebungen an. Bei solchen Versammlungen wurden Bündnisse und Freundschaften geschlossen, Kontrakte vereinbart und bewilligt. Für all dieses hatten die Kaziken absolute Befugnisse. Betrat aber ein Indianer eine Tolderia ohne die genannten Formalitäten zu beachten, war das ein Zeichen von Unredlichkeit und führte konsequenterweise zu bewaffneten Auseinandersetzungen. (Viedma 1780-83/1837:73)

Fehden gab es auch innerhalb einer band.

Die vollständige band Orkekes zählte am Beginn von Musters Reise „achtzehn rüstige Tehuelche- oder patagonische Männer, nebst einer verhältnismäßigen Anzahl Frauen und Kinder“, dazu kamen Musters und drei chilenischen Sklaven. Ein Jahr später waren am Rio Negro nur noch acht von ihnen am Leben, die anderen getötet worden oder gestorben. Alle waren dem Anschein nach gute Freunde, aber es gab zwischen einzelnen geheime Fehden. (Musters 1873:76f.)

Zu den Mitgliedern gehörten der Südtehelche Cuastro und der Nordtehelche Camillo¹, der von Cuastro getötet wurde. Das war Anlass für einen offenen Kampf der Männer beider Parteien. Sie standen einander in zwei Linien im Abstand von zwanzig Meter gegenüber und schossen zuerst Flinten und Revolver ab, danach kam es zu einem Kampf Mann gegen Mann mit Schwertern und Lanzen, der mit dem Tod Cuastros und der schweren Verwundung zwei oder drei anderer Indianer der südlichen Gruppe endete. Eine durch die Erschöpfung aller bedingte Pause nützte der Nordtehelche Tankelow dazu, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der unter der Bedingung angenommen wurde, dass die beiden Parteien beisammen blieben. Frauen und Kinder hatten sich während dieser Kampfhandlung in sicherer Entfernung versteckt. Ursache für diese fürchterliche Auseinandersetzung war Blutrache. Cuastro hatte sich der Gruppe nur

¹ Cuastro war südlicher, Camillo nördlicher Aónikenk.

angeschlossen, um den Tod eines Verwandten an Camillo zu rächen. (Musters 1873:90-92)

Die Geschichte fand noch eine Fortsetzung. Der Bruder Camillos wollte dessen Tod rächen, starb aber selber. Diesen Tod wollte nun Casimiro rächen, aber langes und intensives Zureden Orkekes stellte die allgemeine Ruhe wieder her. (Musters 1873:109)

Bei einem anderen Kampf, der ähnliche Ursachen hatte, und bei dem ein Mann verwundet wurde, sorgten einige Kaziken für Beruhigung und konnten so das Schlimmste verhindern. (Musters 1873:270)

Häufige Ursache für Streitigkeiten war zu intensiver Alkoholkonsum. Zwar räumten die Frauen immer vorsorglich die Waffen weg, aber auch einige Männer, die sich nüchtern hielten, sorgten dafür, dass die Kontroversen nicht zu arg ausarteten. Ein Beispiel von Musters soll veranschaulichen, wie die kluge Politik einiger Männer noch ärgere Verluste verhinderte, als es ohnedies gab.

Kurz bevor die Tehuelche sich mit den Araukanern trafen, kam es bei einem ausgiebigen Trinkgelage zu einem heftigen Kampf, der mit dem Tod mehrerer Männer auf beiden Seiten endete. Inacayals und Foyels waren sofort kampfbereit, aber die Tehuelche, die ihr Geschäft im Auge hatten, wollten es nicht darauf ankommen lassen. Eine Delegation wurde zum Schauplatz des Gefechtes gesandt, um die Verwundeten aufzusuchen. Ein Bote des Kaziken Cheoeque brachte Friedensvorschläge, Boten wurden hin und her geschickt, doch zur Sicherheit zusätzlich Wachen aufgestellt „und da wir es für wahrscheinlich hielten, daß die Unterhandlungen sich zerschlagen würden, so verbrachten wir die Nacht um die Feuer herum schauernd und *Bolas perdidas* machend“. Später stellte sich heraus, dass weniger Leute gestorben waren als ursprünglich angenommen. (Musters 1873:241f.)

Verschiedene Beobachtungen zur indianischen Rechtsprechung bestätigen die angeführten Beispiele. Sie bestätigen auch, dass ein Kazike kraft seiner Person den Ausgang einer Kontroverse stark beeinflussen konnte.

- Falkner (1774:123) stellte fest, dass die Gruppe im Falle einer Ungerechtigkeit Selbstjustiz übte.
- Pineda konnte keinen einzigen Strafakt beobachten. Ein einziges Mal richtete ein Kazike seinen Säbel gegen einen Subalternen, der eine verbrecherische Handlung begangen hatte, aber dieser Akt hatte eher den Anschein persönlicher Betroffenheit als den von überlegener Gerechtigkeit. (Pineda 1789/1971:19)
- Wurde ein Indianer insultiert, konnte der Beleidigende dieses Vergehen durch Wiedergutmachung ausgleichen und einer weiteren Freundschaft stand nichts

im Wege. Handelte es sich aber um ein schwerwiegenderes Delikt wie Mord, wurde die ganze Familie in das Geschehen einbezogen, verlangte diese eine so hohe Summe, dass sie nicht beglichen werden konnte, musste mitunter die nächste Generation die Rache austragen. Das war allgemein üblich unter den Indianern. (Muñiz 1826/1917:215)

- Es gab keine festgelegten Gesetze. Die Indianer ließen sich von der Vernunft leiten, nicht von vorgegebenen Normen. Der Tod durch Mörderhand wurde durch einen entsprechenden Betrag erledigt oder durch den Tod des Mörders, wenn er nicht genug Mittel zur Verfügung hatte. (Cox 1862-63:170)

Beziehungen zu benachbarten Ethnien

Die Beziehungen zwischen Aónikenk und Gününa Küne:

Die Indianer vom Chupat, eine band von 20 Toldos, in denen zwischen 70 und 80 Männer mit ihren Frauen und Kindern wohnten, wurden freudig erwartet und dementsprechend „gebührend willkommen geheißen“. Der Anführer dieser Gruppe war „Jackechan“, ein „höchst intelligenter Indianer“, der „fließend Spanisch, Pampa und Tehuelche“ sprach. Die Mitglieder der Gruppe waren „junge Männer von Pampa- oder von gemischten Pampa- und Tehuelche-Gebüt, aber es gab in ihren Reihen auch einige reine Tehuelchen.“ (Musters 1873:123f.) Das heißt, es handelte sich um eine Melange von Aónikenk und Gününa Küne.

Ausnehmend gut gefiel Musters der Anführer der nördlichen Gruppe, Hinchel, der nach Casamiquela eigentlich Sinchel hieß und von dem Harrington vermutete, dass er Gününa Küne war, jedenfalls beherrschte er diese Sprache. Nach Musters Reise verehelichte sich Hinchel mit einer Tochter Casimiros, der zu den nördlichen Aónikenk gehörte. (Casamiquela 1965:52)

„Er war ein schöner Mann, mit einem angenehmen, verständigen Gesichte, das durch seinen Charakter nicht Lügen gestraft wurde. Er hielt, so viel ich weiß, sich immer nüchtern, war gutmüthig und besaß Selbstbeherrschung; war er jedoch einmal zum Kampfe aufgereg, so war seine feste Entschlossenheit und sein Muth allbekannt. Er verstand alle möglichen Handwerke und arbeitete immer fleißig. Er war übertrieben freigiebig – gab Alles hin, wenn er darum gebeten wurde, und oft auch ohne daß man ihn bat. Seine große Schwäche war eine unwiderstehliche Leidenschaft zum Spiel, die nebst seiner verschwenderischen Gutmüthigkeit ihn zuletzt in große Armuth brachte.“ (Musters 1873:121)

Beide Beispiele beweisen die fließenden Grenzen bzw. Übergänge zwischen Aónikenk und Gününa Küne.

Moreno lernte Mapuche, Tehuelche und „Pampas verdaderos“ oder Nordtehelche kennen, die sich *Gennaken* nannten, in früheren Zeiten die Sierra von Tandil und von Ventana bewohnten und sehr oft mit araukanischen Indianern verwechselt wurden. (Moreno 1876:5)

Die Beziehungen zwischen Tehuelchen und Feuerlandindianern:

Es kam – allerdings sehr selten – vor, dass Frauen der Selk'nam bei Tehuelchen lebten, aber nicht umgekehrt. Diese beiden Ethnien vermischten sich nie, zum Unterschied vom nördlichen Patagonien, wo sich Araukaner und nördliche Tehuelche öfter vereinigten und Heiraten zwischen beiden nicht unüblich waren. (Prichard 1902:107) Es bleibt nichts übrig, als diese Bemerkung Prichards mit Beispielen zu erläutern. Mehr Beispiele habe ich übrigens in der von mir untersuchten Literatur nicht gefunden.

- Coan wurde Zeuge einer heftigen Auseinandersetzung zwischen zwei Gruppen, die glücklicherweise nur kurz andauerte und durch die etwa fünfzehnminütige Ansprache eines mild und freundlich wirkenden Indianers beendet wurde. „His speech was marked with energy, animation, and pathos; he had varied and melodious intonations of voice, and used seemingly appropriate gestures.“ Coan bedauerte sehr, dass er die Rede, die zu einer Versöhnung der beiden Parteien führte, nicht verstand. (Coan 1833-34/1880:91f.) Es handelte sich um einen Streit zwischen einer größeren Partei von Feuerländern und einer kleineren Gruppe von Aónikenk. Coans Gastgeber Louis war mit einer Frau der Feuerländer liiert, die ihn aber nach dem Kampf verließ. (Coan 1833-34/1880:103)
- Fitz-Roy wurde mitgeteilt, dass die Gruppe der Indianerin Maria und ihres Sohnes Chico mit „Bootsindianern“ gemischt wäre. Die „Bootsindianer“ verkauften sie als Sklaven, behandelten sie aber gut, solange sie bei ihnen arbeiteten. (Fitz-Roy 1839/1833:170f.)
- Dumont D'Urville behauptete als einziger, dass die Patagonier die Kinder von Feuerlandindianern, die dem Fischfang nachgingen, „une autre race rabougrie, faible, misérable, timide et moins intelligente“ zu Sklaven machten, aber, wenn sie erwachsen waren, wieder aus der Knechtschaft entließen. (1838/1842:151)
- Moreno lernte Chesko, auch Juan Caballero genannt, kennen, einen Mestizen zwischen einem Tehuelche und Feuerlandindianer, der Piedrabuena, der die Handelsstation am Rio Santa Cruz gründete, bei seinen Reisen nach Feuerland als Übersetzer diente. (Moreno 1876/1879:221)

- Ein feuerländischer Indianer namens Juan Caballero hatte sich in die junge, sehr hübsche und kokette Tehuelchin Losha verliebt, konnte aber den von deren Eltern verlangten Preis von sechs Pferden nicht aufbringen, da er nicht einmal ein Pferd besaß. (Moreno 1876/1879:233)
- Spegazzini, der bei seinem Besuch zwei Sklaven aus Feuerland in den Toldos von *Papón* sah, meinte, das Halten von Sklaven wäre im Aussterben begriffen. (Spegazzini 1884:236f.)

Die Beziehungen zwischen den Tehuelchen und den Pehuenchen:

Die früheste Aussage gibt es von De la Cruz (1784/1900:288). Die Huilliches¹ „Guilliches de Canigolo“ waren mit den Patagoniern „Magallanicos“ befreundet „y un mismo cuerpo para defenderse“. In dasselbe Horn stieß D'Orbigny mit den Worten, dass die Patagonier schon immer starken Kontakt mit den Puelches (Günuna Küne) im Norden und den Aucas (Araukanern, Mapuche) im Westen hatten. Diesen hätten sie auch die Pferde zu verdanken: „qui ne tardèrent pas à leur procurer des chevaux“ (D'Orbigny 1829/1839-43:215, Tome IV)

Andererseits gibt es Berichte über Schlachten zwischen den Tehuelchen und den Araukanern. Einer davon ist im historischen Teil meiner Arbeit unter dem Titel: „Die Beratungen der Tehuelche und Manzaneros“ zu lesen.

Cox erfuhr 1862 bei seiner Reise zum Rio Limay, dass ungefähr 40 Jahre zuvor eine Schlacht zwischen Araukanern (Huilliche) und Pehuenche stattgefunden habe. In der Zwischenzeit sei aber die Harmonie zwischen den Huilliche und Pehuenche wieder hergestellt, zwischen den Tehuelchen südlich des Flusses Limay und den Huilliche dürfte sie immer bestanden haben. Die Tehuelche attackierten die Pehuenche und stahlen ihnen beinahe alle ihre Frauen. Daher verlangten diese die Hilfe der Huilliche unter Don Ignacio, der im Besitz von Feuerwaffen war. Die beiden Gruppen vereinigten sich, drangen in die Gebiete der Tehuelche ein und kämpften nach einem 26tägigen Marsch einige Stunden erfolgreich gegen diese; die Gefangenen konnten sie befreien. (Cox 1862-63:109)

¹ Huilliches war die Bezeichnung für die im südlichen Chile lebenden Araukaner.

Möglicherweise bezog sich Fitz-Roys (1834/1839:159) Satz – bei Einigung mehrerer Gruppen gegen einen stärkeren Gegner wie die Moluches wurden die Feindseligkeiten gründlich vorbereitet und währten länger – auf diese Auseinandersetzung. Ganz bestimmt aber hat Musters Schilderung vom Kampf beim Fluss „Sengel“ damit zu tun. Dort sah er eine Felsformation, die aus der Ferne wie eine regelmäßig gebaute, mit einer Mauer umgebene kleine Stadt aussah. „Sie wird von den Indianern ‚Sengel‘ genannt und war vor vielen Jahren der Schauplatz eines großen Kampfes zwischen den Tehuelchen und Araucanos; Gebeine und Schädel als Überreste desselben färben noch immer die Ebene weiß.“ (Musters 1873:110)

„Tanelow trug noch immer die Narben von sieben Lanzenwunden an sich, die er in einer Schlacht erhalten hatte, wo er für tot auf dem Schlachtfelde zurückgelassen wurde. Bei derselben Gelegenheit wurde Orkeke gefangen genommen, aber es gelang ihm zuletzt, obgleich er verstümmelt war, seine Flucht zu bewerkstelligen. Auch Casimiro's Vater wurde bei einem unglücklichen Sturme auf einem araukanischen festen Platz gefangen. Nach zwei- bis dreijähriger Gefangenschaft entfloh er mit zweien seiner Kameraden, und während sie dahineilten, um zu den Tehuelchen zu kommen, die sich in der Nähe von Geylum befanden, trafen sie einen einzelnen Araukaner. Er sah ein Feuer, näherte sich, ohne Gefahr zu ahnen, wurde bewillkommt und zum Rauchen eingeladen; dann ergriffen sie ihn, zogen ihn aus, banden ihm Hände und Füße und ließen ihn hilflos als Beute der Condore und Pumas auf der Pampa liegen. Nachdem die beiden Flüchtlinge auf diese Weise ihren Wunsch nach Rache befriedigt hatten, kamen sie glücklich zu ihren eigenen Leuten und unternahmen einen Angriff auf die Araucanos, bei welchem Casimiro's Vater fiel.“ (Musters 1873:122)

In Geylum erfuhr Musters von Hinchel, dass dieser Ort vor vielen Jahren

„Schauplatz einer großen Schlacht zwischen den Tehuelche und Manzaneros gewesen sei, in welcher er, obgleich nur ein Knabe, von einer *Bola perdida* getroffen und niedergeschlagen und, während er auf der Erde lag, mit einer Lanze verwundet wurde; die Schlacht habe mit dem Siege der Tehuelchen geendet.“ (Musters 1873:233)

Die Tehuelche prahlten vor Musters mit ihren Heldentaten, dieser stellte aber alsbald fest, dass die Araukaner (Pehuenchen) tatsächlich die besseren Krieger waren, auch traf er bei ihnen Tehuelche-Sklaven an. Foyels Tochter hatte eine Tehuelchin als Sklavin. (Musters 1973:233)

Hinchels Sohn hatte eine Araukanerin zur Frau. Auch Casimiro war mit Pehuenchen verschwägert. Der Kazike Quintuhual „war selbstverständlich ein Verwandter – man sagte, ein Neffe – Casimiro's“. Die beiden Gruppen zogen vereint „unter Casimiro's Banner“ nach Las Manzanas. (Musters 1873:207,208f.), während die band von Jackechan und El Sourdo lieber in ihre heimatliche Region Chubut als nach Las Manzanas ritt, da sie einen Kampf befürchtete. (Musters 1873:211) Zu diesem Kampf kam es aber nicht. Unterwegs errichteten Araukaner und Tehuelche ihre Lager getrennt an beiden Seiten eines Flusses. (Musters 1873:212)

Bei Musters Reise hatten die Tehuelche die Beratung über die Vorhaben Calficuras und den Handel im Auge. Beides konnten sie erfolgreich abwickeln. Für ihre Waren (vor allem Quillangos) erhielten sie viele Pferde, Silberschmuck und Mandils. Musters gewann den Eindruck: „Die Manzaneros schienen hinsichtlich ihres Bedarfes an Toldo-Decken von den Tehuelchen abzuhängen, gerade so wie die Letzteren ihrerseits die gewebten Mandils und Ponchos von den Manzaneros kaufen mußten.“ Die neu erworbenen Pferde (Geschenke von Cheoeque) zeichneten sich zwar durch größere Schnelligkeit aus als die üblichen Pferde der Tehuelche, hatten aber nicht die für die Jagd notwendige Ausdauer. (Musters 1873:250f.)

Im ganzen gesehen war die Beziehung zwischen Tehuelchen und Pehuenchen ambivalent. Zwar gab es verwandtschaftlich und wirtschaftlich positive und nützliche Beziehungen, andererseits blieben aber auch kriegerische Konflikte nicht aus.

Den Hauptgrund für gewaltsame Auseinandersetzungen sehe ich in zwei Punkten.

1. Die Pehuenche waren ein Hybrid zwischen Araukanern und Tehuelchen.
2. Die Pehuenche waren zum Unterschied von den Tehuelchen eine nicht egalitäre Jäger und Sammlergesellschaft.

Dazu ist es notwendig, zwischen egalitären und nicht egalitären Gesellschaften zu unterscheiden. Kellys profunde Auseinandersetzung diene mir als Vorlage für die Aufstellung. (Kelly 1995:296)¹

Die egalitäre Jäger/Sammler Gesellschaft

ist gekennzeichnet durch **„immediate return“**

- ist nomadisch
- häuft kein Eigentum an
- konsumiert Eigentum, gibt es weg, verspielt es oder wirft es weg
- Individuen haben technische Fähigkeiten für Lagerung, nutzen sie aber nur, damit Essen nicht verderbt, nicht als Sicherung für Zukunft
- verwendet tragbare, nützliche, leicht erreichbare und leicht ersetzbare Artikel, bevorzugt leicht und schnell herstellbare Objekte
- vermeidet Artikel, die lange Anfertigung brauchen, an einen Platz gebunden sind, Gemeinschaftsarbeit durch verschiedene Personen erfordern oder ähnliche Kombinationen
- hat das System des leichten Reisens, unbelastet durch Besitztümer und andere Verpflichtungen (Woodburn 1980:99)¹

¹ Zitate von anderen Autoren sind demselben Buch entnommen.

¹ „[Egalitarian] societies are nomadic and positively value movement. They do not accumulate property but consume it, give it away, gamble it away or throw it away. Most of them have knowledge of techniques for storing food but use them only occasionally to prevent food from going rotten rather than to save it for some future occasion. They tend to use portable, utilitarian, easily acquired, replaceable artefacts – made with real skill but without hours of labour – and avoid those which are fixed in one place, heavy, elaborately decorated, require prolonged manufacture, regular maintenance, joint work by several people or any combination of these. The system is one in which people travel light, unencumbered, as they see it, by possessions and by commitments.“ (Woodburn 1980:99)

Egalitär heißt in diesem Zusammenhang:

- jeder hat den gleichen Zugang zu Nahrungsressourcen
- jeder hat den gleichen Zugang zur Technologie, um zu Ressourcen zu gelangen
- jeder hat den gleichen Zugang zum Erlangen von Prestige.

Es gibt **individuelle Autonomie** (Gardner 1991).

Jede Person „is headman over himself“. Jede Person kann also Prestige erlangen, aber dieses Prestige soll nicht dazu verwendet werden, um über andere *band-* Mitglieder Macht auszuüben. (Lee 1979:348)

Nicht egalitäre Jäger und Sammler

sind gekennzeichnet durch „**delayed return**“

- hohe Bevölkerungsdichte
- Sesshaftigkeit oder substantiell beschränkte Mobilität
- gelegentliche Spezialisierung
- Grenzverteidigung
- Eigentum von Ressourcen
- Der Fokus liegt auf Ausbeutung einer bestimmten Ressource (meistens Fisch)
- große residente Gruppengrößen
- innewohnender Status
- rituelle Festkomplexe
- standardisierte Wertsachen
- Prestigegüter oder Währungen
- Lagerung von Nahrungsmitteln

Kennzeichen sind Krieg, Zugriff auf Nahrung, Land und Sklaven. Als Beispiel führt Kelly die Indianer an der Nordwestküste an, bei denen die genannten Merkmale auch vor dem Auftreten der Europäer zutrafen.

Bei der mangelhaften Quellenlage kann ich den Beweis nur partiell antreten. Die Pehuenche waren zum Unterschied zu den Aónikenk und Gününa Küne teilweise sesshaft. Das geht allein aus ihrem Namen „Manzaneros“ oder dem Namen des Ortes „Las Manzanas“ (frei übersetzt: Apfelland) hervor. Nicht nur Äpfel, sondern auch Pinien gehörten zu ihrem Besitz. Damit allein entsprachen sie den Punkten der zumindest teilweisen Sesshaftigkeit, der gelegentlichen Spezialisierung auf eine bestimmte Ressource, des Eigentums derselben und auch die Lagerung dieser Nahrungsmittel traf auf sie zu. Über die Gruppengröße gibt es eigentlich keine Angaben, aber in den Quellen gewinnt man den Eindruck, dass die Pehuenchegruppen größer waren als die der Tehuelche. Zum Status der Kaziken ist zu sagen, dass sowohl Musters als auch Moreno ein Unterschied zwischen Tehuelchen und Pehuenchen in bezug auf Ansehen der Person und Größe des Kazikenzeltes auffiel. Außerdem wurde bei den Pehuenchen auf Etikette und Pomp mehr Wert gelegt als bei den Tehuelchen.

- Moreno durfte eine Tolderia der *Ahonnekenkes* oder Südtehuelchen betreten ohne irgendeiner Etikette nachgehen zu müssen. Ungestört durfte er in die einfachen Zelte (*Kau*) der gutmütigen Leute schauen. Es war nichts von jenem kriegerischen, abwehrenden und misstrauischen Charakter der nördlicheren Gruppen der Pehuenche und Mapuche zu bemerken, obwohl die Tehuelche, wenn es darauf ankam, ihre Souveränität nicht weniger tapfer verteidigten als jene. Die *Ahonnekenkes* empfingen die Fremden vertrauensvoll und freundlich zum Unterschied ihrer nördlichen Nachbarn, der Pampas und Araukaner, meinte Moreno. (Moreno 1876/1879:229)

Ganz anders die Pehuenche! Nichteinhaltung der Etikette war ein unverzeihlicher Fehler. Auf Formalität wurde großer Wert gelegt. Auf sein Kommen musste man durch Boten vorbereiten. Danach wurde man, wie Moreno von Shay-hueque, mit gebührendem Pomp empfangen.

- Shay-hueque betrachtete sich nicht nur als hochgestellte Persönlichkeit, sondern war von seiner Erhabenheit über die anderen Kaziken überzeugt. Das Gebiet des großen Kaziken, der nach eigener Aussage nicht nur die Mapuche in dieser Region, sondern ganz Patagonien regierte, lag beim Rio Calefú. (Moreno 1882:6) Er hatte den Befehl über die folgenden sieben „Nationen“: Araukaner, Picunche, Mapunche, Huilliche, Tehuelche, Agongure und Traro Huilliche – denen insgesamt 84 Kaziken vorstanden. (Moreno 1876:11,12f.)

- Auch Musters war über den Unterschied überrascht. Bei den Araukanern war die Überlegenheit der Kaziken sehr stark ausgeprägt, „während bei den Tehuelchen ein solcher Unterschied zwischen den Caciquen und ihren Lehnsleuten nicht zu bemerken ist“. (Musters 1873:253) Über Cheoeque schrieb er (1873:247): „Dieser Häuptling war sich seiner hohen Stellung und Macht völlig bewußt; [...] er hielt sich offenbar, und nicht ohne Grund, für erhaben über alle Caciquen, selbst wenn sie ihm nicht Unterthan waren.“

Die Zelte der Kaziken waren wesentlich größer als bei den Tehuelchen. Musters fiel beim Inspizieren der Toldos in Las Manzanas auf, dass sie feste Wohnungen hatten, die nicht

„wie die der Patagonier, darauf berechnet waren, bei Märschen mitgenommen zu werden. Sie waren allerdings auf dieselbe Weise gebaut, aber die Stangen waren viel stärker und fester und das ganze Gebäude hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Hause. Cheoeque's Toldo war volle sechzehn Fuß hoch und konnte bequem vierzig Mann aufnehmen“. (Musters 1873:246)

Und Moreno wunderte sich, dass die Lebensweise der Araukaner unter Shaihueque jener der südlichen Tehuelche entsprach. Sie lebten in Fellzelten, wobei das Zelt des Kaziken in der Mitte des Lagers mit einem Durchmesser von 12 Metern das größte war. In diesem lebte Shaihueque mit seinen vier Frauen, elf Kindern und Besuchern; in manchen Nächten schliefen bis zu 50 Gäste in dem Zelt. (Moreno 1882:7-9)

Die Pehuenchen waren aber keine reinen Araukaner, sondern eine Mischung zwischen diesen und Tehuelchen.

Schon vorher habe ich wiederholt auf verwandtschaftliche Beziehungen hingewiesen. Hier noch drei Beispiele:

- Pascuála, die Frau des Kaziken Paillacan betonte wiederholt, dass sie die Tochter eines Tehuelchen war: „Yo soi la mujer de Paillacan, el cacique de los Pehuenches; la hija del cacique frances de los Tehuelches, la hermana del caciquito frances; mi padre tiene muchas yegudas, etc. etc.“(Cox 1862-63:92)
- Auch in Inacayals Gruppe lebte ein Tehuelche namens Agustin mit seiner Frau, auch einer Tehuelchin und seiner Tochter. (Cox 1862-63:149)
- Hinchel zeigte Musters voll Stolz den Viehreichtum seines Sohnes, der mit einer Araukanerin verheiratet war. Es handelt sich um ungefähr hundert Stück Hengste und Stuten „und der stolze Vater versicherte, an Nahrung werde es uns nicht fehlen, da er auch Rinder und Schafe besäße.“ (Musters 1873:207)

Zur Sesshaftigkeit und Spezialisierung lieferte Musters knappe Beiträge.

- „Sie bauen Weizen, von welchem kleine Quantitäten uns zum Verkauf angeboten wurden;
- außerdem ernten sie die wildwachsenden Piñonen und Äpfel ein
- und brauen aus letzteren [...] einen Obstwein von ungewöhnlicher Stärke
- ebenso bereiten sie aus der Algarroba-Bohne ein berauschendes Getränk, ‚Pulco‘ genannt. (Musters 1873:254)

Das Verhältnis zum Besitz war bei den Pehuenchen, soweit es aus den Berichten über die Kaziken zu lesen ist, ein anderes als bei den Tehuelchen.

Der Kazike Cheoque erhielt von der Regierung in Buenos Aires viele Rinder, die er aber nicht mit den „Unterhäuptlingen“, wie Foyel einer war, teilte. (Musters 1873:249) Er besaß auch „beträchtliche Reichtümer; außer den zahlreichen Schaf- und Rinderherden wurde einer der Toldos bloß als Schatzkammer benutzt, wo sein Silberzeug, seine Ponchos, Mäntel usw. in Sicherheit lagen“. (Musters 1873:153)

Es ist demnach zu vermuten, dass die Pehuenche keine egalitäre Gesellschaft im eigentlichen Sinn mehr waren, wiewohl sie weiterhin zu den Jägern zu zählen sind. Die Lebensweise und die soziale Struktur bei den Tehuelchen hingegen weist in nahezu allen Merkmalen auf eine egalitäre Gesellschaft hin.

Allerdings ist gerade hier anzumerken, dass die Tehuelche, sofern sie dazu die Möglichkeit hatten, Gefangene als Sklaven hielten. Diese mussten in erster Linie für die Frauen der Kaziken oder für jene Indianer, die sie gefangen genommen hatten, die schwereren häuslichen Arbeiten wie Wasser und Holz holen, Zelte auf- und abbauen u.ä. verrichten, erfuhren aber sonst keine Beeinträchtigungen. (Vignati 1936:624)

Alle Tehuelche kannten die Sklaverei. Die Aónikenk hielten sich Feuerländer, wahrscheinlich Alakaluf und Weiße¹ als Sklaven, die Gününa Küne Araukaner

¹ Bourne war 1849 97 Tage in patagonischer Gefangenschaft. 1741 wurde Morris von einer Puelchegruppe zur anderen weitergereicht.

oder Weiße¹, die Araukaner Tehuelche oder Weiße. Es dürfte aber ein Unterschied in der Behandlung bestanden haben.

Frauen von Kaziken genossen das Recht, sich Sklaven zu halten, die an ihrer Stelle die arbeitsaufwendigsten Arbeiten verrichteten, andernfalls mussten sie genauso rackern wie die übrigen Frauen, schrieb Falkner (1774:125) Der Franzose Guinnard (18856/1871:54f.,94,255f.) sah sich in diese Position versetzt. Guinnard wurde von den Poyuchen (Aónikenk) an die Puelche (Gününa Küne) und schließlich an die „Pampas“ unter Calfucurah verkauft. Beim letztgenannten Kaziken durfte er sogar ein eigenes Zelt errichten. Die Frauen versorgten ihn mit gutem Essen, wofür er sich mit kleinen Geschenken bedankte.

Zu Orkekes Toldo gehörten drei chilenische Sklaven. Musters meinte, sie hätten sich das selber eingehandelt, indem sie anfangs freiwillig so niedere Dienste wie Holz- und Wasserholen verrichteten. Danach waren sie dazu gezwungen, diese Frauenarbeiten zu tun. (Musters 1873:72) Einer dieser Chilenen ließ sich von einem Araukaner überreden, statt für die Tehuelche für ihn zu arbeiten, aber damit hatte er für den Teufel den Beelzebuben gewählt.

„Er fand bald, daß er eine bequeme Stelle gegen wirkliche Sklaverei vertauscht hatte.“ Er wollte das gerne rückgängig machen, denn sein neuer Herr schlug ihn mit der Peitsche, „damit er fortfahren sollte, Holz zu fällen, womit er eben beschäftigt war. Er beklagte sich, daß er den ganzen Tag arbeiten solle, spärlich zu essen bekomme und außerhalb des Toldo schlafen müsse.“ Unter den Patagoniern war es ihm besser ergangen, er hatte immer Nahrung, Obdach und ein Pferd zum Reiten bekommen. Jedoch war kein Tehuelche bereit, ihn wieder in seine Dienste zu nehmen. (Musters 1873:217)

Der Nordtehuelche Kalaqapa äußerte zur Sklaverei, dass Sklaven durch Kauf oder als Kriegsbeute erworben wurden. Manche arme Familien tauschten einen Knaben gegen Tiere aus. Araukaner und Christen kamen als Sklaven in Frage, so hatte der Vater Kalaqapas einen „huinca“ (Weißen) aus Mendoza zum Knecht, denn Sklaven waren eigentlich nichts anderes als Dienstboten, die gut behandelt und beinahe als Familienmitglieder betrachtet wurden. Allerdings heiratete man sie nicht. Kinder von Dienstboten waren jedoch Familienmitgliedern gleichgestellt.

Dienstboten konnte man nicht ausleihen, sondern nur durch Kauf erwerben. (Bormida 1958:179)

Die Aussagen dieses „letzten Nordtehuelchen“ entsprechen demgemäß den Aussagen in den Berichten von Morris, Guinnard und Bourne, auch wenn die reißerischen Buchtitel der beiden Letztgenannten anderes erwarten lassen.

Aber nicht nur die Tehuelche hielten sich Sklaven. Ungefähr ab 1750 holten sich die chilenischen Spanier unter den Puelche Gefangene, die sie später als Sklaven verkauften. Es heißt, dass unter der Regierung von Don Juan Enríquez 14.000 Indianer aus der Kordillere und den Pampas versklavt wurden. (Latcham 1936:203)

Die Beziehung Frau – Mann

Dass von den Frauen der Tehuelche im allgemeinen weniger bekannt ist, liegt hauptsächlich daran, dass ausschließlich männliche Beobachter über die Tehuelche berichteten, deren male bias aus den Quellen deutlich hervorgeht. Bei den Beobachtungen und Beschreibungen ist hauptsächlich der männliche Teil der Tehuelche in den Fokus genommen, vom weiblichen ist oft nur am Rande die Rede.

Musters, der so gut wie alles aufschrieb, was ihm vor die Augen kam, war, seinem Hauptinteresse entsprechend, meistens mit den Männern auf der Jagd. Daher kamen die Frauen ins Hintertreffen. Trotzdem ist und bleibt er auch in diesem Punkt die beste Quelle.

Im kommenden Abschnitt stelle ich die wichtigsten Ereignisse und Feste im Lebenslauf der Tehuelche dar, quasi von der Geburt bis zum Tod. Soweit es bei der Quellenlage möglich ist, beschäftige ich mich mit der Enkulturation, um anschließend zu ermitteln, in welchem Verhältnis die Beziehung der Geschlechter in der Tehuelchegesellschaft stand.

Geburt, Tod, sexuelle Reife und Eheschließung sind maßgebliche Ereignisse im Leben eines jeden Menschen. Durch sie sehen sich Menschen immer wieder vor existentielle Fragen gestellt. Wer oder was bin ich? Woher komme ich? Welchen

Sinn hat mein Dasein? Wohin gehe ich nach dem Tod? Wernhart (2000:41f.) geht der Frage nach:

„Liegt nicht allen Religionen eine Grundstruktur religiösen Bewusstseins zugrunde? Eine solche ‚religiöse Universalie‘ stellt der Bereich der Lebenstransformation dar: Lebenstransformation oder Übergänge von einem Lebensabschnitt zum anderen sind mit Rites de passage verbunden. Der Lebenszyklus mit Geburt, Reife, Verehelichung, Alter und Tod bietet zahlreiche Stationen für religiöse Universalien, die mit Ritualen und Zeremonien, in Amtskirchen oft als Sakramente verstanden, in Verbindung stehen.“

Bei den Tehuelchen wurden Geburt und noch mehr die sexuelle Reife eines Mädchens festlich gefeiert. Weniger aufwendig ging es bei der Eheschließung zu. Von einer Knabeninitiation ist nichts bekannt, Kalaqapa verneinte sie sogar ausdrücklich (Bormida 1958:178). Das aufwendigste Ritual fand beim Tod der Tehuelche statt, vorausgesetzt sie waren jung oder im besten „Mannes“alter. Den Schilderungen zufolge wurde dem Tod eines Mannes mehr Aufmerksamkeit geschenkt als dem einer Frau. Männer setzten sich aber mit Jagd, Kampf und Krieg auch immer wieder der Gefahr aus. Es ist also anzunehmen, dass Männer häufiger in jüngeren Jahren starben, während Frauen älter wurden. Vom Tod alter Menschen wurde nicht so viel Aufsehens gemacht. Radboone hatte manchmal den Eindruck, dass der Tod von alten Frauen, die ihn mit den Worten „I'll go when the sun gets there“, ankündigten, sogar erwünscht war. Sie zeigten auf einen bestimmten Punkt des Himmels „maybe hours before the sun will get there, and they will always die at that time“. (Childs 1936:175f.)

Rituale wurden bei verschiedensten Gelegenheiten durchgeführt, auch bei profanen Anlässen:

- vor dem Essen boten sie den ersten Bissen der Sonne an, (Guinnard 1856/1871:162)
- Libationen vor dem Trinken von Wasser, (ebda.)
- beim Tabakrauchen,

Rituale gab es im Zusammenhang mit „Volksfrömmigkeit“:

- Sie begrüßten den neuen Mond mit leise gemurmelten Worten (Musters 1873:192)

- Sie grüßten die Geister bestimmter Orte, damit sie ihnen die Richtung zu einem Ort wiesen. So führte der Geist sie z.B. zu einer guten, reichhaltigen Saline. (Musters 1873:194)

Ich wollte an dieser Stelle nur einige Beispiele nennen. Für die wichtigeren Rituale hatten die Tehuelche eine/n Spezialist/In, eine/n Schaman/In – sowohl Männer als auch Frauen konnten dieses Amt innehaben –, über dessen/deren Funktion sich die Beobachter nicht im klaren waren. Sie wurden von den Beobachtern als „Zauberer“, „Priester“, „Doktor“, „Hexer“, „Hexenmeister“, „Wahrsager“ bezeichnet, die nur die auffallenden Demonstrationen bei den Handlungen bemerkten, wie den durch die Rasseln hervorgerufenen Lärm. Die Quellenlage zu den Themen Religion und Schamanismus ist mehr als dürftig. Jedenfalls trugen die Schamanen die Verantwortung für die Durchführung der Riten, die Wernhart (2000:44) als „standardisierte, sozial gebilligte und glaubensmäßig sanktionierte regelhaft wiederholbare kultisch-religiöse Handlungsabläufe, die mehr oder weniger genau festgelegt erscheinen“, bezeichnet. Riten sind „als menschliche Verhaltensweisen dem geschichtlichen Wandel unterworfen“, und erfahren durch äußere Gegebenheiten wie z.B. Wetterunbill, Nahrungsreichtum oder Vorhandensein von Alkohol Veränderungen.

Geburt

Erst wenn eine Frau kurz vor der Geburt stand, legte sie ihre Arbeit nieder. Für die werdende Mutter wurde ein eigenes Zelt oder zumindest ein eigenes Abteil in einem Zelt vorbereitet. Ein Schamane der Gruppe wurde geholt. Männern war es verboten, sich dem Ort der Geburt zu nähern. Musste die Gruppe in dieser Zeit weiterziehen, waren die Frauen womöglich noch am selben Tag imstande, ein Pferd zu besteigen, ganz sicher konnten sie das aber am nächsten Tag tun. (Cox 1862-63:170; Vignati 1936:617) Der vollkommen ruhig vor sich gehenden Geburt folgte ein Fest. Das freudige Ereignis wurde sehr schnell unter Bekanntgabe aller Einzelheiten über Größe und Aussehen des neugeborenen Kindes, womöglich durch Sendung eines Boten in andere Tolderias weitergetragen. (Lista 1894:85) Kalaqapa stammte aus einer kinderreichen Tehuelchefamilie, die vier Knaben und

zwei Mädchen zählte. Zwillinge waren selten. Durch Unfälle mit Pferden waren Aborte relativ häufig. (Bormida 1958:163) Die folgenden Zitate mögen einige Details veranschaulichen.

- Als eine Frau ein Kind gebar, wurden zwei oder mehr Feuer entfacht, in deren Mitte ein Binsengeflecht ausgebreitet, auf das die Mutter ihr Kind legte und mit einem Gemisch aus Straußenfett und Ocker einrieb. Dieses Einreiben wiederholte sie täglich und es war auch bei den jungen Leuten noch zu beobachten, wobei diese sich mit den Farben bemalten. (Fletcher 1578/1926:118)
- „Bei der Geburt eines Kindes wird, wenn die Eltern reich sind, das heißt viele Stuten und Hengste und Silberschmuck besitzen, das Ereignis sofort dem Doktor oder Zauberer des Stammes, sowie dem Cacique und den Verwandten angezeigt. Nachdem der Doctor sich an der Schläfe, am Vorderarme oder am Beine mit Ahlen blutig gestochen hat, gibt er den Befehl zur Errichtung eines Mandilzertes oder hübschen Hauses, wie die Indianer es nennen; es werden Stuten geschlachtet, und dann folgt ein Schmaus und Tanz, [...] Das Kind wird kurz nach der Geburt mit feuchtem Gyps überschmiert. Die Mütter können schon an demselben oder sicherlich am folgenden Tage zu Pferde reisen; das Kind wird in einer geflochtenen Wiege mitgenommen, und beide Eltern sorgen auf's zärtlichste für dasselbe.“ (Musters 1873:189f.)
- „Cuando éste se resuelve, tranquilamente, sin ayes, sin gritos, sin abluciones, pero con la ayuda de todas las comadronas, que son todas las viejas, el feliz acontecimiento vuela de toldo en toldo, y no pocas veces se despacha el *chasqui* que debe llevar á los parientes de otras tolderias la grata nueva del nacimiento. Sigue á esto en el mismo dia ó al siguiente la demostración exterior del regocijo; sacrificase uno ó más animales yegarizos; las *chinas* jóvenes toman su más rico atavio; el mate circula profusamente al rededor de todos los fogones; y la grasosa carne chirria en los largos asadores.“ [...] „Este aire de fiesta. estas manifestaciones naturales y sencillas sólo terminan en la alta noche, entre el ruidoso palmotear de las chinas y el tan-tan-tan, monótono de la ‚Danza de las Avestruces‘.“(Lista 1894:84f.)
- Bei der Geburt eines Kindes wurde eine Stute geschlachtet, der Magen herausgenommen, aufgeschnitten und das Kind in diesen noch warmen Behälter gelegt. Das übrige Fleisch des Tieres wurde zur Feier des Tages verzehrt. Nachdem sie sich angegessen hatten, legten sie sich hin und kümmerten sich um nichts. Wenn es keinen Alkohol gab, war das ein recht stilles Fest. (Prichard 1902:96)

Namengebung

Alle Personen hatten einen Namen und einen Spitznamen und jedes Geschlecht besaß eigene Namen. Der Name wurde von einem „padrino“ oder einer „madrina“ bestimmt und am Tag der „Perforation der Ohren“ gegeben. Es wurde der Name eines entfernten Verwandten gewählt, auf den das Tabu, die Namen der Toten nicht aussprechen zu dürfen, nicht zutraf. (Bormida 1958:178)

Laut Vignati fand die Zeremonie des Ohrenstechens statt, wenn die Kinder vier Jahre alt waren. Sie war mit dem Zelebrieren eines Festes verbunden. Der Vorgang war so, dass

„según el sexo, se les agujereaba con una aguja una a las dos y para mantener la abertura se introducían cerdas de caballo y en tiempos más modernos, diminutas estaquillas de plomo.“ (Vignati 1936:618)

Cox wurde mitgeteilt, dass eine alte Frau aus der Tolderia oder aus der Nachbarschaft gegen Übergabe eines Präsentes zur Namengebung herangezogen wurde. (Cox 1862-63:170) Die Namengebung selbst war „von keiner Feierlichkeit begleitet, [...] aber Spitznamen sind allgemein, und Eltern sind häufig unter dem Namen eines Kindes bekannt, das sich ihre Stelle anmaßt.“ (Musters 1873:190) Lista meinte, dass die Neugeborenen ihre Namen oft rein zufällig auf Grund irgendeines Details ihrer Erscheinung bekamen und in der letzten Zeit daneben auch christliche Namen annahmen wie Maria, Mercedes, Juana usw. „...pero esta costumbre no hace camino. Ellos siguen prefiriendo las designaciones tehuelches, más interesantes, más en armonía con su manera de ser y de vivir.“ (Lista 1894:82f.) Das Vererben von Namen war unbekannt, außer wenn sie die Gebräuche der Weißen imitierten, meinte Vignati (1936:618)

Casamiquela (1969:72) stellte fest, dass Namen von Großvätern auf ihre Enkel übertragen wurden, während eine Namensübertragung vom Vater auf den Sohn nie vorkam. Mit diesem Wissen konnte er den Namen Trretrruit, so hieß der Vaterbruder von Harringtons wichtigster Informantin Trruúlmani, über mehrere Generationen zurückverfolgen. (1969:20-22)

Fest anlässlich der ersten Menstruation

Dieses Ereignis erregte das Aufsehen aller Beobachter und wurde von mehreren ziemlich ausführlich geschildert. Kurz und bündig wird in Pinedas (1789/1971:19f.) Beitrag das Wesentlichste gesagt: Die erste Menstruation eines Mädchens wurde besonders feierlich begangen. Rund um die Jungfrau wurde getanzt, ein Pferd wurde ihr zu Ehren geschlachtet.

Einzelheiten, die den verschiedenen Beobachtern auffielen, kann man den nachstehenden Zitaten entnehmen.

- Bekam ein junges Mädchen seine erste Menstruation wurden in einer Entfernung von 12 bis 15 Schritten zwei „ranchitos“ errichtet. In das eine Zelt wurde das Mädchen, in Decken gehüllt, gesetzt, im anderen saß ein junger, festlich geschmückter Indianer „à quien dan el título de rey“. In der einen Hand hielt er einen langen „areador ò chicote“, in der anderen ein Paar Bolas. Zwischen den beiden Plätzen tanzten „indios y chinas“ rund um ein Feuer. Der Vater des Mädchens lud die anderen zu einem Gastmahl ein, das aus Stuten- und Schaffleisch bestand, dazu gab es Schnaps und Kräuter, wenn vorhanden. Diese Feier, die sie „funcion de la sangre“ nannten, konnte einige Tage dauern. (Muñiz 1826/1917:205)
- Das Mädchen wurde, festlich geschmückt, in einem Toldo, *huetenuca* genannt, von den andren separiert. Alle Indianer und Indianerinnen der Tolderia besuchten und beglückwünschten sie dazu, jetzt eine Frau zu sein. Dafür erhielten sie von ihr ein Stück der eigens zu diesem Zweck geschlachteten Stute. Die Größe des Fleischstückes hing vom Grad der Verwandtschaft ab. (D'Orbigny 1829/1839-43:177f.)

Zur Feier anlässlich des Eintrittes der ersten Menstruation eines Mädchens gehörte selbstverständlich die Teilnahme des „Doktors oder Medizinmannes“:

- „...und während der Doctor sich mit weißer Farbe schmückte und mit einer scharfen Pfieme an Stirn und Armen bis zur Blutung gestochen wurde, erhob sich ein bedeutendes Gejauchze. Die Frauen gingen sofort an die Arbeit, eine Anzahl ‚Mandils‘ zusammenzunähen. Als die Flickerei fertig war, wurde sie mit Gepränge und Ceremonie von einer Schar junger Männer übernommen, welche um die – zur Herstellung eines einstweiligen Toldo schon aufgerichteten und fest gemachten – Stangen herumzogen und sangen, während die Frauen mit den schauderhaftesten Zauberformeln und dem gräßlichsten Geheul einstimmten. Nachdem sie mehrere Mal herummarschirt waren, wurde die Decke über die Stangen gezogen, und vorn wurden Lanzen hingesteckt, mit Glocken, Fahnen und Messingplatten geschmückt, die, vom Winde geschüttelt, rasselten. Das ganze Ding sah, als es fertig war, recht

schön aus (sein indianischer Name bedeutet buchstäblich ‚das hübsche Haus‘). Das Mädchen wurde hierauf in eine innere Abtheilung des Zelttes gebracht, wo Niemand zugelassen wurde. Dann saßen Alle auf, und Einige, die man auswählte, mußten die Pferde herbeischaffen. Aus diesen wurden bestimmte Stuten und Stutenfüllen ausgesucht und vorn an den prangenden Toldo herangebracht, wo man sie mit einer Kugel auf den Kopf schlug – dadurch rettete man das Blut (das in Töpfen verwahrt wurde), um es zu kochen; denn es wird als eine große Delicatesse betrachtet. Es ist bei den Indianern Regel, daß Jeder, der von einer geschlachteten Stute die Haut abziehen hilft, zu einem Stück Fleisch berechtigt ist, aber bei dieser Gelegenheit wurde das Fleisch ziemlich gleichmäßig unter Alle vertheilt. Während das Fleisch kochte, ließ Casimiro, welcher der Festordner war, mir durch einen Boten sagen, ich sollte in Crime’s Toldo kommen....“ (Musters 1873:86)

Dort erhielt Musters von dem gekochten, mit Fett vermischten Blut, das er noch mit Pfeffer und Salz würzte. Ihm fiel auf, dass die Frauen besonders viel Brennholz sammelten und in der Dämmerung ein Feuer machten, denn am Abend wurde getanzt.

- „Die Frauen setzten sich alle in das rings umherstehende Gras, aber von den Männern, die, vier [Tänzer] und die Musiker ausgenommen, schon im Grase saßen, etwas entfernt. Das Orchester bestand aus einer Trommel und aus einem aus dem Schenkelbein eines Guanaco gefertigten Blasinstrument. Einige der alten Frauen sangen die ganze Zeit in ihrer melodischen Weise, das Musikcorps spielte auf, und vier Indianer, in wollene Decken verhummt, so daß nur ihre Augen zu sehen waren, und die Köpfe mit Straußenfedern geschmückt, marschierten in den Kreis hinein und tanzten zuerst langsam um das Feuer, allmählich verfielen sie in ein immer schnelleres Tempo, bis sie, schnell nach der Musik tanzend, ihre Mäntel wegwarfen und sich am ganzen Leib mit weißer Farbe geschmückt zeigten. Jeder trug einen von der Schulter bis zur Hüfte reichenden Gürtel voller Glocken, die im Einklang mit den Schritten klingelten. Die ersten Vier bestanden aus den Häuptlingen Casimiro, Orkeke, Crimé und Camillo. Nachdem sie mit großer Lebendigkeit (so daß sie manchmal beinahe ins Feuer getreten wären) getanzt und ihre mit Federn geschmückten Köpfe nach den Schlägen der Trommel in grotesker Weise auf beide Seiten geneigt hatten, traten sie ab, um auszuruhen, erschienen dann aber wieder und tanzten einen andern Schritt. Als dies vorüber war, traten vier Andere auf, und so ging es fort, bis Alle, auch die Knaben, eine solche Tour getanzt hatten. Zuweilen trugen die Tänzer, um größeres Aufsehen zu machen, einen Bündel Binsen in der einen Hand. Gegen neun Uhr Abends, wo Jeder genug getanzt hatte, gab Casimiro das Zeichen zum Schluß. Die Musiker hörten auf zu spielen, und Alle gingen zu Bette. Der Tanz war nicht ungraziös, wurde aber durch die abgeschmackten Bewegungen des Kopfes grotesk. Er war streng auf die Männer beschränkt, die Frauen durften bloß zuschauen.“ (Musters 1873:87f.)

Die herausgeputzten Frauen formten einen Kreis, ist der einzig nennenswerte Zusatz Listas. (1894:86f.) Interessantere Besonderheiten lieferte Radboone. Die Feuerstelle, an der gekocht wurde, war auf einem anderen Platz als das Feuer, um das getanzt wurde.

- „This fire is nearer the fancy toldo and during the day the chinas are sitting around in groups spinning yarns, and the young ones also sit around in groups of only young ones. Then after the second big feed it will be nearly dark and they will start to prepare for the dance. They agree among themselves which four will start and when it is good and dark the chinas, old and young, have their places, the young ones in the front row nearest the dancers and the older ones, sitting also in a row, a little farther back. By this time they have started the fire where the dancers go around so all the light you get is from this fire and all around outside of this it looks very dark. By this time the four first dancer's which are men, as the women don't ever dance, are getting themselves painted up a little extra and fixing the feathers in their heads“. (Childs um 1900/1936:268)

Als Radboone von den Tehuelchen, nicht zuletzt durch seine Verehelichung mit einer Tehuelchin vollkommen akzeptiert wurde, erfuhr er, dass das Mädchen im Laufe der Zeremonie eine Tatauierung erhielt, erfuhr auch über die Bedeutung, die dem Blut zugemessen wurde.

- „When we went back to our camping place I asked the mother what they did to Anita and she told me that at dances like these, they prick the girl in different places on the arms, etc., so that they will be healthy and good workers. The way they prick them is one of the elder chinas pinches the skin up a little and another puts the point of the awl through.“
- „Letting blood was thought to do much for the health and capabilities of a man as well as a china, and failure in any attempt if the man was generally good was often thought due to something that a little loss of blood might set right.“ (Childs um 1900/1936:270f.)

Brautwerbung und Eheschließung

Die erste Menstruation eines Mädchens wurde offiziell bekannt gemacht und gefeiert und damit die Verehelichung möglich. Die Frauen wurden gekauft. Rang und Schönheit bestimmten den Preis. Paillacan hatte z.B. für Pascuala den hohen Preis von 400 Tieren und Silberschmuck hingelegt. Das Paar zog in das Zelt seiner Eltern. „La convencion tiene lugar sin que se consulte a la mujer; i pagado el precio, el comprador viene con sus amigos, toma a la niña, i la lleva consigo en

su caballo. Entónces se matan yeguas, i si hai aguardiente, mejor es la fiesta.“ Diese Beobachtung hielt Cox (1862-63:171) bei den Pehuenchen fest.

Das Heiratsalter betrug bei Männern ungefähr 20 Jahre. Mädchen wurden auch schon mit 14 oder 15 Jahren verheiratet (Fitz-Roy 1834/1839:153), Männer mit 20, Mädchen ab 15, meinte Kalaqapa (Bormida 1958:180). Bevorzugt waren Ehen zwischen Verwandten, aber Cousins durften nicht heiraten. Ehen zwischen Onkeln und Nichten waren Kalaqapa unbekannt.

„El padre del novio cuando éste llegaba a la edad oportuna y lo veía ,alborotado‘ pensaba en darle mujer para impedir fuese embrujado, pues ese estado se consideraba muy propicio para las operaciones de hechicería (amorosa?). El mismo, con otro hombre, iba a pedir la mujer que había elegido, al padre de ésta, dándole en prenda algunas yeguas. Al día siguiente de la combinación del matrimonio éste ya se consumaba. Si la novia no quería, se la entregaban a la fuerza al novio. El consentimiento debía ser de ambos genitores y no tan sólo del padre.“ (Bormida 1958:180)

Aus dieser Äußerung Kalaqapas geht einerseits hervor, dass der Vater des Bräutigams die Braut aussuchte und mit deren Vater einen Brautpreis aushandelte. Außerdem konnte die junge Frau gegen ihren Willen verheiratet werden. Die Einwilligung der Brautmutter war aber genauso Voraussetzung wie die des Brautvaters.

Den zu bezahlenden Brautpreis erwähnte schon Falkner (1774:124).

- „the husband buying his wife of her nearest relations, and oftentimes at a dear price, of beads, cascabels, garments, horses, or any thing else that is of value among them. They often agree for their wives, and pay part of the price for them, when they are very young, and many years before they are marriageable.“ (Falkner 1774:124)
- Die Höhe des Preises korrelierte mit solchen Qualitäten der Braut wie Aussehen und Benehmen. Ledige Mädchen, die Aussicht auf eine Heirat hatten, waren bemüht, ihre Jungfräulichkeit zu erhalten; solche, die ihre Hoffnungen dahinschwinden sahen, gaben sich allen hin. (Viedma 1780-83/1837:74)
- Wollte ein Indianer heiraten, wendete er sich an den Vater der Braut, der von ihm einen angemessenen Preis verlangte. War die Verabredung getroffen, schlief der Schwiegersohn im Zelt seines Schwiegervaters, wollte er seine

Braut aber zu sich in sein Zelt nehmen, musste er noch mehr für seine Braut bezahlen. (Muñiz 1826/1917:205f.)

- 1865 heiratete ein junger Kazike ein 18jähriges Mädchen und gab dafür einen Poncho, eine Satteldecke, ein Zaumzeug, eine Mandil genannte Satteldecke und andere Dinge. (Mendoza in Braun Menéndez 1939/40:244)
- War ein Mädchen sehr reich und sah obendrein gut aus, erhöhte sich der Preis, während für Mädchen von armen Eltern oder gar für verwaiste Mädchen, auch wenn sie sehr hübsch oder tüchtig waren, nur ein geringer Preis bezahlt wurde. Hatte ein Mädchen vor der Hochzeit Geschlechtsverkehr, schmälerte das seine Heiratschancen. (Radboone in Childs um 1900/1936: 138,172)

Witwen und Waisen konnten laut Falkner (1774:124) über sich selbst entscheiden.

Beim Zustandekommen einer Ehe traf der Vater die Verfügung für seine Tochter, war er abwesend, traf der Kazike die entsprechenden Maßnahmen.

„Very often the man that wants to get married to a young china has never spoken to her, as the Tehuelche custom when a man wants to get married is to get what they call a lenguardo, which is another Indian noted among them to be a good speaker and very witty. This man if he makes a success in getting the parents to allow the girl to marry his man gets for his pay a tame horse and he is the chief guest at the wedding ceremony feast. So if he has any difficulty in persuading them this lenguardo talks and talks and talks and tries to use his wittiness to persuade them against any difficulty. He very much resembles a lawyer defending his client. [...] If he pulls it off all right the parents state the price: so many horses tame ones, so many mares for breeding, and so many mares for killing for the feast. If there is any cow animal obtainable this as a rule gives the feast a much higher standard. The price also may include silverwork, matras, and certainly quite a lot to drink wine and any hard liquor obtainable and a few bottles of vermouth if possible for the young chinas. All this is included in the price asked and very often the boy-friends and relatives will help him pay. One might give a horse and another a mare or two and others might help pay for the liquor. This help is only when they are all satisfied with the marriage. (Radboone in Childs um 1900/1936:137f.)

Dass nicht nur der Mann einen Brautpreis zu leisten hatte, sondern die Braut auch etwas in die Ehe mitbrachte, schrieb zunächst nur Musters in seinem Beitrag zur Brautwerbung und Eheschließung. Später stellte Prichard (1902:93) fest, dass die zwischen den Parteien ausgetauschten Geschenke mehr oder weniger den Grundstock des Paares bildeten, der im Falle einer Ehescheidung Eigentum der Braut blieb.

„Nachdem der Bräutigam sich der Einwilligung seines Mädchens versichert hat, pflegt er gewöhnlich entweder einen Bruder oder einen vertrauten Freund zu den Eltern zu senden und so und so viel Stuten oder Silberschmuck für die Braut zu bieten. Betrachten die Eltern die Partie als wünschenswerth, so begibt sich der Bräutigam, sobald die Umstände es gestatten, in seinen besten Kleidern, auf seinem besten Pferde und – wenn er dergleichen besitzt – in Silberschmuck zu dem Toldo seiner Zukünftigen und überreicht die Gaben. Die Eltern der Braut erwidern dieselben mit Gaben von gleichem Werthe, die jedoch im Fall einer Scheidung (die selten vorkommt) Eigentum der Braut werden. Hierauf wird die Braut von dem Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und dem Gesange der Frauen nach seinem Toldo geführt. Dann werden gewöhnlich Stuten geschlachtet und auf der Stelle gegessen; dabei nimmt man sich sehr in Acht, daß von dem Fleische oder Abfalle die Hunde Nichts anrühren, da dies Unglück bringen soll. Kopf, Rückgrat, Schweif, nebst Herz und Leber werden als Opfer für den Gualichu oder bösen Geist auf einen benachbarten Hügel gebracht.“ (Musters 1873:190f. und 1871:201)

Dass Mädchen gegen ihren Willen verheiratet bzw. überhaupt nicht gefragt wurden, behaupteten außer Radboone auch Borgatello, Falkner, Cox, Muñoz u.a. Nur Musters schrieb, dass die Ehen immer auf gegenseitiger Zuneigung beruhten. Niemals musste ein Mädchen gegen seinen Willen heiraten, auch dann nicht, wenn die Partie sehr erfolgversprechend wäre. (Musters 1873:190)

Vergleicht man die einzelnen Ausführungen, ergeben sich Widersprüche.

- Wen die Mädchen heirateten, bestimmten die Eltern.
- Niemals musste ein Mädchen gegen seinen Willen heiraten.
- Sie durften die Eheschließung nicht verweigern.
- Sie konnten sich scheiden lassen.

Auf der einen Seite bestätigen die Äußerungen Leacocks Gedanken in puncto weiblicher Autonomie,

„In jenen Gesellschaften, in denen über die Eheschließungen der jungen Leute verhandelt wurde, schien dies eine Ausnahme vom Autonomieprinzip darzustellen. In dieser Angelegenheit hatten jedoch die jungen Leute meistens nicht nur ein Mitbestimmungsrecht, sondern es war auch sehr einfach, sich wieder scheiden zu lassen, und zwar auf Wunsch eines jeden Partners.“ (Leacock 1989:37)

andererseits widerspricht die Verweigerung der Eheschließung und in gewissem Maße auch das Vorkommen von Polygamie dieser Selbstbestimmung. Die Verpflichtung, den durch Vater oder Kaziken ausgewählten Bräutigam zu heiraten, wurde allerdings erst um 1900 angesprochen, zu einem Zeitpunkt, als die

indianischen bands aufgrund der historischen Gegebenheiten selbst nicht mehr eigenständig waren.

Einerlei, ob die Mädchen mit oder gegen ihr Einverständnis heirateten, sie hatten das Recht, die Beziehung zu beenden, indem sie dem ungewollten Mann das Leben so schwer machten, dass er sie bald aufgab. (Fitz-Roy 1834/1839:152f.; Prichard 1902:93) Die Heirat konnte aber jederzeit ohne moralische Bedenken und ohne Güterteilung gelöst werden, schrieb Lista (1894:78-80).

Heiratszeremonie und Ehe

Die Heiratszeremonie war vergleichsweise bescheiden, meinten die einen, während D'Orbigny eine Zeremonie größeren Ausmaßes mit Schamanen, Festessen und Tanz beschrieb.

- Die Heiratszeremonie reduzierte sich auf die Überführung der Braut zum Zelt des Bräutigams durch ihren Vater. Wenn sie aber nach erfolgreicher Abmachung sogleich mit ihrem zukünftigen Mann mitging, war das nicht normwidrig. Der Bräutigam ließ sodann ein oder zwei Stuten schlachten, lud die beiderseitigen Verwandten und Freunde zu dem Festmahl ein und mit dem gemeinsamen Festmahl war die Eheschließung beendet. (Falkner 1774:124; Viedma 1780-83/1837:75; Bourne 1849/1853:57-63)
- Wenn sich beide einig waren, errichteten die Eltern der Braut ein Hochzeitszelt für das neue Paar. Die Wahrsager und Eltern versammelten sich um das Paar, die Wahrsager gaben dem Gatten auch Ratschläge über das von ihm geforderte Verhalten gegenüber seiner jungen Frau, über seine Pflichten. Nach der Belehrung sangen und tanzten Wahrsager und Eltern um das Zelt mit der ihnen eigenen diabolischen Musik. Die Männer zündeten ein Feuer an, an dem das Fleisch rotierte und erteilten weitere Ratschläge. Als wirklich verheiratet galten die Neuvermählten aber erst, wenn sie von allen Einwohnern der Tolderia im Bett gesehen wurden. Ein Patagonier hatte immer nur eine legitime Frau, die er niemals verließ. (D'Orbigny 1829/1839-43:179f.)

Lista (1879:77) erlebte erst am nächsten Tag im Toldo der frisch Verheirateten ein Fest mit Tanz, das bei Einbruch der Nacht, falls Alkohol vorhanden war, mit einer allgemeinen Trinkerei beschlossen wurde.

Im allgemeinen führten die Indianer gute, dauerhafte Ehen. Wenn Frauen ihrem Mann zugetan waren, hielten sie ihm die Treue. (Viedma 1780-83/1837:74; Guinnard 1856/1871:135; Dixie 1880:69) Die Männer beschützten ihre Frauen gegen jede Unbill und stellten sich nach außen auf ihre Seite, auch wenn die Frauen unrecht hatten. Bis ins hohe Alter hielten die Eheleute sehr zusammen. (Falkner 1774:127)

„Amongst all the peoples whose principal traits I am recalling, marriage is considered, quite as much as among ourselves, an important act, the source of a respectable and happy life. It is effected in the form of traffic, or the exchange of divers objects and animals against a woman.“ (Guinnard 1856/1871:135; Beerbohm 1879:92)

Andernfalls war Ehebruch nichts Außergewöhnliches. Im Falle der Entdeckung wurde höchstens der Liebhaber gestraft und nicht die untreue Frau. Bei geringem Interesse genügte dem Mann aber eine Beschimpfung der Untreuen. (Viedma 1780-83/1837:74) Die geringe Eifersucht der Männer fiel noch anderen auf. (Fitz-Roy 1834/1839:173; Spegazzini 1884:229; Lista 1894:80) Letzterer fügte hinzu: Der sehr seltene Ehebruch kam eigentlich nur bei den Männern vor, wobei er einen Einfluss der Christen nicht ausschließen wollte.

Zu Streitigkeiten zwischen Ehepaaren kam es sehr selten. Musters (1873:105) erlebte das in einem Jahr nur zweimal. Dass Männer ihre Frauen schlugen, war undenkbar. Fitz-Roy (1834/1839:154) sah, wie ein Mann seine Frau brutal an ihren Zöpfen zog.

Monogamie und Polygamie

Hier gingen die Meinungen der Beobachter auseinander. Sie umfassten die ganze Spannbreite von der Einehe bis zur Mehrehe.

- Jeder Indianer hatte nur eine Frau, wobei die Paare sehr liebenswürdig miteinander umgingen. Wenn eine Frau im Wochenbett lag, wurde im Unterschied zu der sonstigen Gewohnheit des stets offenen Einganges, eine Pferdehaut vor das Zelt gehängt. Niemand durfte eintreten, bis sie mit dem in Guanakofell gewickelten Kind in ihrem Arm vor das Zelt trat. (Morris 1740/1927:196)

- Jeder Indianer konnte so viele Frauen haben, als er sich leisten konnte und sie wieder verkaufen, wenn sie ihn langweilte. Nahmen sie Frauen gefangen, verheirateten sie sich mit diesen in ihren Zelten. Waren sie mit ihnen aber nicht zufrieden, verletzten sie die Frauen mit der Lanze, warfen sie vom Pferd und ließen sie halbtot liegen. (Hernandez 1770/1836:60)

Die Indianer konnten so viele Frauen heiraten, als sie sich leisten konnten, aber die erste Frau hatte immer das Vorrecht, die anderen waren mehr oder minder ihre Dienstmägde, berichtete Cox (1862-63:171) über die Pehuenche.

Polygamie war zwar erlaubt, aber selten anzutreffen, da ein Indianer sich nur so viele Frauen leisten konnte, als er zu ernähren imstande war. (Musters 1873:191; Beerbohm 1879:92; Lista 1894:78-80; Prichard 1902:93) Polygamie war zwar erlaubt, aber nicht üblich, versicherte Radboone.

„By the twentieth century it was not at all common for an Indian to have more than one wife. In the earlier days the Caciques often had two or more. Separation was very rare among the Tehuelches.“ (Childs um 1900/1936:297)

Polygamie kam eigentlich nur bei Kaziken vor. Nur sie konnten sich mehrere Frauen leisten. (Lista 1877-80:124) Ehen mit vier Frauen erlebte Bourne (1849/1853:16), Ehen mit zwei Frauen Cox (1862-63:86) z.B.

Es gibt nur zwei Bemerkungen zu der Frage, wen man nicht heiraten durfte und die stimmen nicht überein. Während Viedma (1780-83/1837:74) behauptete, dass es häufig zu Ehen zwischen Verwandten (Brüder und Söhne ausgenommen) kam, wusste Radboone, dass Ehen zwischen Cousins und Verwandten nicht erlaubt waren. „They were far more particular about that than we are.“ (Childs um 1900/1936:172) Die intimeren Kenntnisse über die Tehuelche besaß sicher der Walliser. Am Rande sei auf Listas (1894:81) Bemerkung hingewiesen, dass Blutsverwandtschaft bis zum vierten Grad zurückverfolgt wurde; verwaiste Neffen von ihren Onkeln aufgenommen und versorgt wurden.

Tod und Begräbnis

Der Tod alter Menschen wurde kaum betrauert. Das Sterben alter Menschen war etwas Normales, Notwendiges. Nur ein Pferd wurde getötet und es genügte das schlechteste. (Viedma 1837/1780:78; Radboone in Childs 1936:175f.) Großer

Aufwand wurde hingegen beim Tod junger Menschen oder robuster Personen im besten Alter betrieben. Ein oder mehrere Pferde wurden geschlachtet und verteilt, die Habe des Verstorbenen verbrannt, die Trauergäste beweinten den Toten laut, sie schnitten ihr Haar, legten Trauerkleidung an, um nur einige Details zu nennen.

Starb ein Kranker, brachten die Indianer das beste Pferd zum Zelt, zäumten es auf und beluden es mit dem ganzen Zierat des Verstorbenen. Ein Junge wurde auf das Pferd gehoben, ritt einmal um das Zelt, in dem der Leichnam lag, wurde danach herunter geholt, das Pferd erdrosselt. In der Zwischenzeit war ein Scheiterhaufen errichtet worden, in den das Pferdegeschirr und der Schmuck, den das Tier getragen hatte, geschleudert wurden. Der nächste Angehörige zog sein Gewand aus und warf es ins Feuer, die anderen Verwandten und Freunde warfen auch jeder ein Schmuck- oder Kleidungsstück nach. Sie wetteiferten sogar darin, dem Feuer etwas besonders Wertvolles zu opfern. Nun wurde das Pferd geschlachtet und sein Fleisch unter den Trauergästen verteilt. Die Hauptleidtragende saß verhüllt in ihrem Zelt ohne ein Wort zu sprechen. Alle weiblichen Verwandten und Freundinnen leisteten ihr Gesellschaft, sie schnitten sich ein Haarbüschel so ab, dass es ihnen bis zu den Augenbrauen in die Stirn fiel, sie zerkratzten sich die Gesichter, schnitten sich in die Wangen, weinten, ächzten und stöhnten zum Steinerweichen. In der Nacht wurde der Leichnam von den alten Frauen begraben, ohne dass die Leidtragenden davon wussten. Es folgte eine zweiwöchige Trauer mit fortwährendem Wimmern und dem Töten der Pferde der Verstorbenen, bis keines mehr übrig blieb, denn alles Hab und Gut eines Toten musste vernichtet werden. Etwas von einem Verstorbenen weiter zu geben wäre ein unverzeihliches Sakrileg gewesen. Alle Monde wurden die Trauer und das Weinen wiederholt, das Pferd eines Verwandten oder Freundes geschlachtet, wenn diese bereit waren, eines dafür herzugeben. Vom Toten gab es nichts mehr. Nach einem Jahr wurde die gesamte Trauerzeremonie zwei, drei Tage lang wiederholt. Danach aber war von einer Erinnerung an den Toten nichts mehr zu bemerken. (A.Viedma 1837/1780:77f.)

- Außer dem Hausrat des Verstorbenen warfen die Trauernden die abgeschnittenen Spitzen ihrer Haarlocken ins Feuer. Der nächste Angehörige des Toten lag drei oder vier Tage in seine *Toga* gehüllt in seinem Zelt ohne es je zu verlassen. (De la Peña 1914/1789:11)
- Wenn ein Indianer starb, wurde alles, was er besaß, vernichtet. Daher blieben die Leute arm, weil sie immer alles vernichteten. Wer etwas behalten wollte, stach sich in den Arm und ließ das Blut ins Feuer tropfen. Dann durfte er das Stück behalten. (Muñiz 1917/1826:213)
- Starb eine Frau, verbrannte man ihr Zelt und tötete ihre Pferde, man machte aber nicht soviel Aufhebens wie beim Tod eines Mannes. (Marescot in Dumont D'Urville 1838/1842:151)

- Anschließend wurde ein Feuer ungefähr 20 Yards entfernt vom Zelt angezündet, in das alle Habseligkeiten des Verstorbenen geworfen wurden, auch solche, die so brandneu waren, dass er sie noch gar nicht verwenden konnte, wie z.B. halbfertige Quillangos. Auch der Stab, an dem der Tote seine Requisiten aufzuhängen pflegte, kam ins Feuer. Nicht einmal die allerengsten Verwandten durften etwas von dem Verstorbenen behalten, nichts sollte die Überlebenden an den Toten erinnern. Sogar die bloße Erwähnung des Namens wurde vermieden, sie bedeutete Unheil. Was durch das Feuer nicht zerstört werden konnte, wurde mit dem Leichnam begraben. (Schmid 1860:229)
- „Bei dem Tode eines Tehuelchen werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Thiere getötet, seine Ponchos, Schmucksachen, Bolas und Alles, was ihm sonst noch persönlich zugehört, auf einen Haufen gelegt und verbrannt, während die Witwe und die anderen Frauen schrecklich jammern und klagen und auf die schwermüthigste Weise laut schreien. Das Fleisch der Pferde wird unter die beiderseitigen Verwandten vertheilt,...“ (Musters 1873:191)

Beim Tod junger Menschen war der Schmerz noch größer. Beim Tod eines jungen Mädchens wurden 20 Tiere geschlachtet und beim Tod eines jungen Burschen töteten die Indianer bei jedem Aufschrei der Mutter ein Pferd ungeachtet der Qualität desselben, ob es ein gutes Rennpferd war oder nicht. „But they would never use any other implement than a lasso to kill an animal at a person's death.“ (Radboone in Childs 1936:176) Als Radboones junger Freund Luis, der von einem betrunkenen Chilenen angeschossen wurde, unter entsetzlichen Qualen im Sterben lag, hielten er und die alten Tehuelchefrauen, die ihn lauthals beklagten, bei ihm Wache.

„The old chinas kept up a wailing, saying that death was coming. It came after three or four hours of suffering and agonized pleading for life. Jimmy kept watch over the body all night. Before he was sure the boy was dead the chinas had wanted to break his back and truss him up jackknifed the way they do for burial. They got out the new red blankets, kept for wrapping the dead, brought out a painted mare hide for the outer wrapping, and made all the preparations for burial, keeping up their wailing all night long. In the morning they buried the body temporarily not far from the Cacique's house.“ (Radboone in Childs 1936:175)

Am allerschlimmsten empfanden die Tehuelche aber den Tod eines Kindes.

„Das Pferd, auf dem es während des Marsches zu reisen pflegte, wird herbeigebracht, das Zeug, selbst bis zur Wiege, auf dasselbe gelegt und das völlig ausgestaffierte Pferd mit Lazos erdrosselt, während man bei allen anderen Ceremonien, wo Pferde getötet werden, dieselben mit Bolas auf den Kopf

schlägt. Das Sattelzeug, die Wiege und Alles, was dem Kinde gehörte, wird verbrannt, wobei die Frauen schreien und singen. Die Eltern werfen überdies, um ihren Schmerz zu äußern, ihre eigenen Kostbarkeiten in's Feuer. Diese Sachen dürfen einige der Frauen, die schreien, als Vergütung für ihre Dienste herausraffen, aber sie gewinnen selten viel dabei. Als einmal das einzige Kind reicher Eltern starb, wurden außer dem Pferde, auf welchem es zu reisen pflegte, noch vierzehn Hengste und Stuten geschlachtet. Am Todestage zog gegen Abend, vor der Beerdigung der Leiche, eine auserlesene Schar alter Frauen, schreiend und jammernd, in feierlichem Zuge immer um das Lager herum. Auch wurden den beraubten Eltern von den Häuptlingen und Verwandten Gaben zugesandt; es sollte dies ein wohlgemeinter Versuch sein, ihre Herzen von dem Verluste abzulenken." (Musters 1873:192)

Schmid schilderte den Fortgang der Zeremonie nach der Verbrennung genauer als Musters. Wenn das Feuer beinahe alles verzehrt hatte, stellten sich die nächsten Verwandten singend und weinend um den Platz. Die Frauen nahmen ihre scharlachroten Tücher ab, eine nach der anderen, und warfen sie ins Feuer. Die Perlenbänder zerrissen sie in kleine Stücke und warfen sie gemeinsam mit den Messingnadeln dazu. Wenn Männer scharlachrote Tücher angelegt hatten, taten sie dasselbe und übergaben ihre Stirnbänder dem Feuer. Sie verblieben mit lose hängenden Haaren. Die Hinterbliebenen kürzten ihr Haar, die Männer schnitten es hinten ab, die Frauen vorne. Die Indianer legten sehr viel Wert auf langes Haar, schnitten es aber aus Respekt vor den Toten ab. Danach wickelten die Männer weiße Bänder um ihr Haar, die Frauen legten für einige Monate weiße Kleidung an. Rot und weiß schienen ihre Trauerfarben zu sein. Bald nach dem Tod eines Menschen brachten die Verwandten und Freunde Teppiche, Felle und Kleider zu den Trauernden. Zwei oder drei in Scharlachrot gehüllte Frauen übergaben ohne ein Wort zu sprechen den weiblichen Anverwandten die mitgebrachten Artikel, erst danach lamentierten sie lautstark. Gleichzeitig begaben sich zwei oder drei Männer mit würdevollen Schritten zu den männlichen Hinterbliebenen und wurden vor dem Zelt empfangen. Einer der Besucher sagte: „You have lost your child, (brother, or father, or whatever the dead may have been,) you are now very poor, and we bring you, therefore, some presents.“ Nach dieser Beileidsbezeugung entfernten sich die Männer wieder. Andere betraten vielleicht sogar das Zelt und bekundeten ihr Mitgefühl. Alle sprachen sehr leise und hielten die Augen zu Boden gesenkt. (Schmid 1860:230f.)

Die Witwe, „die sich vorn das Haar kurz abschneidet und sich mit schwarzer Farbe bemalt, geht mit Sack und Pack in den Toldo ihrer Verwandten oder, wenn sie in der Horde keine hat, in den Toldo des Häuptlings“. (Musters 1873:191)

„Die Leiche wird in einen Mantel, Poncho oder, wenn der Verstorbene einen besaß, in einen Panzer eingenäht, von einigen Verwandten fortgeschafft und, mit dem Gesicht nach Osten, in sitzender Stellung begraben; über der Grabstätte wird ein Steinhügel errichtet, dessen Größe je nach dem Reichtum und Einfluß des Verstorbenen verschieden ist.“ (Musters 1873:191)

Borgatello ergänzte: Ein Toter wurde in Decken gewickelt und eingegraben. Seinem besten Pferd schnitten die Indianer die Kehle durch, legten es auf sein Grab und deckten es mit einer Decke zu, die sie an den vier Ecken befestigten. Ungefähr 100 m vom Grab entfernt töteten sie ein zweites Pferd und bei Reichen verfuhrten sie mit bis zu fünf weiteren Pferden ebenso. Sie töteten sie immer im Abstand von etwa 100m in einer geraden Linie das Tal entlang, durch das der Tote gehen würde. Der Tote unternahm nach dem Tod eine lange Reise, für die seine Seele Kraft brauchte. Wenn sie ermüdete, hatte der Tote noch Pferde in Reserve. Bei armen Leuten ließ ein Verwandter oder Freund für ihn ein Pferd auf dem Grab töten. Am 8. und am 30. Tag, nach 6 Monaten und zuletzt nach einem Jahr wurde je ein Pferd für den Toten geschlachtet, danach aber nicht mehr. (Borgatello 1924:22)

Wie bei allen Zeremonien wurde darauf geachtet, dass die Hunde nicht an den Abfall der geschlachteten Stuten herankamen; „dieser wurde eingegraben, Kopf und Rückgrat aber fortgeschafft und auf einen benachbarten Hügel gebracht.“ (Musters 1873:279f.)

Die Tehuelche glaubten, dass der Begrabene Schmerz empfand, wenn man auf sein Grab stieg, daher trafen sie tausend Vorkehrungen, damit das nicht passierte. (Borgatello 1924:23) Aber nicht alle Argentinier achteten die Würde der Toten.

- Umso schwerer wiegt Morenos Verstoß, der den Kadaver Sam Slicks (Casimiro Biguás Sohn) in einer Vollmondnacht ausgrub, um das Skelett dem anthropologischen Museum von Buenos Aires zur Verfügung zu stellen. Ein „sacrilegio cometido en provecho del estudio osteológico de los Tehuelches“ hob er hervor. (Moreno 1876/1879:92f.)
- Mulato gab beim Tod seiner jüngsten Tochter all ihr Silber, ihre Ringe und Perlen mit ins Grab. Wie staunte er, als er einen Teil dieses Schmuckes in Punta Arenas zur Schau gestellt sah. Bei Überprüfung des Grabes erkannte die Familie, dass es ausgeraubt war, sogar die Finger der Tochter hatten die Grabräuber abgeschnitten, um an die Ringe zu kommen. (Radboone in Childs 1936:178)

Kalaqapa gab auf die Frage nach Leben und Tod zum besten, dass die Seele Ursache des Lebens sei. Der Tod wurde durch einen „brujo“ herbeigeführt, der den Teufel in den Körper einschleuste. Das konnte aber nur gelingen, wenn Gott diesen Mensch wegen einer schlechten Handlung verlassen hatte. „Cuando el espíritu no vuelve, el diablo tiene que comerse al cuerpo“. Der Tod wurde als etwas Unnatürliches angesehen, würden sich die Menschen immer gut betragen, könnte die Seele ewig leben. Früher oder später begeht jeder Mensch einen Fehltritt, deshalb sterben alle. Langlebigkeit galt mithin als Beweis für rechtschaffenes Leben. (Bormida 1958:186)

Zum Alter der Tehuelche

José Maria Cual, wie Kalaqapa mit seinem argentinischen Namen hieß, dürfte rechtschaffen gelebt haben, denn er zählte zum Zeitpunkt des Interviews bereits 86 Jahre. Er war 1870 geboren und hatte ein ereignisreiches Leben hinter sich. Er war quasi dreisprachig, denn er konnte gñüna yáyitch, araukanisch und beherrschte das Spanische ganz passabel. Er war Kind einer wohlhabenden Familie, die viele Tiere besaß, aber nach dem Wüstenfeldzug erlitt er nach und nach das Schicksal aller Indianer. Trockenperioden, Unwetter, Gelage, fahrende und sesshafte „Händlerhausierer“ brachten ihn ins Elend. Die letzten Schläge versetzten ihm der Tod seiner Frau und seine Blindheit. Casamiquela meinte, dass Kalaqapa zuletzt nur noch für die Wissenschaft lebte,

„nos atrevemos a decir que sólo para eso y por eso vive, rastreando durante los inviernos solitarios sus recuerdos más ocultos, volviendo sobre las trampas de su memoris, desempolvando cosas y nombres, para las visitas infaltables del verano“. (in Bormida 1958:157)

im Bewusstsein der Dienste, die er für sie leistete. Kalaqapa war mit seinem hohen Alter keine Ausnahmeerscheinung unter den Tehuelchen. Es gab mehrere Beispiele und viele von ihnen erfreuten sich bester Gesundheit. Hier eine Liste:

- ein 90 bis 100 Jahre alter Mann (Dumont D'Urville 1838/1842:162)
- Sakamatas Vater zählte 110 Jahre oder sogar noch mehr und war dennoch von erstaunlicher Gesundheit. (De la Vaulx 1901:172)

- „Musters“ Orkeke war mit 70 Jahren kerngesund und hatte kein einziges graues Haar. (Caillet-Bois 1942/3:37-39)
- Der alte *Haikokelteish*, ein echter Tehuelche, erinnerte sich noch an die Christen in ‚Agua Grande‘, d.h. an Antonio Viedma in San Julian. Er sprach von einer Zeit, die mehr als 100 Jahre zurücklag und war dennoch kein gebeugter Mann. (Moreno 1876/1879:221)
- Maria Vampa hatte mit 72 Jahren Zähne, die sich für jede Zahnpastareklame geeignet hätten und höchstens drei, vier weiße Haare. (Imbelloni 1949a:33f.)
- Juan Kaiper, Sohn des Kaziken Papon, war nicht nur eine würdevolle Erscheinung, sondern eine sehr offene und umgängliche Persönlichkeit. (Imbelloni 1949a:31f.)
- Siffredis Informantinnen zur Mythologie der Aónikenk: Ana Montenegro de Yebes (Kámserr) zählte 90 Jahre. (Siffredi 1969-70:202)
- Feliciano Velázquez de Martínez (Sàqtewu) zählte 85 Jahre. (Siffredi 1969-70:202)

Es fiel nicht nur dem Franzosen De la Vaulx (1901:178f.) besonders stark auf, dass alte Leute sehr geschätzt wurden.

Persönlicher Besitz

Persönlicher Besitz eines Verstorbenen wurde verbrannt oder mit ihm begraben, daher stellt sich die Frage, was zum Eigentum gehörte. Die Auskünfte darüber stehen meist nur zwischen den Zeilen. Nur zwei Forscher hinterließen Notizen zu diesem Thema, Cox und Lista.

- Der Reichtum dieser Nomaden bestand in transportablen Gütern, in Silberschmuck, im Besitz vieler Tiere. (Cox 1862-63:169f.)
- Individuelles Eigentum wurde von den Eltern an die Kinder oder, falls es keine gab, an die nächsten Verwandten übertragen; zuerst an die weiblichen und dann an die männlichen. (Lista 1894:81)

Die Notiz Listas steht in Widerspruch zum Brauch der Verbrennung bzw. des Eingrabens der persönlichen Gegenstände. Seine Bemerkung wurde auch durch die Antwort Kalaqapas widerlegt, der auf Bormidas und Casamiquelas Fragen antwortete, dass das Recht auf Eigentum das Recht auf das Vergnügen und den Genuss des Verkaufes oder Tausches implizierte. Die Übertragung durch Erbschaft war durch die Zerstörung der persönlichen Gegenstände des Verstorbenen beschränkt. Alle Gegenstände, die eine Person verwendete, waren

persönliches Eigentum. Das Toldo gehörte prinzipiell der Frau. Kalaqapa zitierte das Beispiel einer Trennung, bei der der Mann das Zelt verlassen musste, während die Frau weiterhin darinnen wohnte. Die domestizierten Tiere gehörten zum Eigentum des Mannes. (Bormida 1958:172f.)

Stellung und Pflichten der Frauen

Leacocks Feststellung, den Status der Frauen in Wildbeutergesellschaften generell betreffend, kann auch auf die Tehuelchefrauen angewendet werden.

„Bezüglich der Autonomie der Frauen gab es in der Struktur egalitärer band-Gesellschaften keine Notwendigkeit einer besonderen Unterordnung der Frau gegenüber dem Mann. Es existierten keine ökonomischen oder sozialen Verpflichtungen, die die Frauen gezwungen hätten, den Bedürfnissen und Gefühlen der Männer gegenüber sensibler zu sein als umgekehrt. Das traf sogar für Järgergesellschaften zu, in denen die Frauen nicht den Hauptanteil der Nahrung beisteuerten.“ (Leacock 1989:38)

- Die Frauen wurden von ihren Männern gut behandelt. (King 1827/1939:94)
- Es kam vor, dass Indianer sehr lange unverheiratet blieben, weil sie nicht genug Mittel für eine Frau aufbringen konnten. Ihren Frauen waren sie aber bis ins hohe Alter treu und behandelten sie mit Zartheit. Äußerst selten kam es vor, dass ein Indianer seine Frau schlug. (D'Orbigny 1829/1839-43:180f.)
- Junge Frauen, die nicht mehr jungfräulich waren und Witwen genossen sexuelle Freiheit. (Viedma 1780-83/1837:81)
- Frauen konnten die Männer beim Tauschhandel überreden, ihre wertvollen Felle statt gegen Branntwein gegen notwendigere Dinge einzutauschen. (Musters 1873:49)
- Und Frauen verhinderten durch das Verstecken von Waffen im Falle der Trunkenheit Schlimmeres. (Borgatello 1924:22)

Das Leben der Frauen bestand aus kontinuierlichem Arbeiten und die Liste ihrer Tätigkeiten ist unendlich lang, aber kein Mann rührte auch nur den kleinen Finger, Männer oder Söhne nahmen an diesen Arbeiten niemals teil, stellte Schmid (1860:224) fest. Die Männer durften auch keinen Finger rühren, denn bei der Arbeit herrschte strenge gender-Teilung.

- Frauen sorgten für die Kinder.
- Der gesamte Haushalt fiel in ihren Bereich: sie holten Holz und Wasser.
- Sie bereiteten das Essen zu.

- Sie luden das Fleisch ab, das die Männer von der Jagd brachten und verarbeiteten es weiter.
- Sie zerschlugen die Markknochen und zogen das Fett aus.
- Sie erzeugten, verbesserten und reinigten die Zelte.
- Sie bereiteten die Häute und nähten sie zusammen.
- Sie nähten auch die Felle, aus denen sie ihre Mäntel machten.
- Sie bemalten die Quillangos in verschiedenen Mustern.
- Sie spannen und stellten die Ponchos her.
- Wenn sie weiterzogen, packten die Frauen alles zusammen, inklusive der Zeltpfosten, die sie auf dem neuen Platz auch wieder selber aufstellten.
- Sie beluden die Pferde mit dem ganzen Gepäck, zogen die Gurten fest.
- Sie entluden alles auf dem neuen Platz.
- Krankheit oder weit fortgeschrittene Schwangerschaft befreiten sie nicht von ihren Pflichten und Mühen.
- Sogar bei den Kriegszügen halfen die Frauen, aber nicht beim Töten, sondern beim Plündern der Leichen.
- Wenn die Jäger von der Jagd zurückkehrten, kamen die Frauen ihnen entgegen, luden die Pferde ab, hängten das Fleisch an die vorderen Zeltpfosten.
- Die Frauen schnitten die Felle für Guanakomäntel zu.
- Sie nähten. Sie webten Kopfbinden, Schärpen, die um die Taille getragen wurden und Stiefelbänder.
- Sie machten kleinere Arbeiten aus Silberschmuck wie Buckeln, bohrten die Löcher und hefteten sie an die Gürtel oder die Rüstungen.
- Sie machten die (oft ebenfalls mit Silber verzierten) Schilfpolster, die sie als Schutzkissen auf ihre hohen Sättel legten,
- Sie banden Straußenfedern zu Bündeln.

(Falkner 1774:125; Viedma 1780-83/1837:71f.; D'Orbigny 1829/1839-43:181; Montravel in D'Urville 1838/1842:282; Schmid 1860:224; Musters 1873: 72,185; Beerbohm 1879:100; Radboone in Childs um 1900/1936:100f.)

Nach Radboones Meinung verrichteten die Frauen alle Arbeiten, abgesehen von Tätigkeiten, die mit Pferden und Jagd zu tun hatten.(in Childs um 1900/1936:100f.)

Stellung und Pflichten des Mannes

Wenn man die Auflistung über die von den Männern verrichteten Arbeiten betrachtet, versteht man nicht, dass so viele behaupteten, sie wären nur faul. Hatcher vertrat zum Unterschied von anderen Autoren die Meinung, dass die

Arbeit zum Unterhalt der Familie zwischen Mann und Frau ziemlich gerecht aufgeteilt war. (Hatcher 1896/1903:161)

- Die Männer mussten das Essen herbeischaffen, das heißt das Fleisch von Pferden, Straußen, Guanakos, Hasen, Gürteltieren, u.a.
- Die Männer verließen das Lager später als die Frauen.
- Sie jagten auch beim Ortswechsel mit Hilfe ihrer Pferde, ihrer Bolas und ihrer Hunde die schnellen Guanakos.
- Die Männer belieferten ihre Frauen auch mit den Tierfellen für die Zelte und die Kleidung;
- Sehr oft verkauften sie die fertigen Mäntel oder Decken für europäische Waren wie Messingohrringe, Schellen, große himmelblaue Glasperlen und ähnliches.
- Die Männer waren zuständig für den Krieg.
- Die Männer sammelten die frei umherlaufenden Pferde ein.
- Die Männer weideten ihre Pferde und Stuten.
- Die Männer trainierten ihre Pferde.
- Die Männer sorgten für die Hunde.
- Sie stellten das Reitzeug her: hölzerne Sättel, Lassos und Sporen.
- Sie beschäftigten sich mit der Herstellung von Bolas und anderem Gerät.
- Viele Männer waren geschickte Silberarbeiter und stellten auch Silberornamente her.
- Sie stellten Pfeifen aus Stein oder Hartholz her, die mit einer silbernen Röhre ausgestattet wurden;
- Sie erzeugten Ringe, Messer u.a. aus Eisen, das sie durch Handel oder von Schiffswracks erwarben.

(Falkner 1774:126; Viedma 1780-83/1837:71f.; D'Orbigny 1829/1839-43:181,186; Darwin 1834/1909:43; Braun Menéndez 1939/40:259; Musters 1873:183;198)

Musters hob noch die Verantwortung der Männer für ihre Pferde hervor und die interessante Tatsache, dass ein Junggeselle mehr zum Wohlstand in seinem Toldo beitrug als ein verheirateter Mann, denn er musste, um einen Quillango zu bekommen, mehr Felle abliefern als dieser.

- Für die Pflege der Pferde fühlte sich jeder Indianer selbst verantwortlich, „denn die Indianer begreifen es nicht, warum ein anderer Mensch es für ihn thun soll, es sei denn, daß er ein Sohn oder Verwandter wäre, und wenn sie sich zum Marsche vorbereiten, wird unter allen Umständen erwartet, daß Jeder seine Pferde selbst findet und herbeibringt.“ (Musters 1873:221)
- Ein verheirateter Mann bekam seine Mäntel von seiner Frau oder von seinen Frauen, wobei ihre Freundinnen ihnen halfen und umgekehrt. Ein Junggeselle ließ von einer Dame arbeiten und musste ihr dafür mehr Felle geben. Musters

musste für einen Mantel dreißig bis vierzig Felle geben, der Mantel, den er erhielt, war aber nur aus 10 bis 13 Fellen genäht. (Musters 1873:184)

Den Männern war verboten, ihren Frauen bei der Arbeit zu helfen, da hätten sie Schimpf und Schande auf sich gezogen. (Falkner 1774:125; D'Orbigny 1829/1839-43:181)

Freizeitverhalten

Die patagonischen Männer waren nach Meinung vieler Besucher des Landes untätig und faul. Nur wenn sie der ärgste Hunger plagte, gingen sie auf die Jagd. (Muñiz 1826/1917:208; Coan 1833-34/1880:99; D'Orbigny 1829/1839-43:105; Bourne 1849/1853:41; Prichard 1902:95)

Ihre Zeit verbrachten die patagonischen Männer mit Essen, Schlafen, Lachen, Plaudern, Singen, Kartenspielen. (Coan 1833-34/1880:58) (Mendoza in Braun Menéndez 1939/40:246) Die Männer waren ihren Notwendigkeiten gegenüber sehr nachlässig, entfalteten aber die größte Aktivität bei ihren Vergnügungen: dem Tanz, dem Spiel und der Trunkenheit. Ihre Leidenschaft für das Spiel war so groß, dass sie ihre Pferde, ihre Hunde und sogar ihre Waffen verspielten. (Lista 1879:76)

In Musters' Buch kommen die Männer nicht so schlecht weg. Vielleicht deshalb, weil er als einziger täglich an der Jagd der Männer teilnahm? Vielleicht änderten die Männer auch ihr Verhalten nach dem Wüstenfeldzug, als ihre Jagdgebiete immer begrenzter wurden, als sie wenig oder gar nichts mehr zum Jagen fanden, dafür aber mit mehr Alkohol beglückt wurden. Das ist schwer zu sagen.

Als Musters eines Tages wegen des beißend kalten Windes nicht an der Jagd teilnahm und sich im Lager umsah, bot sich ihm ein Anblick, der dem vorhin Gesagten entspricht. Einige der Männer spielten Karten, einer oder zwei schliefen, aber die Frauen waren fast durchgehend mit dem Nähen der Quillangos beschäftigt. (Musters 1873:68) Gleichwohl waren einige Männer auf der Jagd trotz beißend kaltem Wind.

Obwohl die Frauen immer beschäftigt waren, fanden auch sie dann und wann Zeit zum Kartenspiel. (Musters 1873:185)

Spiel und Sport

Die traditionellen Spiele der Tehuelche standen in enger Beziehung zu ihrem Alltagsleben. So gab es zunächst traditionelle Spiele und Sportarten, die sich aus dem Alltagsleben der Indianer ergaben und später solche, die ihnen erst nach der Konquista möglich waren.

Traditionelle Spiele

1. Zu diesen zählten das Zielwerfen mit Bolas, wobei den Tehuelche ein Straußenflügel als Zielscheibe diente.

„Los Adultos tienen también sus diversiones, pero la principal se reduce al ejercicio de las *Bolas*. La destreza en este ejercicio es grande. A buena distancia clavan en el suelo una ala de Avestruz; esta les sirve de blanco; y el que mas acierta, ó pone las Bolas mas cerca, ese gane.“(Sanchez Labrador 1936/1772:47f.)

Eine allerdings erst später mögliche Variante des Zielwerfens bestand darin, dass die Indianer, wenn sie viel Munition hatten, nach einem Ziel schossen, „da aber ihre Kugeln häufig mit Steinen rund gehämmert werden, so laufen dieselben vielfach irre, und auch die Gewehre sind zuweilen für den Schützen gefährlicher als für die Scheibe.“ (Musters 1873:189)

2. Ein von den Kindern gern durchgeführtes Spiel mit kleinen Steinchen gehörte ebenso zu den Vergnügungen der Erwachsenen. „They also play a game with stones resembling the ‚Knucklebones‘ of English school-boys“, meinte (Musters 1871:199).
3. Das Planschen, Schwimmen oder Untertauchen gehörte zum täglichen Spaß. Beim Lagern neben einem Bach sprangen bald viele hinein, „um ein erquickendes Bad zu nehmen; dies ist bei den Tehuelchen, die gewaltige Schwimmer sind und gut tauchen, immer ein Lieblingsgenuß.“ (Musters 1873:111)
4. Das Erproben der Kraft zählte zu den Vergnügungen der Männer. Bei einem Ort namens „Amakaken“ gab es einen großen kugelförmigen Rollstein aus Marmor, den die Indianer aufhoben, um ihre Kraft zu prüfen. „Er war so groß und schwer, daß ich ihn gerade mit beiden Armen umfassen und bis zu meinen

Knien emporheben konnte; einige der Indianer aber brachten es zu Stande, ihn auf ihre Schultern zu heben.“ (Musters 1873:97)

5. Die Ballspiele dürften von den Araukanern übernommen worden sein. Die erste Darstellung stammt von Sanchez Labrador. Der Ball war aus verschiedenem Material hergestellt:

- ein kleiner Holzball (Guinnard 1871/1856:200f.),
- ein kleiner Holzknäuel „knot of wood“ (Coan 1833/1880-34:77) oder
- ein „mit Federn gestopfter Ball von Haut“ (Musters 1873:189)
- D'Orbigny (1839-43/1829:86) schrieb von einem luftgefüllten Lederball.

Es gab im Prinzip zwei Arten, Stockspiele und reine Ballspiele. Die erste Beschreibung stammt von Coan, der als einziger in dem Ballspiel kein System erkennen konnte, aber Coan gehörte, wie er wiederholt bewies, nicht zu den aufmerksamsten Beobachtern.

„Twelve of the savages amused themselves a long time to-day by playing a game of ball. In this exercise they threw off their mantles, and exerted themselves in a state of nudity, having no clothing upon them except the strip around the loins. Their ball is nothing but a round knot of wood; their bat is a stick two feet long, and crooked at one end like the handle of a pistol. With this they drive the ball along the ground, apparently without order or system.“ (Coan 1833/1880-34:77)

„Sonkey“ nannten die Indianer diese Art rustikales Hockey, mit dem sie sich einen ganzen Tag lang vergnügen konnten. (Coan 1833/1880-34:153) Eine erkennbare Regel gibt es bei Schmid, der das Spiel „sanke“ nannte (in Martinic 1995:281):

50 Spieler „divididos en dos bandos, armados cada uno de un palo, de unos pies de largo y punta curva, clavan dos palos a unas 200 yardas de distancia entre si y, con una bocha de madera, comienza el juego a la mitad del campo. Apararentemente, gana el bando que consigue hacer llegar la bocha hasta su propio palo, dos veces seguidas, llevándose entonces todos los artículos que los perdedores colgaron previamente de él“.

Sanchez Labrador beschrieb eine andere Variante des Stockspieles.

„Doce ó mas Indios se ponen en circulo, todos desnudos sin hilo de ropa sobre sus cuerpos, y esto aunque sea en el rigor del invierno. Dispuestos del modo dicho, coge uno la *Pelota*, y haciendo dar un bote, la hecha por entre sus piernas á las espaldas de el que esta á su lado: este al sentir el golpe en sus costillas, se revuelve con gran ligereza, y cogiendo la Pelota de rebote, la haze pasar por entre sus piernas, y aroja á las espaldas del otro, como lo hizo el primero. De este

modo vá dando buelta la Pelota, pasando por entre las piernas de todos, y rebotando en sus espaldas. Si alguno no fue prompto á rebolverse, y recibir el bote de la Pelota, para hechársela al otro, pierde su juego con fiesta del partido. Este juego apenas se puede comprender por lo raro sino viéndole.“ (Sanchez Labrador 1936/1772:48)

Bei dem von Guinnard beschriebenen Spiel „tchouëkah“ genannt, stellten sich die Spieler in zwei Reihen auf.

„In the game of *tchouëkah*, each man, enterely naked, his body straked with various colours, his hair turned up and fastened with a cloth band, and armed with a heavy stick, called *ouignou*, curved at one end, matches himself against one of his congeners willing to risk a stake equivalent to his own. One party puts down his stake on one side, the other on the opposite side. The length of the ground, calculated according to the number of the players, is marked out by lances set up two and two. The players place themselves in couples opposite one another. A small wooden ball is placed between the two forming the centre of the line. The two champions then cross their sticks, the crooked ends resting on the ground, so that on drawing them sharply together, the ball, which is caught between the two crooks, is put in motion. Once thrown into the air, it is for whoever can to stop its flight with his stick, either to give it a new impulsion in the direction it was going, or to turn it in the opposite direction. If one of the players, who, in the interest of his partners, ought to have made it go to the right, should make it go to the left, he is immediately obliged to pull hair with the nearest of those whom he has injured. It is very rare for these amusements to pass off without the breaking of legs or arms, or grave injury to heads. Besides of these casualties, there are the blows which the judges, armed with stout leathern thongs, discharge from the backs of their horses on the fatigued combatants, to spur them on to increased exertion.“ (Guinnard 1871/1856:200f.)

Ein reines Ballspiel, nach Martinic eine Variante des „pilma“, im Kreis durchgeführt, beschrieb Musters:

„Das Ballspiel beschränkt sich auf die jungen Männer und wird folgendermaßen gespielt: Ein Lazo wird so auf die Erde gelegt, daß er einen Ring bildet, der gegen vier Meter im Durchmesser hat; die Spieler, gewöhnlich acht an Zahl, treten in den Kreis hinein, und zwar nackt, nur das Unterkleid um die Taille haben sie an. Jede Partei hat einen mit Federn gestopften Ball von Haut, ungefähr von der Größe eines Federballes oder auch größer als ein solcher; diesen Ball werfen sie unter dem Schenkel durch in die Höhe und schlagen ihn mit der Hand nach dem Balle der Gegner; jeder Treffer zählt einen Point. Die jungen Männer zeigen große Fertigkeit und Gewandtheit, und wenn ich auch nie an einer ihrer regelrechten Spielpartien theilnahm, so beobachtete ich sie doch häufig, wenn sie mit dem Spiele beschäftigt waren, bei welchem die prächtige Entwicklung ihrer Muskeln deutlich hervortrat.“ (Musters 1873:189)

In anderer Aufstellung sah D'Orbigny dieses Spiel in der Gegend des Rio Negro.

D'Orbigny (1839-43/1829:86) schrieb, dass die Araukaner dieses Spiel „pilma“ nannten. Auf einem präparierten Platz stellten sich sechs Jugendliche im Alter von etwa zwanzig Jahren in zwei Reihen gegenüber auf. Auf jeder Seite hielt einer von ihnen einen luftgefüllten Lederball in der Hand. Beide warfen ihren Ball zugleich unter ihrem linken Bein durch hinter sich und danach mit den Händen zum Gegner, um dessen Körper zu treffen. Der Gegenspieler versuchte durch Bücken oder Springen geschickt auszuweichen, weil ein Treffer seiner Gruppe einen Schlechtpunkt eingebracht hätte. Traf der Ball aber nicht, bekam die werfende Partei zwei Schlechtpunkte und musste den Ball suchen. Es gehörte dazu, dass die komischen Verrenkungen der Ausweichenden von der Gegenpartei ausgelacht wurden. Sollte ein Spieler doch getroffen worden sein, warf er den Ball zum Angreifer zurück. Nun lag es an diesem auszuweichen. So ging es hin und her. Dieses Spiel, bei dem die Indianer ihre Glieder ziemlich verrenkten, spielten die jungen Männer nach D'Orbigny vor allem im Winter, um sich fit zu halten.

Zu den liebsten Freizeitbeschäftigungen der Frauen gehörte eine Art Fußballspiel, von dem Sanchez Labrador allerdings meinte, dass es sich eher um ein Laufspiel als um ein Ballspiel handelte.

„Ciñense á la cintura alguna ropa, que les cuelga lo suficiente para no quedar deshonestas; lo restante del cuerpo esta desnudo. Ponense en hilera al principio, tira una con el pie la *Pelota*, tras la qual corren todas para rebatirla asi mismo con el pie. Yo me persuado, que esta diversion mas es ejercicio de correr, que juego de Pelota. (Sanchez Labrador 1936/1772:49)

Einmal wurde Coan (1833/1880-34:58) nach Sonnenuntergang durch laute Geräusche auf das Spiel der Frauen aufmerksam. „Nearly all the women in the camp assembled on a lawn and engaged in a game at ball-playing. They were noisy, lively, and energetic.“

Aus dieser Spielesammlung ist zu ersehen, dass die Männer weit mehr Zeit dafür aufwenden konnten. Allerdings dienten die bis jetzt aufgelisteten Spiele der körperlichen Ertüchtigung und Treffsicherheit und schulten gleichzeitig Scharfsinn und Beobachtungsgabe.

Spiele aus der Zeit nach der Konquista

Radboone (in Childs 1936:268) schrieb, dass die Aónikenk um etwas Geld, aber eher um Pferde, um junge Fohlen oder um Reitgeschirr „*taba*, that's a knuckle bone“, spielten. Dabei handelt es sich aber nach Martinic (1995:282) um ein Spiel

europäischen Ursprungs, das von den Spaniern eingeführt wurde und sich rasch verbreitete. „Se jugaba y juega con el astrágalo de un vacuno, hueso que se lanza al aire y que según la forma en que queda en el suelo otorga más o menos puntos a los jugadores-apostadores.“

Wettcharakter zeigten alle Spiele aus der Zeit nach der Konquista. Schon Hilario Tapary (1753/1836:28) bemerkte in der Gegend nördlich von San Julian, dass die Eingeborenen sehr viel Zeit beim Spiel verbrachten „perdiendo cueros de caballo que se ganaban los unos á los otros“. Ähnliches behaupteten Sanchez Labrador (1772/1936:46) – sie durchspielten ganze Nächte beim Schein von Lampen, die sie mit dem Fett ihrer Pferde nährten – und Fitz-Roy (1839:160) „At almost every leisure hour either horses or play engage their attention, for they are also great gamblers“.

Die Spiellust wurde des weiteren von den Mitgliedern der Expedition Malaspina, Coan, D'Orbigny, Bourne, Guinnard, Cox, Lista, Radboone und selbstverständlich von Musters bestätigt. Seiner Aussage nach bestanden die Hauptunterhaltungen unter den Indianern in Pferderennen, Karten- und Würfelspiel, oder in einem Spiel mit kleinen Steinen und einem Ballspiel. (Musters 1873:187)

Die drei erstgenannten Spielarten will ich in der von Musters vorgegebenen Reihenfolge beschreiben.

1. Pferderennen:

Radboone, selber ein Liebhaber von Pferderennen, lernte die Tehuelche im Tal vom Rio Zurdo in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts bei dieser Liebhaberei kennen und bestätigte damit, was Fitz-Roy (1839:160) 60 Jahre zuvor berichtete:

„The Patagonians are very fond of racing. At almost every leisure hour either horses or play engage their attention, for they are also great gamblers. Race-courses are regularly marked out, but they are very short, not a quarter of a mile in length. These short bursts at the utmost speed seem absurd, till one considers that in hunting wild animals, attacking or escaping from the sudden attack of an adversary, such short starts are of the utmost importance. They bet upon the horses, and sometimes stake even their wives and their children. Payment is faithfully made, even to the uttermost.“

Musters und Radboones Beschreibungen sagten im wesentlichen dasselbe aus, beide wiesen einmütig daraufhin, dass die Einsätze vorher festgelegt wurden.

„Nach der Jagd begaben sich in der Regel diejenigen, welche Reserve-Pferde besaßen (und sogar auch diejenigen, welche keine hatten), jeden Abend ein wenig vor Sonnenuntergang auf die Rennbahn und ritten ihre Pferde zu oder ließen sie rennen, oder sahen den Anderen zu und machten, wenn es ein Rennen gab, Wetten. Die Art des Wettrennens ist derjenigen etwas ähnlich, die unter den Gauchos in den Provinzen von Rio de la Plata Mode ist, nur daß es dabei ehrlich zugeht. Die Einsätze werden stets niedergelegt, ehe das Wettrennen endigt: sind es Pferde, so werden sie so angebunden, daß man sie leicht zur Hand hat; sind es Schmucksachen, Bolas usw. usw., so werden sie auf einen Haufen gelegt, und wer gewinnt, nimmt sie, sobald das Rennen entschieden ist, gleich weg. Die Pferde werden beim Wettrennen ohne Sattel geritten; die beiden Reiter galoppieren erst einige Meter weit leicht neben einander her und lassen dann den schnellen Galopp anschlagen. da man auf das Zureiten der Pferde viele Mühe verwendet, so kommt beim Anlauf selten ein Fehler vor. Das Ziel des Wettrennens ist oft weit entfernt; die durchschnittliche Distanz ist vier englische Meilen oder eine Legua; doch ist selbstverständlich bei jungen Pferden die Entfernung kürzer.“ (Musters 1873:142)

„All the Indians loved to gamble and it was fun to see sometimes at horse-racing the amount of things some of the chinas would bet. Certainly this would be as a rule when it was an Indian horse run against another Indian's. the chinas would pile up outside their toldos: capas, matras, ostrich feathers, cloth, silver reins and silver beads and brooches they'd made themselves of silver, and a lot of other things. Certainly the opponents would have to pile up theirs also so there was no dispute about paying. After the race the winner would go to the loser's toldo and in high glee take the pile of things. If an outsider raced against an Indian those at the toldos would bet on the Indian's horse, generally.“ (Radboone in Childs 1936:135f.)

Es kam schon vor, dass Wettrennen nur zum Zeitvertreib durchgeführt wurden.

Als sie bei einem Lagerumzug auf die Frauen und Kinder mit dem schweren Gepäck warteten, begaben sich mehrere Männer, darunter auch Musters

„zu einer richtigen Rennbahn – einer sechs Fuß breiten, ausgetretenen Bahn, die sich fast drei englische Meilen weit erstreckte und zwar etwas sandig, aber eben und frei von Steinen war. Hier prüften wir, um die Zeit einstweilen hinzubringen, die Schnelligkeit unserer Pferde“. (Musters 1873:113)

2. Kartenspiele

Von den Mapuche übernahmen die Tehuelche das Kartenspiel, dem sie mit großer Leidenschaft nachgingen.

„Gambling is a vice to which they are greatly addicted, and they pursue it with a perseverance and ardour worthy of amateurs in more civilized communities. [...]

Unlike their compeers in more enlightened circles, they put down stakes on only one side, for which the opposite players contend. In this way they rid themselves of their saddles, bridles, knives, and whatever other portable articles they may have to hazard. Nay, I have seen them inflamed to such a passion as to take the mantles from their women's shoulders, telling them to protect themselves from the cold as they could." (Bourne 1853/1849:41f.)

Wenn sich die Indianer mehrere Tage an einem Platz aufhielten, beschäftigten sie sich nach Bourne ausschließlich mit dem Spielen. Dabei ging es nach Guinnard (1871/1856:199) nicht immer ganz ehrlich zu.

Die Pampa Stämme, die nahe bei den spanischen Siedlern wohnten, spielten mit spanischen Karten. Jeder Indianer machte ein nur für ihn erkennbares Kennzeichen. Schon beim Mischen konnten sie die guten von den schlechten Karten unterscheiden und spielten letztere den Gegnern zu. Im Spiel waren sie von unermüdlicher Ausdauer. Der Gewinner betrachtete seinen Gewinn als ehrlich verdient und es zahlte sich auch aus, weil um Objekte von beträchtlichem Wert wie silberne Sporen oder Steigbügel gespielt wurde.

Hier Musters' Bericht, der auch selbst mitspielte:

„Die Spieler setzen sich in einen Kreis, und ein Poncho oder eine Satteldecke stellt den grünen Tisch vor; ihre Spielmarken bestehen in Stückchen Holz oder Gras, und ihr Markierungssystem ist sehr verwickelt. Ich spielte in der Regel – wenn ich mir diesen Luxus einmal erlaubte – in Gemeinschaft mit einem Andern, der das Markieren besorgte; da ich aber beständig Glück hatte, so nahm ich die Einladung zum Mitspielen nicht gern an. Werden Einsätze verloren, mag es ein Hengst; ein Trupp Stuten, ein Sattel, Lazo oder was sonst sein, so läßt der Gewinner sie einfach durch einen Freund abholen oder geht selbst hin und nimmt sie; alle Ehrenschnulden werden gewissenhaft sofort bezahlt. Häufig werden hohe Einsätze verloren und gewonnen. Einmal hatte ich von einem Indianer, der einen stattlichen Trupp besaß, ein Pferd gehandelt, auch, um den Handel gewiß zu machen, etwas auf die Hand gegeben, und war auf dem Thiere auf die Jagd geritten, um seine Ausdauer zu prüfen. Als ich zurückkehrte, kam mein Freund, der frühere Eigenthümer des Pferdes, der im Lager zurückgeblieben war und gespielt hatte, zu mir und bat mich inständigst, von dem Handel zurückzutreten, da er während meiner Abwesenheit fast alle seine Pferde und auch einige Gegenstände von der Mitgift seines Weibes verloren habe. Ich gab selbstverständlich den Handel auf und erhielt das, was ich darauf gegeben hatte, richtig zurück; er aber gewann später seine Pferde und Reichthümer wieder.“ (Musters 1873:188)

Die Leidenschaft für das Kartenspiel und die hohen Wetteinsätze bestätigten Beerbohm (1872/1879:101,103) und Radboone, von dem wir erfahren, dass auch Frauen spielten, wie die Frau des Kaziken Mulato. Er selbst spielte nie Karten,

sein Spezialgebiet waren die Pferderennen, aber die meisten Indianer und auch seine Frau spielten mit Inbrunst.

„She'd often gamble with the cards for two or three nights running without going to bed. During all this time, Mulato would sit alongside her, occasionally taking her hand and playing it at odd times if she got up for a few moments, and often giving her advice in the Tehuelche language. Someone during the play would serve mate amargo off an on, and the players would give him a dollar or so for the trouble.

Eine Änderung gegenüber Musters' Zeit ist insofern festzustellen, als die Frauen damals nur hin und wieder Karten spielten, meistens aber mit der Herstellung der Zelte, der Kleidung, den täglichen Hausarbeiten und vielem anderem viel zu beschäftigt waren.

„Die Frauen spielen Karten, und zwar unter sich; sie setzen ihre Mandils, ihre Häute und ihr Sattelzeug. Frau Orkeke spielte sehr gern, und einmal hatte sie, wie ich zu glauben Grund habe, einigen Tabak von ihrem Gatten verloren, schob aber die Schuld auf einen der Chilier, der nach ihrer Behauptung ihn gestohlen haben sollte. Der Mann verlor deshalb beinahe das Leben, und seine Thränen wie sein demüthiges Bitten und Flehen zeigten, in welchem Schrecken er sich befand, aber er kam diesmal glücklich davon.“ (Musters 1873:188f.)

Es gab fixe Spieleinsätze bei den Kartenspielen, von denen zwei „seven-and-a-half“ und „twenty-seven“ hießen (Radboone in Childs 1936:135), Musters (1873:188) nannte „Panturga“, „Primer“, „Siete“ und „Yaik“ oder Feuer, eine Art „Bettelmann“.

„If you played for a horse, she would dish you out a hundred stachas, sticks about six inches long they use for pegging down guanaco skins while they're drying. She would also take a hundred, and the one that took the hundred from the other would get the horse. For a capa it was thirty stachas; for a colt, fifty; for a mare, thirty; and for the thirteen little skins it takes to make a capa it was ten stachas.

Zwar spielten die Indianer zuweilen mit spanischen Karten, meistens verwendeten sie Karten aus eigener Herstellung. Das fiel schon Fitz-Roy (1839:160f.) auf. „...The cards with which they play are pieces of skin, with figures painted upon them: perhaps rough imitations of the card used by the Spaniards; but this may be doubted.“ Musters beschrieb diese Karten aus eigener Produktion etwas genauer, es handelte sie aber um zwei verschiedene Karten,

a) die einen, „wie die gewöhnlichen spanischen Karten, sind mit den spanischen Zahlwörtern bis sieben bezeichnet“,

b) die bunten Karten aber sind ganz andere; sie haben anstatt der Figuren oder Bilder Monogramme einheimischen Ursprungs, deren ursprüngliche Bedeutung, wenn sie überhaupt eine haben, sich nicht entdecken ließ. Das Aß jedoch ist in etwas ähnlicher Weise bezeichnet wie das unsrige.“ (Musters 1873:188)

Diese außergewöhnlichen Karten fielen auch Bourne auf. Auf ihren in der Größe nicht auffälligen Spielkarten aus Guanakohaut fanden sich neben unbeholfenen Darstellungen von Hunden und anderen Biestern mystische Linien und anderes Gekritzelt. Durchgeführt wurden diese Bemalungen mit einem Stift, der aus einem Gemisch von Kreide, Blut und Fett zusammengesetzt war. (Bourne 1853/1849:41)

Martinic ergänzt (1995:284), dass diese Karten aus getrockneter Pferdehaut hergestellt, auf eine Größe von 8 x 5 cm zurecht geschnitten, auf beiden Seiten fein geschliffen wurden und er hebt hervor, dass es sich um eigenständige Prägungen handelte, deren Ausgestaltung Bourne (1849/1853:41) am genauesten charakterisierte.

„The implements used are bits of guanaco-skin, about the size of common playing-cards, on which are rudely depicted dogs and a variety of other beasts, with divers mystic marks and scrawls, done with a stick in a pigment composed of clay, blood, and grease.“

Sicher kam die Inspiration für diese Karten von den spanischen, aber nach und nach schufen die erfindungsreichen Tehuelche Kartenbilder, die mit ihrer Kultur zu tun hatten und – betont Martinic – die sich absolut von denen der Mapuche unterscheiden.

3. Würfelspiele

Das Würfelspiel nahm nicht so großen Raum ein wie das Kartenspiel, wurde aber mit derselben Leidenschaft verfolgt.

Sie kannten ein Würfelspiel, das laut D'Orbigny (1829/1839-43:103) ein wenig dem „trictrac“ ähnelte. Die Würfel stellten sie aus Knochen her und die Seiten numerierten sie mit den Zahlen 1,2,3,4,5 und 9, vermutlich eine Übernahme von den Spaniern.

„The game of dice, or rather the game of white and black, is composed of eight small squares of bone, blackened on one side, and played two against two. A skin

is spread between the players, so that their hands may at once easily seize the squares, which they let fall while calling out loudly and striking their hands together, for the purpose of confusing each other. Every time the number of blacks is even, the player goes on until he throws odd; the other then takes his turn. the game might go on eternally, but, fatigued and bewildered, one of the two at last becomes the dupe of the other, who, possessing greater coolness, often scores double unknown to his companion, and so wins it. Brawls often follow the conclusion of the game, for three times out of four the loser refuses to give up the stake lost.“ (Guinnard 1871/1856:201f.)

„Die Würfel werden von den Indianern selbst mit mathematischer Genauigkeit aus Knochen gemacht und mit der Hand geworfen“. (Musters 1873:187) Frauen spielten es schon 100 Jahre zuvor recht gerne. (Sanchez Labrador 1772/1936:49) Auch hier ging es um hohe Wetteinsätze. Wie die Gauchos setzten die Indianer ihren ganzen Tierbestand ein und sogar die männlichen und weiblichen Gefangenen, die sie besaßen, erzählte Guinnard (1856/1871:202)

Die Spielleidenschaft ging wahrlich sehr weit. Einige verspielten sogar ihr letztes Pferd, meinte Cox (1862-63:158) und Musters wusste auch hierzu eine Anekdote. Während des Aufenthaltes in Diplaik stellten Casimiro und Hinchel eifrig neue Sättel her „und wenn sie fertig waren, hatten sie ebenso große Eile, sie zu verspielen.“ (Musters 1873:217). Von einem anderen Vorfall, bei dem Musters gebeten wurde, das gewonnene Pferd doch wieder zurückzugeben, habe ich schon weiter oben berichtet.

In einer Gesellschaft, wo sehr vieles geteilt wurde wie Essen, Alkohol, Rauchgenuss und eben auch die Spiele, konnte ein Verlierer damit rechnen, dass er im Falle des Verlustes nicht vor dem völligen Ruin stand, sondern dass ihm mit dem Nötigsten ausgeholfen wurde, abgesehen von der Möglichkeit, beim nächsten Spiel wieder alles zurückzugewinnen. Trotzdem war es mitunter nützlich, einen Glücksbringer zu haben.

Verschiedene Glücksbringer

Die Indianer spielten grundsätzlich ehrlich miteinander, konnten aber leicht von Chilenen übers Ohr gehauen werden, wie es Mulatos Frau erging.

„I remember on one occasion sometime later, two or three Chileans arrived at the Cacique's and that night won ten horses from her and a hundred and fifty dollars in cash. She told me about her losses the next day, looking very downhearted, and

asked me if I would play on halves with her that night when these men wanted to play some more. I told her I would, and me and her played against the visitors part of that day and all night. I was pleased to have the honor to help this good china win back her losses and also three horses and about two hundred fifty in cash. We gambled together quite often in later years.“ (Radboone in Childs 1936:135)

Radboone fungierte wiederholt als Glücksbringer von Mulatos Frau. Einen anderen Glücksbringer gab Musters' Kompass ab, den sich Foyel in Las Manzanas von ihm ausborgte „und merkwürdig genug! er gewann den Tehuelchen mehrere Pferde, silberne Steigbügel und andere werthvolle Sachen ab.“ (Musters 1873:230) Wieder ein andermal verhalf möglicherweise die Kunst eines Schamanen zum Erfolg. Es handelte sich hier aber um ein Wettrennen.

„Die Tehuelchen schafften ihre Pferde erst auf den Gipfel eines nahen Hügels, wo der Doktor irgend eine Zauberei vornahm, damit es sicher gewinnen sollte; dies geschah auch, obgleich es dem Anschein nach dem andern Pferde, das mit ihm rannte, nachstand.“ (Musters 1873:230)

Welchem Spiel die Tehuelche auch nachgingen, gleich ob Kinder oder Erwachsene, sie taten es mit größter Hingabe und Leidenschaft; sie erprobten ihre körperliche Geschicklichkeit, ihre Reaktionsfähigkeit, gewisse geistige Fähigkeiten beim Kartenspiel, sie gewannen viel oder verloren alles.

Kinderliebe, Kindererziehung

Die Zahl der Tehuelchekinder war im allgemeinen gering. Das mochte verschiedene Ursachen haben.

- Muñiz (1826/1917:206) sah den Grund in der drei- bis vierjährigen Stillzeit der Kinder, in der die Frauen mit ihren Männern keinen Koitus hatten. Ähnliches schrieb Moreno. Als ihm auffiel, dass in einem Toldo mehr Frauen als Männer wohnten, wurde ihm mitgeteilt, dass sie von ihren Gatten getrennt waren. Laut Moreno verließen die Tehuelche-Männer ihre Frauen, wenn diese schwanger waren oder sehr kleine Kinder hatten, weil es zwischen den Eheleuten zu keiner Vereinigung kommen sollte, bis ihr Kind ein Jahr alt war. (Moreno 1876/1879:445f.)

- Cox vermutete die Ursachen in der Praktizierung von Kindesmord und Abortus. Laut seinem Informanten Gabino gab es eine Tehuelchefrau, die schon vier Aborte hinter sich hatte, ohne dass ihr Mann es wusste. (Cox 1862-63:170f.)
- Kalaqapa gab an, dass die Frauen durch Stürze vom Pferd Fehlgeburten erlitten. (Bormida 1958:163)

Die wenigen Kinder, die sie hatten, zogen die Tehuelche mit „der ungebührlichen Nachsicht ihrer Gemütsart“ auf. Am weitesten trieben die südlichen Tehuelche diese Narretei, sie konnten ihren Kindern keinen Wunsch abschlagen. (Falkner 1774:127) Diese übertriebene Liebe zu ihrem Nachwuchs - geschimpft wurde mit einem Kind nie – fiel auch den beiden Engländern Beerbohm (1879:92) und Dixie (1880:69) auf. Die Kleinen wurden den ganzen Tag von der Mutter getragen oder beim Reiten in eigens dafür konstruierte Wiegen gebettet. Wenn sie allerdings laufen konnten, waren sie mehr oder minder sich selbst überlassen. Beobachtungen einzelner Leute habe ich hier aufgelistet.

- Männer wie Frauen waren ihren Kindern sehr aufmerksam und liebevoll zugetan. Die Frauen banden sie sofort nach der Geburt mit Hautstreifen und einem Brett an ihren Körper, wo sie sie mehr als einen Monat mit sich herumtragen und ihnen die Brust reichten ohne sie loszubinden. Später trugen sie die Kleinen auf ihrem Rücken unter ihren Quillangos. Für das Reiten hatten sie eigens konstruierte Wiegen, die sie auf dem Pferderücken festbanden. Niemals sah Viedma weinende Kinder, niemals wurden sie geschlagen oder ausgestoßen. (Viedma 1780-83/1837:75)
- Auffallend war die zärtliche Aufmerksamkeit ihren Kindern gegenüber. Wenn ein Kind weinte, liebte es die Mutter mit der allergrößten Zärtlichkeit. Sie hatten eine für ihre Zwecke sehr gut angepasste Wiege und schützten ihre Kinder vor der Sonne und vor Fliegen mit einer speziellen Vorrichtung, „una bobebita correspondiente compuesta de cañitas encorbadas y vestidas con alguna tela vieja“. Bei körperlicher Arbeit hatten sie eine Vorrichtung, die dem Rückenkorb der spanischen Wanderhändler ähnelte. (Pineda 1789/1971:15f.)
- Ihre Kinder und Frauen liebten die Patagonier sehr. Eine Mutter stillte ihr Kind im allgemeinen ein oder zwei Jahre. Kleinen Kindern wurde kein Wunsch abgeschlagen, sie wurden nicht getadelt oder unterdrückt. (D'Orbigny 1829/1839-43:181)
- Wenn Kinder gehen konnten, wurden sie mehr oder minder sich selbst überlassen. Mit kleinen Bolagarnituren, mit denen sie sich auf ihre künftige Aufgabe vorbereiteten, ärgerten sie die Hunde. Sie kletterten auf die Rücken

alter, zahmer Pferde. Feines Spielzeug stellte für sie auch ein junges, gezähmtes Guanako dar oder ein Vogel mit gestutzten Flügeln. (Fitz-Roy 1834/1839:154) Mit sieben oder acht Jahren wurden sie aber mehr oder minder sich selbst überlassen. (Dumont D'Urville 1838/1842:281)

- „Den Kindern läßt man Alles zu; sie reiten die besten Pferde und werden wegen schlechten Betragens nie zurecht gewiesen. Ich wunderte mich immer, daß die Jünglinge und jungen Männer in Folge des Mangels an Erziehung nicht halsstarriger und eigensinniger wurden.“ (Musters 1873:200)
- Die Eltern waren ihren Kindern sehr zugetan, gaben ihnen in allen Dingen nach, und strafften sie nie für Launen oder Unfug. Eines Tages baten Kinder Musters um ein Zündholz und brannten damit das verwelkte Gras an. Da das auf der Seite geschah, wo der Wind blies, war das Lager bald in Gefahr. Alle halfen beim Löschen mit, indem sie das Gras ausrauften – eine sehr mühevoll Arbeit. Aber niemand tadelte die Urheber. (Musters 1873:73)
- King war der einzige, dem die Geduld der Kinder auffiel. Die Perlen, die Maria von King erhielt, verteilte sie. Zuerst bedachte sie die jüngsten Kinder, dann erst die älteren und zuletzt die jungen Mädchen und Frauen. Dem Engländer schien die außergewöhnliche Geduld der indianischen Kinder erwähnenswert. (King 1827/1939:89)

Musters beobachtete, dass schon den kleinen Kindern ihr persönliches Eigentum gegeben wurde und niemand das Recht hatte, es ihnen wegzunehmen.

„Jedem Kinde werden in seiner frühesten Kindheit Pferde und Zubehör zugewiesen, die hinfert als das persönliche Eigentum des Knaben oder Mädchens betrachtet werden, so, daß die Eltern sie nicht wieder zurücknehmen oder über sie verfügen können.“ (Musters 1873:190)

Und Hatcher konnte auch um keinen noch so hohen Preis Objekte, die sich auf Kinder bezogen, erstehen. Im allerletzten Augenblick, am Abend vor seiner Abfahrt bot ihm ein Indianer die Wiege seines Kindes an, weil es bereits entwachsen war, und fügte hinzu, dass neuer Nachwuchs nicht so bald in Aussicht stand. (Hatcher 1896/1903:161)

Die Erziehung war auf individuelle Autonomie ausgerichtet, einer unerlässlichen Notwendigkeit unter Jägern und Sammlern. „Sie hing zusammen mit einer Lebensform, die eine starke individuelle Initiative und Entscheidungskraft ebenso

erforderte wie die Fähigkeit, ungemein sensibel den Gefühlen der Mitbewohner gegenüber zu sein.“ (Leacock 1989:36)

Erwachsenwerden bei den Tehuelchen

Die Kinder ahmten in ihren Spielen die Handlungen der Erwachsenen nach und wuchsen so allmählich in ihre Rolle hinein. Zu diesem Thema schrieben nur wenige, die Buben betreffend eigentlich nur D'Orbigny und Musters, die zwar im allgemeinen der gleichen, in wenigen Details aber differenzierter Meinung waren.

- Von frühester Jugend an saßen die kleinen Knaben unter der Führung des Vaters auf Pferden; Knaben und Mädchen reiten, fast ehe sie gehen können. (D'Orbigny 1829/1839-43:182;Musters 1873:190)
- Mit sechs, sieben Jahren konnten sie selber die Reittiere lenken, einige Jahre später begleiteten sie ihre Väter auf die Jagd, wo sie den Umgang mit Bolas und Lanzen erlernten. Nach und nach erlernten sie alles, was ein Mann brauchte. (D'Orbigny 1829/1839-43:182)
- „Die Knaben lernen bald die Waffen gebrauchen, und bevor sie zehn bis zwölf Jahre alt sind, begleiten die Söhne selten den Vater auf die Jagd. (Musters 1873:190)
- An Kriegszügen durften sie erst im Alter von 18, 20 Jahren teilnehmen. (D'Orbigny 1829/1839-43:182)
- An Kämpfen nehmen sie erst Teil, wenn sie ungefähr sechzehn Jahre zählen; aber ihr Eintritt in das Mannesalter wird durch keine festgesetzte Zeit und keine Feierlichkeit bezeichnet.“ (Musters 1873:190)

Die Buben waren sehr fröhlich und verspielt. Sie unterhielten sich den ganzen Tag mit Boleadoras, die aus den Zehen der Strauße gemacht waren und die sie auf einen in die Erde gesteckten Stock warfen. Ihren Kleinausgaben von Boleadoras entkam nichts. Sie jagten kleine Guanakos, Vögelchen und Wildgänse. (Ibar Sierra 1879:54)

Die Mädchen halfen ihren Müttern im Haushalt ohne dass sie gezwungen wurden. Sie waren voll und ganz frei in allen Dingen. (D'Orbigny 1829/1839-43:182) Wenn die Mädchen neun oder zehn Jahre alt waren, wurden sie an die Mithilfe in der Hauswirtschaft und bei den Näharbeiten gewöhnt. (Musters 1873:190)

Aber schon kleine Töchter halfen ihren Müttern beim Beladen der Pferde, denn für diese Arbeit waren zwei Personen notwendig, vor allem dann, wenn es starken Wind gab. Manchmal musste eine Frau drei oder vier Pferde beladen. Hatte die Frau Töchter, betreute jede ein eigenes Pferd und wenn sie nur fünf oder sechs Jahre zählte. Das Pferd hatte außer einem Mädchen noch eine andere Last zu tragen. (Schmid 1860:224f.)

Ihre Geschlechterrolle übten die Kinder in den täglichen Spielen in lustvoller Weise. Die Buben übten sich von klein auf im Bolawerfen und im Zielen auf Gegenstände. Die Mädchen bauten kleine Toldos, in die sie sich setzten. Über Kinderspiele berichtete der Jesuit Sanchez Labrador ziemlich ausführlich, Musterschenkte ihnen nicht soviel Aufmerksamkeit wie den Beschäftigungen der Männer und Bourne widmete ihnen ein paar Zeilen.

Die Spiele der Kinder: KNABEN

Schon zwei- und dreijährige Knaben konnte man kontinuierlich beim Spiel mit den Bolas beobachten. Weil sie noch nicht die Kraft hatten, die großen, schweren Steinkugeln der Erwachsenen zu werfen, fertigten sie die doppelte Bola selber an, An die Enden einer kleinen, aus den Sehnen des Pferdes oder aus frischen Hautstreifen hergestellten Schnur banden die Kinder dicke Hautstücke, die sie zu kleinen Bällen formten. Diese Bolas hatten kaum Gewicht, verloren aber sofort ihren Wert, wenn sie trocken waren. Das machte nichts, es gab Material in Hülle und Fülle, um sofort neue herzustellen. Schon konnte das Vergnügen weitergehen. Den ganzen Tag waren die Knaben mit diesen Bolas beschäftigt. Sanchez Labrador (1772/1936:46f.) beschrieb drei verschiedene Spielarten:

1. Die Kinder zielten auf einen in angemessener Entfernung aufgerichteten Stock. Gewinner war derjenige, dessen Bola den Stab am stärksten umwickelte.
2. Die geschickteren Knaben fingen damit Vögel. Zuerst ahmten sie deren Ruf sehr geschickt nach, lockten damit den Vogel an, um im geeigneten Augenblick nach ihm zu zielen. Die Kunst bestand darin, den Vogel mit den Schnüren so einzufangen, dass er nicht wegfliegen konnte.

3. Sechs oder acht Buben formten einen Kreis. Einer warf seine Bola in die Luft und die anderen schleuderten ihre, um die erste im Flug zu erwischen und zu umwickeln. Wieder war der Sieger, dessen Schnur die meisten Umdrehungen um die zu treffende Bola machte.
4. Die vierte Variation beobachtete Bourne (1849/1853:88)

„It was an occasional diversion to watch the children at their sports, of which a favourite one was throwing ostriches' feet, with the sinews of the legs attached. The toes are cut off, and a pair of the feet are tied together, with a piece of sinew about a yard long. The children begin to practise the sport as soon as they are able to walk, and will continue the amusement all day; one boy throwing them into the air, and others throwing and hitting them as they fly, therein serving an apprenticeship to the grand manly accomplishment of hurling the bolas.“

Manchmal benutzen die Kinder auch Pfeile, mit denen sie auf Vögel und auf die unzähligen kleinen Pamparatten zielten. (Sanchez Labrador 1772/1936:46f.)

Mit Pfeilen spielten die Buben zu Musters' Zeiten nicht mehr, dafür fingen sie ihre Hunde mit Lassos ein. (Musters 1873:185)

Im Winter bauten die Tehuelche eine Schneeslechte nördlich des Rio Chico: „Sie hatten in einem Winkel ein Schneelager gefunden und machten sich das Vergnügen, nach russischer Art auf einem Stückchen Holz über dasselbe herabzugleiten.“ (Musters 1873:92)

Mit kleinen Steinen vertrieben sich die Knaben sehr oft unter Beteiligung der Erwachsenen die Zeit mit einem dem „bei Schulknaben beliebten und unter dem Namen ‚Knöchelspiel‘ bekannten“ ähnlichen Spiel. (Musters 1873:188)

Die Spiele der Kinder: MÄDCHEN

Auch die Mädchen kannten ein Zielwerfen mit fünf Steinchen „tirando una á lo alto, y antes que caiga levantando la otra del suelo, cogiendo en el ayre, la que se tiro á el“ (Sanchez Labrador 1936/1772:49) und eine Art Tempelhüpfen:

„El modo es este: hazen varias rayas en el suelo; tiran arriba un texito, y levantando una pierna, estriban, y caminan con sola la otra; asi van hasta donde esta el texito, sin pisar en raya alguna, danle un golpe con el pie, en que estriban, y le han de hacer salir de todas las rayas, sin que se pare en alguna, porque si para en ellas, ó si se baja el pie elevado, ó se pisa una raya, es juego perdido.“ (Sanchez Labrador 1936/1772:49)

Der Jesuit beobachtete die patagonischen Mädchen auch beim Herstellen von Puppen. Musters Wahrnehmung, dass sie sehr gern kleine Toldos bauten und sich in diese setzten, entspricht durchaus einer altersgemäßen Beschäftigung.

„zu diesem Zwecke tragen sie ungehindert Alles fort, was ihnen passend erscheint. Wenn ich mit auf die Jagd reiten wollte, mußte ich häufig erst diese Spiele stören, um mein Sattelzeug wiederzubekommen, das die Jugend sich zugeeignet hatte.“ (Musters 1873:185)

Wie zu lesen war, lernten und übten die Kinder unermüdlich im lustvollen Spiel genau jene Tätigkeiten, die sie als Erwachsene brauchten und die auch wesentlich waren. Sie übten ohne Einmischung der Erwachsenen, in der Gruppe spielend, sich im Team zu behaupten oder einzufügen.

Kindern und Erwachsenen gemeinsam war das Vergnügen am Baden in den Flüssen und Seen. Die Suche nach genießbaren Wurzeln, wild wachsenden Disteln oder irgendwelchen Früchten war auch allen gemeinsam, wurde aber von den Kindern selbstverständlich viel spielerischer angegangen als von den Erwachsenen.

Der Status der Männer und Frauen

Bormida und Casmiquela erhielten bei dieser Frage an ihren Informanten Kalaqapa zur Antwort: „siempre tiene que ser el hombre más valeroso que la mujer“. (Bormida 1958:178) Allerdings blieb im Falle einer Trennung das Zelt im Besitz der Frau und der Mann musste sich ein anderes Quartier suchen. Dies wieder weist darauf hin, dass die Frauen in dieser Gesellschaft einen respektierten Sozialstatus hatten.

Wie in den Abschnitten Stellung und Pflichten der Frau/ des Mannes zu ersehen ist, waren die Alltagsarbeiten nach Geschlechtern aufgeteilt. Mann und Frau waren aber, und das möchte ich besonders betonen, in ihren Aufgabenbereichen autonom. Die Arbeitsaufteilung war ziemlich ausgeglichen, obgleich den Männern mehr Zeit für Muße zur Verfügung stand. Das Jagen war eine körperlich sehr anstrengende Tätigkeit, die unbedingte Präsenz und totalen Einsatz erforderte,

während die meisten Tätigkeiten der Frauen mehr Zeit, aber weniger Intensität und körperliche Spitzenleistungen in Anspruch nahmen.

Beim Handel mischten die Frauen mit. Beim Ritt nach Las Manzanos nahmen die Männer Frauen eben zu diesem Zweck mit. Es ist anzunehmen, dass die Frauen gute Verhandlerinnen und geschickte Händlerinnen waren.

Im Ritualbereich herrschte Egalität, denn sowohl Männer als auch Frauen hatten das Recht, Schamanen zu werden. Schamanen trugen oft Frauenkleider.

Im politischen Bereich hatten die männlichen Kaziken das Sagen, nur einzelne Frauen fielen durch ihr bestimmtes Auftreten auf. Bei Überfällen wirkten sie beim Wegschaffen der Beute und der Leichen mit.

In der band traten die Frauen immer wieder als beschwichtigend hervor. Sie schafften vor einem Gelage vorsichtshalber die Waffen aus dem Weg. Bei Streitigkeiten in der band fiel die Rolle des Beschwichtigers aber den Kaziken zu.

Die Ehen wurden zwischen dem Vater des Bräutigams und dem Vater der Braut verhandelt und beschlossen, Scheidungen lagen im Bereich des Möglichen und gingen ohne Aufhebens vor sich. Dass das Zelt nach der Trennung im Besitz der Frau blieb, wurde bereits erwähnt. Im allgemeinen waren Eheleute einander treu, Untreue wurde aber nicht geahndet und wenn, wurde der Liebhaber bestraft. Die prinzipielle Möglichkeit der Polygamie, vorausgesetzt, dass der Mann sich zwei Frauen leisten konnte, spricht zwar gegen die Egalität der Frau, auf der anderen Seite hatten Witwen und geschiedene Frauen die Freiheit, neue Partner frei zu wählen. Die postmaritale Residenz war allem Anschein nach in der band des Mannes. Das entspricht der Aussage Kellys (1995:274), dass Jäger bei hoher Voraussagbarkeit guter Ressourcen eher patrilokal sind.

Ich möchte auf Leacocks Aussage hinweisen, dass „die Kontrolle, die Frauen über ihr eigenes Leben und ihre Aktivitäten ausübten, größtenteils als ethnographische Tatsache akzeptiert“ wird, die Frauen aber dennoch niedrigeren Status hatten und eine „unterwürfige Haltung gegenüber den ‚dominanten‘ Männern“ einnahmen. Schwangerschaft, Stillen und Aufzucht des Nachwuchses, sowie die zugewiesenen Rollen bei der Aufteilung der Arbeit werden als die bedingenden Faktoren für diesen Status angesehen. „Die Möglichkeit, daß Frauen und Männer

„**anders, aber gleich**‘ sein könnten, wird selten in Betracht gezogen.“ (Leacock 1989:32f.)

Die Kinder erfuhren durch ihre Eltern immer sehr große Zuwendung, wurden aber, sobald sie gehen konnten, sich selbst überlassen. Das heißt, Kinder wurden weitgehend auch innerhalb der peer group erzogen. Bei den Spielen in der peer group lernten sie, dass Ressourcen nicht leicht zu bekommen waren und dass man sich oft mächtig anstrengen musste. Demnach verlief die Aufzucht und das Erwachsenwerden einerseits durch elterliche Fürsorge, andererseits durch den Einfluss in wenig gesteuerten Kindergruppen. Kinder solcher Gesellschaften ziehen mehr Nutzen aus ihren körperlichen und technischen Geschicklichkeit, also aus ihrer Selbstbestimmtheit, denn aus sozialem Behütetsein und Schonung (Fremdbestimmtheit).

Kelly (1995:154) fasst zusammen:

„In the first form, a child's primary caretaker is its parents, especially the mother. The mother is a predictable and consistent provider of resources, beginning obviously with breast milk, but including affection, attention, and protection. The child learns that desirable things, such as food, are held by one or two individuals. As a child grows and can fend more and more for itself, its parents become less giving. Though its demands may become more insistent, the child is eventually cut off by its parents. Pat Draper and Henry Harpending argue that in this situation the child learns that resources and desirable goods are limited and hard to obtain (1987:220).

This may lead the child to become more assertive and independent, which could lead to a proclivity to select foraging activities largely on the basis of return rate, and perhaps to depend on technology rather than social favors to acquire goods (Schlegel and Barry 1991). Barry, Child, and Bacon found such training to be common among hunter-gatherers as opposed to agriculturalists (1959). In mobile as opposed to sedentary societies, boys appear to deemphasize male-male competition and focus more on manipulation of the natural world through technology (Schlegel and Barry 1991). Additionally, where children learn their culture primarily from their parents, there may be a large amount of intracultural variation in beliefs, behaviors, and so on (Cavalli-Sforza and Feldman 1981).“

Es lässt sich also feststellen, dass in der Beziehung Mann/Frau es bei den Tehuelchen eine fest umrissene Aufgabenteilung gab. Dem Mann standen zwar entscheidende Rechte zu (politische Entscheidungen, Brautwahl, Kazikentum,

etc.), die Frau war aber in ihrer Rolle respektiert, weder unterdrückt noch ausgebeutet.

Nach dem Wüstenfeldzug änderte sich das Bild der relativen Ausgeglichenheit zuungunsten der Frauen.

Die kulturellen und sozialen Folgen des Wüstenfeldzuges

Das unstete Jäger und Sammlerleben der Tehuelche war der argentinischen Politik ein Dorn im Auge, denn die unabhängigen, hochmobilen Einheiten waren schwer zu kontrollieren. Politisch und ökonomisch ziemlich unabhängig, konnten sie bei Gefahr sehr leicht fliehen oder auch kämpfen. Die argentinische Regierung musste zudem ziemlich viel Geld aufwenden, um die Indianer von den gefürchteten Malones abzuhalten. Sie nahm daher die vom britischen Königreich gebotenen Geldmittel gerne entgegen „...and the Tehuelche and related peoples in Argentina were defeated only after very lengthy and costly military campaigns that occupied much of the nineteenth century.“ (Bodley 1999:467)

Nach der Niederwerfung stand der wirtschaftlichen Entwicklung Argentiniens nichts mehr im Wege. Das Land konnte durch Einwanderer aus Europa bebaut und fruchtbar gemacht werden und die britische Finanzspritze erlaubte den großzügigen Ausbau des Eisenbahnnetzes für den schnellen Transport der Waren.

1. Der Ausbau der Eisenbahnstrecken! Das ab 1857 angelegte Schienennetz wurde in Argentinien auf 34 100 km ausgedehnt.

„In der Pampa waren die wirtschaftlichen Interessen der ausländischen Eisenbahngesellschaften und die der Großgrundbesitzer gleichgelagert. Die Umstellung von der Nur-Viehhaltung in der Pampa auf einen Wechselfeldbau von Getreide, Ölfrüchtlern (Sonnenblumen und Leinsaat) und Futterpflanzen erfolgte zeitgleich mit dem Ausbau der radialen Eisenbahnstrecken zuzüglich weniger transversaler Schienenstränge.“ (Czajka 1991:373)

2. Das Land war frei für Immigranten aus Europa. 10 Millionen Zuwanderer kamen in den Jahren 1850 – 1950 nach Argentinien. 4 Millionen blieben auch im Land, die anderen, vor allem die Italiener wanderten nur auf Zeit ein. Trotzdem sind ein Drittel der Argentinier italienischer Abstammung, beinahe zwei Drittel spanischer und der Rest teilt sich auf slawische Völker, Franzosen, Deutsche, Vorderasiaten und Japaner. (Czajka 1991:365) Die Immigranten übernahmen die Arbeit auf den Großgrundbesitzen als Pächter mit beschränkter Pachtzeit. Sie mussten die Äcker mit Futterpflanzen bestellt nach etwa acht Jahren zurückgeben.

Die agrarwirtschaftliche Grundlage für das Land bildeten und bilden

- in der ersten Zeit die Ausfuhr von gesalzenem Dörrfleisch und Rindertalg,
- später Qualitätsfleisch, als es durch Kühlschiffe transportfähig wurde.
- Futtermittel wurden im Land angebaut.
- Anbau verschiedenster Getreidearten! „Getreide und Handelsgewächse schoben sich nur als Wechselkulturen auf den Kunstweideflächen ein.“ (Czajka 1991:373)
- Milchwirtschaft im Umkreis von 250 km um die Hauptstadt

Die Erschließung Patagoniens folgte anderen Gesetzmäßigkeiten. Dieser Teil Argentiniens verfügt bis heute nur über eine schlecht ausgebaute Infrastruktur, es gibt z.B. nur vier Eisenbahnstrecken von der Küste nach dem Landesinneren. (Czajka 1991:372)

Der Andenrand in den Provinzen Neuquen und Chubut eignet sich für Tourismus (Nationalparks), Bodenbau, Rinderhaltung und Holznutzung. In Ost-Patagonien überwiegt die Schafzucht in verstreut gelegenen Estanzien. Briten, Nordeuropäer, aber auch Deutsche wanderten in diese Region ein. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte beträgt 1 Einwohner auf 2 km².

„Besonders ausgedehnten Besitz, der in die Hunderttausende von Hektar gehen kann, halten Gesellschaften, für die von einfachen Puestos¹ her die Hirten die Herden betreuen. 25 km² vermögen 500 – 1000 Schafe zu tragen.[...] Im Zusammenhang mit dem Woll- und Fleischexport sowie wegen der Versorgungsdienste erhielten alle Küstenorte wirtschaftlichen Auftrieb, insbesondere die Häfen, unter ihnen das ab 1895 entstandene Rio Gallegos.“ (Czajka 1991:379)

Bei Comodoro Rivadavia, das heute 65 000 Bewohner aufweist, wurde 1907 die erste Ölbohrung durchgeführt.

Der wirtschaftliche Beitrag Patagoniens beruht auf

- der Wollproduktion,
- dem Handel mit Schafen und Rindern,
- Eisenerzvorkommen bei der Sierra Grande in Nordpatagonien,
- Ölvorkommen bei Comodore Rivadavia,
- dem Ertrag aus den Obst- und Weinkulturen am Rio Negro. (Czajka 1991)

¹ Posten

Was geschah mit den Indianern, die das Gemetzel überlebt hatten? Wo gab es für sie noch Platz? Gab es überhaupt noch Platz für sie?

Die Zahl der Indianer, die tatsächlich durch den Wüstenfeldzug zugrunde gingen, ist nicht gesichert. Im Interesse der argentinischen Regierung lag es zweifellos, die Indianerzahlen niedrig zu halten und die Indianer möglichst schnell in dafür vorgesehenen Gebieten sesshaft und alles in allem zu brauchbaren Mitgliedern der argentinischen Gesellschaft zu machen.

- Indianische Kinder in der Pamparegion wurden vorschriftsmäßig auf christliche Familien aufgeteilt, wie schon im historischen Teil erwähnt wurde.
- Die Aónikenk führten zunächst ihr normales Leben weiter, wurden aber sehr rasch durch die rasant einströmenden Kolonisten in immer schlechtere Gebiete zurückgedrängt. Eines davon war das Reservat Camusu Aike, in dem bei Martin Gusindes kurzer Anwesenheit 1924 bloß 200 Personen lebten.
- Generell wurde verlangt, dass sich die Indianer der christlichen Lehre zuwandten und taufen ließen.
- Die Regierungen wollten die Indianer politisch assimilieren. Eine Handhabe dazu war die Absicht, sie mit allen möglichen Mitteln zur Sesshaftigkeit zu bringen.
- Die verschiedenen Gruppen (Aónikenk, Gününa Küne, Araukaner) wurden vor allem im Raum von Neuquen bunt durcheinander gewürfelt.

Nach dem Genozid wurden die Tehuelche nach und nach zur Assimilation und zur Sesshaftigkeit gezwungen, was unweigerlich den Ethnozid zur Folge hatte.

Wohnsituation

Die Veränderungen fanden nicht von heute auf morgen, aber doch sehr rasch statt. Außer von der fortschreitenden „Zivilisation“ wurden die Indianer auch von Infektionskrankheiten heimgesucht und stark dezimiert. So nimmt es nicht Wunder, dass Prichard 22 Jahre nach dem Wüstenfeldzug nur mehr fünf Lagerplätze der Aónikenk antraf. Er besuchte zwischen September 1900 und Juni 1901 drei davon und gewann den Eindruck, es wären die drei einzigen noch vorhandenen Tehuelchelager (1902:101). „Their numbers have sadly decreased

since the days of the opening 'seventies, when George Chaworth Musters made his abode in the tribal *toldos* and followed with them in their wanderings.“ Die nördlichen und südlichen Tehuelche-Gruppen waren für ihn „only distinguishable by a slight difference of dialect, [...] who met and intermarried, although they did not object to espousing opposite sides in a quarrel.“ (Prichard 1902:88)

Einige Jahre später waren Tolderias nur mehr selten anzutreffen. Erst im Süden stieß Vallentin (1906:95) auf einige, indessen kamen sie bei weitem nicht mehr so zahlreich vor wie früher, schrieb der Forscher. (1906:95) Am Fluss Senguer hatte die Regierung Land vermessen und für die Besiedelung Gebiete von ca. 625 ha abgeteilt. Hier lebten meistens Tehuelche unter dem Häuptling Canquéel (Kankel), die ausschließlich Viehzucht trieben, noch in Zelten, aber auch in festen Hütten aus Adobe wohnten. Vallentin „traf diese Eingeborenen gerade beim Einfangen der jungen Rinder zum Markieren“. (Vallentin 1906:145)

Es dauerte nur mehr einige Jahre, bis die Zeltlager ganz verschwanden. Als Steffen seine Forschungsreisen in Patagonien machte, traf er in der Nähe des Fontana-Sees eine Tolderia. Sie lag in der Nähe des Arroyo Verde. Dort in der Nähe der Kordillere, schlugen die Indianer, es handelte sich um eine Mischung aus Araukanern und Tehuelchen, im Sommer ihre Tolderia auf, weil es hier ausreichend Wasser und Weide für ihre Tiere und außerdem gute Jagdmöglichkeiten auf Guanakos und Strauße gab.

„In der Tolderia hielten sich einige ausländische Händler auf, die ihre Waren mit Wagen von der atlantischen Küste, besonders von der Kolonie Chubut (Rawson), bis hier hinaufbringen und sie gegen die von den Indianerweibern mit großem Geschick gefertigten ‚quillangos‘, große Decken aus Guanako-, Fuchs-, Stinktier- oder Löwenfellen, eintauschen. [...] Als unsere schiedsrichterliche Kommission fünf Jahre später den Arroyo Verde passierte, war von der Tolderia keine Spur mehr vorhanden; wie es hieß, sollte sie über einen Breitengrad weiter südwärts, an den Rio Senguel, verlegt worden sein. Andere dürftige Reste der Indianerbevolkerung heilten sich noch kurze Zeit in den östlich von der Wasserscheide aus der Steppentafel aufragenden Sierras von Putrachoique und wohl auch in den noch weiter ostwärts liegenden Pampas von Jénua, sind aber dann vor der zunehmenden Einwanderung von Kolonisten gänzlich verschwunden.“ (Steffen 1929:155f.)

Zum Leben in festen Häusern wurden die verbliebenen Tehuelche nach dem Wüstenfeldzug mehr oder weniger gezwungen. Aber noch lange standen neben diesen Häusern der Tehuelche ihre Zelte.

Mulato war sesshaft und wanderte nicht mehr wie die anderen Indianer von einem Platz zum anderen. Er hatte von der Regierung Land erhalten und seinen Titel direkt vom Präsidenten in Chile erhalten. Sein großes Guanakozelt hatte er gegen ein Haus vertauscht. Aber neben seinem Haus behielt er ein Zelt. Mulato war für einen Indianer sehr reich, er züchtete Schafe und Rinder und die besten Pferde des Landes gehörten ihm. (Radboone in Childs um 1900/1936:134)

Vallentin traf beim Rio Senguer auf die Gruppe von Kankel, wie auf der Seite vorher erwähnt und in einer Senke zwischen zwei Felskuppen bei dem alten Tehuelchen Kintruai mit seiner Frau und den beiden Töchtern eine ähnliche Situation an.

„Neben dem geräumigen Zelt aus Guanacofellen hat er sich ein kleines Haus von Erdziegeln gebaut, mit Holztüren und Fensteröffnungen, die mit hölzernen Läden verschließbar sind. Rein und sauber ist hier alles, die Wohnung, die Gerätschaften, das Kochgeschirr, und auch die Leute selbst machen einen äußerst reinlichen Eindruck. [...] Kintruai besitzt 30 Stück Rindvieh und etwa 1000 Schafe. Ob ihm dieser Viehbestand und sein Grundbesitz von ungefähr 625 ha Fläche auch noch in einigen Jahren gehören werden?“ (Vallentin 1906:132)

1935 fand Tschiffely auf seinem Streifzug durch den Norden Patagoniens die Indianer in würfelförmigen Lehmhütten vor, „die wie große graue Kisten aussahen“ und die sie den gesetzlichen Vorschriften gemäß gebaut hatten. Daneben aber waren Zelte aufgestellt, in denen die Frauen ihre Spinn- und Webarbeiten verrichteten. (Tschiffely 1940:232)

Imbelloni besichtigte 1949 die Wohnstätte des Tehuelchen *Toká* oder Angel Sapa. Sie bestand aus einem einfachen Adobehaus mit Zinkdach, war aber verhältnismäßig komfortabel eingerichtet. In der geräumigen Küche gab es eine Bank und Sitzgelegenheiten rund um einen ziemlich großen Eisenofen, der vor Sauberkeit nur so glänzte. Auf einer Konsole war eine Boleadora mit ungewöhnlich großen Kugeln zu sehen, daneben aber stand ein Radioapparat, der von dem Generator einer Windmühle mit Strom gespeist wurde. Und neben dem Haus gab es noch ein echtes Indianerzelt, ein *kau* als Erinnerung an die alten Zeiten. Diese Ranch lag nicht in der monotonen Landschaft Patagoniens, sondern

am Ufer des Lago Viedma mit großartiger Aussicht auf die patagonischen Anden, vor allem auf die Spitze des „Fitz-Roy“. (Imbelloni 1949a:29)

Der gleiche Forscher besuchte auch die 72 Jahre alte *Datte*, auch María Vampa genannt, die zum Unterschied von den anderen Indianern nicht im Lehmhaus, sondern in einem Toldo, ihrem *kau* lebte.

„En muchas ocasiones hemos observado la presencia de un toldo de cueros en la inmediación de las viviendas de barro o adobes, pero siempre se trataba de una habitación complementaria, donde se ponían a dormir a unos hijos en las familias numerosas o que se usaba para repositorio de efectos domésticos. Esta vez, en cambio, se trataba de una propia y verdadera vivienda, en la cual se encontraban los artefactos principales de la familia.“ (Imbelloni 1949a:33)

Folgen der erzwungenen Sesshaftigkeit

Die Kulturen der betroffenen Indianergruppen waren aus mehreren Gründen zum Aussterben verurteilt. Die einschneidenden Veränderungen bei den Aónikenk führte Martinic (1995:184), sich auf Elsa Barbería berufend, genauer aus.

Die Aónikenk mussten Subsistenz-Ersatz für die verschwindenden Guanakos finden. Sie ersetzten sie aber aus verschiedenen Gründen nicht durch Schafe, die zur Sesshaftigkeit zwangen, sondern wählten die ihnen vertrauten Pferde.

- Pferde erleichterten den Transport.
 - Gezähmte Pferde ließen sich gut verkaufen.
 - Pferde waren den Indianern vertraut und stellten eine Verbindung zur Vergangenheit dar.
 - Ihre Aufzucht vertrug sich mit der Arbeit als Tagelöhner bei der Schafschur.
 - Sie ermöglichten eine Art Pseudonomadismus (Die Indianer lebten im Reservat, sie ritten auf die Estancias, um ihrer Lohnarbeit als Schafhirten nachzukommen, zwischendurch machten sie wieder Ausflüge zu den weit entfernten Jagdgebieten)
1. Die Indianer mussten sich als Gelegenheitsarbeiter oder Tagelöhner auf Zeit verdingen, um das benötigte Geld zu verdienen.
 2. Durch die Ereignisse waren die einzelnen Indianer wie das Kollektiv gedrückt und niedergeschlagen. Sie hatten die Zukunftsperspektive verloren.
 3. Faktoren, die zwar schon früher eine Rolle spielten, kamen jetzt in verstärktem Maß zum Tragen, nämlich die Abhängigkeit von „fremden“ Produkten wie
 - Alkohol
 - Lebensmitteln

- Kleidung
- Wohngegenständen
- Gütern des täglichen Bedarfs

Ihre eigene Kultur verloren die Aónikenk beinahe mit einem Schlag durch Nichtanwendung und Geringschätzung. Die materiellen Seiten dieses Verlustes fielen zwar sofort ins Auge, viel schlimmer war der Verlust aber in den spirituellen Bereichen. Zuerst verarmten die Zeremonien und Gebräuche, später erfuhren sie Deformationen und schließlich verschwanden sie ganz. (Martinic 1995:184) Als geschlagene, entrechtete und radikal dezimierte Minderheit im eigenen Land verloren die Aónikenk als Außenseiter und unerwünschte Überbleibsel einer untergegangenen Welt ihre eigene Kultur. Am Ende waren sie selbst unerwünschte Parias in ihrem eigenen Land. (Martinic 1995:185)

Mestizierung

Mischehen zwischen Aónikenk, Gününa Küne, Araukanern und auch Weißen gab es schon vor dem Wüstenfeldzug, vor allem zwischen Aónikenk und Gününa Küne waren sie etwas völlig Normales. In der neuen Situation wurden sie durch die drastische Veränderung der Lebensweise und durch die Dezimierung der Indianer zum Normalfall.

- Lista erwähnte die Ehe eines argentinischen Gauchos mit der Tehuelchin Rosa, einer Verwandten des Kaziken Papon. (Lista 1877-80:22)
- Mischehen zwischen Weißen und Tehuelchefrauen kamen selten, aber doch vor. (Prichard 1902:94)
- sehr selten lebten Frauen der Selk'nam bei Tehuelchen, aber nicht umgekehrt. Diese beiden Ethnien vermischten sich nie. (Prichard 1902:107)
- Heiraten zwischen Araukanern und nördlichen Tehuelchen waren nicht unüblich. (Prichard 1902:107)
- Der Walliser Radboone heiratete nach 1900 die Tehuelchin Juana. (in Childs 1936:312f.)

Die für sehr attraktiv gehaltenen Tehuelchefrauen wurden von weißen Männern sehr geschätzt. Imbelloni sah daher viele Kinder der ersten und zweiten Generation, die z.B. französischer, italienischer oder spanischer Abstammung

waren. (Imbelloni 1949a:23) Dementsprechend fand Martinic (1995: Fußnote auf S.137) bei den Aónikenk Familiennamen wie Ibáñez, Lista, Montenegro, Ness, Yebes, Radbourne, Carminatti vor.

Die Vermischung verschiedener Ethnien fiel den Besuchern selbstredend auf.

- Das erste Lager, das Hatcher besichtigte, bestand aus acht bis zehn Toldos, in denen ungefähr 40 bis 50 Leute wohnten, aber nur die Hälfte von ihnen waren reine Tehuelche. Von diesen lebten wiederum nur drei Frauen mit Tehuelche-Männern. Die anderen schienen als Gatten entweder „men of impure Indian extraction or nondescript Europeans“ zu bevorzugen. Bei den Europäern überwogen allerdings Franzosen, Spanier und Portugiesen. Der erste Eindruck bestätigte sich in den übrigen Lagern. Auffallend war, dass es bei Ehen zwischen Tehuelchen höchstens drei Kinder gab, meistens aber nur ein bis zwei, auch Ehepaare ohne Kinder kamen nicht selten vor, während der Nachwuchs bei Mischehen oft aus sechs bis sieben Kindern bestand. (Hatcher 1896/1903:160,263)
- Vallentin besuchte eine Indianersiedlung bei Cushámen, wo der Mapuchehäuptling Njankuchi Nahuelquir mit seiner Frau Tanahuén lebte, einer Tehuelchin, die mit ihrem Christennamen Manuela genannt wurde. Sie war „eine gutmütige, dabei aber gescheite und energische Ehefrau“ und auch ihren Mann lernte Vallentin „als einen ruhigen, verständigen Mann [...] von gesunder Intelligenz und vernünftigen Anschauungen“ kennen, der aber zum Leidwesen seiner Frau „wie eine Bestie“ raste, „wenn er sich etwas intim mit der Rumflasche“ beschäftigt hatte. (Vallentin 1906:18)
- In der Gegend von Gennoa, am „Straußenpaß“ traf Vallentin auf den ältesten Ansiedler dieser Gegend, einen Argentinier namens Botello, Besitzer einer Estancia von 100 km², der „mit einer Vollblutindianerin aus dem Tehuelchenstamm verheiratet“ war. (Vallentin 1906:140f.)
- Vom nicht sehr fruchtbaren Reservat im Süden der Kolonie General San Martin bei Gennoa sagte Vallentin: „Die wenigen Indianer, die hier sitzen, treiben ausschließlich Viehzucht. Sie sind teils Tehuelchen, teils Pampas; auch Manzaneros vom Araukanerstamm leben hier. Vielfach schon haben sie sich durch Ehen miteinander gemischt, so daß ein reiner Stamm nicht mehr existiert.“ (Vallentin 1906:130)
- Die Indianer, die in einer Tolderia am Arroyo Verde lebten, waren eine Mischung aus Araukanern und Tehuelchen und durchzogen „in kleinen Scharen unter Führung eines Kaziken, der aber selten besondere Autorität unter ihnen [besaß], die patagonische Pampa von einem Ende zum anderen.“ Im Sommer schlugen sie ihre Zelte in der Nähe der Kordillere auf. (Steffen 1897/1929:155)

Imbelloni fand noch 1949 im Territorium von Santa Cruz einige sozusagen „heile“ Tolderias vor. Freilich handelte es sich bei diesen nicht um Familien, die sich vorbildlich an die institutionalisierten „indianischen Reservate“ angepasst hatten; eine Institution, die nur in der Vorstellung ihres Initiators Ramon Lista menschenfreundlich und vorteilhaft war, sich aber in der Praxis als echtes Fiasko erwies, das im wesentlichen zum rassistischen und moralischen Verfall führte. (Imbelloni 1949a:23)

Die Überlebenden [Aónikenk und Gününa Küne] waren sich im klaren, dass ihre Ethnie im Aussterben begriffen war und achteten mit großer Aufmerksamkeit auf die engeren und entfernteren Verwandten. Oft machten wir in Alto Río Mayo Notizen zur Genealogie von Personen, die wir in Camusu-Aike kennengelernt hatten und umgekehrt. (Imbelloni 1949a:25) Das betraf aber nur ältere Leute. Unter den jüngeren Leuten trafen die Forscher nur auf Mestizen; die wenigen Tehuelchefrauen verheirateten sich nicht mit Tehuelchemännern, sondern mit Araukanern und Chiloten. (Imbelloni 1949a:55f.)

Die geänderte Wohnsituation, die kulturelle Vermischung wirkte sich zweifellos auf die gesamte Lebensweise aus. Was Leacock über eine ganz andere soziale Situation schreibt, trifft bzw. traf zum Teil für die Situation der patagonischen Indianer nach 1883 zu.

„Die Unterschiede zwischen dieser [früheren] Art von bands und den heute existierenden scheinen auf den ersten Blick gering zu sein, in Wirklichkeit aber sind sie tiefgreifend. Die moderne band besteht aus lose zusammengeschlossenen Nuklearfamilien, die in einem bestimmten Ausmaß von Handel oder von Arbeit außerhalb der Gruppe bzw. auf Regierungszuwendungen oder Unterstützungen von Missionaren angewiesen sind. Daher hat die moderne band einen Häuptling oder eine Art Anführer, der die gemeinschaftlichen Interessen bei Verhandlungen mit Regierungsbeamten, Geschäftsleuten oder Missionaren wahrnimmt; [...] Als unvermeidbare Begleiterscheinung der Abhängigkeit von politischen und ökonomischen Beziehungen außerhalb der Gruppe kristallisiert sich, wenn auch etwas unklar, ein öffentlicher Bereich als Gegenpol zu einer privaten ‚familialen‘ Sphäre heraus. Darüber hinaus ist dieser öffentliche, den Männern zugeordnete Bereich entweder bereits ökonomisch und politisch signifikanter oder ist zumindest gerade im Begriff, es zu werden.“ (Leacock 1989:35)

Die Kaziken galten als von der Regierung anerkannte Vertreter ihrer Gruppen. Als äußeres Zeichen wurden sie mit militärischen Rängen und Uniformen bedacht, wie Namancurá oder Choeque, der von Musters her bekannte Kazike der Manzaneros, den die argentinische Regierung mit dem Rang eines Gouverneurs

des „Reservates“ von „Las Manzanas“ abfand (Liedtke 1984:208f.). Mulato erhielt direkt vom chilenischen Präsidenten Land und Titel (Childs 1936:134).

Der „öffentliche Raum“ wurde somit durch Männer, durch Kaziken wahrgenommen. Das widersprach aber der ursprünglichen Zusammensetzung einer Tehuelche-band, bei der das Zusammenleben vollkommen demokratisch war. Kein Kazike konnte ohne Konsens mit den übrigen einen Kampf ansetzen oder auch nur das Lager wechseln. Der Kazike war vor allem ein Ratgeber. (Radboone in Childs um 1900/1936:133f.) Dieser Kazike wurde nun zu einer bestimmenden Person für seine Gruppe „befördert“.

Der Bewegungsradius der Frauen war durch die Sesshaftigkeit beträchtlich eingeschränkt. Tschiffely berichtete, dass die Männer nach der „guanaco chico season“ (so ist bei ihm die Jagdzeit auf Chulengos genannt) zu ihren „Heimstätten“ in den Bergen zurückkehrten. Die Frauen zogen nicht mehr mit den Männern von Ort zu Ort. Sie nähten auch nicht mehr ihre kunstvollen Quillangos, sondern kleine Teppiche.

„Wenn die Jagdzeit auf Chulengos vorüber ist, kehren die Indianer zu ihren Heimstätten in den Bergen zurück, wo die Frauen als Erstes jede Spur von Fett oder Fleisch von den Häuten entfernen. Dann werden die Häute so lange mit den Händen gewalkt, bis sie ganz weich und geschmeidig sind, und schließlich zu kleinen Teppichen zusammengenäht, die in Buenos Aires hohe Preise erzielen.“ (Tschiffely 1940:67)

Ansonsten waren die Frauen fleißig wie eh und je. Ihre früheren Fertigkeiten hatten sie noch um Spinnen und Weben erweitert.

„Von den Frauen des Stammes ging keine müßig: alle waren mit Spinnen und Weben, mit Gerben oder Zusammennähen von Häuten beschäftigt. Das Gerben geschieht durch sorgfältiges Abschaben der letzten Spuren von Fett oder Fleisch mittels Flaschenscherben oder zerstoßenen Glases; die Weberei wird mit sehr roh zusammengefügtten Rahmen betrieben. Wie die Indianer Wolle färben, habe ich nicht beobachten können; ebensowenig konnte ich herausfinden, woraus sie ihre Farben machen, von denen manche ungewöhnlich kräftig und auch unbegrenzt haltbar sind. Diese Berufsgeheimnisse werden von den Eingeborenen eifersüchtig gehütet und in den betreffenden Familien von Generation zu Generation weitergegeben.“ (Tschiffely 1940:168)

Die Indianer veränderten sich in ihrer ganzen Haltung. Die einst als freundlich und offen beschriebenen Menschen zogen sich in versteckte Gegenden zurück. Sie zeigten sich misstrauisch und furchtsam, besonders die Frauen waren sehr scheu.

- Bei der Ankunft in einem Lager zeigten sich die Frauen sehr scheu und auch die Männer wurden im Kontakt mit Weißen sehr reserviert, ihr ganzer Gesichtsausdruck änderte sich, sie zeigten sich sehr argwöhnisch. (Prichard 1902:91f.)
- Beim Rio Gallegos fanden die Patres viele kleine Lager. In einigen fürchteten sich die Frauen vor den Fremden, ihre Männer befanden sich gerade auf der Jagd. (Borgatello 1898/1924:111)

Aber die Tehuelche waren bereit, ihre spirituelles Wissen weiterzugeben. Sie erzählten den Forschern, die sich dafür interessierten, ihre Mythen und Legenden, etwas, was sie vorher nie getan hätten. Die Gruppe des Kaziken Papon nahm es ihm sehr übel, dass er Lista einige Legenden preisgab. Allein die Angst vor dem überall lauernenden „Teufel“ Gualichu verbot das. Die letzten Nachkommen der Tehuelche „puros“ waren sich aber über das Aussterben ihrer Ethnie im klaren und hatten keine Scheu mehr davor. Bereitwillig und geduldig gaben sie Auskunft. Und so sind doch einige wenige Weisheiten dieser Ethnie überliefert.

ZUSAMMENFASSUNG

Als die Spanier zu Beginn des 16. Jahrhunderts das von ihnen „entdeckte“ Südamerika zu erobern begannen, lebten auf beiden Seiten der Anden verschiedene indianische Ethnien. Westlich der Anden waren die Araukaner beheimatet, im Norden des Rio Bio Bio die Mapuche, im Süden die Huilliche. Östlich der Anden lebten in den Ebenen der Pampa und Patagoniens Tehuelche und am Andenrand Pehuenche, die ethnisch mit den Tehuelchen verwandt waren. Bald verbreitete sich die Kunde, dass sich in Chile „Weiße“ niedergelassen hatten, wie der Tehuelche Maril der Märchensammlerin Kössler-Ilg in seiner Geschichte „Als die Huinka¹ kamen“, erzählte:

„Nun war es auch schon länger in der Gegend vom Vulkan Lanin bekannt geworden, daß über den Bergen der Anden, rechts und links davon, auf der anderen Seite (der von Chile) Weiße sich niedergelassen hatten. Niemand wußte etwas Bestimmtes, nur die Wahrsager sprachen von weißhäutigen, hellhaarigen, großen Menschen, die kommen würden, wahrscheinlich gottgesandte Menschen, herrliche! Und dann kamen sie über die Berge; auf Pferden saßen sie, die vorher keiner gesehen hatte, schrecklich erschienen sie den Mapuche, zitternd standen sie. Erst freuten sie sich, die Huinka zu begrüßen, sie wie Götter zu empfangen, ihnen alles anzubieten, was sie hatten.“ (Kössler-Ilg 1956:196)

Die Dinge, die die Indianer anzubieten hatten, entsprachen aber nicht den Vorstellungen der Spanier, die auf Goldsuche waren. Sie suchten auch in dieser Gegend nach dem Goldland, dem El Dorado, der „Ciudad encantada“ oder auch „Ciudad de los Cesares“ genannt, die in der Gegend des Nahuel Huapi vermutet wurde. Die Suche nach dem Goldland führte im Osten auch zur Erforschung des Rio Paraná und 1535 zur ersten Gründung der späteren Stadt Buenos Aires. Riesige Schiffsladungen brachten die Spanier aus Europa mit und Pferde gehörten wegen der besseren Mobilität zur Ausrüstung. Die Indianer wehrten sich teilweise mit Erfolg gegen die neuen Eindringlinge. Sie lernten, die verwildernden Pferde, die in der Pampa einen äußerst fruchtbaren Boden vorfanden, auf dem sie sich unvorstellbar vermehren konnten, zu domestizieren und zu nutzen. Die Pferde ermöglichten den nomadisierenden Jägern und Sammlern des späteren Argentinien und den Araukanern eine komfortablere Lebensweise. Darüber hinaus

¹ Ausdruck der Araukaner und Tehuelchen für die Weißen.

konnten sie zu Pferd von den Siedlern gefürchtete und für sie erfolgreiche Überfälle (die sogenannten Malones) auf spanische Siedlungen durchführen.

Bereits 1560 „hatten mehrere araukanische Gruppen den Umgang mit diesem Reittier erlernt und vergrößerten ihre Herden laufend durch Zucht und Diebstahl bei den Weißen.“ (Rosales 1877-78/ II:110 in Schindler 1990:19) Es dauerte nicht lange, bis die Indianer den Spaniern reiterisch überlegen waren. Im 17. Jahrhundert begannen sie, über die Anden zu ziehen, um in der Pampa den verwilderten Pferden und auch Rindern nachzustellen. Sie dehnten auch ihr Siedlungsgebiet nach Osten aus. Im Raum von Neuquén kam es zwischen den dort lebenden Jägern und Sammlern und den Huilliches zu einer kulturellen Verflechtung, nach den dort vorhandenen Pinienwäldern Pehuenche genannt. Von den ursprünglichen Pehuenche bewahrten sie das Wildbeutertum, von den Huilliches übernahmen sie die Sprache, eine teilweise Sesshaftigkeit, vor allem in der Jahreszeit, wenn die Pinienkerne geerntet wurden, und einen einfachen Bodenbau.

1580 wurde Buenos Aires zum zweiten Mal gegründet. Diesmal konnte sich das Fort halten, denn die Querandiés¹, die der ersten Gründung so heftigen Widerstand geleistet hatten, waren durch Krankheiten stark dezimiert worden. Es siedelten sich im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte mehr Kolonisten um Buenos Aires an und sie bedienten sich derselben verwilderten Pferde und Rinder wie die Indianer. Das musste zu Kontroversen führen. Die Gününa Küne, die nördlichen Tehuelche lernten in dieser Zeitspanne neue Kulturgüter kennen, auf die sie nicht mehr verzichten wollten, wie Perlen, Silber für ihren Schmuck, Alkohol. Diese Güter konnten sie gegen Tausch ihrer kunstvoll bemalten Fellumhänge, der Quillangos und ihrer Straußenfedern erwerben. Außerdem standen sie mit den Araukanern in reger Beziehung, die nicht immer friedlich verlief. Pferde und Rinder wurden in riesigen Herden von den Indianern zum Missfallen der Spanier, die dieses Handelsgeschäft gerne selbst getätigt hätten, von Argentinien nach Chile über die Anden getrieben.

¹ nach Casamiquela Vorläufer der nördlichen Tehuelche, der Gününa Küne,

Aus Berechenbarkeit versuchten die Spanier mit allen Mitteln, die Indianer sesshaft zu machen. Sie holten Jesuiten ins Land, die in anderen Gebieten schon sehr große Erfolge verbuchen konnten, sich aber sowohl bei Tehuelchen als auch bei Araukanern vergebens bemühten. Die Indianer zu beiden Seiten der Kordillere ließen sich nicht nur nicht missionieren, sie verbreiteten unter den Spaniern auch Angst und Schrecken mit ihren gefürchteten Malones, bei denen sie oft genug auch Tiere entwendeten, die sie anschließend bei den Spaniern in Chile losschlugen. Die Spanier versuchten ehrgeizig, die Übergänge über die Anden zu finden. Weiters war es ihnen wichtig, Stützpunkte in der weiten Pampa zu errichten. Den Viehhandel wollten sie selbst in die Hand nehmen.

Es gab demnach unterschiedliche Nahverhältnisse und Vernetzungen zwischen Araukanern, Tehuelchen und Spaniern. „Hat es denn überhaupt jemals eine Zeit gegeben, in der die menschlichen Populationen völlig frei von umfassenderen Beziehungen und großräumigeren Kraftfeldern existiert hätten?“ (Wolf 1986:39)

Um 1780 errichteten die Spanier an der atlantischen Küste Stützpunkte an der Mündung des Rio Negro und in San Julian auf der Suche nach günstigen Wegen, um den Handel mit Chile einfacher zu gestalten. Die in Patagonien lebenden Tehuelche begegneten ihnen freundlich, sie retteten die Siedler San Julians sogar vor dem Verhungern. Diese Siedlung musste einige Jahre später, wegen der Unfruchtbarkeit des Gebietes aufgegeben werden. Im Gegensatz dazu drangen die Kolonisten immer weiter in die Pampa vor, die Frontera rückte vor. Und „Land gab es auf dem neuen Kontinent wahrlich genug zu erschließen, aber das mußte man erst einmal den eingeborenen Amerikanern, die es besiedelten, wegnehmen und dann in lukrativen Grundbesitz umwandeln.“ (Wolf 1986:21) Unter lukrativem Besitz verstanden die Spanier, später die Argentinier den Gewinn aus dem Anbau von Getreide und dem Verkauf des ausgezeichneten Rindfleisches. Noch war es aber nicht soweit. Die Überfälle der inzwischen vereinigten Indianer (Konföderationen) nahmen immer größere Ausmaße an, die Antworten von seiten des argentinischen Militärs wurden dementsprechend heftiger. Die Fronten auf beiden Seiten verhärteten sich. Die Argentinier bekamen von den Briten großzügige finanzielle Mittel, die es ihnen ermöglichte, statt der häufigen

Geplänkel mit den Indianern eine Radikallösung herbeizuführen. Sie hatten unter General Roca einen kaltblütigen Militaristen an der Spitze, der sich eine ausgeklügelte Strategie zurechtlegte. Bei dem von 1878–1883 durchgeführten sogenannten Wüstenfeldzug, der Conquista del Desierto, wurden die Indianer vernichtend geschlagen.

„The colonial encounter experienced by hunter-gatherers was a human disaster of genocide, ethnocide, and ecocide which only a few survived, but the loss of forager territory and autonomy was an even more serious problem than the loss of life. Colonialism was the first phase of a dramatic world-wide cultural transformation that produced a single global-scale culture based on the commercial market economy.“ (Bodley 1999:465)

Vernichtet wurden nicht nur die Menschen mit ihrer Kultur, vernichtet wurde auch ihre Umwelt. Weizen, Rinderfarmen und Eisenbahnen hielten in der Pampa Einzug, Schaffarmen und später die Erdölindustrie in Patagonien. Die indianischen Kinder wurden unter der weißen Bevölkerung verteilt, die Erwachsenen ohne Rücksicht auf ihre ethnische Zugehörigkeit in ihre Subsistenz nicht erfüllende Gebiete, in Reservationen abgedrängt. Sie erhielten auch die Möglichkeit, als Lohnarbeiter (peones) auf den Farmen zu arbeiten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren sie bis auf einzelne Individuen ausgestorben.

Der „Stein“ aus der alten Tehuelchefabel: „Der Fuchs und der Stein“ hatte gesiegt. In dieser Fabel forderte ein schlauer Fuchs einen Stein zum Wettlauf auf. Der Stein warnte den Fuchs, dass er ihn mit seinem schweren Gewicht erdrücken könne. Aber der Fuchs schlug die Warnung in den Wind, könne er doch so schnell wie der Wind laufen. Aber als der Stein ins Rollen kam, wurde er durch sein schweres Gewicht immer schneller, bis er zuletzt den Fuchs überrollte.

EL ZORRO Y LA PIEDRA

Un zorro desafi6 á correr á una piedra; ésta se excus6:

Soy muy pesada.

Correremos cuesta abajo de ese cerro- insistió el zorro.

Soy muy pesada...pero guardaos de mi...

¿Alcanzarme? ¡Qué locura! Yo corro como el viento.

- En fin, corramos, dijo la piedra.

Y el zorro parti6 como una flecha...Se ech6 á rodar la piedra entonces, y de tumbo en tumbo, fué á herir de muerte á su rival, que ya llegaba al pie del cerro.

(Lista 1894:53)

Die Indianer wurden von Anfang an nicht als gleichwertige Menschen angesehen. Die Tehuelche galten zunächst als riesige Monster. Als sich später herausstellte, dass die Riesen nur sehr große Menschen waren, die sich sehr einfacher Mittel zur Existenzsicherung bedienten, die nicht bereit waren, sich in festen Dörfern anzusiedeln und sich missionieren zu lassen, wurden sie als nutzlose Wilde angesehen und ihr Menschsein in Frage gestellt. Die Leistungen, die Kenntnisse, die Gedankenwelt dieser „Wilden“ interessierte niemanden. Sie waren bloß dem Fortschritt im Weg. In seiner Erzählung: „Wo stand die Wiege der Indianer?“ klagte Shaihueque:

„Heute sind wir die Indios und je schneller unserer Rasse ausstirbt, desto lieber ist es dem heutigen Argentinier, der nicht [...den] starken ‚Ostwind‘ in uns sieht, der wuchtig dahergebraust kam, um das Land für die Einheimischen, die echten Puelché, zu retten.“ (Kössler-Ilg 1956:166)

Meiner Meinung nach zeugt die Interessellosigkeit, die Besitz-, Geld- und Goldgier der Kolonisten von einer entwürdigenden Missachtung, die im Lauf der Jahrhunderte weit über den von mir verwendeten Begriff der „Nicht-Begegnung“ hinausging, von einer Menschenverachtung, die nicht nur historische Dimensionen hat.

„Es ist eine bestürzende Tatsache, daß wir als Artgenossen noch nicht begonnen haben, einander als Menschen zu sehen, wie es zum Zusammenleben Gezwungene tun müßten, während wir begierig nach den entferntesten Planeten Ausschau halten, und uns dem Wunder oder dem Schrecken des neuen Jahrtausends genähert haben (in dem die Menschheit sich ausrotten oder den höchsten Entwicklungsstandard erreichen kann). Menschliche Geschichte währt bereits mehrere Hunderttausende Jahre, und noch immer beäugen wir einander oberflächlich – als hätten wir in all diesen Millenien des gegenseitigen Beeinflussens nicht gelernt, daß wir alle bloß Menschen sind, daß sich unter unserer Haut ganze Kontinente ähnlicher Sehnsüchte und ausbrechender Träume, wirbelnder Universen an Gedanken, archaische Zwänge, zuckender Blitze und ewig blühender Blumen befinden.“ (Ben Okri in Niederle 2001:16)

LITERATURVERZEICHNIS

- AZARA, Félix de. Voyages dans l'Amérique Méridionale...depuis 1781 jusqu'en 1801. 4 vols. Paris 1809.
- BARNE, Jorge. Viage que hizo el San Martin, desde Buenos Aires al Puerto de San Julian, el año de 1752: y del de un indio paraguayo, que desde dicho puerto vino por tierra hasta Buenos Aires. In: De Angelis. Vol V. Buenos Aires 1836.
- BEERBOHM, Julius. Wanderings in Patagonia or Life among the Ostrich-Hunters. London 1879.
- BODLEY, John H. Hunter-gatherers and the colonial encounter. In: The Cambridge Encyclopedia of Hunters and Gatherers. Ed. by LEE, Richard B. and DALY, Richard. University Press, Cambridge 1999.
- BONFIL BATALLA, Guillermo. La teoría del control cultural en el estudio de procesos étnicos. In: Revista Papeles de la Casa Chata. Num. 5. Mexico 1987.
- BORGATELLO, Maggiorino. Nella Terra del Fuoco. Torino 1924.
- BORMIDA, Marcelo und CASAMIQUELA, Rodolfo. Etnografía Gününa – Kena. Testimonio del último de los tehuelches Septentrionales. In: Runa. Archivo para las ciencias del Hombre. Vol. IX. Partes 1 – 2. Buenos Aires 1958-1959.
- BORMIDA, Marcelo und SIFFREDI, Alejandra. Mitología de los Tehuelches Meridionales. In: Runa XII, Buenos Aires 1969/70.
- BORRERO, Luis Alberto und McEWAN Colin. The Peopling of Patagonia. The First Human Occupation. In: Patagonia. Colin Mc Ewan, Luis A. Borrero und Alfredo Prieto, Ed. London 1997.
- BOUGAINVILLE, Louis Antoine de. Voyage autour du monde par la frégate du roi La Boudeuse, et la flute l'Etoile; en 1766, 1767, 1768 et 1769. Paris 1771.
- BOURNE, Benjamin Franklin. The giants of Patagonia. London 1853.

- BRAND, Donald D. A Tri-Lingual Text by Martín Coillió Huaiquillaf. In: New Mexico Anthropologist. New Mexico 1941.
- BRAUN MENENDEZ, Los apuntes del secretario del Cacique Casimiro y capitán de guardias nacionales, Don Doroteo Mendoza. In: Anuario de Historia Argentina 1939. Buenos Aires 1939/40.
- BURCH, Ernest S. Jr. and ELLANA, Linda J. Key Issues in Hunter-Gatherer Research. Oxford 1993.
- BYRON, John.
A Voyage round the World in His Majesty's Ship The Dolphin, Commanded by the Honourable Commodore Byron. In which is Contained A faithful Account of the several Places, People, Plants, Animals, etc, seen on the Voyage: And, among other Particulars, A minute and exact Description of the Streights of Magellan, and of the Gigantic People called Patagonians. London 1768.
Byron's Journal of his Circumnavigation 1764 – 1766. In: Hakluyt Society. Series II. Vol. 122. London 1964.
- CAILLET-BOIS, Teodoro.
El fin de una raza de gigantes. In: Boletín del Instituto de Investigaciones históricas. Tom. 27. Buenos Aires 1942/43.
Patagonia. Buenos Aires 1944.
- CANALS FRAU, Salvador. Las Poblaciones indígenas de la Argentina. Su origen - su pasado – su presente. Buenos Aires 1953.
- CANDISH (CAVENDISH), Thomas. The admirable and prosperous voyage of the Worshipfull Master Thomas Candish of Trimley in the Countie of Suffolke Esquire into the South Sea, and from thence round about the circumference of the whole earth, begun in the year of our Lord 1586, and finished 1588. Written by Master Francis PRETTY, lately of Ey in Suffolke, a Gentleman employed in the same action. In: Hakluyt Society. Vol. 11, 1903-05.

- CARBAJAL, Lino D. Le Missioni Salesiane nella Patagonia e Regioni Magallaniche. In: La Patagonia. Studio Generali, Serie 4. Canavese 1900.
- CARTERET, Philippe. Carteret's Voyage to the Pacific. In: Hakluyt Society. Series II. CXXV. London 1965.
- CASAMIQUELA, Rudolfo.
Sobre El Parentesco De Las Lenguas Patagonicas. In: Runa Vol. VII. Buenos Aires 1956.
El contacto Araucano-Gününa Këna. In: Jornadas Internacionales de Arqueologia y Etnografia. Buenos Aires 1957.
Rectificaciones Y ratificaciones hacia una interpretacion definitiva del panorama etnologico de la patagonia y area septentrional adyacente. Bahia Blanca 1965.
Un nuevo panorama etnologico del area pan-pampeana y patagonica adyacente. Santiago de Chile 1969.
- CLARK, Charles Upson (Ed.). Jesuit Letters To Hervás On American Languages and Customs. In: Journal de la Société des Américanistes. Tome XXIX. Paris 1937.
- COAN, Titus. Adventures in Patagonia. A Missionary Exploring Trip. New York 1880.
- COOPER, John M.
Analytical and critical bibliography of the tribes of Tierra del Fuego and adjacent territory. Bur. Amer. Ethnol. Bull. 63. Washington 1917.
Areal and Temporal Aspects of Aboriginal South American Culture. Washington 1944.
The Patagonian and Pampean Hunters. In Handbook of South American Indians. Washington 1946.
- CORDOVA, Antonio de. Reise nach der Magellanstraße nebst einem Berichte über die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die Naturerzeugnisse von Patagonien. Weimar 1820.
- COX, Guillermo E. Viaje en las regiones septentrionales de la Patagonia 1862 – 1863. Santiago de Chile 1863.

- CRIVELLI MONTERO, Eduardo. El Malon como guerra. El acoso a la frontera de Buenos Aires y la acificación de las pampas a fines del siglo XVIII. Buenos Aires 1994.
- CRUZ, de la, Luis. Descripción de la naturaleza de los terrenos; y costumbres de los Peguenches. In: De Angelis, Tomo 1. Buenos Aires 1900.
- CZAJKA, Willi. Die La-Plata-Staaten. In: Bertelsmann Lexikothek. Länder, Völker, Kontinente. Band II. Gütersloh 1991.
- DARWIN, Charles Robert. Reise eines Naturforschers um die Welt. Tagebuch auf der Reise mit dem „Beagle“. Leipzig 1909.
- DESPARD, George Pakenham. Hope deferred, not lost; a narrative of missionary effort in South America. In connection with the Patagonian Missionary Society. London 1852.
- DIXIE, Lady Florence. Across Patagonia. London 1880.
- DOBRIZHOFFER S.J., Martin. Auf Verlorenem Posten Bei Den Abiponen. Nach der Originalausgabe Bearbeitet Von Prof. Dr. Walter von Hauff. Leipzig 1928.
Historia de los Abipones. Vol.1. Ed. Guillermo Furlong. Univ. Nac. del Nordeste. Chaco 1967.
- D'ORBIGNY, Alcide. Voyage dans l'Amérique Méridionale. 9 vols. Tome II und Tome IV. Paris 1839–43.
- DRAKE, Francis.
The famous voyage of Sir Francis Drake into the South Sea, and therehence about the whole Globe of the earth, begun in the yeere of our Lord, 1577,... In: Hakluyt Society. Vol. 11, 1903-05.
The World Encompassed and analogous contemporary documents concerning Sir Francis Drake's Circumnavigation of the World by Sir Richard Carnac Temple. Argonaut Press, London 1926.
- DUCLOS GUYOT, Alexandre. Extrait du Journal du Sr. Alexandre Duclos-Guyot, Lieutenant de Frégate, sur la Frégate l'Aigle, au Détroit de Magellan en 1766. In: Journal Historique d'un Voyage fait aux Iles Malouines en 1763 & 1764, pour les reconnoître, & y former un établissement; et de

- deux Voyages au Détroit de Magellan avec une Relation sur les Patagons par Dom Pernety. Paris 1769.
- DUMONT D'URVILLE, Jules Sébastian Désar. Voyage au pôle sud et dans l'Océanie sur les corvettes d'Astrobale et la Zélée exécuté par ordre du roi pendant les années 1837 –1838-1839-1840. Vol.1. Histoire du voyage. Paris 1842.
- DUVIALS, Jean-Paul. The Patagonian ‚Giants‘. In: Patagonia. Colin Mc Ewan, Luis A. Borrero und Alfredo Prieto, Ed. London 1997.
- ERIKSEN, Wolfgang. Kolonisation und Tourismus in Ostpatagonien. Bonn 1970.
- ESCALADA, Federico A. El complejo ‚Tehuelche‘. Estudios de Etnografía Patagónica. Buenos Aires 1949.
- FALKNER, Thomas. A description of Patagonia, and the adjoining parts of South America. Hereford 1774. (Facsimile reprint) Chicago 1935.
- FEEST, Christian. Trinkfest und Trunkenheit im indianischen Nordamerika. Die Frage der sozialen und kulturellen Aspekte des Alkoholgenusses. Wien 1978.
- FERNBERGER. In: WERNHART, Karl Rudolf. Christoph Carl Fernberger. Der erste österreichische Weltreisende (1621-1628). Wien 1972.
- FERRARIO, Benigno. A propósito de tres textos en lengua Tsóneka. In: Universidad de la Republica Facultad de Humanidades y Ciencias. Montevideo 1955.
- FILLITZ, Thomas, GINGRICH, Andre, RASULY-PALECZEK, Gabriele (Hg.). Kultur, Identität und Macht. ethnologische Beiträge zu einem Dialog der Kulturen der Welt. Frankfurt am Main 1993.
- FITZ-ROY, Robert. Narrative of the Surveying Voyages of His Majesty's Ships Adventure and Beagle between the Year's 1826 and 1836, describing their examination of the Southern shores of South America and the Beagles' circumnavigation of the globe. London 1839.
- FLETCHER, Francis. In: Sir Richard Carnac TEMPLE. The World Encompassed and Analogous Contemporary Documents concerning Sir Francis Drake's Circumnavigation of the World. London 1926.

FURLONG CARDIFF, Guillermo.

La Personalidad y la Obra de Tomás Falkener. Publicaciones del Instituto de Investigaciones históricas. Buenos Aires 1929.

Diario del viaje y Misión al Río del Sauce. Realizada 1747 por P. José Cardiel. Buenos Aires 1930.

Carta Inédita de la Extremidad Austral de América construido por el P. José Cardiel, S.J. en 1747. Publ. Mus. Etnogr. Univ. Buenos Aires, ser.B. No. 1. Buenos Aires 1940.

José Cardiel, S.J. y su Carta-Relación (1747). Buenos Aires 1953.

GANCEDO, Omar A. Descripción de Pipas de Fumar Tehuelches de la Colección Francisco P. Moreno y Estanislao S. Zeballos. In: Revista del Museo de La Plata. Buenos Aires 1973.

GARDINER, Allan F. An earnest appeal in Behalf of the Indians of Patagonia. London 1843. In: Despard. London 1852.

GONZALEZ, Alberto Rex. La Boleadora. Univ. Eva Perón, Buenos Aires 1953.

GOTTSCHALK, Manfred. Patagonien. Rauhes Land im Süden. München – Wien 1981.

GUINNARD, A. Three Year's Slavery among the Patagonians. London 1871.

GUSINDE, Martin. Einige Resultate meiner Forschungsreisen durch das Feuerland. Diss. Wien 1926.

HAHN, Bolko Von. Das Herz Des Gauchos. Argentinische Sagen und Geschichte. Buenos Aires 1943.

HARRINGTON, Tomás. Contribución al Estudio del Indio Gününa Küne. In: Revista del Museo de la Plata. Buenos Aires 1946.

HATCHER, J.B. The Indian Tribes of Southern Patagonia, Tierra del Fuego, and the adjoining Islands. In: The National Geographic Magazine. Vol.12. Washington 1901.

HATCHER, J.B. Reports of the Princeton University Expeditions to Patagonia, 1896 – 99. Vol.1. Narrative of the Expedition & Geography of Southern Patagonia. Princeton, New York. 1903.

- HERNANDEZ, Juan Antonio. Diario que el Capitan C. Juan Antonio Hernandez ha hecho, de la expedicion contra los indios Tehuelches, en el gobierno des Señor D. Juan José de Vertiz, Gobernador y Capitan General de estas Provincias del Rio de la Plata, en 1° de Octubre de 1770.
In: De Angelis, Vol V. Buenos Aires 1836.
- HERNANDEZ, Tomé. Declaration which, by orders of the Viceroy of Peru, Don Fernandez de Bouja, Prince of Esquiloche, Tomé Hernandez made before a Notary respecting what happened in the settlements formed in the Strait of Magellan, by Sarmiento de Gamboá. In: Hakluyt Society. Band 91. Glasgow 1911
- HIRSCHBERG Walter, JANATA Alfred. Technologie und Ergologie in der Völkerkunde. Mannheim 1966.
- IBAR SIERRA, Enrique. Estudios sobre los aguas de Skyring i la parte austral de Patagonia. Relacion de los estudios hechos en el Estrecho de Magallanes. Durante los últimos meses de 1877, por el ayudante del Museo Nacional de Chile. Santiago 1879.
- IMBELLONI, J. Los Patagones. Características corporales y psicológicas de una población que agoniza. In: Runa. Buenos Aires 1949.
1949a
1949b Buchbesprechung zu Escalada, Federico A. El complejo Tehuelche. In: Runa. Buenos Aires 1949.
- KELLY, Robert L. The Foreaging Spectrum. Diversity In Hunter-Gatherer Lifeways. Smithsonian Press. Washington and London 1995.
- KING, Philip Parker. Narrative of the surveying voyages of His Majesty's ships Adventure and Beagle. Proceedings of the first expedition, 1826 – 36. Vol. 1. London 1839.
- KOHL, Karl-Heinz.
Entzauberter Blick. Qumran. Frankfurt und Paris 1983.
Abwehr und Verlangen. Qumran. Frankfurt und New York 1987.
- KONETZKE, Richard. Ed. Süd- und Mittelamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugisiesche Kolonialherrschaft. Fischer Weltgeschichte. Frankfurt am Main 1965.

- KÖSSLER-ILG, Bertha. Indianermärchen aus den Kordilleren. Märchen der Araukaner. Düsseldorf-Köln 1956.
- KRICKEBERG, Walter. Beiträge zur Frage der alten kulturgeschichtlichen Bezeichnungen zwischen Nord- und Südamerika. In: Zeitschrift für Ethnologie, Vol. 66, pp. 287-373. Berlin 1934.
- LATCHAM, Ricardo E. Los Indios de la Cordillera y la Pampa en el siglo XVI. In: Revista Chilena de Historia y Geografía, Vol. 63, 64 und 65. Santiago de Chile 1929/30.
- LEACOCK, Eleanor. Der Status der Frauen in egalitären Gesellschaften: Implikationen für die soziale Evolution. In: Von fremden Frauen: Frausein und Geschlechterbeziehungen in nichtindustriellen Gesellschaften. Hrsg. Arbeitsgruppe Ethnologie Wien. Frankfurt am Main 1989.
- LEHMANN-NITSCHE, Robert.
Two Linguistic Treatises on the Patagonian or Tehuelche Language by Lehmann-Nitsche, Robert. Buenos Aires 1910.
Noticias etnológicas sobre los antiguos Patagones, recogidas por la expedición Malaspina en 1789. Bol. Acad. Nac. Cienc. vol 20. Córdoba 1914.
El Idioma Chechehet (Pampa Bonaerense). In: Revista del Museo de La Plata. Tomo XXXII, Buenos Aires 1930.
Einzelheiten zur Entdeckungs- und Kulturgeschichte des östlichen Südamerika. II. Die Patagonier des Magallanes (1520). In: Ibero Amerikanisches Archiv, Jahr XI, Heft 2. Berlin 1937.
- LIEDTKE, Wolfgang. Die indianische Bevölkerung der Pampa und der Einfluß der Kolonisation. In: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Band XXXV. Leipzig, Berlin 1984.
- LINDIG, Wolfgang, MÜNZEL, Mark. Die Indianer. Band 2: Mittel- und Südamerika. Vom Yucatán bis Feuerland. München 1978.
- LISTA, Ramon. Viaje al País de los Tehuelches. Exploraciones en la Patagonia Austral. Buenos Aires 1879.

LISTA, Ramon.

Mis Exploraciones y Descubrimientos en la Patagonia 1877-1880.

Buenos Aires 1880.

Una raza que desaparece. Buenos Aires 1894.

LJUNGNER, Erik. Nahuel Huapi. Ein geographischer Querschnitt durch die Anden in Patagonien. Bericht Nr.6 der schwedischen wissenschaftlichen Expedition nach Patagonien 1932-34. Uppsala 1959.

LLARAS SAMITIER, Manuel. Primer Ramillete de Fábulas y Sagas de los Antiguos Patagones. In: Runa. Vol. 3. Buenos Aires 1950.

LOPEZ VAZ. A discourse of the West Indies and South Sea written by Lopez Vaz In: Hakluyt Society. Vol. XI. Glasgow 1904.

LOTHROP, Samuel Kirkegaard. Painted skin articles from Patagonia. In: Bulletin du Musée d'Ethnographie du Trocadéro. Juli 1931.

LOUKOTKA Cestimír. Classification of South American Indian Languages. Los Angeles 1968.

MAC DOUALL, John. Narrative of a voyage to Patagonia and Terra del Fuégo, through the straits of Magellan, in H.M.S. Adventure and Beagle, in 1825 and 1827. London 1833.

MADER, Elke. Kulturelle Verflechtungen. Hybridisierung und Identität in Lateinamerika. Wien 2002.

MANSILLA, Lucio V. Una excursión a los indios ranqueles. Buenos Aires 1964.

MARSH, John W., and STIRLING, Waite H. The story of Commander Allen Gardiner, R.N., with Sketches of Missionary Work in South America. London 1883.

MARTINIC, Mateo Beros. Los Aónikenk. Historia y Cultura. Punta Arenas 1995. The Meeting of Two Cultures. In: Colin Mc Ewan, Luis A. Borrero und Alfredo Prieto, Ed. Patagonia. London 1997.

MAXIMILIANUS Transylvanus. De Molucis insulis. In: Magellan's Voyage around the World. Bd.1. Evanston 1962.

- MENA, Francisco. Middle to Late Holocene Adaptations in Patagonia. In:
Patagonia. Colin Mc Ewan, Luis A. Borrero und Alfredo Prieto, Ed.
London 1997.
- MEYERS großes Taschenlexikon in 24 Bänden/ hrsg. u. bearb. von Meyers
Lexikonred.[Chefred.: Werner Digel u. Gerhard Kwiatkowski] Band 16.
Mannheim, Wien, Zürich 1987.
- MORENO, César Fernández. Argentina. Barcelona 1972
- MORENO, Francisco P.
Viage a la Patagonia Setentrional. In: American Topography.
Buenos Aires 1876.
Viage a la Patagonia Austral emprendido bajo los auspicios del
gobierno nacional 1876-77. Buenos Aires 1879.
Recuerdos de viage en Patagonia. Montevideo 1882.
Apuntes preliminares sobre una excursion á los territorios del Neuquen,
Rio Negro, Chubut y Santa Cruz. Museo de La Plata.
Buenos Aires 1897.
- MORRELL, Benjamin. A Narrative Of four Voyages...1822 To 1831.
New York 1832.
- MORRIS, Isaac. A narrative of the dangers and distresses which befell Isaac
Morris and seven more of the crew, belonging to the WAGER store-
ship, ... In: BULKELEY, John and CUMMINS, John. A Voyage to
the South Seas in his Majesty's Ship the Wager in the Years
1740-1741. London 1927.
- MUÑIZ, Francisco. Observaciones Etnográficas de Francisco Javier Muñiz.
Publicadas con Introducción y Notas críticas por Félix F. OUTES.
Buenos Aires 1917.
- MUSTERS, George Clayworth.
On the Races of Patagonia. In: Journal of the anthropological institute
of Great Britain and Ireland. Vol.1. London 1871/72.
Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von
der Magalhães Straße bis zum Rio Negro. Jena 1873.

- NARBOROUGH, John. Voyage á la mer du Sud. In: CORED, Francois. Voyages aux Indes occidentales...depuis 1666 – 1647. Vol. 2. Paris 1722.
- NORDENSKJÖLD, Otto. A Journey in South-Western Patagonia. In: The Geographical Journal. Vol. 10. London 1897.
- NUÑO DA SILVA. The relation of a voyage made by a pilot called Nuño da Silva. In: Hakluyt, Richard vol. 11. Glasgow 1903-05.
- ORYWAL, Erwin. Krieg als Konfliktaustragungsstrategie – Zur Plausibilität von Kriegsursachentheorien aus kognitionsethnologischer Sicht. In: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 121. Berlin 1996.
- OVIEDO Y VALDÉS. In: Historia general y natural de las Indias por el Capitan Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdés. (Tomo primero de la segunda parte). Real Academia de la Historia. Madrid 1852.
- OUTES, Félix F.
- La Alferaría Indígena de Patagonia. In: Anales del Museo Nacional de Buenos Aires. Tomo XI. Buenos Aires 1904.
- La edad de la piedra en Patagonia. In: Anales del Museo Nacional de Buenos Aires. Vol 12. Buenos Aires 1905.
- Observaciones Etnograficas de Francisco Javier Muñiz. Physis III. Buenos Aires 1917.
- Los Trabajos Lingüísticos. Atribuídos a Teófile F. Schmid y la labor de Federico Hunziker. Bol. Inst. Invest. Hist. vol. 5, Buenos Aires 1926
- 1928 a Versiones al Aônükün'k (Patagón Meridional). In: RMP, XXXI, Buenos Aires 1928.
- 1928 b Un Texto Aônükün'k (Patagon Meridional). In: RMP, XXXI, Buenos Aires 1928.
- OUTES, Félix und BRUCH, Carlos.
- 1910a. Viejas Razas Argentinas. Buenos Aires 1910.
- 1910b. Texto explicativo. Buenos Aires 1910.
- PIEDRA, Juan de la (Authorship uncertain). Extracto resumido de lo que ha ocurrido en la expedición del descubrimiento de la Bahía sin Fondo, en la Costa Patagónica. In: de Angelis, vol. 5 Buenos Aires 1857.

PIGAFETTA, Antonio.

Magellan's Voyage around the World by Antonio Pigafetta by the Arthur H. Clark Company. 3 Vols. Cleveland 1906.

Magellan's Voyage Around the World. Three Contemporary Accounts. Ed. by Charles E. Nowell. Evanston 1962.

Die erste Reise um die Erde. Grün, Robert (Hg.). Tübingen 1968.

PRICHARD, H. Hesketh. Through the Heart of Patagonia. London 1902.

PRIEGUE, CELIA NANCY. La Informacion etnografica de los patagones del Siglo XVIII en tres documentos de la expedicion Malaspina (1789 – 94). Bahia Blanca 1971.

PRIETO, Alfredo. Patagonian Painted Cloaks. In: Patagonia. Colin Mc Ewan, Luis A. Borrero und Alfredo Prieto, Ed. London 1997.

RADBOONE, James. In: CHILDS, Herbert. El Jimmy, Outlaw of Patagonia. Philadelphia, London 1936.

RAWSON, Claude. God, Gulliver and Genocide. Oxford 2001.

RODRIGUEZ RUIZ, Miguel SDB. Salesianer in Lateinamerika. Missionarische Herausforderungen im Sinne Don Boscos. München 1994.

ROJAS, Ricardo. El Problema Indígena en Argentina. In: America Indígena. Vol. III. Mexico 1943.

SAHLINS, Marshall. Stone Age Economics. London 1974.

SANCHEZ LABRADOR, S.J. Joseph. Los Indios Pampas - Puelches – Patagones. In: G. Fúrlong C. Buenos Aires 1936.

SARMIENTO DE GAMBÓA, Pedro. Voyage to the Strait of Magellan...in the years 1579 und 1580. In: Hakluyt, Bd.91. Glasgow 1895.

SCHINDLER, Helmut. Bauern und Reiterkrieger. Die Mapuche-Indianer im Süden Amerikas. Verlag Hirmer. München 1990.

SCHMID, Theophilus. Manners and customs of the Patagonian Indians. In: The Voice of pity for South America. Vol.7. London 1860.

- SCHMID, Theophilus. Two Linguistic Treatises on the Patagonian or Tehuelche Language by Lehmann-Nitsche, Robert. In: ICA, XVII, Buenos Aires 1912.
- SCHOO LASTRA, Dionisio. Der Indio der Pampa. Leipzig 1939.
- SCHUSTER, Carl. Observations on the Painted Designs of Patagonian Skin Robes. In: Lothrop, Samuel Kirkegaard. Essays in Pre-Columbian Art and Archaeology. Harvard University Press. Massachusetts 1961.
- SERRANO, Antonio. Los primitivos Habitantes del Territorio Argentino. Buenos Aires 1930.
- SIFFREDI, Alejandra.
Algunas Personajes de la Mitología Tehuelche. In: Runa XI. Buenos Aires 1968.
El Ciclo de Elal, Heroe mítico de los Aonik'enk. In: Runa XI. Buenos Aires 1968.
Hierofanías y Concepciones mítico-religiosas de los Tehuelches meridionales. In: Runa XII. Buenos Aires 1969-70.
- SKOTTSBERG, Carl. The Wilds of Patagonia. A narrative of the Swedish expedition to Patagonia, Tierra del Fuego and the Falkland Islands in 1907 – 1909. London 1911.
- SPEGAZZINI, Carlos. Costumbres de los Patagones. Anales de la Sociedad Científica Argentina. Buenos Aires 1894.
- STEFFEN, Hans.
Westpatagonien. Die patagonischen Kordilleren und ihre Randgebiete. Berlin 1919.
Grenzprobleme und Forschungsreisen in Patagonien. Stuttgart 1929.
Beiträge zur Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte der südamerikanischen Kordilleren. In: Ibero Amerikanisches Archiv. Jahr IV. Bonn 1930.

- TAPARY, Hilarío. Relacion que ha hecho el indio paraguay, nombrado Hilarío Tapary, que se quedó en el Puerto de San Julian, desde donde se vino por tierra á esta ciudad de Buenos Aires. In: De Angelis, Vol. V. Buenos Aires 1836.
- TRANSYLVANUS, Maximillianus. Magellan's Voyage Around the World. Three Contemporary Accounts. Ed. by Charles E. Nowell. Evanston 1962.
- TSCHIFFELY, Aimé Felix. Ans Ende der Welt. 7000 Meilen durch Patagonien und Feuerland. Zürich 1940.
- URDANETA, Andres de. Narrative of the Voyage undertaken to the Molucos or Spice Islands by the fleet commanded by the Comendador García Jofre de Loaysa written by the Captain Andres de Urdaneta. In: Early Spanish Voyages to the Strait of Magellan. Hakluyt Society. Series II. Vol. XXVII. London 1911.
- VALLENTIN, Wilhelm. Chubut, im Sattel durch die Cordillere und Pampa Mittelpatagoniens (Argentinien). Berlin 1906.
- VARGAS Y PONCE, José de. A Voyage of Discovery to the Strait of Magellan with an Account of the Manners and Customs of the Inhabitants and of the Natural Production of Patagonia. Undertaken by Admiral Don Cordova. In: New Voyages and Travels. Vol II. London 1819.
- VAULX, Henry de la.
A Travers La Patagonie du Rio Negro au détroit de Magellan.
In: Journal de la Société des Américanistes de Paris. Tome second.
Paris 1897-1898.
Voyage en Patagonie. Paris 1901.
- VIEDMA, Antonio de.
Diario de un viage a la Costa de Patagonia ... In: De Angelis Vol. VI.
Buenos Aires 1837.
Description de la Costa Meridional del Sur, llamada vulgarmente Patagónica. In: De Angelis, Vol. VI. Buenos Aires 1837.
- VIEDMA, D. Francisco de. Memoria sobre los obstáculos que han encontrado, y las ventajas que prometen los establecimientos de la costa Patagónica. In: De Angelis, Tomo 1. Buenos Aires 1900.

VIGNATI, Milciades Alejo.

Restos del Traje Ceremonial de un „medico“ Patagon. NMEV, IV.
Buenos Aires 1930.

El uso del Taparrabo entre Aborígenes Argentinos al sur del 30°.
Notas Prelim. Mus. La Plata. Vol 2. Buenos Aires 1931.

Las Culturas Indigenas de Patagonia. In: Historia de la Nacion
Argentina, Vol. I, Buenos Aires 1936.

La Araucanacion de los Indios Peuhenché. In: Notas del Museo de la
Ciudad Eva Peron XVI, 62, Buenos Aires 1953

VILLARINO, D. Basilio. Diario del piloto de la real armada, D. Basilio Villarino, del
Reconozimiento que hizo del Rio Negro, en la costa oriental de
Patagonia, el año de 1782. In: De Angelis, Vol. VI. Buenos Aires 1837.

VIVANTE, A. und CHIAPPE, D. H. Introduccion a la Cartografía de los Indígenas.
Rosario 1968.

WERNHART, Karl R.

Konstanz und Wandel. Notationes zur sozialen Evolution in Polynesien.
In: FILLITZ, Thomas, GINGRICH, Andre, RASULY-PALECZEK,
Gabriele (Hg.). Kultur, Identität und Macht. ethnologische Beiträge zu
einem Dialog der Kulturen der Welt. Frankfurt am Main 1993.

Rites de passage ethnologisch. In: Zeichen des Lebens. Paul M.
Zulehner, ...(Hrsg.). Ostfildern: Schwabenverlag 2000.

WERNHART, Karl R./ ZIPS, Werner (Hg.). Ethnohistorie. Rekonstruktion und
Kulturkritik. Eine Einführung. Wien 1998.

WINTER, John. The voyage of M. John Winter into the South See by the Streights
of Magellan, in consort with M. Francis Drake begun in the yeere 1577.
In: Hakluyt Society. Vol. XI. Glasgow 1904.

WINTER, Martin Siegfried. Südamerikanische Wanderjahre. Fahrten durch
Patagonien und den wilden Westen Argentiniens. Hamburg 1941.

WOLF, Eric R. Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit
1400. Campus Verlag. Frankfurt/New York 1986.

ZWEIG, Stefan. Magellan. Wien 1960.

RESUMEN

La penetración de los europeos en América del Sur produjo transformaciones de enorme trascendencia a ambos lados de los Andes. Los araucanos, que vivían en los territorios del Chile actual, y los tehuelches, afincados en tierras argentinas, conocieron el caballo a través de los españoles y aprendieron a servirse de él en su vida cotidiana. A los cazadores-recolectores de la Pampa y de Patagonia este animal les sirvió tanto para sus labores de transporte como para proporcionarles la carne para su sustento. Los araucanos aprendieron muy pronto, hacia finales del siglo XVI, a utilizarlo para asaltar los asentamientos de los españoles. Estos asaltos, denominados „malones“, que consistían en incursiones y desapariciones repentinas llevadas a cabo durante la noche, eran algo muy temido también en la pampa a partir del siglo XVIII. A medida que avanzaba la civilización los Teuelches fueron perdiendo sus tierras incesantemente, al tiempo que desde la parte chilena algunos grupos de araucanos cruzaban los Andes para establecerse en la parte oriental de la cordillera. En la región de Neuquen se produjo un mestizaje de la cultura de los prototehuelches y la de los huiliches (los araucanos del sur). En el siglo XIX se produjeron enconados enfrentamientos entre los colonizadores y los grupos de indios confederados (araucanos y tehuelches), que desembocaron en encuentros cada vez más violentos, y finalmente en la conquista del desierto, que dirigida por el general Roca entre los años 1878 – 1883, supuso el sometimiento total de los indios.

„The colonial encounter experienced by hunter-gatherers was a human disaster of genocide, ethnocide, and ecocide which only a few survived, but the loss of forager territory and autonomy was an even more serious problem than the loss of life. Colonialism was the first phase of a dramatic world-wide cultural transformation that produced a single global-scale culture based on the commercial market economy.“³

En este trabajo se analiza además de la historia, también la etnografía de los tehuelches.. Es un intento de esclarecer un tanto las confusas denominaciones de

³ Bodley, John H.: Hunter-gatherers and the colonial encounter. In: Lee, Richard, Daly, Richard (Ed.) . The Cambridge Encyclopedia of Hunters and Gatherers. Cambridge 1999:465

las diversas etnias y sus posiciones geográficas. La parte etnológica de este estudio gira en torno a los datos hallados en las fuentes acerca de la lengua, el aspecto y estilo de vida, forma de subsistencia, estructuras socioeconómicas y sociopolíticas - haciendo hincapié en el "gender" . En cuanto a la secuencia de las fuentes, el método seguido es el de la etnohistoria.

Debido a su estatura, los primeros tehuelches que los europeos vieron en 1520 figuran en la historia de los descubrimientos como los "gigantes de Patagonia". Su vestimenta hecha de pieles y su estilo de vida nómada se correspondían perfectamente con esta imagen. Estos cazadores-recolectores se alimentaban ante todo de carne de guanaco y de avestruz. La piel del guanaco la utilizaban sus mujeres para fabricar mantos de pieles adornados con pinturas, y las cubiertas de sus tiendas. Una vez conocido el caballo, los tehuelches prefirieron utilizar para sus tiendas la piel de este animal. Los tehuelches no abandonaron su estilo de vida de cazadores-recolectores, pero adquirieron mayor movilidad, y el transporte de sus mercancías, realizado exclusivamente por las mujeres, empezó a resultarles mucho más fácil. Los hombres sustituyeron el arco y la flecha por la boleadora. También aumentaron los contactos interétnicos. Los tehuelches supieron integrar los elementos culturales de otros grupos en su propia cultura, pero transformándolos según sus propias concepciones. De todo ello dan testimonio sus juegos, barajas, arreos para los caballos, pipas y joyas.

La totalidad de la estructura étnica quedó destruida tras la conquista del desierto. Con la pérdida de sus territorios y obligados a adoptar una forma de vida sedentaria, cambiaron radicalmente su estilo de vida. No hubo de pasar mucho tiempo hasta la desaparición total de la parte norte de Tehuelche, en los años 50 del siglo XX.

SUMMARY

Since the first appearance when Europeans entered the stage, South America has undergone a process of massive alternations on both sides of the Andes. The Araucanians in the area of what is today Chile and the Tehuelches in Argentina soil were brought the great advantage of the horse and made an optimum of it's use. The cultures of hunters-gatheres in the Pampa and in Patagonia welcomed this animal as means of transport as well as supplier of meat. The Araucanians learned soon, already during the 16th century how to use horses for their raids on Spanish settlements. The "malones" how contemporaries called these raids were significantly characterized by unattended approach in the dark, an overwhelming attack and a quick retreat, belonged to the greatest threads of the Pampa during the 18th century. While colonization advanced and the Tehuelches were disposed of their land step by step a number of Araucanian groups migrated over the Andes to dwell on the very brim of the Eastern Cordilleras. The area of Neuquen became the melting pot of hybridation between Tehuelches and Southern Araucanians, the Huilliches. In the 19th century the increase of hostilities between confederated Indian bands and the colonists reached an unbearable degree and violent armed conflicts became more frequent until General Roca in his "conquest of the desert"-campaign (1878-1883) defeated the Indians and put an end to this unbalanced struggle.

"The colonial encounter experienced by hunter-gatherers was a human disaster of genocide , ethnocide and ecocide which only a few survived, but the loss of forager territory and autonomy was an even more serious problem than the loss of life. Colonialism was the first phase of a dramatic world-wide cultural transformation that produced a single global-scale culture based on the commercial market economy."

Besides history this contribution deals with the ethnography of the Tehuelche people. An attempt has been made to clarify the often confusing terms and definitions of indiginous people and their geographical positions. The material concerning language, appearance habits (way of life), subsistence, socio-economical and socio-political structures with special regard to genders based on the available sources is subject of the ethnographical part of the work. Special attention has also been paid to the sequence of sources in the sense of ethnohistory. The Tehuelches first seen in 1520 found their way as "Giants of Patagonia" into the pages of history of the discoveries. This description was appropriate for their appearance of wearing fur

clothing and because of their way of living as nomads. The subsistence of these hunter-foragers consisted mainly on the guanaco and the ostrich.

Women used the fur of the guanaco for sewing artistically painted furcapas and covers for their tents. After the introduction of the horse the Tehuelches preferred the hide of these animals for their tents. The Tehuelches did not change their life-style as nomads, but they became more mobile and the transport of their goods - handled exclusively by women – became easier. Instead of the use of their bows and arrows hunters got more accustomed to the boleadora.

Inter-ethnic contacts became easier, too. The Tehuelches integrated elements of culture of other groups into their own culture as well as they altered them in the way of their own imagination. This can be documented with regard to games, playing cards, tobacco pipes and jewellery.

The whole ethnical structure was destroyed completely after the “conquest of the desert”. The loss of their land and finally the obligation for being stationary changed their way of life radically. It did not take long until, in the 1950’s, the last of the Northern Tehuelche , Kalaqapa, deceased.

LEBENS LAUF

Am 27. September 1944 wurde ich als Tochter von Karl und Gertrud Thiel in Wien geboren. Von 1950 bis 1954 besuchte ich die Volksschule, von 1954 bis 1958 die Hauptschule des Herz Maria Klosters in Wien 1180, Lacknergasse 89, danach die Handelsakademie der Wiener Kaufmannschaft in Wien 1080, Schönborng. 3 – 5, an der ich 1962 die Matura ablegte.

Nach einjähriger Bürotätigkeit wechselte ich den Beruf. Ich belegte einen dreimonatigen Wifi-Kurs für Schaufenstergestaltung und übte diese Tätigkeit bis 1967 aus. In diesem Jahr beschloss ich, mich in der Pädagogische Akademie der Erzdiözese Wien zur Volksschullehrerin ausbilden zu lassen und legte meine Lehramtsprüfung 1969 mit ausgezeichnetem Erfolg ab. Ab diesem Zeitpunkt war ich als Volksschullehrerin in Wien tätig.

Während des Besuchs der Pädagogischen Akademie bekam ich Lust zum Studieren. Ab 1971 wurde ich zunächst außerordentliche Hörerin, weil die vierjährige Handelsakademie nicht zum Vollstudium berechnigte. Ich holte die entsprechenden Prüfungen nach. Meine ursprüngliche Absicht, Pädagogik und Psychologie zu belegen, gab ich aber auf und entschied mich für Ethnologie.

Durch die Eheschließung mit Dr. Ervin Papp, die Familiengründung und die Geburt eines Sohnes, Zoltán Heinrich, und durch meine engagierte Tätigkeit in meinem Beruf gelang es mir nicht, mein Studium abzuschließen. Erst seit zwei Jahren stand mir durch meine Frühpensionierung die nötige Zeit dafür zur Verfügung.

ABBILDUNGS- UND KARTENVERZEICHNIS

Plan A: Figur 1 aus Casamiquela 1969	8a/ 23
Plan B: Figur 2 aus Casamiquela 1969	9a/ 25
Plan C: Figur 3 aus Casamiquela 1969	9b/ 26
Plan D: Verteilung der Ethnien nach Cardiel und Strobel (eigene Skizze)	11a/ 29
Plan E: Verteilung der Ethnien nach Sanchez Labrador (eigene Skizze)	12a/ 31
Plan F: Verteilung der Ethnien nach Lozano (eigene Skizze)	12b/ 32
Plan G: Verteilung der Ethnien nach Falkner (eigene Skizze)	13a/ 34
Escaladas Aufstellung der Klassifikation Falkners (Casamiquela 1965:130)	
Schematische Darstellung des „Tehuelchenkomplexes“ nach Escalada (Imbelloni 1949b:232)	15a/ 37
Plan H: Gebiete der Tehuelche nach Escalada	17a/ 40
Höhlen in Patagonien (Borrero und McEwan 1997:33)	53a/ 76
Felsbild „Negative Hände“, Cueva de las Manas, Rio Pinturas, Argentina (Borrero und McEwan 1997:38)	54a/ 78
Felsbild „Weibliches Guanako mit Jungem“, Rio Ibañez, Aisén (Mena 1997:48)	54a/ 78
Musters Reiseroute durch Patagonien (Karte von Musters 1873)	152a/176
Die Entwicklung der Kolonisation von 1878 – 1910 in Südpatagonien (Martinic 1997:167)	182a/ 207
Zwei Bilder von Imbellonis Forschungsreise (Imbelloni 1949:Tafel II)	222a/ 247
Bemalte Guanakohaut und bemalte Pferdehaut (Lothrop 1931:33; Schuster 1961:422)	396a/ 421

INHALTSVERZEICHNIS	580
DIE TEHUELCHEN	1
ÜBERBLICK	2
VORWORT	2
EINLEITUNG	4
PATAGONIER – TEHUELCHEN	15
PATAGONIEN UND DIE PAMPA: GEOGRAPHIE UND WIRTSCHAFT – AUSBLICK AUF DIE HEUTIGE SITUATION.	15
SCHÄTZUNGEN ZUR ZAHL DER INDIANER:	17
DER LEBENSRAUM DER TEHUELCHEN IN DEN EINZELNEN JAHRHUNDERTEN NACH CASAMIQUELA	20
DER NAME TEHUELCHEN	27
QUELLENLAGE	43
SPRACHE	60
EINIGE BESONDERHEITEN	64
ZUM THEMA AUSSPRACHE	66
ZUM THEMA GRAMMATIK	67
DIE SPRACHLICHE BEGABUNG DER TEHUELCHEN	69
MEHRSPRACHIGKEIT BEI DEN TEHUELCHEN	71
SPRECHWEISE UND SPRECHGEWOHNHEITEN	72
DAS MITTEL DER ZEICHENSPRACHE	74
HISTORIE – BEGEGNUNGEN UND NICHT-BEGEGNUNGEN	75
PRÄHISTORIE UND AUSGRABUNGEN	75
ZWEI WELTEN TREFFEN AUF EINANDER	80
PORT FAMINE: DER GESCHEITERTE SIEDLUNGSVERSUCH	85
GRÜNDUNG VON BUENOS AIRES – EINEM UNRUHIGEN HAFEN	90
BEGINNENDE „ARAUKANISATION“ DER PAMPA	94
EINE BEGEGNUNG MIT BERITTENEN INDIANERN	96
GRÜNDE FÜR DIE JESUITENMISSIONEN	98
DIE JESUITENREDUKTIONEN IN DER PROVINZ BUENOS AIRES	100
ZERSTÖRUNG DER SÜDLICHEN MISSIONEN	105
WEITERE KRIEGSHANDLUNGEN	109
DER „MALON“ ALS POLITISCHES DRUCKMITTEL	110
DIE GRÜNDUNG NEUER SIEDLUNGEN	113
EINE BEGEGNUNG IN SAN JULIAN	114
DIE ERFORSCHUNG DES RIO NEGRO	118
MEHR WEIßE INS LAND!	124
DIE EXPEDITION MALASPINA	125
DER INDIO DES DESIERTO	127

EIN FORSCHER BEOBACHTET EINEN MALON	128
LANZEN	131
RÜSTUNGEN	132
KAMPFMETHODEN	133
DARWIN UND ROSAS	134
MARIA UND DER ALKOHOL	140
„HOPE DEFERRED NOT LOST“	144
THEOPHILUS SCHMID, MISSIONAR UND SPRACHWISSENSCHAFTLER	149
DIE MISSIONSSTATION IN CARMEN DE PATAGONES	152
GEFANGENSCHAFT UND VERSKLAVUNG	154
DER KAZIKE LLANQUITRUE	156
GUILLERMO E. COX, FORSCHUNGEN AM RIO NEGRO	161
GEORGE CHAWORTH MUSTERS IN PUNTA ARENAS	163
DIE HANDELSSTATION PAVÓN	165
DURCH HANDEL ERWORBENE WAFFEN	169
CASIMIRO BIGUÁ, KAZIKE VON EIGENEN GNADEN	170
IM ZELT MIT ORKEKE	173
DIE WALLISISCHE KOLONIE AM CHUPAT (IN CHUBUT)	175
DIE BERATUNGEN DER TEHUELICHE UND MANZANEROS	179
MUSTERS ALS GESANDTER DER TEHUELICHE	181
DIE ERFORSCHUNG DES LANDESINNEREN DURCH MORENO UND LISTA	186
ZWEI JAGDPARTIEN IN PATAGONIEN	193
URSACHEN FÜR DEN „WÜSTENFELDZUG“	196
DIE CONQUISTA DEL DESIERTO	199
SHAIHUEQUE, INACAYAL UND FOYEL NACH DER „CONQUISTA DEL DESIERTO“	202
SCHAFE, DIE „WEIßEN GUANAKOS“	205
DIE SALESIANER IM SÜDEN PATAGONIENS	209
„EL JIMMY“, THE OUTLAW ODER DER WALLISER RADBOONE	217
„ES UNA RAZA QUE SE VA“	223
AM ENDE DER WELT	229
GIBT ES WEGE AUS DER TRISTESSE?	232
WISSENSCHAFTLICHE ERFORSCHUNG DER AUSSTERBENDEN KULTUR DER TEHUELICHE	235
WAS BLEIBT, IST DIE ERINNERUNG	240
ÄUSSERES ERSCHEINUNGSBILD	242
GRÖßE DER TEHUELICHE	242
KÖRPERBAU UND KÖRPERLICHE MERKMALE	248
ANBLICK DER TEHUELICHE	252
BEMALUNG DER GESICHTER	253
KÖRPERBEMALUNG	256
SÁIN	258
HAARTRACHT	258

HAARTRACHT DER MÄNNER	259
HAARTRACHT DER FRAUEN	259
HAARPFLEGE	260
KÖRPER- UND GESICHTSHAAR	261
HYGIENE	261
UNGEZIEFER	264
WESENSART	264
DIE KLEIDUNG DER TEHUELCHÉ	268
QUILLANGOS	269
LENDENSCHURZ UND CHIRIPÁ BEI DEN MÄNNERN	270
LENDENSCHURZ DER FRAUEN	271
BEINBEKLEIDUNG	272
GÜRTEL	275
HAARBÄNDER	276
HÜTE	278
STRAUßENFEDERN ALS KOPFSCHMUCK	278
KINDERBEKLEIDUNG	279
KINDERTRAGEN	280
WEBEN	282
ÜBERNOMMENE KLEIDUNG	284
SCHMUCK	286
KETTEN	287
OHRGEHÄNGE	287
FIBELN	288
ANDERE SCHMUCKSTÜCKE	289
SUBSISTENZ	292
JAGD	292
JAGD ALLGEMEIN: JAGDMETHODE	294
JAGEN VERSCHIEDENER TIERE	299
NUTZUNG UND ERNÄHRUNG	300
VOM PFEIL UND BOGEN ZUR BOLEADORA	301
BOLEADORA.	305
MATERIAL UND HERSTELLUNG	306
BOLA PERDIDA	308
DIE DOPPELTE BOLEADORA	309
DIE DREIFACHE BOLEADORA	311
„SOGAS“, DIE VERBINDUNGSLEINEN	313
HANDHABUNG DER BOLEADORA	314
HOHES ALTER DER BOLEADORA	316
GUANAKOS	317

JAGD AUF GUANAKOS	319
NUTZUNG DER GUANAKOS	324
ERNÄHRUNG: GUANAKOS	325
VORRATSWIRTSCHAFT - CHARQUI	328
STRAUß – RHEA AMERICANI UND RHEA DARWINII	329
JAGD AUF STRAUß	332
NUTZUNG DER STRAUß	334
ERNÄHRUNG: STRAUß	335
PFERD	338
AUSSEHEN DER PFERDE	340
EINFANGEN WILDER PFERDE	341
LASSOS	342
ZÄHMUNG UND BEHANDLUNG DER PFERDE	344
REITGESCHIRR	347
ZAUMZEUG	348
ZÜGEL	348
SATTEL	349
STEIGBÜGEL	350
SPOREN	351
FUßFESSELN FÜR DIE PFERDE	352
BEDEUTUNG DER PFERDE FÜR DAS LEBEN DER INDIANER	352
ERNÄHRUNG: PFERD	356
HUNDE	359
RINDER UND SCHAFE	361
ERNÄHRUNG: RINDER UND SCHAFE	362
SAMMELN VON SCHALENTIEREN UND VOGELEIERN	363
SAMMELN VON PFLANZEN	364
PFLANZEN ZUM ZWECHE DER HEILUNG UND DER HYGIENE	367
SOZIOÖKONOMISCHES GEFÜGE	369
NOMADISMUS	369
<i>BEVORZUGTE LAGERPLÄTZE</i>	374
<i>AUSSEHEN UND GRÖßE DER ZELTE</i>	376
<i>DIE ZELTE DER AÓNIKENK</i>	377
<i>DIE ZELTE DER GÜNÜNA KÜNE</i>	379
VARIANTEN BEZÜGLICH DER ZELTGRÖßE	380
DAS ZELTINNERE	382
FEUERERZEUGUNG	386
VERSCHIEDENE GERÄTE, GEFÄßE UND WERKZEUGE	386
MUSCHELSCHALEN, GÜRTELTIERPANZER	387
BEHÄLTER AUS UNTERSCHIEDLICHEN MATERIALIEN	387
GEFÄßE ODER GERÄTE AUS HOLZ	388

EISENGESCHIRR	389
TONSCHERBEN	389
WERKZEUGE ZUR FORMVERÄNDERUNG	390
MESSER	390
AHLEN	391
SCHABER	391
WERKZEUGE FÜR METALLSCHMUCK	392
PFLEGE DER ZELTPLÄTZE	393
AUF- UND ABBAU DER ZELTE	395
ARBEITSTEILUNG UND ARBEITSAUFWAND DER GESCHLECHTER	398
ZIELGERICHTETER NOMADISMUS	401
SALZ	401
NOMADISMUS ZUM ZWECHE DES HANDELS	402
UNFAIRER HANDEL: THEY NEVER SURVIVE THE CIVILISATION OF THE BOTTLE	407
DAS WICHTIGSTE HANDELSGUT DER TEHUELICHE, DIE QUILLANGOS	409
HANDEL MIT DEN QUILLANGOS	410
AUSSEHEN DER QUILLANGOS	411
TIERFELLE FÜR QUILLANGOS	413
HERSTELLUNG DER QUILLANGOS	414
BEMALUNG DER QUILLANGOS	418
ALTER DER QUILLANGOS UND DER MUSTER	423
GEHANDELTE GÜTER	424
EINGETAUSCHTE NAHRUNGSMITTEL: OBST	426
BROTWAREN	426
MATE	427
KAFFEE	429
ALKOHOLISCHE GETRÄNKE	429
ALKOHOL GEWINNT AN BEDEUTUNG	431
ALKOHOL ALS VERURSACHER VON LEID	433
NICHT ALLE TRANKEN	437
TABAK	438
PFEIFEN	442
SHARING BEI DEN TEHUELICHE	443
ZUBEREITUNG DER MAHLZEITEN	445
UNREGELMÄßIGE MAHLZEITEN	447
ESSGEWOHNHEITEN	449
WASSER	450
DER VORTEIL DES TEILENS FÜR JÄGER UND SAMMLER	451
SOZIOPOLITISCHES GEFÜGE	454
DIE TEHUELICHE- BAND	454
DAS LEBEN IN DER TOLDERIA	455

INHALTSVERZEICHNIS	585
EGALITÄRE BANDS	458
SHARING IM SOZIALEN SINN	459
KAZIKEN	465
DER MACHTBEREICH DER KAZIKEN	470
REDEKUNST	473
PARLAMENTOS	474
TERRITORIALBESITZ ODER NICHT?	476
RAUCHZEICHEN	478
BEGRÜBUNGSZEREMONIE – ETIKETTE	482
BEZIEHUNGEN ZU BENACHBARTEN ETHNIEN	488
DIE EGALITÄRE JÄGER/SAMMLER GESELLSCHAFT	493
NICHT EGALITÄRE JÄGER UND SAMMLER	494
DIE BEZIEHUNG FRAU – MANN	499
GEBURT	501
NAMENGEbung	503
FEST ANLÄSSLICH DER ERSTEN MENSTRUATION	504
BRAUTWERBUNG UND EHESCHLIEßUNG	506
HEIRATSZEREMONIE UND EHE	510
MONOGAMIE UND POLYGAMIE	511
TOD UND BEGRÄBNIS	512
ZUM ALTER DER TEHUELCHEN	517
PERSÖNLICHER BESITZ	518
STELLUNG UND PFLICHTEN DER FRAUEN	519
STELLUNG UND PFLICHTEN DES MANNES	520
FREIZEITVERHALTEN	522
SPIEL UND SPORT	523
TRADITIONELLE SPIELE	523
SPIELE AUS DER ZEIT NACH DER KONQUISTA	526
VERSCHIEDENE GLÜCKSBINGER	532
KINDERLIEBE, KINDERERZIEHUNG	533
ERWACHSENWERDEN BEI DEN TEHUELCHEN	536
DIE SPIELE DER KINDER: KNABEN	537
DIE SPIELE DER KINDER: MÄDCHEN	538
DER STATUS DER MÄNNER UND FRAUEN	539
DIE KULTURELLEN UND SOZIALEN FOLGEN DES WÜSTENFELDDZUGES	543
WOHNSITUATION	545
FOLGEN DER ERZWUNGENEN SESSHAFTIGKEIT	548
MESTIZIERUNG	549
ZUSAMMENFASSUNG	554
LITERATURVERZEICHNIS	559

INHALTSVERZEICHNIS	586
RESUMEN	574
SUMMARY	576
LEBENS LAUF	578
ABBILDUNGS- UND KARTENVERZEICHNIS	579